

Eike U. Decker

»REZESSIVE« INFORMATION IN SPRACHE

Ein probabilistisches Informationsmodell
als Grundlage informationslinguistischer
und systemlinguistischer Ansätze



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

„Rezessive“ Information in Sprache
“Recessive” Information in Language

Eike U. Decker

„Rezessive“ Information in Sprache

Ein probabilistisches Informationsmodell als
Grundlage informationslinguistischer und
systemlinguistischer Ansätze

“Recessive” Information in Language

A Probabilistic Information Model as
the Basis of Informational Linguistics and
Systems Linguistics



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

Über den Autor

Eike U. Decker studierte Germanistik und Geschichtswissenschaften an der Universität Heidelberg und der Universität Wien. 2017 schloss er das Studium mit Staatsexamen ab und promovierte 2018 zu linguistischer System- und Informationstheorie. Er arbeitet als Software Engineer bei einem internationalen IT-Unternehmen.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist unter der Creative Commons-Lizenz 4.0 (CC BY-SA 4.0) veröffentlicht. Die Umschlaggestaltung unterliegt der Creative-Commons-Lizenz CC BY-ND 4.0.



Publiziert bei heiBOOKS,
Universitätsbibliothek Heidelberg 2019.

Die Online-Version dieser Publikation ist auf heiBOOKS, der E-Book-Plattform der Universitätsbibliothek Heidelberg, <https://books.ub.uni-heidelberg.de/heibooks>, dauerhaft frei verfügbar (Open Access).

urn: nbn:de:bsz:16-heibooks-book-632-6

doi: <https://doi.org/10.11588/heibooks.632>

Text © 2020, Eike Decker

ISBN 978-3-948083-22-9 (Hardcover)

ISBN 978-3-948083-21-2 (PDF)

für J.

Vorwort und Danksagung

Die vorliegende Arbeit wurde im Oktober 2018 als Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde bei der Neuphilologischen Fakultät der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg unter dem Titel „*Rezessive“ Information in Sprache. Vorschlag einer Terminologie für ein probabilistisches Informationsmodell zur Beschreibung von Sprachvarietät, Sprachwandel und Sprachgenese. Eine Untersuchung schwerpunktmäßig anhand des Deutschen unter Einbeziehung komparatistischer und interdisziplinärer Ansätze* eingereicht.

Ich danke meiner Universität für die Jahre der wissenschaftlichen Schulung und Reifung, ohne die die vorliegende Arbeit nicht möglich gewesen wäre. Besonderer Dank aber gebührt den Betreuern meiner Arbeit, Prof. Dr. Jörg Riecke (Universität Heidelberg) und Prof. Dr. Jochen A. Bär (Universität Vechta). Mein Doktorvater, Herr Riecke, war es, dessen wohlwollendem Ohr ich erste vage Ideen für ein mögliches Promotionsprojekt vortrug, und er war es vor allem, der mich dabei von Beginn an konstruktiv und durchaus kritisch unterstützte, mich für etwaige Probleme in der Umsetzung meiner Projektideen sensibilisierte, aber zugleich immer Lösungen anbot, wo er sie sah. Lernte ich ihn schon früh in meinem Studium als Dozent zu schätzen, so bin ich ihm spätestens seit der Zeit, in der ich meine Examensarbeit verfasst habe, für sein Engagement für mich und mein Tun dankbar. Schon die Betreuung dieser Examensarbeit betrieb er mit mehr zeitlichem Aufwand, als man es erwarten darf, und mit einem Vertrauensvorschuss, der einen zusätzlichen Ansporn für eine gewissenhafte Arbeit darstellte. Sollte ich ihm hierfür nicht schon damals ausreichend Dankbarkeit gezollt haben, so möchte ich es hiermit tun. Und auch sein Engagement für mich im Zusammenhang mit der vorliegenden Arbeit möchte ich als wohlwollend, zuverlässig und in höchstem Maße hilfreich bezeichnen; alle Interaktionen waren stets von Freundlichkeit und Vertrauen geprägt. Umso schwerer traf mich sein unerwarteter früher Tod, mit dem neben einem großen Linguisten vor allem auch ein großartiger Mensch von uns gegangen ist.

Ferner danke ich Kerstin Roth, der ich für viele wertvolle, keinesfalls nur linguistische, aber insgesamt stets aufbauende Gespräche und ihren schier unerschöpflichen Optimismus dankbar bin, Marcus Scheiber, der mir sein Ohr lieh, wann immer ich es brauchte, und mich mit konstruktiver Kritik auf noch bestehende Probleme innerhalb meiner Arbeit aufmerksam machte, und Felix Ahrens aus dem Fachbereich Physik, der mit viel Geduld meine Fragen rund um mathematische oder physikalische Problemstellungen und Gedankenspiele, die sich ab und an ergaben, beantwortete. Sollten sich in der Arbeit diesbezüglich noch Fehler finden lassen, so trifft ihn dafür keine Schuld, vielmehr muss es sich dann um

Versäumnisse meinerseits handeln, um Sachverhalte, die ich ihm wohl nie vorgetragen oder vielleicht missverstanden habe. Johanna Mast und Juliane Renner danke ich für die hilfreichen Hinweise und Unterstützungen bezüglich der englischsprachigen Teile dieser Publikation.

Selbstverständlich möchte ich auch all meinen Freunden und Liebsten danken, die mich während der Dauer meines Promotionsprojekts unterstützt haben und mir mit Rat und Tat zur Seite standen, dabei manchen Kummer von mir ertrugen und mit meiner gelegentlich unvermeidbaren Abwesenheit bei geselligen Runden leben mussten.

Zuletzt danke ich auch all jenen, die an den kleineren empirischen Erhebungen, die in diese Arbeit integriert sind, teilgenommen haben, sowie den Menschen, die mir bei zufälligen Begegnungen oder mit beiläufigen Bemerkungen Unterstützung unterschiedlichster Art zukommen ließen, ohne dass es ihnen bewusst wäre.

Vielen Dank!

Und so erfüllt es mich angesichts der Personen und Institutionen, denen ich Dank schulde, und vor allem angesichts des wundersamen Untersuchungsgegenstands, der Sprache, mit tiefer Demut, die vorliegende Arbeit zu einer Vollen- dung gebracht zu haben, wie ich schon im Bewusstsein der vielen weniger pri- vilegierten Biografien meiner Mitmenschen in der Welt für die Möglichkeit des dazu erforderlichen Studiums dankbar bin. Als Ameise der Sprache und ihrer Wissenschaft verneige ich mich also demütig und hoffe, mich mit vorliegender Arbeit als dienlich erwiesen zu haben.

Die Arbeit ist unter nicht ganz einfachen Umständen in größerer Eile, als mir lieb gewesen wäre, entstanden. Wenn mir das Schicksal gnädig ist, will ich wie- der in die Lehre gehen.

Heidelberg, Mai 2020

EIKE U. DECKER

Inhalt

o – English Summary.....	13
o.1 – The Model Introduced in this Book.....	13
o.2 – Abstracts of the Chapters of this Book.....	21
o.2.1 Abstract of Chapter 1	22
o.2.2 Abstract of Chapter 2	22
o.2.3 Abstract of Chapter 3	23
o.2.4 Abstract of Chapter 4	24
o.2.5 Abstract of Chapter 5	24
o.2.6 Abstract of Chapter 6	25
o.2.7 The Content of the “Anhang” (≅ ‘Appendix’).....	26
1 – Einleitung	27
1.1 – Einführung und Problemstellung	35
1.2 – Das Konzept der Rezessivität in der Vererbungslehre der Biologie	40
1.3 – Ein allgemeines Rezessivitätsmuster und seine Anwendung auf Sprache.....	44
1.4 – Aufbruch ins Neuland? Der bisherige Forschungsstand	63
1.4.1 – Bisherige Annahmen zur Speichergestalt und Speicherfunktion von Sprache	64
1.4.2 – „Möglichkeiten“ und „Wahrscheinlichkeiten“ in Sprache und Sprachwissenschaft.....	71
1.4.3 – Rezessive Information in Sprache und ihr Verhältnis zu implizitem Wissen, sprachlicher Implikatur und vergleichbaren Vorstellungen.....	81
1.5 – Vorüberlegungen zur Organisation von Sprache und zur Suche nach Speicherorten rezessiver Information in Sprache.....	91
1.5.1 – Allgemeine Schwierigkeiten der semantischen Forschung und Arbeitsdefinitionen von <i>Bedeutung</i> und <i>Information</i>	92
1.5.2 – Das Mentale Lexikon und der Zusammenhang von Sprache und Kognition.....	100

Inhalt

2 – Die Theorie rezessiver Information in Sprache und die Speicherung derartiger Informationen	145
2.1 – Eine lexikalische Annäherung an mögliche Speicherorte rezessiver Information in Sprache.....	146
2.1.1 – Entwicklungsweisen in Sprachsystemen: Innovation, Schwund und Kontinuität	147
2.1.2 – Welche Mechanismen stecken hinter Innovation, Schwund und Kontinuität?	157
2.1.3 – Formen der Entlehnung auf lexikalischer und morphologischer Ebene	167
2.1.4 – Semantische Relationen und rezessive Information	214
2.1.5 – Die Ausdrucksseite sprachlicher Zeichen und ihre Bedeutung für das Konzept sprachlicher Rezessivität	249
2.1.6 – Zusammenfassung: Sprachliche Informationsspeicher auf lexikalischer Ebene?	257
2.1.7 – Zwischenfazit: Sprachliche Informationsspeicher auf lexikalischer Ebene. Einige Präzisierungen und terminologische Ergänzungen....	261
2.2 – Über das rezessive Speichern phonologischer Information.....	273
2.2.1 – Das Allgemeine Rezessivitätsmuster in der historiolinguistischen Betrachtung von Phonologie	275
2.2.2 – Rezessive Information auf phonologischer Ebene.....	288
2.2.3 – Zusammenfassung: Die rezessive Speicherkapazität phonologischer Systeme und ihrer Elemente sowie die Konsequenzen für das linguistische Rezessivitätsmodell	305
2.3 – Superposition in Sprache? Die Frage nach dem, was ist (und wie es ist)	313
2.4 – Über das rezessive Speichern kompositioneller und syntaktischer Strukturen	327
2.5 – Externe Sprachspeicher	336
2.6 – Problematisierungen und Konkretisierungen zu Sprachspeichern und Skizzierung einer <i>Single Sign Theory</i>	346
2.7 – Zusammenfassung: Sprache – ein „genotypischer“ Speicher?.....	352

3 – Evidenz für rezessive Informationserhaltung aus der Geschichte des Deutschen und die Anwendung des Allgemeinen Rezessivitätsmusters ...	361
3.1 – Der Fall von siebenbürgisch-sächsisch <i>auch</i>	368
3.2 – Die Konventionalisierung des <i>werden</i> -Futurs in der Sprachgemeinschaft des Deutschen.....	376
3.3 – Der Dativus absolutus im Althochdeutschen	387
3.4 – Zusammenfassung: Das Allgemeine Rezessivitätsmuster in der Geschichte des Deutschen	397
4 – Exkurs: Ergativität und das Modell sprachlicher Rezessivität.....	401
5 – Zusammenfassung, Fazit und Ausblick	419
5.1 – Das Verhältnis des linguistischen Rezessivitätsmodells zu Optimalitätstheorie und Minimalistischen Programm.....	435
5.2 – Sprachproduktion und Sprachverstehen aus Sicht des linguistischen Rezessivitätsmodells.....	442
5.3 – Implikationen zu Fragen der Sprachgenese und der Existenz von Makrofamilien	451
5.4 – Das linguistische Rezessivitätsmodell und sein Verhältnis zu Erkenntnissen anderer Naturwissenschaften.....	457
6 – Addendum: Über den Nutzen eines Vergleichs zwischen Rezessivität in Sprache und in biologischen Systemen.....	467
Anhang	477
A.1 – Glossar zum linguistischen Rezessivitätsmodell.....	477
A.2 – English Glossary.....	489
A.3 – Formalisierung einiger Grundgedanken zum sprachlichen Genotyp und dessen Ausprägungen.....	499
A.4 – Anmerkungen zur empirischen Studie aus Kapitel 3.3.....	503
A.5 – Abkürzungsverzeichnis	506
A.6 – Literaturverzeichnis.....	509

o – English Summary¹

“Recessive” Information in Language.

A Probabilistic Information Model as the Basis of Informational Linguistics and Systems Linguistics.

o.1 – The Model Introduced in this Book

This book provides a model and a terminology to fill gaps regarding problems linguistics has to explain certain phenomena like syntactic loan or similar changes in (apparently) non- or hardly-connected languages. In the case of similar changes researchers often claim polygenesis to be the answer, but polygenesis either means that new information has to be generated – a quite complex process contradicting e.g. the principle of Occam’s razor – or that there has to be a reason for such parallel developments, which lies in the state a language has had before the change occurred. This reason might be described in terms of “recessive information” and makes an information theoretical and systems theoretical approach necessary.²

The model presented in this book – the linguistic model of recessivity – is a probabilistic information model integrated in systems theory and interdisciplinary approaches; nevertheless focus lies on language rendering a linguistic model. It is built up “bottom up”, i.e. language systems are understood as conglomerates synchronized by the linguistic systems of individuals. Therefore individuals and their perception of language are fundamental for the model. So the “collective level” of language systems is understood to be an abstract, model-like, and simplifying construct that can be used to illustrate more complex connections between the language systems of individuals.

¹ The full discussion and especially the relevant and cited work of other researches can be found in the chapters of this book referred to in this summary.

² The foundations of the systems theoretical approach for the model introduced here are especially the general systems theoretical works by Fagen and Hall (see Fagen/Hall 1956) and Luhmann (see Luhmann 1987).

The linguistic model of recessivity describes mechanisms of information transmission and information transformation and – in some aspects – even of genesis and loss of (at least meta)information within linguistic systems. It aims to uncover which information are preconditions of language change and which information are causing change by taking an information theoretical and systems theoretical look at language systems on individual level (i.e. “mental lexica” in a broader sense of systems covering all linguistic information and carried by an individual).

First of all, some definitions are necessary to clarify what we are talking about. The notion of the model was conceived because of certain observations regarding the history of German that seem to be comparable to the pattern of recessive inheritance in genetics. For example, Proto-Germanic **auke* originally meant ‘and’, then lost this meaning (then meaning ‘also, too’) in Old High German (*ouh*) and later gained the meaning ‘and’ (again) only in the High German dialect of Transylvanian Saxon (*auch*) (see chapter 3.1). Another case is the dativus absolutus in Old High German that is said to be a syntactic loan of the Latin ablativus absolutus, although most researchers agree that there was a dativus absolutus in Proto-Germanic, which might have been lost in the times before Old High German was spoken (see chapter 3.3). Taking observations like these as a starting point for discussion and critical examination, a general definition of “recessive” is extracted by means comparing those linguistic phenomena with the recessive pattern in genetics (see chapter 1.3). “Recessive information” is understood as every information of a genotype that is not perceived and therefore not part of a phenotype; this does not mean that recessive information is lost information. A general pattern of recessivity refers to information that once was part of a phenotype and that then became recessive (i.e. it then was only part of a genotype) and that finally became part of the phenotype again. So, the term of *recessivity* ultimately established in this book is an information theoretical term. I.e., recessivity in language shall not be understood in a biological sense, and also recessivity in genetics shall not be understood in a linguistic sense. Instead both concepts are understood to represent different variants of an underlying informational concept.

If our goal is a linguistic information model covering linguistic recessivity, we now obviously need to define a linguistic genotype and a linguistic phenotype (see again chapter 1.3). So – as working definitions – we define the *linguistic genotype* to be a set of all linguistic information in a linguistic system. Furthermore, we can assume this set to be constant, meaning that – in the context of the

introduced model – the linguistic genotype is the immutable core of every linguistic system. Linguistic systems can be found on both individual levels (located for example in the human mind) and collective levels (as for example a language system like the system of English). As already established, the linguistic model of recessivity understands collective levels as abstract, model-like, and simplifying; it focusses on language systems on individual level as the key factor in linguistic systems analysis.

The *linguistic phenotype* is defined as a set of all linguistic information that is actually “perceived”. Perception of linguistic information is understood as a mental representation of linguistic information and thus can be effected by a physical stimulus as well as by thought – or rather: A perception of linguistic information can be caused by processes within the prevailing linguistic system or by interactions between this system and its environment.

Here, we understand *linguistic information* as all information that can be considered to be part of the Saussurean sign, which consists of a signifier and a signified.

Consequently, it is understood that linguistic information is mostly recessive and only temporarily phenotypified ($\hat{=}$ ‘to be part of the phenotype’). If we describe the linguistic genotype G , the linguistic phenotype P and the recessive linguistic information of a linguistic system R as sets, we see that:

- 1.) $\forall x \in R: x \in G \wedge x \notin P$
- 2.) $|P| \leq |G| \geq |R|$
- 3.) $G = P \dot{\cup} R$

Furthermore, we now need to adjust the terms language production and *language perception* for they can be confusing due to the fact that *perception* is a central term in our model. This is one of the reasons why I propose to replace the term *language perception* with *genesis of a signified* (triggered by the physical stimulus of a signifier) and the term *language production* with *genesis of a signifier* (triggered by a signified which might be meant to be uttered in order to exchange information regarding this signified). Another reason for this terminological replacement is the precision of the introduced terms, especially when understanding both processes as ways to complete the two-sided Saussurean sign (see chapter 5.2). Because we regard the information of a trigger in those processes also as a linguistic information this model makes linguistics “start” one step before, for example, the Minimalists “start” their linguistic studies (for their first step is usually the so-called “numeration” (see chapter 5.1 and 5.2), which consists of picking a set of linguistic elements that shall be formed to an linguistic expression later on (in our model, this would be the second step)).

It is assumed that a “genesis of a signifier” starts with a signified as trigger: an information the sender wants to transmit to an addressee (or rather “receiver”). There is now a huge number of possibilities how the signifier can be *phenotypified* and the sender has to “choose” one (or more) of those possibilities which are all part of the linguistic genotype. To make a choice the sender will recapitulate the probabilities of the possibilities of phenotypification according to the intended information of the trigger.³ The knowledge of linguistic conventions, therefore, is an important determinant for the final choice, because the sender aims to be understood in the way he/she/it intended. Every linguistic information phenotypified (regarding both the signified and the signifier) becomes part of the linguistic phenotype within the linguistic system of the sender (which is, of course, a linguistic system on individual level); every other linguistic information in the system stays recessive. So we see that a linguistic system on an individual level consists at least of the linguistic genotype (providing the linguistic information that can be phenotypified) and linguistic metainformation (such as probabilities for the actual linguistic information to be phenotypified; those probability distributions are especially sensible for all kinds of contexts a phenotypification might take place at).

As the sender finally sends a phenotypified (and physically encoded⁴) signifier, the receiver has to decode it by choosing a signified that is most likely connected with the signifier sent by the sender (“genesis of a signified”). The receiver recapitulates the probabilities of the (phenotypifiable) signifieds the sender could have meant to finally generate a complete sign consisting of the signifier sent by the sender and perceived (and phenotypified) by the receiver and the signified the receiver has chosen due to the consideration of probabilities. Of course, the receiver – as well as the sender – can rely on linguistic conventions and, again, every information phenotypified by the receiver is part of the linguistic phenotype of the receiver’s linguistic system, every other information stays recessive. During a communication both sender and receiver are a *phenotypicator* at some point.

In order to formalize languages and linguistic phenotypifications, we can describe the process of phenotypification as a function f in a mathematical sense (where we meet with some aspects of Montague’s “grammar” (see Montague 1970 and 1973 and chapter 2.6 of this book)). During this process a set P (containing all phenotypified linguistic information) is selected from the set G (i.e.

³ Neither the claim that the sender makes a choice nor the one that he recapitulates the probabilities of the possibilities of phenotypification do necessarily mean that those processes are done in a consciously manner.

⁴ I.e., for example, in a „spoken“ or a „written“ way.

the linguistic genotype) depending on the state of the linguistic system of the phenotypicator S and the state of the carrier of the linguistic system on individual level C at a certain time t . S can be understood as especially consisting of linguistic metainformation (i.e. above all the probability distributions corresponding to the elements of G). C can be understood as a more general appearance of the phenotypicator (including its physical appearance): For example, a human phenotypicator will not be able to phenotypificate phonological information he/she cannot hear or utter (such as ultrasound).⁵ This is why C can only restrict the number of relevant elements of G that could appear in P , but never extend G (which we have already defined as a constant set). So we can conclude:

$$P = f(G, S_t, C_t)$$

In consequence of these assumptions, we have to regard linguistic signs as unstable connections of signifiers and signifieds which can only be stabilized in and for a certain phenotypification (e.g. in a certain communicative act). Both signifiers and signifieds can be understood as packages of smaller information (which one might identify e.g. with phonemes or semes). With regards to a linguistic sign (or more general a linguistic object) independent of a state of phenotypification, we have to assume all possible connections between signifiers on the one hand and signifieds on the other hand to be relevant at the same time – this is due to our inability to tell which linguistic information really is relevant for a linguistic sign without phenotypifying it. This state can be called a “state of *superposition*” (as adapting a quantum physical term) (see chapter 2.3).

Such a broad understanding of linguistic superposition can be interpreted as a claim that language has to be regarded as just one single sign (see the “Single Sign Theory” (SST) introduced in chapter 2.6) taking new shape each time it is used – this sign can be identified to be the constant set we called “linguistic genotype”.⁶ To make such an assumption helpful, one could now use the already

⁵ Although this book focusses on human natural language, the introduced model is generally open to non-human phenotypicators as, for example, an AI that is capable of using languages as humans do – although such an AI does not exist yet, it should still be in consideration when we work on general language theories or models as the one introduced here.

⁶ It is worth mentioning that the fact that we assume every linguistic information that can be part of a signified to be part of the linguistic genotype does not necessarily mean that language is capable to cover all possible meanings in the world. So the linguistic model of recessivity regards language as a communication system – or more general: information (transmitting) system – with some characteristic purposes and abilities. Language shall not be misunderstood as a system to express meaning per se. This is why we could, for example, argue that emotional meanings cannot

introduced probabilistic approach: A linguistic sign – free of a state of phenotypification – consists of both a set of signifiers and a set of signifieds plus a probability distribution. This means that every combination of a signifier (i.e. an element or a subset of the set of signifiers) with a signified (i.e. an element or a subset of the set of signifieds) has a certain probability (and the probability distribution represents all of those probabilities); such a probability depends on the context of each phenotypification. Nevertheless, those probability distributions are – due to synchronizations as described by Herrgen and Schmidt (2011) – stabilizing on a collective level, notwithstanding that full stability is reached. If we define a certain signifier, all linguistic information that is information that can be part of a signified is superposing; if we define a certain signified, all linguistic information that is information that can be part of a signifier is superposing – only if we phenotypificate the whole sign (which we obviously will do by thinking about it⁷), the sign can reach a stable state. Superposing information can be weighted corresponding to the underlying probability distributions representing their probability to be phenotypified.

Adopting the model of synchronizations by Herrgen and Schmidt (see chapter 1.5.2.3) we can identify linguistic systems on a collective level as being abstract and above all temporary. In order to communicate, two linguistic systems on individual level synchronize with each other, generating a linguistic system on a collective level, which exists only during this synchronization. Nevertheless, this linguistic system on collective level can transform the linguistic systems on individual level (which synchronize the linguistic system on collective level) by leaving information about how the communication worked in them: It could i.e. cause changes within the probability distributions regarding possibilities of phenotypifications for certain triggers; those changes can affect one or both of the systems on individual level involved in the synchronization and are especially related to the question whether the communicating individuals regard their communication as successful or not. This “footprint” a linguistic system on collective level might leave in linguistic systems on individual levels can be understood as a linguistic *image* and the process leading to this can be called “*imaging*”. The fact that we can describe linguistic systems on an collective level like English or German proves that such images are very strong in determining the probability distributions within linguistic systems on individual levels (therefore, they have

always be expressed using language, which might be the reason for humans to sometimes feel that they cannot express their feelings with words.

⁷ This is why linguistic superposition will only be relevant for theoretical approaches and to get a better understanding of the “core” of language.

a great influence on upcoming synchronizations; although they are built up “bottom up”, they develop effects in a “top down” manner). But, as already said, linguistic systems on collective levels are considered to be abstract and model-like for they simplify the complex mechanisms of synchronizations; the only way we can get a hold of them is by describing them and their effects as images on individual levels. There is no physical memory of such systems on collective levels, but the physical memory the systems of individual levels provide (i.e., for example, the relevant neural structures in a human brain).

This is why the “genotype” of linguistic systems on collective levels is in fact only a subset of the “real” linguistic genotype we can find on individual level. A linguistic system on a collective level depends on synchronizations and the linguistic elements that get phenotypified and conventionalized during such synchronizations. So there is no constant genotype on a collective level and, therefore, the *Single Sign Theory* can only apply to linguistic systems on individual level (which are by no means considered to be abstract).

Let us now come back to the initially mentioned phenomena from the history of the German language, which we now want to describe in accordance to the linguistic model of recessivity. The first example of a “recessive pattern” was found in the development of Proto-Germanic **auke* ‘and’ to Old High German *ouh* ‘also, too’ that later appears in the High German dialect of Transylvanian Saxon as *auch* ‘and’. The second example was found in the dativus absolutus in Old High German which is usually construed to be a syntactic loan of the Latin ablativus absolutus: It is assumed that it was not originally an Old High German construction, although there is evidence that a corresponding construction already existed in Proto-Germanic.

Let us assume that there actually was a continuity from Proto-Germanic to Old High German and from Old High German to Transylvanian Saxon (the assumption of these continuities is widely accepted in linguistics). Such a continuity can only be understood as a great number of different individuals that continuously synchronized their linguistic systems on individual levels from Proto-Germanic times up to the times of Transylvanian Saxon, i.e. for several generations. The synchronizations these individuals take part in left images of the (abstract) linguistic systems on collective level in their linguistic systems on individual level meaning that the linguistic metainformation they carry got adjusted with presumably every synchronization (i.e. especially the probabilities of phenotypification corresponding to the elements in the linguistic genotype that were phenotypified). The “language change” classical linguistics would describe for this period (covering approximately two thousand years), can therefore not be

understood as a change in the actual linguistic information in linguistic systems, but in the average “cocktail” of linguistic metainformation that the carriers of linguistic systems – i.e. human beings – on individual level are provided with.

So according to the linguistic model of recessivity we can explain both phenomena in a similar way. The linguistic information of Transylvanian Saxon *auch* consists of a signifier for which individuals that are supposed to be part of the Transylvanian Saxon speech community normally carry the metainformation of a high probability of phenotypification for the form *auch*, while individuals that are supposed to be part of the Proto-Germanic or Old High German speech community will carry higher probabilities for the phenotypification of **auke* (Proto-Germanic) and *ouh* (Old High German). The linguistic information of the signified corresponding to this signifier also depends on such probability distribution; so we can assume that the probability for a meaning in the sense of ‘and’ to be phenotypified as quite high for individuals that are supposed to be part of the Proto-Germanic or the Transylvanian Saxon speech community, whereas this probability is significantly lower for those that are supposed to be part of the Old High German speech community. But the linguistic information itself was never fully lost; it remained recessive for a long period (and/or had a high probability to stay recessive).

These assumptions can be applied to the case of the *dativus absolutus* in Old High German as well. We can claim that this construction never got lost (i.e. it was always present in the – constant(!) – linguistic genotype), but its probability to be phenotypified was fluctuating. If we assume that this probability increased in Old High German times in the linguistic systems of individuals that are supposed to be part of the Old High German speech community, then we can by no means claim language contact with Latin to be responsible for the existence of the underlying linguistic information of the *dativus absolutus* (because – again – the linguistic genotype is a constant set). But nevertheless, we can still assume this language contact to be relevant by arguing that the contact with the linguistic system of Latin transformed the metainformation of Old High German speaking individuals regarding the probability of phenotypifying a *dativus absolutus*.

So the linguistic model of recessivity suggests a new perspective on so-called “loaning” in linguistics: It is assumed to be more about processes of transmitting linguistic metainformation than transmitting linguistic information itself. The underlying conviction can be shortly summarized as the assumption that it is always more effort required to generate or include new information in a system than to only rearrange the inner structure of a system such as a “re-weighting” of the connections between the system’s elements. Therefore the assumption that

loaning only transmits linguistic metainformation regarding probability distributions within in the target system⁸ describes more effective and more economical processes than the assumption that new linguistic elements are transmitted into a prevailing linguistic system by loaning does. This is why the new perspective on loaning suggested here is in stronger accordance with logical and physical principles of economy (furthermore, such claims and assumptions are also fundamental for optimality theory and the minimalist program, which are linguistic approaches the linguistic model of recessivity is not part of; but there is, however, a connection between those three approaches with respect to their formalizing aspects and natural scientific claims and convictions).⁹

All in all, the linguistic model of recessivity was originally inspired by linguistic phenomena that are reminiscent of recessivity in genetics, but it is neither a biological or genetic approach to linguistic systems. Instead, linguistic systems are understood in an information theoretical and systems theoretical way. The linguistic model of recessivity is a probabilistic information model that allows us to describe and to analyze core aspects of linguistic systems in a formalized manner. The idea is to provide a precise theory that can cover linguistic systems no matter if they are natural or artificial linguistic systems. This is why the introduced model might also find its use in theoretical aspects of the development of new NLP (“Natural Language Processing”) technologies.

For the English speaking reader I furthermore provide short abstracts of the main chapters of this book (following this introduction) as well as an English glossary that can be found in the “Anhang” (≅ ‘appendix’).

o.2 – Abstracts of the Chapters of this Book

The following English abstracts of the chapters of this book do not aim to provide a complete overview of the chapters, their content, and the included linguistic discussions, but to provide English speaking readers with the information they need to know which parts of the book might be especially relevant for their individual interests.

⁸ I.e. the linguistic system “loaning” from another.

⁹ Regarding the logical problems of the concept of loaning as it is described in classical linguistics see the chapters 2.1.3, 3.1 and 3.3.

0.2.1 Abstract of Chapter 1

(‘Introduction’)

Chapter 1 is above all an introduction. First of all, the linguistic issue regarding Transylvanian Saxon *auch*, as mentioned above, is discussed to show some of the problems classical linguistics has to explain the “recessive-like” pattern we observed. This leads to a discussion of the concept of recessive inheritance in genetics and its parallels to our linguistic observations. We then suppose these parallels to lie in the informational fundament of both biological and linguistic systems leading to the need of an information theoretical and systems theoretical approach to linguistics in order to explain our observations. We then aim to provide such an approach and its fundamental terminology; we define terms like the *linguistic genotype* and the *linguistic phenotype*, a general – information theoretical – *recessive pattern*, and our understanding of terms like *phenotypification*, *mental lexicon* or *lexicalization* within this book. Beneath the discussion of relevant terms from biology and genetics, some neuroscientific definitions (of terms like *perception* or *thought*) are necessary as well. We also recapitulate general systems theory and their adaption to linguistics meeting, for example, the model of synchronizations by Herrgen and Schmidt (see Herrgen/Schmidt 2011). We also take a look at linguistic approaches of the past, especially regarding language change or evolutionary linguistics. It becomes obvious that the distinction between linguistic systems on individual levels and on collective levels will be highly important for the further development of the linguistic model of recessivity. The model needs to focus on the individual level, but keeps in mind the collective one as well as neural aspects of (human) cognition. The model to be introduced in this book is an information theoretical and systems theoretical approach to language.

0.2.2 Abstract of Chapter 2

(‘The Theory of Recessive Information in Language and Where Such Information Can Be Stored’)

In searching for “recessive information” in language, we have to find plausible explanations of where this information can be located within linguistic systems. This leads to comprehensive analyses of a huge variety of linguistic aspects such as phonology (see chapter 2.2), morphology, syntax (see chapter 2.4), and especially lexicology, word formation, and semantic relations (see chapter 2.1). These

analyses are the core of chapter 2. We take a look at those aspects in detail by keeping track of diachronic developments as well as synchronic observations; we discuss the different concepts of linguistic innovation, language change, and borrowing, and argue that linguists need a new perspective with regards to the underlying information theoretical impacts of those phenomena. Doing this, we get a better understanding of both the linguistic phenotype and the linguistic genotype, which finally leads to the introduction of the concept of linguistic superposition (see chapter 2.3) and the Single Sign Theory (SST) (see chapter 2.6). We then discuss “external” linguistic stores such as linguistic information written on a piece of paper or saved as a digital audio recording (see chapter 2.5, where we also meet with the *extended phenotype* by Dawkins (see Dawkins 1999)). In reference to some examples from the history of the German language we can assume that such “external” linguistic stores can also affect the probabilities of phenotypification of the linguistic elements in linguistic systems, and thus can affect phenomena like the ones classical linguistics subsumes under “language change”.¹⁰

0.2.3 Abstract of Chapter 3

(‘Evidence for the Keeping of Recessive Information from the History of German and the Use of the General Pattern of Recessivity’)

As our observations in chapter 2 lead to a deeper understanding of linguistic recessivity, chapter 3 focusses on three examples of a (general) pattern of recessivity (which was defined in chapter 1). Those examples are taken from the history of the (High) German Language and are discussed in detail: First we take a comprehensive look at Transylvanian Saxon *auch*, then we focus on the development of the so-called *werden*-future (a syntactic construction used to express future tense with the help of the auxiliary verb *werden* (≙ ‘to become’), and finally we have a look at the *dativus absolutus* and its possible origin in Old High German. Analyzing these aspects in a diachronic way, we deduce the capability of the linguistic model of recessivity to explain those phenomena in a more formalized way than classical approaches did. Furthermore, the informational prerequisites that a linguistic system and the linguistic processes in question have to provide are far more complex for classical linguistics; this proves the model of

¹⁰ An example is the revival of the Middle High German word *minne* in the early 19th century, when German authors used to glorify the middle ages and found – and then revive – *minne* in old manuscripts (see chapter 2.5).

recessivity to be superior, as it is more in accordance with state-of-the-art approaches like e.g. optimality theory, biolinguistics, or minimalist approaches, and therefore backed up by natural science like physics.

0.2.4 Abstract of Chapter 4

(‘Excursus: Ergativity and the Model of Linguistic Recessivity’)

As chapter 2 and 3 focus mainly on the (High) German language in both a synchronic and a diachronic way, chapter 4 aims to test the linguistic model of recessivity on Non-Germanic and also Non-Indo-European languages. Therefore, we have a look at ergativity. We start by introducing the concept of ergativity and having a look on the different types of ergativity in the languages of the world. We then analyze indications of alignment changes in language history by connecting corresponding works, e.g. regarding the Polynesian languages or the development of split ergativity in Iranian languages. Using those insides and a mathematical approach we can conclude that ergativity can also be considered to be part of the linguistic genotype. A small case study also provides evidence that we can assume “weak” forms of ergativity not only to be recessive in Modern High German, but also to have a corresponding probability of phenotypification that makes ergative-like constructions easy to understand for speakers of German in some contexts, although German is not considered to be an ergative language at all (furthermore, there is no evidence for ergativity in the history of the Germanic languages at least since Proto-Germanic times).

0.2.5 Abstract of Chapter 5

(‘Summary, Conclusion, and Outlook’)

Chapter 5 consists of a summary of the previous analyses. It also aims to further integrate the established model in a broader context. We discuss similarities and differences between the linguistic model of recessivity and both linguistic optimality theory and the minimalist program (see chapter 5.1). In doing so, we also describe the processes of “language production” and “language perceptions” in accordance to our model (it is e.g. suggested to replace those terms with *genesis of a signified* (triggered by the physical stimulus of a signifier) and *genesis of a signifier* (triggered by a signified)) (see chapter 5.1.1). We then discuss the impact

the linguistic model of recessivity has with regards to our perspective on the existence of so-called “macrofamilies” or the origin of human language. In this discussion we meet with, for example, the theories of monogenesis and polygenesis (see chapter 5.3). Finally, we discuss the relation between the linguistic model of recessivity and certain assumptions from other natural sciences like biology or physics. It becomes clear that the linguistic model of recessivity is restricted to linguistic systems, but not only to linguistic systems we find in *Homo sapiens* (see chapter 5.4). This model introduced here will also be capable of providing insights to non-human linguistic systems, such as (in the future) for example AIs or perhaps even other species (no matter if their origin is earth or not) – of course, this does not mean, that there will be no adjustments necessary in the future; but the basis of the linguistic model of recessivity is an information theoretical and systems theoretical and therefore it is proven to be more flexible than language models introduced in classical linguistics (as shown by the analyses in this book).

0.2.6 Abstract of Chapter 6

(‘Addendum: The Benefit of Comparing Recessivity in Language with Recessivity in Biological Systems’)

Chapter 6 is not necessarily considered to be part of the introduction to the linguistic model of recessivity; it is an addendum. The main purpose of this chapter is to discuss the claims of some linguists that language is a living being, an organism (see e.g. Driem 2003, 2008, 2015). It is argued that those approaches usually seem to consist of (at least some) esoteric aspects, but, however, are plausible to some degree. Nevertheless it seems to be more plausible not to describe languages as organisms in a biological sense, but to argue that there is an intersection: Both languages and biological organisms can be understood as having a common basis, which is that they are both built upon or built as an informational system (i.e. both can be described in accordance to systems theoretical aspects and both work on, transform, or transmit some kind of information).

o.2.7 The Content of the “Anhang” (≅ ‘Appendix’)

The “Anhang” is the appendix of this book and provides additional information. First of all, there is the dictionary-like glossary, where concise definitions of the special terms used in this book for the linguistic model of recessivity can be found. This makes it easy and fast to look them up and allows a more comfortable work with the model and its theory. The glossary can be found in both German (chapter A.1) and English (chapter A.2) making those central information accessible for (nearly) everyone who is interested. Furthermore, the appendix provides a chapter with some basic formalizations of the model (chapter A.3), some remarks to the case studies included in this book (chapter A.4), and a list of abbreviations (chapter A.5). Finally, you can find the bibliography listing all works cited in this book (chapter A.6).

1 – Einleitung

Die vorliegende Arbeit fand ihren Ausgangspunkt in Beobachtungen diachroner Sprachentwicklungen des Deutschen, die Erinnerungen an das Muster rezessiver Vererbung gemäß der genetischen Vererbungslehre, die im Wesentlichen auf Gregor Mendel zurückgeht (s. Mendel 1866), wecken. Diese Beobachtungen boten den Anlass, das sprachliche Phänomen intensiv hinsichtlich seiner Parallelen zum rezessiven Vererbungsmuster¹¹ zu untersuchen. Es zeigte sich, dass tatsächlich ausreichend Parallelen bestehen, um Modelle und Termini der Biologie auf Sprachbetrachtungen übertragen zu können; dabei war angesichts der offenkundigen Unterschiede zwischen biologischen und sprachlichen Systemen nicht zu erwarten, dass biologische Begrifflichkeiten unverändert in der Linguistik Anwendung finden konnten, vielmehr bedurfte es sinnvollerweise Anpassungen an den Untersuchungsgegenstand Sprache. Nichtsdestoweniger machen die Ergebnisse dieser Arbeit deutlich, dass zwischen biologischen und sprachlichen Systemen durchaus nennenswerte Schnittmengen bestehen. Insofern knüpft sie insbesondere an die Biolinguistik an, die die Verbindung zwischen Biologie und Linguistik nicht nur im Namen ihrer Disziplin trägt, sondern auch in das Zentrum ihres Interesses stellt (s. einführend in die Biolinguistik etwa Boeckx/Grohmann 2013a).

Allerdings sei betont, dass diese Arbeit nur ihren „Ausgangspunkt“ in der Untersuchung von Parallelen zwischen biologischen und sprachlichen Systemen fand und an die Biolinguistik lediglich „anknüpft“. Denn tatsächlich versteht sie sich als informations- und systemlinguistischer Beitrag und eben nicht als biolinguistischer. Dies ist darin begründet, dass, wie wir sehen werden, die beobachteten Parallelen weder ausreichend Anlass bieten um sprachliche Systeme als Untermenge biologischer noch um – umgekehrt – biologische Systeme als Untermenge sprachlicher Systeme zu verstehen. Vielmehr wird das in beiden

¹¹ *Rezessives Vererbungsmuster* meint hier den Umstand, dass Allele, die in der Parentalgeneration an der Ausprägung eines Phänotyps beteiligt sind, in einer ersten Nachkommengeneration rezessiv sind – also den Phänotyp nicht mitgestalten –, aber in einer zweiten Nachkommengeneration (man könnte sie umgangssprachlich als „Enkelgeneration“ der Parentalgeneration bezeichnen) erneut die Gestalt des Phänotyps mitbestimmen (vgl. etwa Graw 2015: 462-466). Eine detaillierte Erläuterung dieser Zusammenhänge und Klärung der Termini wird innerhalb der einleitenden Kapitel dieser Arbeit noch erfolgen.

Bereichen beobachtete „Rezessivitätsmuster“ als gemeinsame Schnittmenge verstanden, die eine Untermenge einer größeren Schnittmenge darstellt, welche sich als weder biologisch noch linguistisch, sondern informations- und systemwissenschaftlich greifen und dabei eher eine mathematische oder physikalische Nähe oder gar Basis vermuten lässt. Aus diesem Grund ist auch das in dieser Arbeit herausgearbeitete „allgemeine Rezessivitätsmuster“ nicht als Erweiterung des entsprechenden biologischen Vererbungsmusters zu begreifen, sondern als dessen Fundament, von dem das biologische Vererbungsmuster selbst nur eine Ableitung darstellt; letzteres gilt ebenso für das hier vorgestellte linguistische Rezessivitätsmodell. Ferner wird sich hinsichtlich dieses Modells vor allem die Veränderlichkeit von Wahrscheinlichkeitsverteilungen innerhalb der informativen Struktur sprachlicher Systeme als wesentlich erweisen.

Rezessivität kann – sowohl in der Form, wie sie hier für Sprache angenommen werden wird, als auch in der Weise des rezessiven Vererbungsmusters – als Spezialfall der Informationserhaltung oder gar Informationstransmission bezeichnet werden und ist dabei zugleich – wie sich in den späteren Ausführungen an zahlreichen Stellen zeigen wird – von Funktionsweise und Struktur des Systems, in dem sie erfolgt, abhängig. Des Weiteren ließen sich vermeintliche Probleme des Rezessivitätsmodells und dessen Anwendung auf Sprache durch die Integration eines probabilistischen (also wahrscheinlichkeitstheoretischen) Ansatzes lösen.

Es ist daher vorab festzuhalten, dass das in dieser Arbeit vorgestellte Modell auf einer interdisziplinären Arbeitsweise fußt: So werden etwa biologische, d.h. vor allem evolutionstheoretische und genetische, informations- und systemtheoretische, zuletzt sogar physikalische sowie natürlich linguistische Ansätze aufgerufen und miteinander harmonisiert. Das Ziel dieser Arbeit besteht daher auch weniger in der Bereitstellung neuer Erkenntnisse für all diese Disziplinen, sondern vielmehr in deren Verknüpfung im Sinne der Linguistik; letztere ist die maßgebliche Disziplin und Zielobjekt aller hiesigen Ausführungen und kann daher im Rahmen dieser Arbeit als Knotenpunkt der anderen hergezogenen Disziplinen gelten. Dies mag auch deshalb wenig verwundern, weil all diese Disziplinen bereits in unterschiedlicher Form in linguistische Arbeiten integriert worden sind, obgleich manche von ihnen – wie etwa der probabilistische Ansatz – nach wie vor als nicht einheitlich ausgearbeitet oder gar als vernachlässigt gelten können, da ihnen bisher nur in einem Bruchteil linguistischer Arbeiten eine relevante Rolle zukommt. Umso erfreulicher ist es aber, dass andere Bereiche – wie namentlich die Biolinguistik mit ihren sprachevolutionären Ansätzen – zunehmend Anerkennung erfahren (vgl. etwa Boeckx/Grohmann 2013b). Und

wie die Geschichtswissenschaft nur vor dem Hintergrund der Entwicklungsgeschichte des Menschen, derer die „Geschichte“ (im Sinne einer Kultur-, Politik- und Zivilisationsgeschichte) nun einmal Teil ist, bestehen kann, so kann auch die Historiolinguistik¹² niemals entgegen, sondern idealerweise gar gemeinsam mit den Erkenntnissen der Sprachevolutionsforschung erfolgreich sein. Man mag Sprache dabei als historisch gewachsen betrachten, aber alles Historische bleibt schließlich ein Subprozess größerer, etwa in der Biologie oder der Physik beschriebener Prozesse. Da nämlich wiederum die Sprachevolution mit der Entwicklungsgeschichte des Menschen und diese mit der (biologischen bzw. „darwinischen“) Evolution an sich, also der Biologie verbunden ist, aber auch biologische Abläufe nur im Rahmen der Gesetzmäßigkeiten, die die Physik und mitunter die Mathematik beschreiben, möglich sind, ist zuletzt auch die Sprachwissenschaft nur naturwissenschaftlich und im Austausch mit anderen Wissenschaften vollends zu begreifen.¹³ Wenn es mit dieser Arbeit gelingt, auch nur

¹² Die Bezeichnung *Historiolinguistik* sei in dieser Arbeit einer Bezeichnung wie *historische Sprachwissenschaft* vorgezogen, um Verwechslungen zu vermeiden: *Historiolinguistik* macht deutlicher, dass ihr Gegenstand linguistische Untersuchungen historischer Zustände ist, als *historische Sprachwissenschaft*, da letzteres auch leicht zu der Annahme verleiten könnte, man untersuche sprachwissenschaftliche Forschung, die in der Vergangenheit absolviert wurde.

¹³ So sind kognitive Prozesse beim Menschen etwa nicht ohne biochemische und physikalische Prozesse im menschlichen Gehirn erklärbar, wo auch menschliche Sprache verortet wird (obgleich man eine solche, „absolut“ klingende Lokalisierung hierbei als Simplifizierung zum besseren Verständnis begreifen mag). Lautsprachliche Äußerungen wiederum sind auf akustische (d.h. physikalische) Übertragungen angewiesen, um vom Sender zum Empfänger zu gelangen, wo sie gemeinhin über die Schnittstelle der Ohren ihren Weg in den menschlichen Kognitionsapparat finden. Historische Prozesse sind ebenfalls als Konsequenzen derartiger, vor allem physikalischer Phänomene zu verstehen: Sei es das Klima, das wohl bedingte, dass sich Menschen eher in gemäßigten Zonen oder fruchtbaren Flussniederungen anzusiedeln begannen, das die Verbreitung des *Homo sapiens* über Landbrücken, die aufgrund eines eiszeitlich bedingt niedrigeren Meeresspiegels entstanden, begünstigte; seien es die Stürme, die 1588 der spanischen Armada zusetzten und Englands Aufstieg zur Weltmacht womöglich begünstigten, sei es die Tabakdose, die in der Schlacht von Kunersdorf 1759 Friedrich II. von Preußen das Leben gerettet haben soll, als eine Kugel an ihr abprallte – all dies sind keine Zufälle, sondern Konsequenzen naturwissenschaftlich beschreibbarer Gesetzmäßigkeiten (denkbar wäre hierbei allenfalls, diese Gesetzmäßigkeiten selbst als zufällig entstanden zu vermuten). Weder den Menschen der Vergangenheit noch der Gegenwart und auch nicht dem, was wir unter „Sprache“ verstehen, ist es nach heutigem Stand der Wissenschaft möglich, gegen Naturgesetze zu verstoßen. Nur eingedenk dieses Basiskonsenses lässt sich Linguistik, lässt sich Wissenschaft überhaupt zielführend betreiben, vor allem dann, wenn sie die heute mitunter willkürlich, künstlich und fahrlässig anmutenden „Fachgrenzen“ streift oder

einen bescheidenen Beitrag zu diesem Austausch zu leisten, so möchte ich sie trotz etwaiger Zweifler, die sie hinsichtlich einzelner Punkte womöglich auf den Plan rufen mag (was bei einem Vorhaben wie der Einführung einer einheitlichen Terminologie kaum vermieden werden kann), als gelungen betrachten.

Es wird sich zeigen, dass das hierbei erzielte Ergebnis in keinem Widerspruch zu allgemein anerkannten Wissensständen der Linguistik steht; vielmehr fügt sich das Rezessivitätsmodell in bisherige Theorien ergänzend und bereichernd ein – insbesondere im Bereich der Psycho- und der Historiolinguistik. Bei aller Theorielastigkeit ist das Modell zudem offen gestaltet für die Einbeziehung situativer, kontextualer oder pragmatischer Faktoren.

Ein Problem hinsichtlich des Aufbaus der Arbeit und ihrer Argumentationsstruktur liegt in der Interdependenz, in der unterschiedliche sprachliche Ebenen wie die phonologische, die lexikalische oder die syntaktische zueinander stehen, begründet. Da der Versuch unternommen wird, das Rezessivitätsmodell bestmöglich anhand dieser verschiedenen Ebenen zu erarbeiten sowie auf sie anzuwenden, bewirkt besagte Interdependenz, dass das Verständnis von Teilaspekten des Rezessivitätsmodells, ein Verständnis anderer Teilaspekte zwar stets begünstigt, aber auch erfordern kann (gerade dort, wo es um das Zusammenspiel zweier oder mehrerer sprachlicher Ebenen geht); zudem erwies sich dementsprechend auch die Festlegung einer Argumentationsreihenfolge mitunter als schwierig. Dem Problem wird begegnet, indem die Argumentation grundsätzlich aufeinander aufbauend erfolgt, aber dort, wo im weiteren Verlauf etwa terminologische Anpassungen, Ausdifferenzierungen oder zusätzliche Verknüpfungen notwendig werden, darauf bereits vorab mittels einer Fußnote oder Ähnlichem hingewiesen wird. Zudem findet sich im Anhang dieser Arbeit ein Glossar, in dem die zentralen Termini des Rezessivitätsmodells in alphabetischer Reihenfolge gelistet und definiert sind – es kann vor oder nach der Lektüre, aber eben auch begleitend und unterstützend herangezogen werden, wie es einer Leserin bzw. einem Leser am nützlichsten erscheint.¹⁴

Es liegt in der Natur eines Modells, das aus den Erkenntnissen verschiedener Wissenschaften und Disziplinen abgeleitet ist und das gleichsam für viele Disziplinen der Linguistik mehr oder weniger umfangreiche Aussagen zu treffen scheint, dass eine vollumfängliche Diskussion aller relevanten Diskurse all die-

überschreitet. Jede anderslautende Einschätzung ist angesichts des bisherigen, umfangreichen und sich ineinanderfügenden Wissens zunächst in der Beweispflicht.

¹⁴ Sollten Sie den Text digital vorliegen haben, ist zudem die Suchfunktion des Programms, mit dem Sie das Dokument geöffnet haben, ein oft hilfreiches Orientierungstool.

ser Disziplinen weder bei der Formulierung noch bei der Überprüfung des Modells in einer einzelnen Arbeit wie dieser geleistet werden kann. Die Lesenden mögen dies verzeihen; für Anregungen, welche Ansätze oder Aspekte als künftig noch besonders dringend zu besprechen erscheinen, kann man daher nur dankbar sein.

Die Arbeit gliedert sich in vier Großbereiche: einleitenden Ausführungen (Kapitel 1), einer umfassenden Erarbeitung des Rezessivitätsmodells an sprachlichem Material (Kapitel 2), der Besprechung einiger Beispiele aus der Sprachgeschichte des Deutschen und einem überindoeuropäischen Exkurs (Kapitel 3 und 4) sowie einige abschließende Bemerkungen samt Fazit (Kapitel 5 und 6), ehe noch ein knapper Anhang folgt. Ziel ist es, im Rahmen einer naiven Herangehensweise zunächst mit einem formulierten Ideal von sprachlicher Rezessivität (als „Arbeitshypothese“) in der Hand die Suche nach möglichen Speicherorten rezessiver Information¹⁵ in Sprache zu beginnen, ehe wir uns Stück um Stück einer vollständigen und differenzierten Darstellung des linguistischen Rezessivitätsmodells nähern, die in den Schlusskapiteln mit anderen Teilbereichen der Linguistik und anderen Wissenschaften verquickt werden wird.

Um Klarheit hinsichtlich des Untersuchungsgegenstands und -ziels zu gewinnen widmet sich die Einleitung zunächst einigen grundlegenden Fragen: Wo lassen sich in Sprache Muster erkennen, die an rezessive Vererbung erinnern? Was versteht man überhaupt in der Biologie unter *Rezessivität*? Was ist dessen informationstheoretische Kernaussage? Dabei werden wir von der speziellen, biologischen Sichtweise zu einer allgemeineren gelangen, die eine Anwendung des Rezessivitätsbegriffs auf Sprachsysteme ermöglicht, also eine gemeinsame Schnittmenge mindestens zwischen biologischen und sprachlichen Systemen hinsichtlich Rezessivität behauptet. In diesem Zusammenhang wird – insbesondere dann, wenn man *rezessive Information* als etwas nicht explizit in Sprache Wahrnehmbares versteht (was nur im weitesten Sinne auf die Annahmen der folgenden Untersuchung zutrifft (dazu später mehr)) – der bisherige Forschungsstand zu diskutieren sein: So wollen wir uns mit einigen Thesen zur Speicherhaftigkeit und zu probabilistischem Verhalten von Sprache auseinandersetzen, aber ebenso mit Vorstellungen wie der impliziter Information, die auf

¹⁵ Hinsichtlich *Information* sei darauf hingewiesen, dass in dieser Arbeit dort, wo von mehreren bereits vorhandenen Informationen, die eine größere Information (bzw. eine Informationsmenge) bilden, gesprochen wird bzw. dieser Umstand betont werden soll, der Plural *Informationen* verwendet wird; wo dies nicht der Fall ist, bleibt der Singular gebräuchlich.

den ersten Blick dem Konzept der Rezessivität als nahestehend erscheinen mögen, jedoch entscheidende Unterschiede aufweisen. Nach derartigen terminologischen Ein- und Abgrenzungen bedarf es des Weiteren einer Rekapitulation zentraler Erkenntnisse der Linguistik und ihrer Hilfswissenschaften zur Organisation und Repräsentation sprachlichen Wissens beim Menschen. Diesbezüglich wollen wir uns vor allem mit der Vorstellung des Mentalen Lexikons auseinandersetzen und die diesbezügliche Terminologie klären: Was ist unter dem Mentalen Lexikon zu verstehen? Wie funktioniert es? Wie korrespondiert das Mentale Lexikon eines Individuums mit der Kollektivebene von Sprache? Hierbei wird etwa die Sprachgemeinschaft einer Einzelsprache als Verbund aus Individuen verstanden und zur Frage führen, inwiefern Sprache bzw. sprachliches Wissen als Teil eines kollektiven Gedächtnisses zu werten ist. All diese Fragen werden insbesondere mit systemtheoretischen Ansätzen verknüpft, hinsichtlich derer sich ebenfalls ein Blick in grundlegende Forschungsarbeiten als hilfreich erweisen wird. Ziel der einleitenden Kapitel ist also die Verständigung über den Gegenstand der Arbeit in Bezug auf die Zielsetzung, die Methodik und der Herstellung terminologischer Klarheit sowie eine Verortung der Arbeit innerhalb der Linguistik und des bisherigen Erkenntnisstandes.

Insbesondere im Zusammenhang mit dem naturwissenschaftlichen (und dabei in seinem Grundsatz vielmehr physikalisch als etwa biologisch dominierten) Zugang zur Systemtheorie wird hierbei eine zentrale Prämisse dieser Arbeit deutlich werden: Es wird in Anknüpfung an die Urknalltheorien, die vom Universum als ein seit der Überwindung der Singularität bestehendes System, das hierbei als hermetisch abgeschlossen begriffen wird, davon ausgegangen, dass seit jeher innerhalb des Systems „Universum“ eine bestimmte Grundinformationsmenge besteht, aus der vermeintlich „neue“ Information durch wechselwirkungsbestimmte Transformation, die Entstehung neuer Relationen zwischen bestehenden Informationen oder die direkte Verkettung bestehender Informationen generiert wird; dabei wird die prinzipiell denkbare, doch bisher nie nachgewiesene Möglichkeit der Informationsgenese aus dem „Nichts“ in der Zeit nach dem Urknall verneint.¹⁶ Für Sprachsysteme jeglicher Art ist daher anzunehmen, dass „neue“ Information dort ebenfalls – und das ist zentral für das hier vorgestellte Modell – auf dem Weg der Transformation und der Herstellung von Verkettung und In-Relation-Setzung generiert wird oder aber – und hierin

¹⁶ Etwaige Öffnungspunkte des Universums durch Schwarze Löcher o.Ä. mögen hierbei diese Annahme in Zukunft infrage stellen; allerdings ist angesichts des sehr begrenzten Raumes bisherigen menschlichen Wirkens nicht davon auszugehen, dass dies die linguistischen Annahmen tatsächlich tangieren würde.

unterscheiden sich nicht-hermetische Sprachsysteme vom hermetischen Universum – aus der Umwelt des Systems Eingang in selbiges findet. Ziel wird es schließlich sein, die enorme Informationsflut, von der hier für Sprache ausgegangen wird, durch Erarbeitung eines ausdifferenzierten Modells samt entsprechender Terminologie anwendungsorientiert erschließbar zu machen (s. einführend in die Urknalltheorien etwa Kilian/Weber 2000: 70f u. 350f, Meschede 2010: 664f, Povh et al. 2009: 173).

Bereits in der Einleitung wird deutlich werden, dass die Frage, ob es rezessive Information in Sprache tatsächlich geben kann, an die Beantwortung der Frage geknüpft ist, ob es Speichermöglichkeiten für rezessive Information in Sprache, d.h. im sprachlichen System gibt. Die Suche danach, der Versuch einer Lokalisierung, ist das Anliegen des zweiten Kapitels. In dessen Unterkapiteln werden mit lexikalischen, phonologischen, aber auch syntaktischen Betrachtungen verschiedene Sprachebenen untersucht; auf ihnen allen wird sich dabei Evidenz für die Fähig- bzw. Möglichkeit, Informationen rezessiv zu speichern, finden. Anschließend wollen wir auch „externe“ Sprachspeicher wie Schriftzeugnisse oder Tonaufnahmen in das Rezessivitätsmodell einordnen, wobei wir einmal mehr auf systemtheoretische Fragen einzugehen haben: In welcher Verbindung stehen derartige „externe“ Sprachspeicher zu Sprache aus systemtheoretischer Sicht? Wo ist dabei Informationserhaltung und -übertragung auszumachen und wie ist sie vor dem Hintergrund der Annahme sprachlicher Rezessivität zu bewerten?

Da das zweite Kapitel somit nicht nur den Charakter einer praktischen Untersuchung am Gegenstand Sprache hat, sondern vor allem das theoretische Kernstück dieser Arbeit darstellt, sollen gelegentliche Zusammenfassungen und Schlussfolgerungen aus den Beobachtungen am sprachlichen Material das Einfinden in die Theorie bzw. das Modell erleichtern, die Nachvollziehbarkeit erhöhen und eine Einordnung von Einzelaspekten in das Ganze ermöglichen. Wie auch im dritten Kapitel wird dabei das Deutsche – durchaus auch in diachroner Betrachtung – in den Mittelpunkt des Interesses gerückt.

Nachdem sprachliche Rezessivität theoretisch und modellhaft ausformuliert wurde, widmet sich das dritte Kapitel einigen Beispielen für Rezessivitätsmuster in der Geschichte des Deutschen. Es hat also einen exemplarischen Charakter und dient sowohl der praktischen Veranschaulichung der Theorie als auch deren Vertiefung; gleichsam wirken die Beispiele als zusätzliche Verifizierung der Annahmen aus Kapitel 2. Ähnlich verhält es sich mit dem vierten Kapitel: Anhand der Frage, ob eine komplexe morphosyntaktische Struktur wie Ergativität auch in Nominativ-Akkusativ-Sprachen vorliegen kann – nämlich in Form rezessiver Informationen –, wird die Perspektive, die zuvor hauptsächlich das

Deutsche und andere indoeuropäische Sprachen umfasst hat, erweitert, indem unter anderem auch australische und austronesische Sprachen Beachtung finden. Dabei wird ebenso deutlich, dass das linguistische Rezessivitätsmodell der Sprachtypologie nützlich sein kann, da es eine tiefere Ebene typologischer Aspekte erschließ- und beurteilbar macht, was zuletzt gar der Erschließung etwaiger Sprachverwandtschaften auf typologischer Basis dienlich ist, da es deren Datenbasis erweitert.

In den Schlusskapiteln wird schließlich eine finale Einordnung der Ergebnisse vorgenommen: Sie werden kurz zusammengefasst, miteinander verknüpft und in einen größeren Kontext linguistischer Forschung gestellt. Zudem wird abschließend eingeschätzt, als wie groß die Schnittmenge zwischen Rezessivität in Sprache und Rezessivität in Biologie tatsächlich anzunehmen ist und was der Nutzen all dieser Erkenntnisse sein kann, wobei auch ein Ausblick auf mögliche weiterführende Forschungen gegeben wird. Zuletzt finden sich im Anhang das bereits angesprochene Glossar sowie einige Erläuterungen zu einem empirischen Teil dieser Arbeit und abschließend natürlich zudem das Abkürzungs- und das Literaturverzeichnis.

Die deutschsprachige „Kernarbeit“ wird flankiert von einer englischsprachigen Einführung in das entwickelte linguistische Rezessivitätsmodell, englischsprachigen Zusammenfassungen der Großkapitel sowie einer Übersetzung des Glossars ins Englische, um die Arbeit nicht-deutschsprachigen Interessierten leichter zugänglich zu machen.

Zur Methodik der Arbeit ist zu vermerken, dass die Grundlagen der folgenden Analysen neben der jeweils angeführten Forschungsliteratur verschiedene – sowohl synchron als auch diachron angelegte – Sprachbetrachtungen darstellen, hinsichtlich derer das Deutsche und andere germanische Sprachen den Hauptgegenstand bilden; dennoch werden auch andere indoeuropäische – vor allem romanische – und vereinzelt gar nicht-indoeuropäische Sprachen wie das austronesische Chamorro herangezogen. Die im Zusammenhang mit diesen Sprachbetrachtungen gewonnenen Erkenntnisse mögen dabei des Öfteren Anlass bieten, von den betrachteten Einzelfällen auf allgemeine Gültigkeit in menschlichen Sprachsystemen zu schließen; derartige Annahmen sind nicht zwangsläufig unberechtigt, sollten jedoch keineswegs als mehr behandelt werden, als sie sind: Annahmen. Natürlich liegt schon in der Formulierung des selbsterklärten Ziels dieser Arbeit – der Suche nach rezessiver Information in Sprache – eine entsprechende, über eine bestimmte Einzelsprache hinausweisende Verallgemeinerung vor; dies ist einerseits als Hoffnung und andererseits als Herausforderung zu verstehen: Um von den hiesigen Ergebnissen, die angesichts der

enormen Zahl existierender Einzelsprachen auf der Welt¹⁷ schon aus Umfangsgründen nur auf einem Bruchteil möglicher Untersuchungssprachen basieren müssen, unzweifelhaft auf allgemeingültige Muster in menschlicher Sprache schließen zu können, bedürfte es der Auswertung von weit mehr Einzelsprachen und deren Sprachdaten. Es spricht also nichts dagegen, wenn jemand in manchen Ergebnissen dieser Arbeit Allgemeingültigkeit vermuten möchte; dass die entsprechenden Ergebnisse so aber tatsächlich auch in anderen als den jeweils besprochenen Sprachen zu gewinnen sind, wäre im Einzelfall gesondert zu überprüfen.

Die Interpretationen der Sprachbetrachtungen fußen auf Beispielen aus dem Sprachgebrauch, Modellausdrücken und -sätzen sowie auf bereits vorhandenen Forschungsarbeiten und werden in einigen Fällen ferner durch kleinere, eigens für diese Arbeit durchgeführte empirische Untersuchungen zusätzlich gestützt.

Die Vorstellung rezessiver Informationen in Sprache – oder kurz und abstrahierend formuliert: die Vorstellung sprachlicher Rezessivität – stellt schließlich ein Modell zur Verfügung, das – auf einer umfangreichen und differenzierenden theoretischen Grundlage fußend – geeignet ist, bestimmte Muster der Informationserhaltung und Informationstransmission sowie dabei vor allem Muster der Wiederkehr verlorengelauter Informationen in sprachlichen Systemen zu veranschaulichen und zu erklären. Darüber hinaus macht es auf Parallelen zwischen Sprache und anderen informationsverarbeitenden Systemen (wie etwa biologischen Organismen) aufmerksam und leistet somit einen Beitrag zur interdisziplinären Verständigung und einem diesbezüglichen Erkenntnisaustausch. Dies alles ist verbunden mit der Hoffnung, dass diese Arbeit eine theoretische Grundlage zur Verbesserung computerlinguistischer Modelle und Sprachtechnologien bietet, die die Linguistik langfristig näher mit Informationstechnologie und Neurowissenschaften verbindet – denn all diese Bereiche müssen als Teil der Informationswissenschaft begriffen werden.

1.1 – Einführung und Problemstellung

Nähern wir uns dem Thema dieser Arbeit zunächst anhand eines Beispiels, das von Sara Shinohara (2016) ausführlich in einem Artikel besprochen wurde: *auch*

¹⁷ Man kann – je nach typologischer Herangehensweise und angelegter Kriterien – von etwa 6000 bekannten Einzelsprachen in der Gegenwart bei fallender Tendenz ausgehen (vgl. Kausen 2013: XIX).

im Siebenbürgisch-Sächsischen. Das Siebenbürgisch-Sächsische ist ein deutscher Dialekt, der von einer in Rumänien ansässigen Volksgruppe gesprochen wird, die wohl im Rahmen der Ostsiedlungsbewegung im Mittelalter in jene Region kam; vor allem aufgrund phonologischer Ähnlichkeiten gilt es als mittelfränkischer Dialekt (vgl. Shinohara 2016: 58). Shinoharas Befund ist zunächst der, dass *auch* im Siebenbürgisch-Sächsischen semantisch – im Gegensatz zu allen übrigen deutschen Dialekten – zusätzlich zu seiner standardsprachlich üblichen Bedeutung ebenfalls als ‚und‘ erscheint. In diesem Zusammenhang lässt sich gleichsam eine Grammatikalisierung feststellen: *auch* wird tatsächlich anstelle des Konnektors *und* verwendet (vgl. Shinohara 2016: 58). Mit Blick auf das Rumänische fällt auf, dass die Bedeutungen, die im Standarddeutschen die beiden Formen *auch* und *und* übernehmen, dort von einer einzigen Form – rum. *și* – ausgedrückt werden können; nicht ohne Grund nimmt Shinohara daher an, dass Sprachkontakt zwischen dem Sieb.-Sächs. und dem Rum. den Anlass für die Bedeutungsunterschiede zwischen sieb.-sächs. *auch* und *auch* in den übrigen deutschen Dialekten bot (vgl. Shinohara 2016: 71f). Sie scheint also von einer Bedeutungsentlehnung auszugehen, wobei man davon sprechen könnte, dass Seme des rum. *și* auf das sieb.-sächs. *auch* übertragen bzw. „kopiert“ wurden.

Es gibt wohl keinen Grund die Arbeit und die Ergebnisse von Shinohara prinzipiell in Frage zu stellen; weiterführende Fragen sind jedoch durchaus aufwerfbar: So ist bisher etwa ungeklärt, warum der Sprachkontakt zwischen rum. und sieb.-sächs. ausgerechnet dazu führte, dass Seme von rum. *și* auf die Partikel sieb.-sächs. *auch* übertragen wurden. Vermutlich würde angesichts der Sachlage niemand auf die Idee kommen, dass die Semantik von rum. *și* sinnvoll und vor allem in einem überschaubaren Zeitraum auf Lexeme wie dt. *groß* oder gar dt. *Hund* hätte übertragen werden könne; und dass dies wohl kaum an der jeweiligen Wortart der beiden Beispiele liegt, mag anhand einer Partikel wie dt. *nur* veranschaulicht werden, für die man eine derartige Bedeutungserweiterung sicher ebenfalls als unwahrscheinlich annähme. Die Wahl des Lexems, dass Seme von rum. *și* aufnimmt, wirkt angesichts dessen alles andere als zufällig.

Noch deutlicher lässt sich die Problematik veranschaulichen, wenn man dt. *und* miteinbezieht. Wenn rum. *și* Bedeutungen ausdrücken kann, für deren Vermittlung im Standarddeutschen *und* und *auch* genutzt werden, heißt das, dass eine Übertragung von Bedeutungen wie ‚auch, ebenfalls‘ auf sieb.-sächs. *und* als gleichsam plausibel erscheinen muss wie eine Übertragung von ‚und‘ auf sieb.-sächs. *auch*. Warum aber wurde letztlich nur sieb.-sächs. *auch* für die Bedeutungserweiterung im Zuge des Sprachkontakts „ausgewählt“? Handelt es sich hierbei um Zufall? Wenn ja, wieso würde man dann instinktiv davon ausgehen,

dass die Übertragung von Samen von rum. *și* etwa auf dt. *Hund* unwahrscheinlich ist? Unterliegen wir mit einer solchen Beurteilung also doch einem Irrtum?

Die Antwort, die hier vorgeschlagen sei und der wir im Folgenden nachgehen möchten, ist diese: Sieb.-sächs. *auch* wurde keineswegs zufällig im Zuge des Sprachkontakts mit dem Rumänischen um Bedeutungen erweitert, die rum. *și* konventionell innewohnen. Es trug vielmehr die „Veranlagung“ für jene zusätzlichen Bedeutungen bereits zuvor in sich. Mit einem biologischen Bild könnte man vielleicht gar sagen: Es trug die Veranlagung in seinen „Genen“. Aber derartige Vergleiche und terminologische Adaptionen taugen natürlich nur bis zu einem gewissen Punkt. Was also würde im Bereich der Sprache dem entsprechen, was man in der Biologie als *Gene* bezeichnet? Auch dieser Frage muss nachgegangen werden.

Zunächst sei jedoch auf eine weitere Auffälligkeit hinsichtlich dt. *auch* hingewiesen: Die Form kann als Erbwort gelten, das mindestens seit protogermanischer¹⁸ Zeit existiert und im Laufe der deutschen Sprachgeschichte stets erhalten blieb. So taucht es etwa im Althochdeutschen¹⁹ als *ouh* auf und im Mit-

¹⁸ Bezeichnungen historischer Sprachzustände oder Einzelsprachen, die mit dem Präfix *proto-* versehen sind, seien in dieser Arbeit derart begriffen, dass sie auf einen idealisierten, d.h. normalisierten und vereinheitlichten Sprachzustand verweisen. Dies ist damit zu begründen, dass derartige Sprachzustände nicht oder nur höchst fragmentarisch durch authentische – d.h. von Mitgliedern der jeweiligen Sprachgemeinschaft eines derartigen Sprachzustandes bzw. einer derartigen Einzelsprache selbst hervorgebrachte – Sprachzeugnisse belegt sind, sodass insbesondere eine klare dialektale Aufschlüsselung nicht zu leisten wäre, bestimmte Varianten zwar angenommen werden können, aber unbelegt sind, und auch die räumliche wie zeitliche Ausdehnung mitunter zweifelhaft bleiben muss; hinsichtlich der zeitlichen Ausdehnung ist aufgrund der oft schlechten Beleglage zudem eine diachrone Beschreibung der Sprachentwicklung innerhalb des jeweiligen Sprachzustands nur bedingt leistbar. All dies begründet die Idealisierung des Sprachzustandes als methodische Notwendigkeit, die nicht dazu verleiten darf, anzunehmen, dass eine derartige Einzelsprache in dieser idealisierten Weise tatsächlich gebraucht worden ist, zumal bei Rekonstruktionen ohnehin Abweichungen von der früheren Realität nie ausgeschlossen werden können.

¹⁹ Bezeichnungen historischer Sprachzustände oder Einzelsprachen wie *althochdeutsch*, *mittelhochdeutsch*, *altenglisch* oder *altisländisch* werden in dieser Arbeit nicht abweichend vom in der Sprachwissenschaft zur germanischen Sprachfamilie üblichen Gebrauch dieser Termini verwendet; dies gilt insbesondere für jeweils anzunehmende zeitliche und räumliche Ausdehnungen. Dabei wollen wir eingedenk bleiben, dass dabei sowohl zeitlich als auch räumlich keine vollständige Einheitlichkeit angenommen werden sollte: Diachrone Veränderungen und dialektale Unterschiede, die gemeinhin anzunehmen sind, werden also nicht geleugnet. Insbesondere im Bereich der Orthographie und rekonstruierten Lautgestalt werden in dieser Arbeit – sofern nicht anders deklariert – normalisierte Varianten angegeben. Diese sind, wo es aus dem

telhochdeutschen ganz ähnlich als *ouch*, während protogermanisch **auke* angenommen werden kann (vgl. Kroonen 2013: 42). Die Bedeutung der ahd. und mhd. Form scheint mit dem heutigen Gebrauch von dt. *auch* übereinzustimmen, Auffälligkeiten gibt es dabei nicht (s. für das Ahd. Schmid 2016: 182-189, für das Mhd. Benecke et al. 1990b: 449-451 und für das Gegenwartsdeutsche Dudenredaktion 2015: 192), allein ein einziger ahd. Beleg (aus dem Weißenburger Katechismus, 9. Jahrhundert) erlaubt eine abweichende Lesart.²⁰ Auf der Ausdrucksseite lassen sich freilich kleinere Lautwandel feststellen, die aber üblichen Schemen entsprechen (so etwa der Tenues-Spiranten-Wandel im Rahmen der Hochdeutschen Lautverschiebung, der protogermanisch /k/ als ahd./mhd./nhd. /χ/ erscheinen lässt (s. dazu einfürend Bergmann et al. 2016: 63-68)). Eine entsprechende Form findet sich in vielen germanischen Sprachen, so etwa altisländisch *ok* und gotisch *auk*. Typisch für die nordgermanischen Sprachen taucht die altisl. Form vor allem in der Bedeutung ‚und‘ auf (vgl. Zoëga 2004: 320f), got. *auk* hingegen vereint – ähnlich des sieb.-sächs. *auch* – die Bedeutung ‚und‘ und die Bedeutung ‚auch, ebenfalls‘ (vgl. Köbler 1989: 70f). Diese Befunde können zu dem Schluss führen, dass bereits protogermanisch **auke* in den Bedeutungen ‚und, auch‘ auftrat, also Ambiguität (Mehrdeutigkeit) aufwies. Wenn dem so ist, mag einem nun, da wir bereits kurz einen Vergleich zur Biologie gezogen haben, der Gedanke kommen, ob es denn möglich sein mag, dass die Bedeutung

Kontext nicht anders hervorgeht, als Stellvertreter auch für denkbare oder gar belegte alternative Varianten im jeweils diskutierten Sprachzustand zu betrachten. Da der Übergang zwischen zwei Sprachzuständen – wie vom Alt- zum Mittelhochdeutschen – im zeitlichen Verlauf fließend ist, sei ins Gedächtnis gerufen, dass Abgrenzungen von Sprachzuständen immer davon abhängen, welche typologischen Merkmale oder Summe typologischer Merkmale man als entscheidend für eine Abgrenzung heranzieht; selbiges gilt natürlich auch auf synchroner und räumlicher Ebene im Bereich der Abgrenzung von Dialekten. Hinsichtlich Elementen oder gar Bereichen dieser Sprachzustände, die rekonstruiert werden mussten, weil sie nicht belegt sind, gelten natürlich die diesbezüglichen Hinweise, die bereits im Zusammenhang mit Sprachzuständen und Einzelsprachen, die mit dem Präfix *proto-* versehen sind, dargelegt worden sind.

Insbesondere hinsichtlich des Deutschen ist darauf hinzuweisen, dass die Bezeichnung *deutsch* in allgemeiner Weise verwendet wird: Sie kann also alle historischen Sprachzustände (namentlich das Alt-, Mittel-, Frühneu- und Neuhochdeutsche) meinen sowie das Gegenwartsdeutsche (wobei letzteres den Sprachzustand des Deutschen zur Gegenwart der Verfassung der vorliegenden Arbeit (2017/2018) bezeichnet und somit einen kleinen Bereich des Neuhochdeutschen abdeckt); dabei wird – wo nicht anders kenntlich gemacht – *deutsch* stets nur auf das Hochdeutsche (und dessen Varietäten, d.h. insbesondere Dialekte) bezogen.

²⁰ So heißt es dort: *endi ni gileidi unsih in constunga. auh arlösi unsih fona ubile* (zitiert nach Braune/Ebbinghaus 1994: 34); eine Lesart von *auh* (einer Variante zu ahd. *ouh*) in der Bedeutung ‚und‘ scheint hierbei ausnahmsweise möglich.

‚und‘ für die Form nhd. *auch* (bzw. mhd. *ouch* und ahd. *ouh*) unter Umständen nie ganz verloren gegangen ist, ob sie vielleicht in sprachlichen „Genen“ über viele Jahrhunderte lang gespeichert geblieben ist. Könnte es also sein, dass wir es mit einem Phänomen zu tun haben, dass man biologisch als „rezessive Vererbung“ beschreiben würde?

Für gewöhnlich sträubt sich die Linguistik gegen den übereifrigen Gebrauch von Fachtermini aus anderen Wissenschaften zur Beschreibung sprachlicher Phänomene – und das tut sie auch mit Recht. Mit Sicherheit ist in Sprache nichts zu finden, das der physischen Beschaffenheit von biologischen Genen ähnelt. Dennoch sei der Vergleich als eine Art Arbeitshypothese gewagt, denn er wird uns schließlich darauf aufmerksam machen, dass es durchaus eine Schnittmenge zwischen genetischer Vererbung und dem hier beschriebenen Phänomen einer Informationserhaltung in Sprache gibt. So soll der Vergleich eine Hilfestellung sein, um Parallelen zwischen Biologie und Linguistik ziehen zu können und gleichsam gezielt auf Differenzen aufmerksam zu machen. In diesem Sinne sind die folgenden Kapitel durchaus biolinguistisch angelegt und wirken somit in einen relativ jungen Fachbereich, der sich gegenwärtig als äußerst produktiv erweist, wenn es um Ansätze zur Beantwortung von Fragen geht, die die Sprachwissenschaft schon seit Jahrzehnten oder gar noch länger plagt.²¹

So wollen wir uns zunächst in knapper Ausführung die nötigen Grundlagen der Genetik und Vererbungslehre ins Bewusstsein rufen, ehe wir beginnen, linguistisch zu überprüfen, wie die oben skizzierte Problemstellung tatsächlich zu bewerten ist und wie sich Fragen, die dabei aufgeworfen werden, klären lassen. Abschließend wird sich dann auch zeigen, wie groß oder klein die Schnittmenge zwischen beschriebenen biologischen und sprachlichen Phänomenen einzuschätzen ist und welche Schlussfolgerungen daraus gezogen werden können.

²¹ So erweist sich eine (evolutions)biologische Sicht insbesondere bei Fragen nach Existenz und etwaiger Gestalt sprachlicher Universalien als hilfreich (s. dazu etwa Boeckx 2012).

1.2 – Das Konzept der Rezessivität in der Vererbungslehre der Biologie

In der Biologie²² bezeichnet Rezessivität das Phänomen, dass ein (rezessives) Allel eines Gens keinen Einfluss auf die Ausprägung eines Merkmals im Phänotyp besitzt, da es sich gegenüber einem anderen (dominanten) Allel nicht durchsetzen kann; die genetische Information eines rezessiven Allels wird also zur Gestaltung des Phänotyps nicht exprimiert (d.h. im weitesten Sinne: sie wird nicht ausgelesen und verwertet) (vgl. Sauermost 2001: 242 u. 2003b: 20). Ein Allel ist dabei als eine bestimmte Ausprägung eines Gens zu verstehen; so können in diploiden Zellen – also Zellen, in denen jedes Gen zweifach vorhanden ist, was auf die meisten tierischen Zellen zumindest in einem bestimmten Stadium des Lebenszyklus eines Organismus zutrifft (vgl. Sauermost 2000: 304) – jeweils zwei homozygote (identische) oder zwei heterozygote (unterschiedliche) Allele nebeneinander vorkommen (vgl. Graw 2015: 461).

Der *Phänotyp* bezeichnet traditionell das äußere Erscheinungsbild, aber auch alle übrigen Eigenschaften eines Organismus samt deren Funktionen; er beschreibt also die Gesamtheit der Merkmale, die sich sichtbar oder in anderer Weise wahrnehmbar äußern und die – was zentral ist – in Beziehung zur jeweiligen Umwelt treten (vgl. Bergmann 2003: 390, Burenhult 2000: 230, Graw 2015: 9 u. 805 sowie Sauermost 2003a: 4)²³ und unterscheidet sich somit vom *Genotyp*,

²² Die folgende Darstellung biologischer Sachverhalte beschränkt sich auf grundlegende Erkenntnisse und orientiert sich an Handbuchwissen. Ziel ist lediglich in den größeren Zusammenhängen von Rezessivität innerhalb der biologischen Vererbungslehre allgemeine Informationserhaltungs- bzw. Informationsübertragungsmechanismen aufzufindig zu machen und zu benennen, um sie später abstrahieren und mit Informationserhaltung bzw. -übertragung in Sprache vergleichen zu können. Insbesondere eine Diskussion etwaiger Streitfragen der biologischen Forschung wird hierbei umgangen, zumal Kern und Ziel dieser Arbeit linguistischer Natur bleiben.

²³ Der Ausdruck *Phänotyp* ist in der Biologie inzwischen aufgrund des technischen Fortschritts, der es etwa erlaubt, selbst Gene sichtbar zu machen, höchst umstritten (vgl. Sauermost 2003a: 1f) und natürlich ergeben sich dabei mitunter auch Definitionsschwierigkeiten für den *Genotyp*, zumindest insofern man ihn in Abgrenzung zum *Phänotyp* bestimmt. Der Terminus *Phänotyp* sei hier dennoch als Arbeitsausdruck angewendet, weil sich durch ihn bestimmte Unterscheidungen zwischen Wahrnehmbarem und (vermeintlich) Nicht-Wahrnehmbarem einfach darstellen lassen. Im nachfolgenden Kapitel werden wir dabei feststellen, dass sich Probleme des Ausdrucks *Phänotyp*, mit denen sich die moderne Biologie konfrontiert sieht, durchaus auch auf die Linguistik, die sich diesen Ausdruck zu eigen macht, zutreffen. In diesem Zusammenhang wird er schließlich noch einer kritischen Diskussion und Modifikation unterzogen, die seine weitere Verwendung eindeutig machen.

in dem – aufgrund etwaig vorhandener rezessiver Allele – mehr Information gespeichert sein kann, als aufgrund des Phänotyps erkennbar ist. Der Genotyp bezeichnet also „die Summe der in den Genen enthaltenen genetischen Informationen eines Organismus“ (Bergmann 2003: 200), sodass insbesondere bei diploiden Organismen zwischen Genotyp und Phänotyp unterschieden werden muss. Hierbei bildet der Genotyp zwar die Grundlage des Phänotyps, letzterer wird jedoch ebenso von Umwelteinflüssen modifiziert, wobei der Umfang der Beeinflussbarkeit des Phänotyps durch die Umwelt sehr variieren kann und auch definitionsabhängig ist: So wird etwa die genotypisch veranlagte Färbung von Pflanzenblättern durch Lichteinwirkung verändert, wie es etwa Sämlinge bezeugen, die bei Aufzucht in Dunkelheit kein Blattgrün entwickeln; beim Menschen – wie auch bei anderen Wirbeltieren – ist etwa die Verstärkbarkeit von Muskulatur durch Training auf die Veränderlichkeit des Phänotyps durch die Umwelt zurückzuführen (Beispiele entnommen aus Sauermost 2002b: 301), aber auch der unfallbedingte Verlust einer Gliedmaße kann als derartige Modifikation betrachtet werden, da auch hierbei die Eigenschaften bzw. das Erscheinungsbild eines Individuums verändert werden (vgl. bezüglich *Modifikation* in der Biologie Sauermost 2002b: 301).

Während das klassische Verständnis des Phänotyps auf die Gestalt eines Individuums und das Individuum selbst beschränkt ist, das die für den Phänotyp verantwortlichen Gene in sich trägt, beschreibt Richard Dawkins einen „erweiterten Phänotyp“ (*extended phenotype*), womit er sich auf alle Effekte bezieht, die ein Gen bewirkt und die die Überlebenschancen des Gens – und somit zunächst meist des Trägers des Gens – beeinflussen (vgl. Dawkins 1999: 293). Hierzu zählt Dawkins beispielsweise Dämme, die Biber errichten, um Wasser zu stauen und sich – und ihren Genen – dadurch eine Verbesserung der Überlebenschancen zu erwirken (vgl. Dawkins 1999: 200).²⁴

²⁴ Es zeigt sich hieran schon, wie sehr unsere folgenden Beschreibungen davon abhängig sein können bzw. werden, welche Definitionen wir für verwendete Termini gebrauchen. Es erscheint dabei zunächst sinnvoll, den Terminus *Phänotyp* im biologischen Sinne vor allem hinsichtlich des Aspekts der Wahrnehmbarkeit dessen, was als *phänotypisch* bezeichnet wird, zur Anwendung zu bringen. Wir möchten also *Phänotyp* gemäß der vorgestellten Definitionsmöglichkeiten umfassend auf alles anwenden, was sich (zumindest für einen Menschen (d.h. hier genauer: einem *Homo sapiens*)) wahrnehmbar äußert; dementsprechend wollen wir auch Modifikationen vollumfänglich miteinbeziehen (es sei an das Beispiel der Muskelmodifikation durch Training und das des Verlusts einer Gliedmaße beim Menschen erinnert) und gleichsam des erweiterten Phänotyps nach Dawkins eingedenk bleiben. Dieses biologische Verständnis von *Phänotyp* wird alsdann die Grundlage für die Entwicklung einer dazu vergleichbaren Terminologie im Sinne der linguistischen Zielsetzung dieser Arbeit bilden.

Die Vererbungslehre geht in ihren Grundzügen auf die Untersuchungen Gregor Mendels zurück, der anhand von Kreuzungsversuchen mit Erbsenpflanzen erstmals die dafür wesentlichen Prinzipien erkannte und beschrieb (s. Mendel 1866). Für die vorliegende Arbeit sind nicht alle Erkenntnisse Mendels von Relevanz, weshalb wir uns nur auf einige ausgewählte konzentrieren wollen, die den dominant-rezessiven Erbgang betreffen.

So stellte Mendel etwa fest, dass bei Kreuzungen von hinsichtlich eines Allelpaares reinerbigen (d.h. homozygoten) Eltern – genauer: Angehörigen der sogenannten Parentalgeneration (P-Generation) – alle Angehörigen der Nachfolgegeneration F_1 (1. Filialgeneration) phänotypisch identisch sind und zwar auch dann, wenn die beiden je homozygoten Angehörigen der P-Generation hinsichtlich des im Phänotyps zu beachtenden Merkmals erbungleich sind (vgl. Graw 2015: 462f). Unter dem Namen „1. Mendel’sche Regel“ oder „Uniformitätsregel“ gilt diese Beobachtung noch heute als eine „Grundregel der Genetik“ (Graw 2015: 463).

In einem weiteren Schritt kreuzte Mendel Angehörige der F_1 -Generation untereinander und stellte fest, dass in der F_2 -Generation wieder beide Merkmale im Phänotyp auftraten, die in einer hinsichtlich dieses Merkmals erbungleichen P-Generation vorhanden gewesen waren. Allerdings ist das Verhältnis des Auftretens der beiden unterschiedlichen Merkmale ungleich: Während ein Merkmal nur in 25% der Angehörigen der F_2 -Generation auftritt, findet sich das andere bei 75% (vgl. Graw 2015: 464). So lautet die „2. Mendel’sche Regel“ („Spaltungsregel“): „Kreuzungen der heterozygoten (mischerbigen) Nachkommen (F_1) zweier reinerbiger Elternlinien untereinander führen zur Aufspaltung der Phänotypen nach bestimmten Zahlenverhältnissen“ (Graw 2015: 466).

Zur Erklärung der beiden Regeln ist das Konzept der Rezessivität zentral. Mendel führte das antonyme Begriffspaar *rezessiv* und *dominant* ein, weil er davon ausging, dass in der F_1 -Generation die für die Ausprägung beider unterschiedlicher Phänotypen nötigen Informationen enthalten sind. Bei diploiden Organismen gilt demzufolge das Allel, das für die Ausprägung des entsprechenden Merkmals im Phänotyp verantwortlich ist, als *dominant*, wogegen das andere Allel, das die Information einer anderen Ausprägung trägt, aber nicht an der Gestalt des Phänotyps mitwirkt, *rezessiv* genannt wird (vgl. Sauermost 2000: 342 u. 2002: 158 u. 2003b: 20 sowie Graw 2015: 464). Der Ausdruck *rezessiv* geht dabei etymologisch auf lateinisch *recessus* zurück, was so viel bedeutet wie ‚zurückgezogen‘ (Baier 2013b: 4062) und als Partizip Präteritum dem Verb lat. *recēdere* ‚zurücktreten, zurückweichen, sich zurückziehen, sich entfernen, verlorene gehen‘ (Baier 2013b: 4058f) zuzuordnen ist.

Ein rezessives Allel bestimmt also nur dann die Ausprägung des Phänotyps, wenn in Folge des Erbgangs beide für ein phänotypisches Merkmal zuständige Allele gleich (und rezessiv) sind. Im geschilderten Versuch Mendels ist dies erst in der F_2 -Generation möglich und geschieht dort mit einer Wahrscheinlichkeit von 25%. Der Grund hierfür ist, dass in jedem Angehörigen der F_1 -Generation zwei Varianten eines Gens (also die beiden Allele) vorhanden sind und dass im Zuge der Vererbung von jedem Elternteil ein Allel auf den Nachkommen in der F_2 -Generation übertragen wird, während die Wahrscheinlichkeit für die Vererbung jedes elterlichen Allels gleichgroß (also 50%) ist.²⁵ So liegt die Wahrscheinlichkeit für die Kombination zweier dominanter oder zweier rezessiver Allele in der F_2 -Generation bei je 25%, die Wahrscheinlichkeit für die Kombination je eines dominanten mit einem rezessiven Allel hingegen bei 50% (vgl. Graw 2015: 464-466).

Obgleich der wissenschaftliche Fortschritt im Bereich der Genetik seit Mendel enorm ist und ihm mitunter gar Manipulation seiner Daten vorgeworfen wurde (vgl. Graw 2015: 473), haben sich Mendels Ergebnisse bis heute „als sachlich richtig erwiesen“ (Graw 2015: 473). Stattdessen stellten auch die inzwischen an einigen Stellen nötigen Ergänzungen seine Arbeit nicht in Frage. Ohne näher darauf einzugehen, sei hierbei etwa auf multiple Allelie (Vorhandensein einer Vielzahl von Ausprägungsmöglichkeiten von Allelen für ein Merkmal), Unterschiede im Ausprägungsgrad von Merkmalen, Polygenie (Einwirken mehrerer Gene auf ein Merkmal) und Pleiotropie (Beeinflussung mehrerer Merkmale durch ein Gen) verwiesen (s. etwa Graw 2015: 476-485), deren genetisch beschreibbare Details an dieser Stelle zu weit führen, deren Existenz und Bedeutung – wie sie hier anmerkenderweise skizziert wurde – wir dennoch eingedenk bleiben wollen, insbesondere wenn wir später im Zuge eines Vergleichs zwischen Biologie und Linguistik danach fragen, welche sprachlichen Elemente mit Genen verglichen werden könnten.

Da wir im Folgenden der Frage nachgehen möchten, ob das Konzept der Rezessivität, wie wir es in diesem Kapitel im Zusammenhang mit dem dominant-rezessiven Erbgang kennengelernt haben, auf Sprache und Sprachgeschichte anwendbar ist, lohnt sich jedoch abschließend der Hinweis auf bzw. eine knappe Auseinandersetzung mit den Phänomenen der unvollständigen Dominanz und der Kodominanz. Beides hängt eng mit den Prinzipien des dominant-rezessiven Erbgangs zusammen. Von *unvollständiger Dominanz* der Allele (früher meist als

²⁵ Letzteres entspricht gerade unter Einbeziehung von mehr als einem Merkmal der „3. Mendel’schen Regel“ („Prinzip der unabhängigen Segregation von Merkmalen“) (s. etwa Graw 2015: 467).

„intermediäre“ Art der Vererbung bezeichnet) wird gesprochen, wenn „bestimmte Allele [...] bei Heterozygotie einen neuen Phänotyp [erzeugen], der als eine Mischung der Eigenschaften beider Allele angesehen werden kann“ (Graw 2015: 474). Der Ausdruck *Kodominanz* wiederum kommt dort zur Anwendung, wo „zwei Allele ihren jeweiligen Charakter nebeneinander im Phänotyp ausprägen“ (Graw 2015: 476). Beispiele hierfür lassen sich etwa bei Blutgruppen im Bereich der Humangenetik finden (s. Graw 2015: 474-476). Auch diese biologischen Erscheinungen wollen wir im Hinterkopf behalten.

1.3 – Ein allgemeines Rezessivitätsmuster und seine Anwendung auf Sprache

Die Umstände von Rezessivität in der Biologie, wie wir sie nun zusammengefasst haben, machen rasch deutlich, dass sich das biologische Konzept in einigen Grundannahmen von dem etwaiger sprachlicher Rezessivität unterscheiden muss.²⁶ Besonders zentral erscheint hierbei die Tatsache, dass Sprachentwicklung nicht im Rahmen sexueller Fortpflanzung oder eines vergleichbaren Mechanismus mit je zwei Angehörigen einer Parentalgeneration stattfindet. Sprachwandel kann zwar auch im Rahmen von Sprachkontakt, wie er in der

²⁶ Bereits 1979 unternahm Lyle Jenkins einen Versuch, die Mendel'schen Regeln auf Sprache anzuwenden, wobei er sich jedoch auf vermeintliche Unterdrückungsmechanismen anhand des Englischen und Strukturbeobachtungen Noam Chomskys stützte und dabei in der synchronen Sprachebene seiner Gegenwart verhaftet blieb (s. Jenkins 1979). Noch im selben Jahr wies William Watt darauf hin, dass Jenkins Vergleich unangemessen sei, weil auf linguistischer Seite von dessen Argumentation eben kein diachroner Verlauf, wie er bei den Mendel'schen Regeln zugrunde liegt, von Jenkins geltend gemacht werden könne und an keiner Stelle von dominanten oder rezessiven Mechanismen, wie Jenkins sie beschreibt, die Rede sein kann (vgl. Watt 1979: 132f). So muss Jenkins Versuch, Mendel für die Linguistik nutzbar zu machen, als gescheitert gelten. 2001 merkt Ronald Butters an, dass genetischer Wandel komplizierter als Sprachwandel sei, wobei er als Beleg dafür auf dominant-rezessive Vererbung verweist, die in Sprache nicht zu finden sei (vgl. Butters 2001: 211). Im Rahmen dieser Arbeit sei nun untersucht, ob diese Einschätzung nicht doch relativiert werden muss. Dafür findet sich durchaus Unterstützung innerhalb der linguistischen Forschung, so etwa Anthony Kroch, der grundsätzlich von Parallelen zwischen genetischem Wandel und Sprachwandel überzeugt ist (s. Kroch 1989), was aber vermutlich auch für andere Vertreter, der in den letzten Jahren recht aktiven Spracherevolutionsforschung und Biolinguistik, gelten dürfte.

Linguistik als Phänomen, das etwa zwischen Einzelsprachen stattfindet, verstanden wird, erfolgen, doch keinesfalls nur dort; vor allem aber erscheint es unsinnig, zwei Sprachsysteme, die miteinander in Kontakt getreten sind, mit Ende des Kontakts als neu entstandene Sprachsysteme zu verstehen. Vielmehr ist Sprachkontakt als ein Mechanismus zu begreifen, der Information innerhalb der miteinander in Kontakt tretenden Sprachsysteme transmittiert oder transformiert; von der Genese eines neuen Sprachsystems kann dabei keine Rede sein.²⁷

Des Weiteren sind in Sprache Generationen, wie man sie in der Biologie beschreibt, kaum auffindbar bzw. die Annahme deren Existenz kaum haltbar. Werden in der Linguistik zwar immer wieder Stammbäume angeboten, um Entwicklungen innerhalb bestimmter Sprachfamilien zu veranschaulichen, so wissen wir doch heute genau, dass es sich dabei um nicht mehr als Veranschaulichungen handelt. Da sprachlicher Wandel auf unzähligen Ebenen – wie beispielsweise der phonologischen, der lexikalischen oder der syntaktischen – stattfindet und sich Wandlungserscheinungen dabei nicht immer zeitgleich ereignen, ist die Sprachtypologie in der gelegentlich unangenehmen Situation

²⁷ Grundsätzlich werden wir in Kapitel 1.5.2.3 unter Heranziehung des Synchronisationsmodells nach Herrgen und Schmidt (s. Herrgen/Schmidt 2011) zwischen Sprachsystemen auf Individualebene (etwa dem „Mentalen Lexikon“ eines menschlichen Individuums) und Sprachsystemen auf Kollektivebene (z.B. einer Einzelsprache wie das Gegenwartsdeutsche) unterscheiden. Dabei werden wir feststellen, dass sich Sprachsysteme auf Individualebene in jeder Kommunikationssituation zwischen zwei oder mehr Trägern solcher Systeme (d.h. Individuen) miteinander synchronisieren, d.h. in Austausch bzw. Wechselwirkung miteinander treten. Und so können eben nicht Einzelsprachen als real existierende Entitäten, sondern lediglich als abstrakte Modelle begriffen werden, die sich im Hin- und Herwirken zahlreicher solcher Synchronisierungen, d.h. kommunikativen Akten, von Individualsystemen konstituieren. Somit ist auch Sprachkontakt eben nicht als das tatsächliche Miteinander-in-Kontakt-Treten von Einzelsprachen zu verstehen, sondern als etwas, dass sich durch das Miteinander-in-Kontakt-Treten einer Vielzahl von Trägern von „Sprachsystemen auf Individualebene“ konstituiert, bei denen sich jeweils diese (an den kommunikativen Akten beteiligten Individualsysteme) signifikant voneinander unterscheiden. Vereinfacht gesagt: Ein Sprachkontakt findet eben nicht zwischen etwa dem Deutschen und dem Französischen statt, sondern ergibt sich dann, wenn wiederholt kommunikative Akte erfolgen, bei denen eine der Kommunikationsparteien über ein eher „französisch geprägtes Mentales Lexikon“ verfügt und die jeweils andere über ein eher „deutsch geprägtes Mentales Lexikon“ (Kriterium hierbei wäre wiederum eine bis zu einem gewissen Grade willkürlich definierte Merkmalsmenge). In diesem Fall können sich bestimmte sprachliche Informationen des jeweils anders geprägten Sprachsystems (so etwa Lexeme) über eine signifikante Zahl von Individuen verbreiten, bis man die neu eindringende Information schließlich als „lexikalisiert“ betrachten mag, weil sie von ausreichend vielen Individuen regelmäßig gebraucht wird.

feststellen zu müssen, dass klare und unverrückbare Grenzen zwischen zwei historischen Sprachstufen niemals postuliert werden können;²⁸ vielmehr ist man darauf angewiesen, sich in jedem Einzelfall aufs Neue auf eine Menge von Merkmalen zu einigen, die sich bereits gewandelt haben müssen, um von einer nachfolgenden Sprachstufe sprechen zu können. Diese Festlegung ist zwangsläufig immer zu einem gewissen Grad willkürlich und subjektiv.²⁹ Hinzu kommt stets auch der Faktor Raum, der für Sprachentwicklung relevant ist, da eine einst einheitliche Sprachgemeinschaft durch interne räumliche Trennung von einer vollständig identischen Fortentwicklung der Sprache abgehalten wird. In diesem Fall könnte man gewissermaßen von einer „Duplizierung“ der Ausgangssprache sprechen – aber ist der Moment einer solchen „Duplizierung“ als Übergang zu einer neuen Generation bestimmbar?³⁰ Die Voraussetzungen sind hierbei prinzipiell eher mit der bei Einzellern als mit der von Vielzellern wie beispielsweise Säugetieren vergleichbar; etwas, das mit einem Sexualpartner vergleichbar ist, wird zur Vermehrung und zur Selbsterhaltung³¹ nicht benötigt.³² Eine Einzelsprache (bzw. deren Sprachgemeinschaft) teilt sich in zwei (oder mehr) Teile, von denen beide zunächst als weitgehend identisch gelten können, sich aber aufgrund der Isolation voneinander künftig mit hoher Wahrscheinlichkeit unterschiedlich entwickeln werden.³³ Insofern stellt eine derar-

²⁸ Dies wurde in dieser Arbeit bereits eingangs in einer Fußnote thematisiert.

²⁹ Siehe allgemein zu Problemen bei der Bestimmung unterschiedlicher, aufeinander aufbauender Sprachzustände am Beispiel des Deutschen etwa Bergmann et al. 2016: 19f.

³⁰ Ferner ist zu fragen, ob nicht schon dann, wenn ein neues Individuum in die Sprachgemeinschaft hineingeboren wird und ein Mentales Lexikon gemäß der Konventionen dieser Sprachgemeinschaft entwickelt von einer „Duplizierung“ gesprochen werden müsste.

³¹ Mit Selbsterhaltung sei hier auf Informationserhaltung referiert. Bei biologischen Lebewesen geht es hierbei um die Erhaltung der Gene (Erbinformationen), die für gewöhnlich (und insbesondere langfristig) an die Erhaltung der Art geknüpft ist; bei Sprache geht es um Informationen, die in ihr gespeichert sind oder mit ihr übermittelt werden können. Im Laufe dieser Arbeit wollen wir mehr Klarheit darüber gewinnen, um welche Art Information es sich dabei handelt und wie man sich ihre Organisation vorstellen kann.

³² Es sei daran erinnert, dass es hierbei allein um die Kollektivebene eines Sprachsystems geht. Freilich können sich „Sprachträger“ – also gemeinhin Menschen – sexuell fortpflanzen, dabei vergrößern sie jedoch höchstens die Sprachgemeinschaft, vermehren diese aber nicht.

³³ So pflanzen sich Einzeller durch mitotische Zellteilung in ungeschlechtlicher Weise fort, d.h. ihr Erbgut wird kopiert und im Rahmen einer Mitose (Kernteilung) auf die durch Cytokinese (Zell- bzw. Zellplasmateilung) entstehenden Tochterzellen verteilt, von denen somit jede ein identisches und vollständiges Erbgut erhält (vgl. Sauermost

tige Duplizierung von Sprache keinen Generationswechsel dar: Anhand der beiden (oder mehreren) Sprachgemeinschaften, die aus einer räumlichen Trennung³⁴ hervorgehen, ließe sich nicht feststellen, welche als Parental- und welche als Filialgeneration einzustufen wäre; würde man dennoch eine solche Beschreibung wagen, wäre sie unweigerlich perspektivisch geprägt und nicht objektiv. Es gibt etwa keinen Grund, eine aktiv abwandernde Sprechergruppe als Filialgeneration einzustufen, da auch Wanderungsbewegungen perspektivisch sind und das Faktum, dass ein Teil der einst einheitlichen Sprachgemeinschaft an einem Ort verharrt, ebenso als aktives Handeln beurteilt werden könnte. Des Weiteren wäre eine Abhängigkeit von Trennungsvorgängen gleichbedeutend mit der Negierung von Sprachstufen als Generationen. Der alt-, der mittel- und der neuhochdeutsche Sprachraum etwa weisen zwar durchaus geographische Unterschiede auf, aber eher in ihrer Ausdehnung; von einer Trennung kann zwischen diesen Sprachstufen nicht die Rede sein; dennoch würde wohl jeder Sprachtypologe bei Ausblendung der diachronen Entwicklung das Althochdeutsche vom Neuhochdeutschen per Definition trennen, da die sprachlichen Differenzen mitunter gravierend und augenfällig sind (es sei hierbei etwa auf die Werke zur deutschen Sprachgeschichte von Riecke (2016) und Christopher Wells (1990) – hilfreich etwa die Karten auf S. 48 u. 381 – verwiesen sowie auf einschlägige Grammatiken wie Braune/Reiffenstein (2004), aber auch Schrod

1999: 32f, 2000: 148 u. 2002: 290f). Wie bei der Aufspaltung einer zuvor einheitlichen Sprachgemeinschaft ist dabei aufgrund der Selbstteilung keiner der Nachkommen bei möglichst objektiver Betrachtung mehr als Parentalgeneration zu bezeichnen, weshalb die Biologie grundsätzlich alle durch Zellteilung entstandenen Zellen als *Tochterzellen* einer *Mutterzelle* bezeichnet, die im Zuge ihrer Selbstteilung verloren geht bzw. in der Gesamtheit ihrer Tochterzellen (d.h. in transformierter Weise) weiterbesteht (vgl. Sauermost 2002b: 290f u. 2004a: 485). Dabei kann als Schnittmenge zwischen „Sprachteilung“ und Zellteilung die Aufteilung eines zuvor einheitlichen Systems in mehrere gesehen werden, wobei die durch die Teilung entstandenen Systeme jeweils die zum Moment des Teilungsvollzugs im noch einheitlichen System vorhandene Information in sich weiterverarbeiten und sich dabei in der Folge unterschiedlich entwickeln können (schon weil diese Systeme unterschiedlichen Umwelteinflüssen ausgesetzt sein können (bei Einzelsprachen wären hierbei insbesondere unterschiedlich ausgeprägter Sprachkontakt oder besondere gesellschaftliche Entwicklungen, die neue Anforderungen an die Sprache stellen, zu nennen)). Da hierbei auf linguistischer Seite aber nur eine Kollektivebene betrachtet werden kann, können sich ferner (wenn auch nur geringfügige) Abweichungen in der Informationsgestalt der unterschiedlichen „Nachkommenssysteme“ ergeben, wenn nicht die Organisation und der Umfang der Mentalen Lexika der Individuen, die den (kollektivistischen) „Nachkommenssystemen“ angehören, in ihrer Gesamtheit in den „Nachkommenssystemen“ identisch sind (wovon freilich nicht auszugehen ist).

³⁴ Denkbar wäre hier mit gewissen Einschränkungen sicher auch eine sozialbedingte Trennung oder Ähnliches.

(2004) für das Ahd. und Zifonun et al. (1997a,b,c) für das Deutsche der Gegenwart). Zusätzlich zum Faktor Raum muss eben auch der Faktor Zeit berücksichtigt werden. Beide haben unbestreitbar Einfluss auf Sprachentwicklung und sei es, dass sie nur unterschiedliche Rahmenbedingungen begründen.

Am fruchtbarsten, um den Ausdruck der *Generation* für die Linguistik dennoch nutzbar zu machen, erscheint zuletzt ein zwar nah am Stammbaummodell angelehnter Ansatz, der jedoch besagten aus der Biologie stammenden Terminus eher übertragend versteht, die Schnittmenge zwischen beiden Anwendungsgebieten (der Linguistik und der Biologie) also als begrenzt anerkennt. So könnte man etwa in derart übertragendem Sinne postulieren, das Westgermanische sei als Parentalgeneration des (Althoch-)Deutschen zu bewerten, da letzteres aus ihm hervorgegangen ist, ebenso wie das (Alt-)Englische. Eine derart nachvollziehbare Aufspaltung einer Einzelsprache könnte die Grundlage für einen Generationsbegriff in Sprache bilden. Demzufolge wären Altenglisch und Althochdeutsch, ebenso Altsächsisch, als Filialgenerationen zur Parentalgeneration Westgermanisch zu verstehen. Generationen ließen sich also nur in Relation zu anderen Sprachen gleichen Ursprungs postulieren und hätten in diesem Zusammenhang die sprachtypologisch bedingte Schwäche, dass sie wie Blitzlichter erscheinen: Wann genau der Übergang von der Parentalgeneration zur Filialgeneration stattfand, bleibt offen; es ließe sich objektiv nicht feststellen, weil die Übergänge zwischen einzelnen Sprachstufen ja fließend sind, also zwischen mehreren gegenwärtigen Einzelsprachen und deren gemeinsamen Ursprachen ein Kontinuum besteht.

Unter diesen Umständen erscheint es insgesamt am sinnvollsten, den Ausdruck *Generation* zur Beschreibung von Sprachentwicklung nicht zu bemühen. Fließende Übergänge und Probleme der Typologie würden zwangsläufig zu einem schwammigen Gebrauch führen.

So haben wir mit dem Generationsbegriff und dem Phänomen sexueller Fortpflanzung bereits zwei wesentliche Grundvoraussetzungen für das biologische Rezessivitätskonzept eliminiert. Sie stehen uns somit begründeterweise für die weitere Arbeit an etwaiger Rezessivität in Sprache und Sprachgeschichte nicht mehr zur Verfügung. Reduzieren wir daher biologische Rezessivität auf deren zentrale Eigenschaften, die man gemäß der Ausführungen im vorigen Kapitel wohl wie folgt zusammenfassen kann:

(1.) Wahrnehmbare (sich im Phänotyp äußernde) Information, die zeitlich gesehen in A bereits vorhanden war, ehe B, das – zumindest teilweise – aus A hervorging, existierte, (2.) ist in B nicht wahrnehmbar, (3.) doch erscheint in C,

das – zumindest teilweise – aus B hervorging, wieder als wahrnehmbare Information (4.a) und zwar unter Ausschluss der Möglichkeit, dass C besagte Information von einem anderen als B übermittelt bekommen haben könnte, (4.b) wohl aber mit der Möglichkeit, dass ein anderer als B positiven Einfluss auf die neuerliche Wahrnehmbarkeit besagter Information ausgeübt hat.

(5.) Dabei sind die Bedingungen 3 sowie 4.a und 4.b primär als Garanten für die These, dass Information in B rezessiv gespeichert – und somit erhalten – bleibt, zu verstehen und haben daher in gewisser Weise einen optionalen Charakter, da auch Information, die rezessiv gespeichert ist und sich (noch) nicht wieder phänotypisch wahrnehmbar äußert, als rezessiv zu bewerten ist; (6.) gleichsam ist es auch denkbar, dass Information, die bisher noch nie phänotypisch wahrnehmbar war – also seit jeher als rezessiv entstanden ist und so veranlagt blieb –, plötzlich phänotypisch wahrnehmbar wird (somit ist 6. als Einschränkung von Bedingung 1 zu betrachten). (7.) Auch eine Kombination der Varianten 5. und 6. ist denkbar, wobei dann die rezessiv gespeicherte Information demzufolge noch nie – weder in Vergangenheit noch in Gegenwart – phänotypisch wahrnehmbar war; allerdings besteht hierbei ausdrücklich die Möglichkeit, dass diese Information sich in Zukunft noch phänotypisch wahrnehmbar äußern wird.³⁵

Diese Definition, die wir im Folgenden als Definition eines *Allgemeinen Rezessivitätsmusters* bezeichnen wollen, sei die Grundlage für unsere weitere Suche nach etwaiger Rezessivität in Sprache und Sprachgeschichte. Neben diesem Rezessivitätsmuster, das sich durch die Wiederkehr einst phänotypisch wahrnehmbarer Information auszeichnet, sei von nun an *rezessiv* als Adjektiv eines *Allgemeinen Rezessivitätsbegriffs* zur Beschreibung jeder Form von Information gebraucht, die nicht als phänotypisch wahrnehmbar gelten kann (auch hierbei findet wieder eine Anlehnung an den Terminus *rezessiv* in der Biologie statt (s. dazu etwa Sauermost 2000: 342 u. 2002: 158 u. 2003b: 20 sowie Graw 2015: 464)).

An dieser Stelle erscheint es angesichts dieser Definition angebracht, noch auf den Terminus *Phänotyp* einzugehen³⁶ und die Frage, wie er auf Sprache angewendet werden kann. Wir wollen unter diesem Ausdruck all das verstehen,

³⁵ In Anwendung dieses Rezessivitätsmusters auf Sprache dürfte dieser Fall in der Forschung aufgrund der naturgemäß schwierigen Überprüfbarkeit von vermeintlich gemäß 7. gespeicherten Informationen im Wesentlichen theoretisch verhaftet bleiben und in der Praxis bei Untersuchungen am Sprachmaterial – wenn überhaupt – nur eine untergeordnete Rolle spielen.

³⁶ Es sei diesbezüglich auf die im vorigen Kapitel formulierte Definition des Terminus *Phänotyp* gemäß dessen Gebrauch in der Biologie sowie die dabei heranzitierte Literatur verwiesen.

was an Sprache „wahrnehmbar“ ist, d.h. alles, was mit der Umwelt der Sprache in Kontakt tritt. Bei der Betrachtung menschlicher³⁷ Sprache werden im Rahmen dieser Arbeit etwa Zeichensysteme wie Mimik und Gestik explizit nicht berücksichtigt, wohl wissend, dass damit eine Reduktion und womöglich gar eine Simplifizierung einhergeht,³⁸ die aber in Kauf genommen werden kann, da sie die zu erzielenden Ergebnisse nicht infrage stellt. Stattdessen wird das System menschlicher „Lautsprache“ in das Zentrum des Interesses gerückt, die sich wiederum mitunter optisch wahrnehmbar äußern kann (nämlich im Bereich der Bildlich- und vor allem der Schriftlichkeit). Menschliche Lautsprache bleibt also die Maxime, die in dieser Arbeit untersucht werden soll und optisch wahrnehmbare Elemente werden nur dann untersucht, wenn sie in direkter Verbindung zur Lautsprache stehen, wie es bei Schrift der Fall ist, aber auch bei Symbolen und Bildern der Fall sein kann, da bedeutungstragende, optisch wahrnehmbare Elemente in gleichwertiger Form kognitiv repräsentiert und verarbeitet werden wie Lautsprache, insbesondere dann, wenn für die Bedeutung eines optisch wahrnehmbaren Elements auch ein lautsprachliches Pendant existiert, das im Mentalen Lexikon des Empfängers bzw. Rezipienten verankert ist (vgl. Dietrich/Gerwien 2017: 217-219).³⁹ Alle unter dieses Sprachverständnis fallenden

³⁷ Wenn im Folgenden der Ausdruck *Mensch* (oder das entsprechende Adjektiv *menschlich*) gebraucht wird, so verweist dieser, wenn nicht anders kenntlich gemacht, auf die Art *Homo sapiens*; in Einzelfällen kann jedoch auch auf die Gattung *Homo* referiert sein, was aber mindestens aus dem Kontext ersichtlich wird. Insbesondere dann, wenn von *menschlicher Sprache* die Rede ist, können exemplarisch gestützte Beobachtungen eines diese betreffenden Sprachsystems nur Beobachtungen der Sprache des *Homo sapiens* sein, da von keiner anderen Art der Gattung *Homo* Sprachzeugnisse überliefert sind und der *Homo sapiens* die einzige noch lebende Art dieser Gattung darstellt (wir wollen dabei aber im Sinne wissenschaftlicher Korrektheit eingedenk sein, dass offenbar Genfluss zwischen ausgestorbenen *Homo*-Arten wie *Homo neanderthalensis* und *Denisova*-Menschen und *Homo sapiens* stattgefunden hat, der in der DNA mancher Populationen des *Homo sapiens* in der Gegenwart noch nachweisbar ist (vgl. Pääbo et al. 2010: 1053)). Hinsichtlich der Frage, inwiefern andere *Homo*-Arten über Sprachfähigkeit verfügt haben könnten s. etwa MacLarnon 2012.

³⁸ So wird insbesondere im Bereich der Biolinguistik dem Zusammenhang und der Interaktion zwischen Lautsprache und Gestik große Bedeutung beigemessen und mitunter gar kausale Verbindungen zwischen Sprachentstehung und Gestik vermutet (s. dazu etwa Corballis 2012 u. Pollick/Waal 2012).

³⁹ Diese knappe und vereinfachte Beschreibung des Zusammenhangs zwischen schriftlicher und phonologischer Sprachverarbeitung soll für unsere Anliegen hier genügen. Es sei dennoch darauf hingewiesen, dass durchaus Unterschiede zwischen beiden Prozessen bestehen, obgleich man hinsichtlich des Lesesystems und des phonologischen Systems von einem Zwei-Prozess-System sprechen kann, da bei einem Menschen, der über Sprachkompetenz im Schriftlichen wie im Lautlichen verfügt, Input auf einer der beiden Ebenen unweigerlich eine Aktivierung des sprachlichen Wissens

Elemente – seien sie etwa phonologischer, morphologischer, lexikalischer oder gar syntaktischer Natur –, die sich für Menschen wahrnehmbar äußern, seien in ihrer Gesamtheit als *Phänotyp von Sprache* verstanden, wenn sie tatsächlich wahrgenommen werden.⁴⁰ Wenn im Folgenden also von der *Phänotypisierung* eines sprachlichen Elements⁴¹ die Rede ist, so ist damit gemeint, dass das ent-

der jeweils anderen Ebene nach sich zu ziehen scheint (vgl. dazu Dietrich/Gerwien 2017: 217-219 sowie allgemein zum Sprachverstehen 163-222).

⁴⁰ Insofern unterscheidet sich das hiesige Verständnis eines sprachlichen Phänotyps etwa von dem der Biolinguisten Stephen Anderson und David Lightfoot (2000), die mit dem Ausdruck (engl.) *linguistic phenotype* etwa auf die grammatische Kompetenz eines Menschen verweisen und dem einen *linguistic genotype* gegenüberstellen, der alle Informationen umfasst, die nicht durch Erfahrungen gewonnen werden können und demnach in der genetischen Veranlagung des Menschen begründet sind (vgl. Anderson/Lightfoot 2000: 702 u. 709). Während Anderson und Lightfoot also mit ihrer Terminologie tatsächlich eine Unterscheidung zwischen genetischem Fundament von Sprache (also etwas Außersprachlichem) und deren tatsächlichen Ausprägung (einer Einzelsprache selbst) suchen, wollen wir in dieser Arbeit rein innersprachlich bleiben und die Frage stellen, wann sich Informationen innerhalb eines Sprachsystems wahrnehmbar äußern und wann nicht und ob es sich dabei überhaupt um jeweils identische Informationen handeln kann. Nichtsdestoweniger ist es selbstverständlich, dass die Sprachfähigkeit bzw. -kompetenz des Menschen auch eine genetische Grundlage besitzen muss; diese wird hier – anders als es eben Anderson und Lightfoot (2000) tun – nicht näher untersucht, bleibt aber vorausgesetzte Annahme für die vorliegende Arbeit, die sich der Tatsache bewusst ist, dass Sprachentwicklung beim Menschen nie im Widerspruch zu als zutreffend angenommenen Erkenntnissen der Biologie und der Evolutionsforschung – insbesondere der anthropologischen – stehen kann.

⁴¹ Unter einem *sprachlichen Element* wollen wir dabei die Grundeinheit einer sprachlichen Kategorie im Sinne eines Elements eines sprachlichen Systems verstehen, wobei wir an Ansätze der später noch detaillierter dargestellten Systemtheorie anknüpfen, nach der ein System aus Elementen und den Relationen, die zwischen den Elementen bestehen, sowie den Eigenschaften, die den Elementen innewohnen, besteht (vgl. Fagen/Hall 1956: 18). Je nach Untersuchungsinteresse und dem dementsprechenden Zchnitt eines zu betrachtenden Systems kann ein sprachliches Element etwa ein Phonem im Allgemeinen oder ein Lexem im Allgemeinen sein, aber auch ein ganz bestimmtes Phonem oder ein Lexem, definiert durch dessen Eigenschaften und/oder relationaler Verbindung zu anderen sprachlichen Elementen; aufgrund der bilateralen Gestalt sprachlicher Zeichen ist jeweils zu prüfen, ob das gesamte Zeichen (etwa eine lexikalischen Einheit) oder lediglich deren Ausdrucks- oder Inhaltsseite oder gar nur ein einzelner Aspekt der Inhaltsseite (etwa das Denotat oder ein Merkmal) als sprachliches Element zu gelten hat. Ein sprachliches Element wird in seiner Funktion als Element betrachtet, als sei es unteilbar; nichtsdestoweniger können sprachliche Elemente auch durch Komposition kleinerer Bestandteile generiert worden sein (so sind – bei entsprechender Definition eines betrachteten sprachlichen Systems – auch

sprechende sprachliche Element wahrnehmbar wird und auch tatsächlich wahrgenommen wird⁴² (es meint also einen Prozess, der hier vor allem das Phänomen beschreiben wird, dass rezessive sprachliche Information „dominant“ wird, sich also phänotypisch zu äußern beginnt, oder das Ergebnis dieses Prozesses). Mit dem Kriterium der Wahrnehmbarkeit⁴³ beschränken wir uns, sofern nicht

syntaktische Konstruktionen, Phraseme oder gar Sätze mögliche sprachliche Elemente).

⁴² Ohne eine tatsächlich erfolgende Wahrnehmung findet – physikalisch gesprochen – keinerlei Wechselwirkung statt, was einem sprachlichen Element für den Phänotypisierung jede Relevanz nehmen würde. Es deutet sich hierbei auch eine Analyse aller Existierenden als nur dann relevant an, wenn es mit etwas anderem Existierenden in Wechselwirkung tritt – und dies ist physikalisch nur logisch: Etwas, das mit dem Universum selbst und auch mit allem, was in ihm existiert, nicht in Wechselwirkung steht, befindet sich notwendigerweise in einer hermetisch verschlossenen Umwelt.

⁴³ Aufgrund des Kriteriums der Wahrnehmbarkeit ist gemäß der hier bereits entwickelten und noch zu entwickelnden Terminologie das Begriffspaar *Genotyp – Phänotyp* nicht mit dem Begriffspaar *Kryptotyp – Phänotyp* nach Benjamin Whorf zu verwechseln. So beschreibt dieser den *Kryptotyp* als „eine unter der Oberfläche der Worte liegende, subtile, schwer faßliche Bedeutung, die keinem wirklichen Wort korrespondiert und die doch durch die linguistische Analyse als funktionell wichtiges Element in der Grammatik aufgezeigt werden kann“ (Whorf 2008: 116). So ordnet er etwa Bedeutungen (und mit ihnen die ihnen konventionell zugeordneten Ausdrücke) wie ‚bewegen‘, ‚heben‘, ‚ziehen‘, ‚stocken‘, ‚setzen‘, ‚stellen‘ und ‚legen‘ einem Kryptotyp, der „die Verben gerichteter Bewegung“ (Whorf 2008: 116) umfasst zusammen; demgegenüber bezeichnet Whorf „jede linguistische Kategorie mit einer klar zutage liegenden Klassenbedeutung und einem sie begleitenden formalen äußeren Kennzeichen oder Morphem als einen Phänotyp“ (Whorf 2008: 117). Allerdings ist zu konstatieren, dass ein Angehöriger der Sprachgemeinschaft des Gegenwartsteutschen beim Hören eines Ausdrucks wie dt. *setzen* (z.B. in dt. *Anna setzt den Frosch zurück ins Terrarium.*) durchaus die Sinnrichtung erkennt, d.h. wahrnimmt, dass dt. *setzen* eine „gerichtete Bewegung“ meint – und wird dies wahrgenommen, erfolgt eine Phänotypisierung; d.h. gemäß der hier entwickelten Terminologie ist ein Kryptotyp nach Whorf durchaus etwas, das sich phänotypisch äußern kann. Wenn Whorf gleichzeitig einen Phänotyp als Antonym zum Kryptotyp formuliert, der also nicht Teil des Kryptotyps ist, so ergibt sich hierbei ein völlig anderes Bild als hinsichtlich der hiesigen Terminologie, die den Phänotyp als Untermenge des Genotyps betrachtet (eine Begriffsauslegung, die diesbezüglich im Übrigen auch nicht deckungsgleich mit der üblichen Verwendung der Termini in der Biologie erscheint). Aus diesem Grund mag man Whorfs Definition eines Kryptotyps vielleicht folgen wollen, wenn es darum geht, deutlich zu machen, dass etwa eine lexikalische Einheit einer nicht in ihrem Denotat verankerten Überbedeutung zugeordnet werden kann, doch zu einer Gegenüberstellung eines derartig definierten Kryptotyps gegen einen sprachlichen Phänotyp, wie wir ihn hier definieren wollen, taugt Whorfs Terminologie nicht.

explizit anders formuliert, auf alle Formen menschlicher Wahrnehmung,⁴⁴ was einerseits zur Folge hat, dass der Rezessivitätsbegriff stets perspektivische Aspekte aufweist (hierauf wird im Folgenden noch näher eingegangen), andererseits die Frage aufwirft, was wir unter menschlicher Wahrnehmung überhaupt verstehen wollen. Neben den üblicherweise der sinnlichen Wahrnehmung des Menschen zugeschriebenen Bereichen (wie Hören, Sehen, Riechen usw.) seien explizit auch (bewusste) Gedanken als wahrnehmbar verstanden.⁴⁵ Hierbei wollen wir das Denken als Prozess verstehen und Gedanken als dessen Inhalte bzw. Produkte;⁴⁶ es werden also Denken und Wahrnehmung voneinander unterschieden, Gedanken jedoch wiederum als Wahrnehmungsobjekte begriffen; insofern sei eher einem neurowissenschaftlichen als einem philosophischen Wahrnehmungsbegriff gefolgt.⁴⁷ Nicht als Teil der Wahrnehmung gelten hierbei etwa Reflexe, wohl aber können ihre Ergebnisse wahrgenommen werden.⁴⁸

⁴⁴ Als entscheidend ist anzumerken, dass der jeweilige Wahrnehmende stets Teil der Umwelt des jeweiligen Sprachsystems ist (s. dazu die später in Kapitel 1.5.2.4 folgenden Ausführungen zur Systemtheorie).

⁴⁵ Im Zusammenhang mit der Frage nach der Perspektivität des Rezessivitätsbegriffs wird darauf noch näher eingegangen werden; doch wer möchte etwa daran zweifeln, dass Gedanken, Träume oder Emotionen Teil menschlicher Wahrnehmung sind, die gar von außen wahrnehmbare Folgen nach sich ziehen und das Handeln eines Menschen beeinflussen können.

⁴⁶ In diesem Sinne wollen wir auch *Vorstellungen* – insbesondere solche mit Vergangenheits- oder Zukunftsbezug – als Gedanken begreifen, sofern sie bewusst erfolgen.

⁴⁷ So wird *Wahrnehmung* in den Neurowissenschaften als „ein durch Kognitionen moduliertes Produkt aufgefasst“ (Jäncke 2013: 226), wogegen in der Philosophie für gewöhnlich eine Trennung von Kognition und Wahrnehmung behauptet wird.

⁴⁸ Da insbesondere die Definitionen zu *Denken*, *Bewusstsein* und *Vorstellung* in zahlreichen Disziplinen wie z.B. den Neurowissenschaften, der Psychologie, der Anthropologie, der Philosophie und auch der Linguistik zwar viel diskutiert, jedoch – vor allem in Detailfragen – höchst umstritten und uneinheitlich sind, wollen wir auf eine Diskussion der entsprechenden Diskurse hier verzichten und stattdessen auf anerkannte Grunddefinitionen zurückgreifen. Dazu gehört insbesondere die Abgrenzung zwischen Denken und Wahrnehmung, die Feststellung des prozesshaften Wesens des Denkens, das Bezeichnen der Denkinhalte oder Denkprodukte als *Gedanken* und das Kriterium der „Erlebbarkeit“ für das Bewusste (s. dazu etwa Roth 1999: 345-348, Sauermost 2001: 185, 2004b: 257, Wuketits 2000: 215-217 sowie Zwahr 2006a: 804f, 2006d: 441-444, 2006e: 306). Ferner sei *Denken* allgemein verstanden als „die Fähigkeit eines Lebewesens [oder einer KI (Ergänzung von Eike Decker)], die Außenwelt nicht nur wahrzunehmen, sondern auch sozusagen innerlich zu repräsentieren“ (Wuketits 2000: 215); es setzt „die Repräsentation der Wahrnehmungen und Informationen als Denkgegenstand oder -inhalt voraus“ (Zwahr 2006d: 441f), was wir mit dem Terminus *Gedanken* beschreiben können. *Bewusstsein* ist etwa fassbar als „die Beziehung des Ich auf einen äußeren oder inneren Gegenstand[, als] das unmittelbare Wissen des Subjekts um geistige und seel[ische] Zustände, die es erfährt [und] auch [als] das

Insofern ist der hier verwendete Wahrnehmungsbegriff schwerlich von *Aufmerksamkeit* im neurowissenschaftlichen Sinne (s. dazu etwa Jäncke 2013: 332-336) zu unterscheiden, was schon allein deshalb angebracht erscheint, weil derzeit keine Arbeit vorliegt, die beweisen könnte, dass Sprache zwangsläufig an Aufmerksamkeit gebunden sein muss.

In Konsequenz heißt das, dass wir etwa die lexikalische Einheit⁴⁹ dt. *Hund* ‚Hund‘ auch dann als Teil des sprachlichen Phänotyps verstehen wollen, wenn sie nur (bewusst) gedacht wird.⁵⁰ Daraus ergibt sich für kommunikative Situationen auf akustischer Basis, dass die Phänotypisierung eines Ausdrucks immer in einem etwaigen Sender kognitiv stattfindet, ehe dieser den Ausdruck lautlich phänotypisiert und somit für einen etwaigen Empfänger wahrnehmbar macht; hört letzterer die Lautäußerung des Senders, so stellt diese Wahrnehmung eine

Aufmerken auf einzelne Erlebnisse“ (Zwahr 2006a: 804). *Wahrnehmung* lässt sich wiederum beschreiben als „bewußtes Erkennen eines Objekts [...] oder Sachverhalts durch Sinnes-Empfindungen [...] und begriffliche Einordnung in die innere Repräsentation der Welt, in diesem Sinne eine einheitliche Leistung aus Sinnesmeldung und einsichtiger [...] Verarbeitung im Zentralnervensystem, was auch Interpretation einschließt“ (Sauermost 2004b: 257), wobei – wie erwähnt – im hiesigen Verständnis auch Gedanken, die nicht notwendigerweise auf aktuelle Sinnesempfindungen beruhen – wohl aber (zumindest in Teilen) auf vergangene Sinnesempfindungen fußen –, als Wahrnehmungsobjekte begriffen werden; insofern wird hier ein „erweiterter“ Wahrnehmungsbegriff angewandt.

⁴⁹ Unter einer lexikalischen Einheit wollen wir Einträge im Mentalen Lexikon verstehen (vgl. Dietrich/Gerwien 2017: 30 folgend), die aus je einem (lexikalischen) Ausdruck und einem damit verbundenen (lexikalischen) Inhalt bestehen (Cruse 1986: 23 folgend).

⁵⁰ Da ausgeschlossen werden kann, dass alle lexikalischen Einheiten, die im Lexikon einer Einzelsprache oder im Mentalen Lexikon eines menschlichen Individuums gespeichert sind, gleichzeitig wahrnehmbar sind (dies muss wohlgemerkt etwa für KIs nicht gelten), führt das zu der Frage, ob eine Einheit wie dt. *Hund* ‚Hund‘ als rezessiv – also nicht phänotypisch wahrnehmbar – gelten muss, wenn sie zu einem bestimmten Zeitpunkt weder gedacht noch sonst wie geäußert bzw. gesendet oder rezipiert bzw. empfangen wird. Tatsächlich wird uns diese Frage im Verlauf dieser Arbeit immer wieder begegnen und sich als durchaus zentral erweisen; sie führt tief in das hier vorgestellte Modell und kann daher an dieser Stelle noch nicht umfassend beantwortet werden. Dennoch sei hier der in dieser Arbeit vertretende Standpunkt thesenhaft dargeboten: Ja, lexikalische Einheiten, aber auch alle anderen sprachlichen Elemente, die zu einem bestimmten Zeitpunkt für kein Individuum, dass dem Untersuchungssprachsystem angehört, wahrnehmbar sind, sind als rezessiv zu betrachten, auch wenn sie für gewöhnlich dennoch pauschal als Teil des Lexikons einer Einzelsprache – oder gar nur eines Individuums – bezeichnet werden.

zweite Phänotypisierung dar (nämlich durch den Empfänger).⁵¹ Phänotypisierungen können also sowohl das Ergebnis von Sprachproduktion als auch das Ergebnis von Sprachrezeption sein; ferner sind sie als *Perzept*, d.h. Wahrnehmungsergebnisse (s. dazu etwa Jäncke 2013: 211), interpretierbar.

Der Terminus *Phänotypisierung* reicht dabei inhaltlich zunächst nah an den der *Realisierung* heran, der in der Linguistik insbesondere zur Bezeichnung von sprachlichen Begebenheiten auf Ebene der *parole* nach de Saussure, also dem Sprachgebrauch,⁵² als etabliert gelten kann; sowohl *Realisierung* als auch *Phänotypisierung* meint einen individuellen Akt und das Konkrete im Sinne von etwas Wahrnehm- und kognitiv Verarbeitbarem, obgleich de Saussure letzteres nicht so explizit werden ließ (s. dazu etwa auch Saussure 2001: 16). *Realisierung* kann in dieser Arbeit daher mitunter synonym für *Phänotypisierung* verwendet, gerade weil damit auf bestehende Sprachkonventionen innerhalb der Linguistik im Sinne des Verständnisses gewinnbringend aufgebaut werden kann. Nichtsdestoweniger sei für den Gebrauch und die Etablierung von *Phänotypisierung* gerade dort plädiert, wo es tatsächlich um den Wahrnehmungsprozess an sich oder dessen Ergebnis geht, da dieser Terminus in Anlehnung an die Biologie erstens verdeutlicht, dass eine tatsächliche Wahrnehmbarkeit für die Kategorisierung von entscheidender Bedeutung ist, und zweitens die evolutionsbedingt unbestreitbare Nähe biologischer und sprachlicher Systeme zum Ausdruck bringt, die in dieser Arbeit noch mehrfach diskutiert werden wird; drittens erscheint der Terminus *Realisierung* dahingehend als unpräzise, als dass er suggeriert, dass alles, was gerade nicht „realisiert“ ist, per se nicht real, nicht existent sein kann. Dass dies aber eine höchst fragwürdige Einschätzung darstellt, wird spätestens im Rahmen der noch folgenden Besprechung probabilistischer Ansätze deutlich werden.⁵³

⁵¹ Diese kurze Einführung bezieht sich explizit nur auf die Ausdrucksseite. Bei der Verknüpfung selbiger mit einer Inhaltsseite kann es zwischen Sender und Empfänger zu Differenzen kommen, die man gemeinhin als „Missverständnis“ bezeichnen würde; Sender und Empfänger können dabei also eine identische Ausdrucksseite in einer einzigen Äußerung inhaltsseitig unterschiedlich phänotypisieren (hierbei bleiben wir in diesem Falle idealisierend, da wir ausblenden, dass zwei oder mehr Individuen tatsächlich zu keiner vollständig identischen Wahrnehmung eines Ausdrucks gelangen werden, weil dies schon individuelle Unterschiede des Hörapparats verhindern müssen).

⁵² Siehe dazu und zum zugehörigen Terminus *langue* etwa Saussure 2001: 13-18.

⁵³ Besser als *Realisierung* wäre ebenso der Terminus *Aktualisierung* geeignet, den etwa Niklas Luhmann im Rahmen eines probabilistischen Aspekts seiner Systemtheorie verwendet (s. Luhmann 1987: 100). Davon abgesehen ist er dem Terminus *Phänotypisierung* aber in allen anderen genannten Punkten, in denen dieser dem Terminus *Realisierung* vorzuziehen ist, ebenso unterlegen; deshalb und weil Aktualisierung in

An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, dass die Untersuchung rezessiver Information in Sprache zwangsläufig nur von Betrachtungen des sprachlichen Phänotyps ausgehen kann; dies liegt in der Natur der Sache: Da der sprachliche Phänotyp dadurch gekennzeichnet ist, dass er alle wahrnehmbare und wahrgenommene Information umfasst, ist der Zugang zu rezessiver Information nur dort möglich, wo diese auf Grundlage phänotypisch wahrnehmbarer Information abgeleitet werden kann.⁵⁴ Aus diesem Grund ist nicht auszuschließen, dass es weitere rezessive Information in Sprache gibt, zu der (bisher) kein Zugang gewonnen werden kann.⁵⁵

Wie in der Biologie sei in dieser Arbeit davon ausgegangen, dass dem Ausdruck *Phänotyp* immer ein *Genotyp* zur Seite gestellt werden muss, dass also auch in Sprache mehr Information gespeichert ist, als anhand des Phänotyps wahrgenommen werden kann. Hierbei stoßen wir zwangsläufig wieder auf die Frage, ob man von „Genen“ in Sprache sprechen kann und falls ja, was genau darunter zu verstehen ist.

Etymologisch geht der Ausdruck *Gen* auf griechisch *génos* ‚Herkunft‘ zurück (vgl. Kluge 2011: 346) und verweist somit notwendigerweise darauf, dass von ihm etwas aus- oder fortgegangen ist. Noch deutlicher wird dies angesichts des stammverwandten Verbs lat. *generāre* ‚erzeugen‘ (vgl. Kluge 2011: 346f u. 349). Somit kann der Ausdruck *Gen* zumindest etymologisch so aufgefasst werden, dass er die Eigenschaft eines Gens impliziert, etwas hervorzubringen, und das, was hervorgebracht wird, entspricht dabei dem Phänotyp. In der Biologie bringen rezessive Allele eines Gens jedoch unter bestimmten, im vorigen Kapitel dargestellten Bedingungen den Phänotyp eben nicht (und noch nicht einmal teilweise) hervor. Ein Gen besitzt demzufolge also nur die Anlage dazu, etwas hervorzubringen; ob es „zum Einsatz“ kommt, ist von weiteren Faktoren abhängig, die dem Gen alleine nicht inhärent sind. Wenn wir also von „Genen in Sprache“ sprächen – wohl wissend, dass dies nur eine vorläufige Arbeitsbeschreibung sein kann –, so würden wir damit Elemente meinen, die in der Sprache verankert sind oder sie bilden, und die Information – welcher Art auch immer

der Sprachwissenschaft als weniger etabliert gelten kann, bleibt *Phänotypisierung* für das, was er beschreiben soll, der präferierte Terminus.

⁵⁴ Genau genommen stellt bereits ein derartiger Ableitungsvorgang eine Phänotypisierung der jeweiligen rezessiven Information dar, die somit ihren rezessiven Charakter (zumindest vorübergehend) verliert.

⁵⁵ Zumindest mit den Methoden der Linguistik, die in dieser Arbeit angewandt werden, scheint der Zugang zu derartiger rezessiver Information nicht möglich; es ist allerdings nicht auszuschließen, dass in Zukunft mithilfe von anderen Disziplinen (wie den Kognitionswissenschaften) auch rezessive Informationen, die nicht phänotypisch ableitbar sind, nachweisbar werden.

– tragen und zwar unabhängig davon, ob diese Information an der Ausprägung eines sprachlichen Phänotyps beteiligt ist oder nicht. In Anlehnung an den biologischen Ausdruck kann unter dem *Genotyp von Sprache* bzw. dem *sprachlichen Genotyp* also die Gesamtheit der in einem (gegen eine Umwelt abgegrenzten) Sprachsystem gespeicherten Informationen verstanden werden.⁵⁶ Hierbei ist zu

⁵⁶ Das Begriffspaar *Genotyp – Phänotyp* fand in der Vergangenheit bereits vereinzelt Anwendung in der Linguistik, so etwa im Rahmen von Untersuchungen zur von Noam Chomsky vermuteten Universalgrammatik, wobei letztere als Genotyp der Sprache, die tatsächliche Ausprägung von einzelsprachlicher Grammatik dann jeweils als Phänotyp verstanden wurde (so beispielsweise bei Lightfoot 1982: 22). Allerdings lässt diese Sichtweise die Semantik fast völlig außen vor und bedeutet, wenn man die bisherigen Definitionen dieser Arbeit darauf anwenden würde, dass jede einzelsprachliche Grammatik immer wahrnehmbar sein müsste; aus diesen Gründen wollen wir uns dieser Art der Anwendung des Begriffspaares auf Sprache nicht anschließen. Im hiesigen Verständnis ist der Genotyp von Sprache zwar etwas, das die Gesamtheit der in einer Sprache gespeicherten Informationen umfasst, und insofern ist er von Untersuchungssprache zu Untersuchungssprache als verschieden anzunehmen und zwar in Abhängigkeit des jeweils gewählten Zuschnitts des untersuchten Sprachsystems, d.h. seiner Abgrenzung gegen eine Umwelt; somit ist der Terminus *Genotyp*, wie er hier gebraucht wird, nicht mit einer Universalgrammatik gleichzusetzen, genauso wenig wie er – wie bereits erwähnt – auf tatsächliche (biologisch) genetische Grundlagen von Sprache referiert.

In der sowjetischen Forschung zur generativen Grammatik war es Sebastian Šaumjan (s. Šaumjan 1971b), der diesbezüglich ein Zwei-Stufen-Modell bestehend aus Genotyp und Phänotyp formulierte: Nach Šaumjan generiert die (zunächst ihrerseits zu generierende) Grammatik einer genotypischen (und ersten) Stufe die Grammatik einer phänotypischen (und zweiten) Stufe, wobei letztere die Grammatik einer Einzelsprache, wie sie beobachtbar ist, sein kann (vgl. Šaumjan 1971b: 136-140). Die Grammatik der genotypischen Sprache ist dabei eine ideale Grammatik, die eine ideale Sprache beschreibt (vgl. Šaumjan 1971b: 140) und – auch, aber nicht nur, weil (zumindest von den Übersetzern der deutsch- und der englischsprachigen Versionen der Arbeiten Šaumjans) „genotypische Sprache“ singularisch und „phänotypische Sprachen“ pluralisch verwendet wird (s. Šaumjan 1971b: 140 sowie für das Englische Šaumjan 1971a: 310) – wohl wiederum als Universalgrammatik interpretiert werden kann. Auch von dieser Vorstellung wollen wir uns hier distanzieren: Der sprachliche Genotyp, wie wir ihn verstehen wollen, stellt zwar Informationen bereit, von denen alle als Teil des Phänotyps auftreten könnten, es aber stets höchstens ein Bruchteil tut, aber dem Genotyp wird dabei nicht nachgesagt, den Phänotyp zu generieren; vielmehr kann der sprachliche Phänotyp zwar auf Basis des sprachlichen Genotyps „generiert“ werden, wobei ferner aber Umweltfaktoren die Gestalt des Phänotyps mitbestimmen können (so kann eine auf Basis des Genotyps geplante lautliche Äußerung von dt. *Hubschrauber* ([hu:pʃraʊbɐ]) etwa durch einen (der Umwelt des Sprachsystems zuzuordnenden) Hustenreiz des Sprechers deformiert und zu dt. **Hubschra* ([hu:pʃra]) verkürzt werden), dennoch bleibt eine derartige „Generierung“ nicht mehr als eine Reduktion der Informationsmenge des sprachlichen Genotyps zum sprachlichen Phänotyp (insbesondere ein Transformation findet hierbei nicht statt) –

betonen, dass sowohl der sprachliche Geno- als auch der sprachliche Phänotyp stets für ein einzelnes Individuum, aber auch für ein Kollektiv (eine Sprachgemeinschaft) definiert und betrachtet werden kann,⁵⁷ wobei für diese Arbeit insbesondere Letzteres von Interesse ist, da es sich bei einer entsprechenden Kollektivebene etwa um eine Einzelsprache handeln kann. Während wir den sprachlichen Phänotyp dabei allerdings als äußerst variabel und instabil betrachten, werden wir später sehen, dass es gute Gründe gibt, den sprachlichen Genotyp als etwas Konstantes und für jedes Sprachsystem identisches anzunehmen; dies bedeutet, der sprachliche Genotyp wird als das verstanden, was Sprachsysteme in ihrem Kern ausmacht. Dabei sollten wir uns jedoch vor Augen führen, dass das hier entworfene bzw. zu entwerfende linguistische Informationsmodell eben ein Modell ist, das der Wissenschaft dienen soll, komplexe linguistische Zusammenhänge zu formalisieren und zu erforschen; es sollte nicht als direkte Wiedergabe einer Wirklichkeit verstanden werden.⁵⁸ Definitiv gilt ferner, wenn G für die Menge der Information im sprachlichen Genotyp, P für die Menge der Information im sprachlichen Phänotyp und R für die Menge rezessiver Information steht: $G = P \dot{\cup} R$.⁵⁹

Da *rezessiv* in der Biologie für gewöhnlich im Zusammenhang mit seinem Antonym *dominant* gebraucht wird, sei auch letzterer Ausdruck kurz für die Linguistik nutzbar beschrieben. Als *dominant* wollen wir in Hinblick auf Sprache im Gegensatz zu *rezessiv* all jene Informationen verstehen, die rezessive Informationen derart überlagern, dass letztere nicht mehr wahrgenommen wer-

d.h. eine „Auswahl“ genotypischer Information determiniert im Falle einer Phänotypisierung den Phänotyp. Ferner sei erwähnt, dass hier anders als bei Šaumjan genotypisch auch keine Idealisierung sprachlicher Elemente angenommen wird (es sei denn man möchte die Gesamtheit der Gestaltmöglichkeiten eines sprachlichen Elements als „ideal“ ansehen und eine jede Reduktion dieser Gesamtheit als Störung des Idealzustands).

⁵⁷ Ausführliche Ausführungen dazu finden sich in Kapitel 1.5.2.3 dieser Arbeit.

⁵⁸ Die Anwendung des Begriffs *Gen* an sich auf Sprache erscheint hingegen auch gerade deshalb in der linguistischen Terminologie und der, die in dieser Arbeit noch ergänzt wird, überflüssig und wird nicht weiter bemüht werden, auch um voreiligen Unterstellungen, man würde hier biologische Termini stumpf auf Sprache übertragen, vorzubeugen; denn natürlich bedarf jede derartige Übertragung eines ausreichenden Grundes, einer ausreichenden Schnittmenge und einer ausreichenden Anpassung an das neue Beschreibungsgebiet, in dem ein zu übertragener Begriff zur Anwendung kommen soll.

⁵⁹ Nimmt man die Existenz einer Universalgrammatik an, so ist diese in das hiesige Modell als Teil des sprachlichen Genotyps zu integrieren und nicht als weitere separate Ebene. Eine angeborene Universalgrammatik würde somit den Grundstock des sprachlichen Genotyps bilden, der im Laufe des Lebens erweitert werden kann.

den können. In Anlehnung an das Beispiel von sieb.-sächs. *auch* aus den einleitenden Ausführungen würde dies bedeuten, dass – wenn die Grundannahme der Rezessivität in diesem Fall als wahr angenommen wird – in der Zeit, in der die Bedeutung ‚und‘ für *auch* (bzw. seine Vorgängerformen) rezessiv gespeichert war, ehe sie wohl im Rahmen des Sprachkontakts mit dem Rumänischen wieder zum Vorschein kam (vgl. Shinohara 2016: 71f), all jene Bedeutungen, in denen *auch* nachweisbar ist (wie etwa ‚auch, ebenso, ebenfalls, sogar‘) als dominant zu gelten haben. Anders als in der klassischen Biologie wollen wir die Phänomene der Rezessivität und der Dominanz in diesem Zusammenhang aber durchaus als veränderlich begreifen: Nach dem Wiederauftreten der bisher rezessiv gespeicherten Bedeutung ‚und‘ für sieb.-sächs. *auch* muss ‚und‘ als Teil des Phänotyps der Sprache und somit als dominant gelten. Eine vollständige Analyse der etwaigen Rezessivität im Falle von sieb.-sächs. *auch* wird an späterer Stelle in dieser Arbeit erfolgen.⁶⁰ Insgesamt wird sich der Begriff der Dominanz jedoch als weitgehend unfruchtbar für das in dieser Arbeit zu erarbeitende Modell erweisen, sodass er tatsächlich vernachlässigt werden kann.

⁶⁰ Im Falle von polysemen oder homonymen Begriffen ergibt sich für die Linguistik natürlich ein weiteres Problem: Da für gewöhnlich nur eine begrenzte Zahl an Semen und oft nur gar ein einziges im Rahmen einer sprachlichen Äußerung zur Anwendung kommt und hierbei von Sender und Empfänger möglichst gleich wahrgenommen werden sollte, stellt sich die Frage, inwiefern sich überhaupt „messen“ lässt, welche Bedeutungen, die sich im Sprachgebrauch phänotypisch äußern, ein bestimmtes sprachliches Zeichen zu einer bestimmten Zeit trägt. Angesichts der enormen Menge an Datenmaterial, welche hierbei für jedes heranzitierte Beispiel ausgewertet werden müsste, um eine repräsentative Einschätzung dessen gewährleisten zu können, muss im Rahmen dieser Arbeit auf eigenständige Korpusanalysen verzichtet werden. Vielmehr wollen wir uns auf die Arbeit von Lexikografen verlassen, die nicht weniger tun, als Bedeutungen von Worten zu sammeln, die aus dem Sprachgebrauch einer bestimmten Zeit phänotypisch herauszulesen sind. Dabei zeigt sich also, dass Rezessivität nicht nur – wie im vorliegenden Kapitel gezeigt wird – hinsichtlich des Rezipienten eines sprachlichen Zeichens, sondern auch in zeitlicher Hinsicht perspektivisch ist. Nehmen wir an, an einem Tag wird das Wort dt. *Schloss* in der Sprachgemeinschaft des Gegenwartssprachlichen nur in seiner Bedeutung ‚Palast, prunkvolles Gebäude‘ verwendet; wohl niemand käme dann auf die Idee, dass die Bedeutung ‚Verriegelung‘ (etwa im Sinne eines Türschlosses) bereits verloren sei (tatsächlich ist sie hingegen vielmehr rezessiv geblieben). Würde man letztere Bedeutung jedoch für einhundert Jahre oder gar mehr für *Schloss* nicht belegt finden, so fiel das Urteil wohl anders aus, man würde tatsächlich von vollständigem Schwund ausgehen. Ähnlich wie bei sprachtypologischer Abgrenzung verschiedener Sprachstufen müsste hier also eine zu gewissem Grade willkürliche Grenze gezogen werden. Genauer könnte man also sagen: Es ginge weniger darum, Bedeutungen eines Wortes zu einem bestimmten Zeitpunkt, sondern vielmehr in einem bestimmten Zeitraum zu fassen. All dies wird aber mit dem Rezessivitätsmodell dieser Arbeit verworfen, denn, wie noch gezeigt werden wird, ist jedes sprachliche Element zu jedem Zeitpunkt, in

Hinsichtlich der Anwendung des Allgemeinen Rezessivitätsmusters auf Sprache muss des Weiteren auf ein Phänomen eingegangen werden, das für Fragestellungen in der Biologie bisher ohne erkennbare Relevanz war: die Perspektivität. In seiner soeben eingeführten allgemeinen Bedeutung, sollten wir des Faktors der Perspektivität an einigen Stellen eingedenk sein. Denn wenn die Einstufung von Information als „rezessiv“ davon abhängig ist, ob sie wahrnehmbar ist bzw. wahrgenommen wird, stellt sich die Frage, was genau das bedeutet. Davon hängt wiederum ab, ob rezessive Information in Sprache überhaupt auffindbar ist (und zwar unabhängig davon, ob sie existiert). Von besonderer Wichtigkeit ist hierbei also der Wahrnehmende – und genau hierin liegt der Ursprung der Perspektivität des Allgemeinen Rezessivitätsmusters, denn konsequenterweise müssen wir Folgendes feststellen: (Szenario 1) Wenn A (als Sender)⁶¹ ein Wort wie *Hund* lautlich äußert und dies von B (als Empfänger) gehört wird, so nimmt B die Äußerung von A wahr, womit unstrittig ist, dass die (ausdrucksseitige) Information von *Hund* hier nicht rezessiv ist, sondern phänotypisiert wurde. Wie verhält es sich aber, (Szenario 2) wenn B taub ist und auch nicht sieht, wie A die Laute der Äußerung mit seinem Mund formt? In diesem Fall würde B keine Phänotypisierung von *Hund* vornehmen, weil er die Äußerung nicht wahrnimmt – aus der Perspektive von B wäre *Hund* also als rezessiv zu begreifen. Allerdings wird der Sender A seine eigene Äußerung sehr wohl wahrnehmen – aus seiner Perspektive muss *Hund* also als phänotypisiert gelten.

dem es nicht wahrnehmbar ist bzw. auch wahrgenommen wird, als rezessiv zu betrachten.

⁶¹ Die Ausdrücke *Sender* und *Empfänger* werden in dieser Arbeit im üblichen Sinne verwendet, wie es unter anderem etwa Karl Bühler (1999) oder Friedemann Schulz von Thun (2006) tun, auf deren Werke zur Sprach- bzw. Kommunikationstheorie hier verwiesen sei. (Es sei an dieser Stelle angesichts des gegenwärtig herrschenden Zeitgeists, der leicht zu Empörung neigt, darauf hingewiesen, dass in der vorliegenden Arbeit in der Regel auf sogenanntes „Gendern“ verzichtet wird und stattdessen das übliche generische Maskulinum bevorzugt wird. Grund hierfür ist einerseits die Tatsache, dass Konstruktionen wie „Empfängerinnen und Empfänger“ zu einer unübersichtlicheren Gestalt des Textes führen und andererseits das Faktum, dass man in diesem Fall weiterhin argumentieren könnte, dass etwa Transgender keine Berücksichtigung finden. Da in der deutschen Sprache ein alle möglichen Geschlechter und Geschlechtsvarianten umfassendes grammatisches Geschlecht fehlt – denn das Neutrum erscheint eben seinerseits als auf geschlechtsneutrales „Geschlecht“ bezogen – und in dieser Arbeit die Entwicklung und Etablierung eines solchen grammatischen Geschlechts nicht geleistet werden kann und soll, sei auf das übliche generische Maskulinum zurückgegriffen.)

Ähnlich verhält es sich, (Szenario 3) wenn A in Hör- und Sichtweite von B befindlich ist, das Wort *Hund* aber nicht ausspricht, sondern lediglich denkt.⁶² Für B, ja für alle Menschen außer A, ob alleine oder als Gruppe, ist die Information in diesem Fall nicht wahrnehmbar, bleibt also rezessiv – aus Sicht von A wäre sie es jedoch nicht. A denkt den Ausdruck *Hund* und verbindet damit unweigerlich entsprechende Bedeutungen bzw. inhaltsseitige Informationen. Jeder hat vermutlich schon erlebt, dass der Gedanke an etwas, das man als schön empfindet, das Wohlbefinden steigert – Gedanken sind also für den, der sie denkt keinesfalls effektiv, sie sind wahrnehmbar und nicht rezessiv. Eine Auflösung des Perspektivitätsproblems im Rahmen des Allgemeinen Rezessivitätsmusters erscheint also tatsächlich nicht möglich: Der Wahrnehmende ist stets der Phänotypisierer und daher sind Phänotypisierungen auch stets als individuelle Angelegenheiten zu betrachten. Dieses Sachverhalts wollen wir gewahr bleiben, weil er deutlich macht, dass die Suche nach rezessiver Information in Sprache ihren Anfang in den Mentalen Lexika, dem sprachlichen Wissen der Mitglieder einer Sprachgemeinschaft ihren Anfang nehmen muss und sich erst von dort auf eine (abstrakte und modellhaft zu verstehende) Kollektivebene (d.h. hier auf das Lexikon einer Einzelsprache) erweitern lässt.⁶³ Als Phänotypisierer können neben Individuen der Art *Homo sapiens* prinzipiell auch andere denkbare sprachfähige Arten oder zur Sprachverarbeitung befähigte Systeme (wie z.B. künstliche Intelligenzen) fungieren.

Nichtsdestoweniger müssen wir uns im Folgenden bewusst sein, dass Rezessivität stets von einem menschlichen Sehepunkt⁶⁴ aus definiert ist, was an für

⁶² Hierbei wollen wir davon ausgehen, dass tatsächlich an ausdrucksseitige Informationen des sprachlichen Zeichens *Hund* gedacht wird, unabhängig davon, ob es sich dabei um seine Lautform oder seine Schriftform handelt.

⁶³ Auch dies wird an späterer Stelle noch im Detail besprochen werden.

⁶⁴ Hinsichtlich des Ausdrucks *Sehepunkt* wollen wir uns im Wesentlichen nach der Definition Wilhelm Köllers (2004) richten, der diesen explizit „subjektorientiert“ nennt (Köller 2004: 9). „Mit ihm soll darauf aufmerksam gemacht werden, dass Objekte sich nicht von selbst zur Erscheinung bringen, sondern immer von Subjekten von einer bestimmten räumlichen und geistigen Position aus bzw. mit Hilfe einer besonderen methodischen Anstrengung wahrgenommen werden“ (Köller 2004: 9). Ferner geht Köller anschließend davon aus, „dass [es] bei der Konstitution von Wahrheitsinhalten [...] nicht nur einen Informationsfluss vonseiten der Wahrnehmungsobjekte gibt, sondern auch einen Informationsfluss vonseiten der Wahrnehmungssubjekte“ (Köller 2004: 9). Diese Sichtweise wollen wir kritisch im Hinterkopf behalten und an späterer Stelle noch einmal aufgreifen, wo wir sie schließlich teilen werden. Allerdings sei dies erst dann diskutiert und begründet, wenn wir uns ein umfassendes und endgültiges Bild von der Rolle des Wahrnehmenden im linguistischen Rezessivitätsmodell gemacht haben, das ein diesbezügliches Urteil ermöglicht.

sich logisch erscheint, da wir uns mit diesen Ausführungen permanent im Rahmen menschlicher Sprache befinden, die keinesfalls als universell angesehen werden sollte. Dennoch sei eine weitere Einschränkung vorgenommen: Wir bezeichnen im Hinblick auf Sprache alle Informationen als rezessiv, die vom Menschen als Spezies (*Homo sapiens*) aufgrund seiner biologischen Anlagen nicht wahrgenommen werden können. Dazu zählen etwa die Gedanken eines jeweils anderen. Maxime unserer Bewertung bleibt also die biologisch veranlagte Wahrnehmung des Menschen mit all ihren Grenzen; insbesondere hinsichtlich künftig denkbarer Anwendungen des Rezessivitätsmodells durch oder auf künstliche Intelligenzen, sollte man sich jedoch bewusst sein, dass die Beschränkung auf menschliche Wahrnehmung in dieser Arbeit zwar methodisch sinnvoll erscheint, aber keinesfalls als absolut gesetzt ist.

Diese methodischen Überlegungen führen allerdings direkt in tiefer greifende Fragestellungen, die im Mittelpunkt des zweiten Kapitels stehen sollen. Zentral ist dabei die Suche nach einem Ort, an dem Informationen in Sprache rezessiv gespeichert sein können (also ein Ort gewissermaßen analog zum Allel in der Biologie); wie auch hinsichtlich des Mentalen Lexikons sollte hierbei jedoch nicht davon ausgegangen werden, dass ein derartiger Speicherort innerhalb einer linguistischen Arbeit in „materialisierter“ Weise lokalisiert werden kann, wie es etwa für das, was mit Ortsbenennungen wie eine bestimmte Zelle, einen Baum, die Stadt Frankfurt oder die Alpen gemeint sein kann, gelten würde. Daran schließt sich zudem die Frage an, wie rezessive Informationen in Sprache überhaupt auffindbar sein sollen. Hierzu werden wir insbesondere durch Methoden der semantischen Forschung erkennen, dass dies durchaus möglich ist.

Zuvor ein abschließender Kommentar zur in der Einleitung bewusst naiv gebrauchten Wendung von „rezessiver Vererbung“ in Sprache: Angesichts der für die vorliegende linguistische Untersuchung bereits eliminierten Termini *Generation* und *sexuelle Fortpflanzung* muss es uns als völlig unangebracht gelten, im Zusammenhang innersprachlicher Phänomene von „Vererbung“ zu sprechen. Der Ausdruck *Vererbung* erscheint hier lediglich im allgemeineren Sinne als Weitergabe bzw. Übertragung von Informationen angebracht.⁶⁵ Aus diesem Grunde sei im Folgenden der Terminus *Vererbung* vermieden und stattdessen – eingedenk aller etwaigen, beispielsweise perspektivitätsbedingten Problematiken des Ausdrucks *rezessiv*, wie sie in diesem Kapitel dargelegt wurden – von *rezessiver Informationserhaltung in Sprache* gesprochen. Dabei wird durch die

⁶⁵ Die Dudenredaktion definiert *Vererbung* etwa als „Weitergabe von Erbanlagen von einer Generation an die Folgende“ (Dudenredaktion 2015: 1888) bzw. etwas allgemeiner das zugehörige Verb *vererben* unter anderem als „(Eigenschaften, Anlagen o.Ä.) [...] auf die Nachkommen übertragen“ (Dudenredaktion 2015: 1888).

Verwendung des Ausdrucks *Informationserhaltung* anstelle von *Informationsübertragung* erneut der Tatsache Rechnung getragen, dass sich Sprache offenbar eher als transformativ, dabei mitunter zusätzlich selbstduplizierend, aber weniger als über Generationen fortschreitend veränderlich zeigt. Dies schließt jedoch Informationsübertragungen in Sprache nicht generell aus. Sprache als ein System auf Kollektivebene ist dabei im Übrigen stets als abstrakt und modellhaft zu verstehen; zentral und Ausgangspunkt bleiben sprachliche Systeme auf Individualebene.⁶⁶

Und so zeigt sich, dass die Schnittmenge zwischen dem Rezessivitätsbegriff der Biologie und dem hier vorgeschlagenen linguistischen Rezessivitätsbegriff zuletzt informationell ist; sowohl linguistische als auch biologische Rezessivität sind als spezifische Ableitungen eines allgemeineren, informations- und systemtheoretisch greifbaren Phänomens zu verstehen – d.h. das hier vorgeschlagene allgemeine Rezessivitätsmuster ist weder dezidiert biologisch noch dezidiert linguistisch, sondern informationstheoretisch. Insofern verfolgen wir die zunächst biolinguistischen Ansätze zurück auf eine höhere, informationslinguistische Ebene. Zentrale Schnittmenge zwischen biologischen und sprachlichen Systemen bleibt also ihr Wesen als Informationssystem bzw. Information verarbeitendes System. Im weiteren Verlauf der Arbeit werden wir zudem sehen, dass ein wesentlicher Charakterzug von Rezessivität in Sprache in der Veränderung von Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten liegt; sprachliche Elemente werden also im Rahmen von Sprachwandel weniger als neu generiert oder transmittiert verstanden; transmittiert werden vor allem Informationen, die die Phänotypisierungswahrscheinlichkeitsverteilung sprachlicher Elemente verändern.

1.4 – Aufbruch ins Neuland? Der bisherige Forschungsstand

Bevor wir in die linguistische Beweisführung zur Anwendbarkeit des Allgemeinen Rezessivitätsbegriffs sowie des Allgemeinen Rezessivitätsmusters auf Sprache einsteigen, wollen wir einen Blick in die bisherige Forschung werfen. Zunächst kann aber ganz grundsätzlich festgestellt werden, dass die sinnbildliche

⁶⁶ Siehe hierzu insbesondere Kapitel 1.5.2 dieser Arbeit.

Beschreibung von Sprache als „Speicher“ eine durchaus lange, wissenschaftliche wie Alltagssprachliche Tradition hat. Nicht umsonst widmet etwa Wilhelm Köller in seiner Monographie zu „Sinnsbildern für Sprache“ dieser Beschreibungsvariante ein ganzes Kapitel (s. Köller 2012: 361-397); dabei geht er insbesondere auf philosophische Diskurse und Forschungsmeinungen, die das Sinnsbild der Sprache als Speicher betreffen, ein.

Auch grundlegende Vorannahmen des im weiteren Verlauf dieser Arbeit zu erarbeitenden probabilistischen Erklärungsmodells für sprachlichen Wandel spiegeln sich in verschiedenen Beiträgen der bisherigen linguistischen Forschung wider. Da diese Arbeit bemüht ist, übergreifend verschiedene Ebenen von Sprache im Hinblick auf mögliche rezessive Informationen zu betrachten und mithilfe der Theorie von Rezessivität in Sprache zu vereinen, werden Forschungsbeiträge, auf die im Einzelnen aufgebaut wird, in jenen Kapiteln behandelt, wo sie zur Anwendung kommen; nichtsdestoweniger sei hier dennoch auf diejenigen Arbeiten eingegangen, die wesentliche Grundannahmen der vorliegenden Untersuchung teilen und in Richtung des hier formulierten Modells deuten.

1.4.1 – Bisherige Annahmen zur Speichergestalt und Speicherfunktion von Sprache

Bei der Beschreibung von Sprache als „Speicher“ wird Sprache mit unterschiedlichen Ausdrücken in Verbindung gebracht: Sprache wird etwa als *Schatzkammer*, als *Schwamm*, *Museum*, *Ruine*, *Vorrat*, *Gedächtnis*, *Magazin*, *Tafel* oder direkt als *Speicher* bezeichnet (vgl. Köller 2012: 361-397). Angesichts der Vielfalt diesbezüglicher Bezeichnungen lässt sich hinsichtlich der Art, wie sie verwendet werden, vor allem eine Unterteilung in zwei Kategorien begründen: In eine erste Kategorie, die das Sinnsbild von Sprache als Speicher metaphorisch, d.h. nur übertragend, versteht, und eine zweite, die Sprache eben nicht übertragend, sondern tatsächlich als dem Wesen nach einen Speicher auffasst.

Die Frage, welcher Kategorie eine Beschreibung zuzuordnen ist, ist dabei nicht immer allgemeingültig zu beantworten und hängt vor allem davon ab, wie der jeweilige Bezeichnungsbenutzer die von ihm verwendete Bezeichnung versteht. So ist die Bezeichnung *Speicher* für Sprache logischerweise metaphorisch aufzufassen, wenn man unter *Speicher* etwas Materielles wie einen Kornspeicher, einen Dachboden oder einen Wassertank versteht. Fasst man *Speicher* al-

lerdings allgemeiner auf, etwa als etwas Konkretes oder Abstraktes, das Konkretes oder Abstraktes ansammelt, so kann diese Bezeichnung für Sprache durchaus als nicht-metaphorisch plausibel gemacht werden. Köller stellt etwa zur Eröffnung seines Kapitels fest, dass „die These, dass sich mit Hilfe der Sprache Wissen objektivieren und für einen späteren Gebrauch speichern lasse, [...] sicherlich unstrittig [ist], wenn nicht trivial“ (Köller 2012: 361). Wir werden an späterer Stelle, wenn wir uns mit Organisation und Funktion des Mentalen Lexikons und der Frage, wie Sprache und sprachliche Zeichen kognitiv bearbeitet werden, auseinandersetzen, noch im Detail erleben, wie die Speicherfähigkeit von Sprache im Gehirn in der Forschung gemeinhin eingeschätzt wird. Dass wir aber mit einem Ausdruck wie dt. *Maus* Informationen verbinden, wie (unter anderem) der, dass das, was mit diesem Ausdruck inhaltsseitig gemeint ist, auf ein kleines, felliges Tier verweist, steht außer Frage. Hierbei sind ganz offensichtlich Informationen im Gehirn bzw. dem menschlichen Kognitionsapparat gespeichert, die mit Sprache verknüpft sind.

Sprache dabei in einem nicht-übertragenden Sinne als *Speicher* zu bezeichnen, lässt sich durchaus rechtfertigen, allerdings nur dann, wenn man unterstellt, dass die Informationen tatsächlich primär in der Sprache und über diese erst sekundär im Gehirn gespeichert sind; andernfalls müsste man Sprache als etwas beschreiben, das auf einen Speicher im Gehirn zurückgreift. Für beides ließen sich wohl Argumente finden und es wäre nicht im Sinne der Zielsetzung dieser Arbeit, auf eine finale Entscheidung zu drängen, die vermutlich ohnehin Psycho- oder Neurologen, letztlich vielleicht sogar Physikern zu überlassen ist. Zentral muss für uns vielmehr sein, wie die Beschreibung von Sprache als Speicher im Rahmen dieser Arbeit und im Sinne des im vorigen Kapitel formulierten Allgemeinen Rezessivitätsbegriffs und Allgemeinen Rezessivitätsmusters zu verstehen ist.

Wenn wir im Folgenden noch auf das Mentale Lexikon und den Zusammenschluss vieler Individuen, die jeweils Träger eines Mentalen Lexikons sind, zu einer Sprachgemeinschaft eingehen, wird sich zeigen, dass das Abstraktum *Sprache* weiterhin ein Abstraktum bleiben wird – es lässt sich im Rahmen dieser Arbeit nicht „materialisieren“. Auch wird eine Lösung des in verschiedenen Wissenschaften höchst umstrittenen Problems, in welchem Verhältnis Sprache und Kognition zueinander stehen, weder angestrebt noch möglich sein. Nicht angestrebt wird diese Ausdifferenzierung vor allem deshalb, weil sie für die Fragestellung dieser Arbeit unerheblich ist. Die Suche nach etwaiger Rezessivität in Sprache muss, will sie tatsächlich Rezessivität belegen, davon ausgehen, dass ein Speicher – ein Ort, an dem Information rezessiv gespeichert bleiben kann – vorhanden ist. Dass dieser Ort in Abhängigkeit von Sprache zu bestimmen ist,

ergibt sich ebenfalls aus der linguistischen Fragestellung. Aber, ob dieser Ort in Sprache selbst liegt oder in der Kognition und dabei im ständigen Austausch mit Sprache und dem Zugriff selbiger ausgeliefert ist, dies ist letztlich für das, was es zu untersuchen gilt, unerheblich und stets eine Frage nach der Abgrenzung eines zu untersuchenden Systems gegen eine Umwelt. Wenn hier nun rezessive Informationen in Sprache gesucht werden, so sind damit Informationen gemeint, die im Zusammenhang mit Sprache – etwa in konkreten Kommunikationssituationen vermittelt werden können. Begreifen wir Sprache in diesem Zusammenhang als Ort des Geschehens, so ist die Beschreibung von Sprache als Speicher durchaus nicht-metaphorisch zu verstehen, wohl aber ist eine derartige Verortung aufgrund fehlender bzw. (bisher) nicht bestimmbarer Materialisierung nur als abstrakte Lokalisierung zu begreifen.

Wie verhält es sich also hinsichtlich nicht-metaphorischen Bezeichnungen von Sprache als *Speicher* bisher? Schon Köller (2012) führt diesbezüglich ein Zitat von Hugo von Hofmannsthal an: „Wenn wir den Mund aufmachen, reden immer zehntausend Tote mit“ (Hofmannsthal 1950: 267). Dieser Aussage mag die Annahme zugrunde liegen, dass sich etwa konventionelle Wortbedeutungen in Diskursen diachron ausformen und so bis in die jeweilige Gegenwart ihrer Verwendung die über die Vergangenheit ihrer Nutzung angesammelten Informationen – oder zumindest Teile davon – übermitteln. Das heißt, mit sprachlichen Zeichen verbundene Informationen sind historisch gewachsen und fungieren als Speicher, da sie Informationen, die sie zu einem Zeitpunkt in der Vergangenheit auf- bzw. konventionell angenommen haben, weiterhin mit sich führen und zwar in dem Sinne, dass alle Informationen, die in einer Gegenwart der Zeichenverwendung mit dem Zeichen konventionell verbunden sind, in einer Vergangenheit gespeichert wurden, was aber mutmaßlich – aufgrund der Möglichkeit von Informationsschwund oder -transformation – nicht zwangsläufig bedeutet, dass alle in der Vergangenheit angenommenen Informationen tatsächlich bis in die jeweilige Gegenwart gespeichert sind (zumindest aber ist die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für bestimmte Informationen zu verschiedenen Zeiten unterschiedlich groß).

Diese Annahme kann auch mittels sprachlicher Phänomene, für deren Analyse kein größerer Zeitraum untersucht werden muss, mit positivem Ergebnis überprüft werden. So lässt sich beispielsweise auf Satz- oder Textebene die Speicherfähigkeit von Sprache unter anderem anhand von Transmissionsalgefügen nachweisen. Unter einem Transmissionsalgefüge ist nach Jochen Bär ein „komplexive[s] Koordinationsgefüge [zu verstehen], bestehend aus mindestens zwei Gliedern: den Transmissionalien“ (Bär 2015: 349). Unter einem *Transmissional* wiederum ist

„ein Zeichen mit Nektorqualität [zu verstehen]: Es vermittelt seine kompaxivgefügeinterne Wertdeterminiertheit kompaxivgefügeextern [...] an mindestens ein Ko-Transmissional (den/die externen Transmissionsadressaten) bzw. bezieht von diesem – insofern dasselbe als Konstituente eines anderen kompaxiven Gefüges erscheint – dessen kompaxivgefügeinterne Wertdeterminiertheit“ (Bär 2015: 349).

Transmissionalgefüge können dabei etwa auf Satz- oder Textebene, aber auch im Bereich von Intertextualität wirken (vgl. Bär 2015: 349). Bär veranschaulicht all dies anhand eines Textabschnitts aus Robert Musils „Der Mann ohne Eigenschaften“, das wie folgt lautet:

„Es soll also auf den Namen der Stadt kein besonderer Wert gelegt werden. Wie alle großen Städte bestand sie aus Unregelmäßigkeiten [...]“ (Musil 1978: 10).⁶⁷

Der Wortverbund *STADT* konstituiert hierbei ein Transmissionalgefüge, das aus den Transmissionalien *Stadt*, *Städte* und *sie* besteht (vgl. Bär 2015: 350).

„Jedes der Transmissionalien ist zugleich Glied eines kompaxiven Gefüges und wird in dessen Rahmen determiniert. *Stadt* ist Attributkern; im Rahmen des Attributionsgefüges, zu dem das Attribut gehört, erfährt man, lediglich, dass die *Stadt*, von der die Rede ist, einen *Namen* hat. Dass sie *groß* ist, entnimmt man einem anderen Attributionsgefüge, in dem die Pluralform *Städte* als Attribuend erscheint“ (Bär 2015: 350).

Die Zuschreibungen eines Namens und der Eigenschaft des Groß-Seins (Merkmal: GROSS) wird im Rahmen des Transmissionsgefüges auch auf das Transmissional *sie* übertragen, das ihrerseits die mit sich verknüpfte Information, dass *sie* „aus Unregelmäßigkeiten [...]“ (Musil 1978: 10) besteht, zur Wertbestimmung von *Stadt* beisteuert (vgl. Bär 2015: 350). Da diese Wertbestimmung im Leseprozess Lesender, die die entsprechende Sprache – hier also das Deutsche – beherrschen, problemlos erkannt werden dürfte, kann man in einem Transmissionalgefüge die Fähigkeit zur Informationsspeicherung in Sprache auf Satz- oder Textebene oder gar darüber hinaus nachweisen. Nichtsdestoweniger ist Sprache hierbei streng genommen als Mittler zu verstehen, der eine Struktur der Speicherverwaltung liefert; tatsächlich ist hier physisch eine neuronale

⁶⁷ Die Auslassung beinhaltet für die hiesige Argumentation nicht relevante Informationen; Bär selbst liefert die entsprechende Textstelle ungekürzt, d.h. unter vollständiger Einbeziehung des Restes des zweiten Satzes sowie eines weiteren, weshalb er auch ein weiteres Transmissional vorfindet, das hier ebenfalls ausgeblendet wird (s. diesbezüglich Bär 2015: 55).

Speicherung anzunehmen (zumindest dann, wenn der jeweilige Sprachbenutzer ein *Homo sapiens* ist).

Insgesamt lassen sich in der Forschung allerhand Beispiele für die Speicherfähigkeit von Sprache oder deren Postulation finden. Ein weiteres wäre etwa in der Semantik die sogenannte *Bedeutungserweiterung*, wenn also einem Ausdruck eine oder mehrere zusätzliche Bedeutungen auf der Inhaltsseite zugeordnet und im Mentalen Lexikon gespeichert werden, ohne dass alte Bedeutungen verloren gehen (vgl. zu Bedeutungswandel etwa Linke et al. 2004: 169). Auch hinsichtlich von Konnotaten ließe sich dies feststellen: So besteht wohl kein Zweifel daran, dass die deutsche Wendung vom *Platz an der Sonne* durch den Gebrauch zur Zeit des Deutschen Kaiserreichs und des Ersten Weltkriegs⁶⁸ eine negative Konnotation erfahren hat, obwohl man sie aufgrund ihrer Bestandteile und diesbezüglicher sprachlicher Konventionen wohl eher als positiv konnotiert verstehen würde.⁶⁹

Die Annahme, dass Sprache in diachroner Hinsicht einen Speicher darstellt, scheint im Übrigen auch schon 1806 Johann Christoph Adelung zum Ausdruck zu bringen, wenn er schreibt, dass Sprache ein

„große[s] Vorrathshaus aller [...] Kenntnisse [des Menschen ist], aus welchem er nicht allein alle Vorstellungen, welche er hat, oder gehabt hat, sich selbst wiederholt [...], sondern auch sein jedesmahliges Bedürfniß mit andern vertauscht, die Vorstellungen, welche er bey ihnen erwecken will, hernimmt, und diejenigen, welche er von ihnen dagegen empfängt, verwahrlich beylegt“ (Adelung 1806: 309).

Im Vorratshaus der Sprache – um in Adelungs Bild zu bleiben – findet ein Nutzer von Sprache also immer das vor, was zuvor von anderen oder auch ihm selbst dort abgelegt worden ist. Mitunter wird daraus sogar abgeleitet, dass sich „in der Sprache das Wissen früherer Generationen festgehalten [findet]“ (Köller 2012: 374).

⁶⁸ So gebrauchte Bernhard von Bülow in einer Reichstagsrede vom 6. Dezember 1897 im Zusammenhang mit der deutschen Kolonialpolitik diese Wendung: „Wir wollen niemand in den Schatten stellen, aber wir verlangen auch unseren Platz an der Sonne“ (Höttsch/Penzler 1907: 8).

⁶⁹ Natürlich ist für das Verständnis der negativen Konnotation ein gewisses historisches Wissen vonnöten; dies spielt aber zur Dokumentation der Speicherung bzw. Speichermöglichkeit zusätzlicher Information im sprachlichen Zeichen (besagter Phrase) keine weitere Rolle, sodass auf einen diesbezüglichen Exkurs verzichtet wird. Und natürlich ist auch zu berücksichtigen, dass besagte Phrase zur Zeit des Kaiserreichs wohl durchaus bewusst eingesetzt wurde, weil sie positiv konnotiert war – die negative Konnotation erfolgte erst nachträglich.

Diese Annahme vertritt im Rahmen seiner Untersuchung zum Sinnbild von Sprache als Speicher auch Köller selbst und erklärt – insbesondere unter Berufung auf Sprachbetrachtungen Georg Wilhelm Friedrich Hegels –, dass man „in jedem Fall [annehmen] kann [...], dass sich in den Formen der Sprache ein Wissen angesammelt hat, das immer einen Einfluss auf die Bildung weiteren Wissens nimmt bzw. auf die Selbstentfaltung des Denkens“ (Köller 2012: 369). In dieser vagen und von Köller auch nicht näher präzisierten Äußerung mag man, wenn man sich auf die Suche nach Rezessivität in Sprache begeben hat, versteckt eine Annahme von selbiger herauslesen, wenn auch in einem recht offenen Sinn; denn Köller sagt nichts anderes, als dass die in Sprache angesammelten Informationen Einfluss auf künftige Denkprozesse und somit ebenso auf künftige sprachliche Innovationsprozesse nehmen. Ohne eine präzise Eingrenzung diesbezüglicher Determination vorzunehmen, behauptet Köller, wenn man seinen Gedanken konsequent fortführt, zumindest implizit, dass – wenn auch nicht totale, so doch zumindest teilweise – Determination künftiger sprachlicher Innovation in einem gegenwärtigen Sprachzustand vorliegen muss.

Einer vergleichbaren Grundannahme folgen wir bei der Suche nach rezessiven Informationen in Sprache. Wir wollen letztlich erstens davon ausgehen, dass Informationen in Sprache erstens historisch gewachsen sind, zweitens, dass diese Informationen Sprachnutzern in ihrer jeweiligen Gegenwart zur Verfügung stehen, sofern sie nicht verlustig gegangen sind, und drittens, dass diese Informationen nicht nur in ihrer direkten Anwendung durch Sprachnutzer in ihrer jeweiligen Gegenwart wirken, sondern dass sie unterschiedliche Elemente auch in ihrer künftigen Verwendung – möglicherweise gar durch künftige Generationen – zumindest innerhalb gewisser Grenzen determinieren; allerdings – und spätestens diesbezüglich scheint Köllers Aussage nicht vorzugreifen – gehe ich viertens auch davon aus, dass bestimmte Informationen in einer Sprache auch über große Zeitspannen inaktiv sein können, sich also nicht „phänotypisch“ äußern. Derartige (rezessiv gespeicherte) Informationen sind erst dann wahrnehmbar, wenn sie durch vermeintliche sprachliche Innovation aktiviert und somit phänotypisiert werden.⁷⁰

Wollte man in Adelungs Bild der Sprache als Vorratshaus bleiben, so wäre etwa die Annahme, dass in diesem Haus Dinge zur Mitnahme bereit liegen, vergleichbar mit der Annahme historisch erwachsener Informationen in Sprache. Die Annahme rezessiver Informationen hingegen bedarf diesbezüglich einer kleinen Modifikation von Adelungs Bild bzw. es muss um eine fast triviale Bemerkung erweitert werden: Rezessive Informationen müssen nämlich vom ins

⁷⁰ Tatsächlich spielt hier vor allem die Veränderlichkeit sprachlicher Metainformation in Form von Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten die entscheidende Rolle.

Vorratshaus tretenden Sprachnutzer erst wahrgenommen werden, ehe er sie mitnehmen kann. Dabei ist es prinzipiell unerheblich, ob der Sprachnutzer eine Ahnung davon hat, was er da mitnimmt, oder nicht; vielleicht greift er gar nach etwas und entdeckt einen Gegenstand vergleichbar mit rezessiver Information erst dann. Doch all dies führt an dieser Stelle schon zu weit: Die später folgenden Kapitel werden ihren Teil dazu beitragen, dass Konzept rezessiver Information in Sprache verständlich zu machen und wissenschaftlich zu begründen.

Am nächsten an das Konzept rezessiver Information in Sprache scheint Sigmund Freud geraten zu sein, als er in seiner „Notiz über den ‚Wunderblock‘“ eine Metapher eröffnet hat, die Vergleichbares für das menschliche Gedächtnis annimmt, wie es in dieser Arbeit für Sprache angenommen wird (s. Freud 1925). Ohne näher auf den von Freud beschriebenen „Wunderblock“ einzugehen, lässt sich zusammenfassend sagen, dass der Psychoanalytiker davon ausgeht, dass

„alle Gedächtnisinhalte in einer Tiefenschicht immer irgendwie erhalten bleiben, selbst wenn sie auf einer Oberflächenschicht wieder verschwinden, und dass nichts vollständig verloren geht, sondern eigentlich nur überlagert, umgestaltet oder fragmentiert wird“ (Köller 2012: 388f).

Aber auch diese Konzeption geht für die Annahme rezessiv gespeicherter Informationen in Sprache fehl, schon weil Freud allein auf die Erläuterung von Gedächtnisstrukturen zielt, sodass eine Analogie zur Sprache nur dann sinnvoll erscheint, wenn man davon ausgeht, dass Informationsspeicherung in Sprache genauso erfolgt wie im Gedächtnis oder sprachliches Wissen und (aktive oder inaktive, gespeicherte) Gedanken identisch sind – da Freud diese Annahme nicht äußert, macht er keine Implikationen für Speichereigenschaften von Sprache. Es steht zwar außer Frage, dass Sprache in der menschlichen Kognition eng mit dem, was gemeinhin als *Gedächtnis* bezeichnet wird, verbunden sein muss, dennoch ist eine gewisse Unabhängigkeit zweifelsfrei gegeben (s. dazu etwa Rickheit et al. 2002: 58-60).

Selbst wenn man annähme, dass Freud mit seiner Beschreibung des menschlichen Gedächtnisses Recht hat, so wäre eine vollständige Übertragung vermeintlicher rezessiver Informationsspeicherung im Gedächtnis auf Phänomene in Sprache genauso, als würde man das Konzept der Rezessivität eins zu eins von der Biologie auf Sprache übertragen – und dies, so wurde ja bereits deutlich, ist aus verschiedenen Gründen eben nicht möglich. Es bedarf in jedem Fall Anpassungen des Konzepts der Rezessivität an das jeweilige Untersuchungsobjekt. Der Allgemeine Rezessivitätsbegriff und das Allgemeine Rezessivitätsmuster

bieten die Möglichkeit einer Übertragung auf verschiedene Informationssysteme – zu diesem Zwecke wurden sie formuliert –, dennoch bleibt der in ihrem Attribut *allgemein* ausgedrückte Anspruch auf prinzipielle Gültigkeit schon aufgrund wissenschaftlicher Sorgfaltspflicht stets von Fall zu Fall zu prüfen. Es besteht durchaus die Möglichkeit, dass Informationssysteme untersucht werden, die zwar weitreichende Parallelen, aber dennoch kleinere Abweichungen zu den Voraussetzungen des Allgemeinen Rezessivitätsbegriff oder Allgemeinen Rezessivitätsmusters aufweisen, sodass die beiden Termini dann gegebenenfalls noch überarbeitet und präzisiert werden müssten. Im Rahmen dieser Arbeit wurden sie als Schnittmenge von Rezessivität in biologischen Objekten (Lebewesen) und Sprache erarbeitet und können diesbezüglich, sofern keine inhaltlichen Fehler nachgewiesen werden können, Gültigkeit beanspruchen, aber nicht zwangsläufig auch darüber hinaus. So gesehen stellen beide Termini ein Angebot an andere Wissenschaften dar, nicht jedoch einen Eingriff in sie.

Zusammenfassend lässt sich also sagen, dass die Annahme einer Speicherefähigkeit der Sprache keine neue, sondern viel eher eine relativ alte darstellt. Wir haben gesehen, dass sie in der Alltagssprache und auch in der Linguistik tief verankert ist und sich in der historischen Semantik genauso wie in der Textlinguistik oder – hinsichtlich Zeichenmodellen oder der Organisation des Mentalen Lexikons – in der kognitiven Linguistik findet (insbesondere mit letzterer werden wir uns in späteren Kapiteln noch eingehend auseinandersetzen). Dennoch bleiben die diesbezüglichen Darstellungen in vielen Fällen allgemeiner oder gar nur bildlicher Natur. Für die Theorie des linguistischen Rezessivitätsmodells wird daher eine umfangreiche terminologische Ortsbeschreibung vonnöten sein, die mitunter gar Neuschöpfungen bedürfen wird.

1.4.2 – „Möglichkeiten“ und „Wahrscheinlichkeiten“ in Sprache und Sprachwissenschaft

Die bildhafte Annahme, Sprache sei ein Speicher, macht noch keine Aussage darüber, wie auf gespeicherte Informationen zugegriffen wird bzw. zugegriffen werden kann. Im Sinne dieser Arbeit ist vor allem zu fragen, ob alle gespeicherten Informationen notwendigerweise durch den Menschen im Sprachgebrauch wahrgenommen werden können. Wenn dem nicht so ist – und diese Meinung wird hier schließlich vertreten –, ist erstens gemäß der bereits vorgestellten

Terminologie derartige, nicht wahrnehmbare Information als rezessiv zu begreifen und zweitens die Frage zu stellen, welche Unterschiede zwischen wahrnehmbaren und nicht-wahrnehmbaren Informationen in Sprache bestehen.

Es ist freilich zu früh, um eine vollständige Diskussion der im Folgenden über viele Kapitel zu erarbeitenden Theorie bereits auszuformulieren – immerhin ist dies das Ziel dieser Arbeit in ihrer Gesamtheit und nicht ihrer einleitenden Kapitel; dennoch sei so viel vorweggenommen: Eine wesentliche Annahme, die im weiteren Verlauf formuliert und umfangreich begründet werden wird, ist die, dass (1.) in Sprache rezessive Informationen existieren, dass (2.) die Kategorisierung von Informationen als „rezessiv“ von Faktoren wie Zeit, Raum, Beobachter (Sender/Empfänger) bzw., zusammenfassend gesagt, von der jeweils gewählten Perspektive abhängig ist, sodass also (3.) prinzipiell jede Information in Sprache rezessiv sein kann, (4.) die Informationen, die tatsächlich im Sprachgebrauch für Menschen wahrnehmbar bzw. phänotypisiert werden, je aus einer Menge konkurrierender, d.h. in der Regel alternativer Informationen „ausgewählt“ werden und (5.) diese „Auswahl“ einer derartigen (phänotypisierten) Information wahrscheinlichkeitstheoretisch beschreibbar ist.⁷¹ Diese Annahme wird letztlich – anknüpfend an bisherige Auseinandersetzungen der Linguistik mit Probabilistik (s. etwa Bod et al. 2003b, darin insbesondere Zuraw 2003 u. Pierrehumbert 2003) – zum Eintreten für ein probabilistisches Erklärungsmodell für Sprachwandel führen, das eine erweiterte Terminologie zur These der Rezessivität in Sprache eröffnet, indem vor allem zwischen Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten für diese Möglichkeiten differenziert werden wird.

1.4.2.1 – Sprachwandel als ein Ensemble von Möglichkeiten?

Die These, dass Sprachwandel vielfach auf dem Vorhandensein unterschiedlicher Möglichkeiten beruht, wurde in der Forschung bereits in einigen Arbeiten vertreten. Hierbei kann etwa Roger Lass herausgestellt werden, der bereits 1980 derartiges formulierte und darauf hinwies, dass auch die Möglichkeit der Nicht-Veränderung als eine dieser Möglichkeiten bei Sprachwandel aufzufassen ist (vgl. Lass 1980: 131). Nicht zuletzt diese Einschätzung wird in der vorliegenden

⁷¹ Anzumerken ist zudem, dass mit der Formulierung von „ausgewählter“ Information nicht notwendigerweise ein „auswählendes“ Agens impliziert sei, auch wenn dies der (insofern zugegebenermaßen etwas unglückliche) Terminus *Auswahl* zunächst suggerieren mag.

Arbeit geteilt werden und ihren Niederschlag im später entwickelten Modell finden.⁷²

Im Bereich der Wortbildung hat etwa Brenda Laca (1986) – aufbauend auf dem Konzept der Motiviertheit – auf den Umstand hingewiesen, dass eine „Diskrepanz zwischen den vom Wortbildungssystem vorgezeichneten Möglichkeiten [...] und der Realisierung dieser Möglichkeiten in der Norm“ (Laca 1986: 599) besteht bzw. bestehen kann. So versteht sie Wortbildungsbeschreibung als Rekonstruktion des „System[s] von Möglichkeiten und Bedingungen [...], nach denen die lexikalische Schöpfung in der untersuchten Sprache erfolgt“ (Laca 1986: 598). Ihre Differenzierung zwischen Möglichkeiten und Realisierung ist dabei der Unterscheidung zwischen Möglichkeiten, die rezessiv im Sprachsystem vorliegen, und jenen, die phänotypisch wahrnehmbar bzw. phänotypisiert oder realisiert werden, sehr nahe. Laca steigt jedoch nicht tiefer in eine Diskussion um „versteckte“ Informationen ein und lässt eine, für eine diesbezügliche Theorie brauchbare Terminologie vermissen, was allerdings verständlich ist, da dies nicht Teil ihres Forschungsinteresses war und sie zur Darstellung ihrer Untersuchung zur Wortbildung keiner weiteren Auseinandersetzung mit solchen Fragen bedurfte.

1.4.2.2 – Ansätze einer probabilistischen Linguistik als Teildisziplin der Linguistik

Eine Diskussion der wesentlichen Anknüpfungspunkte der Linguistik an probabilistische Modelle findet sich schließlich in einem Forschungsbereich, der sich innerhalb der quantitativen Linguistik selbst als *probabilistische Linguistik* bezeichnet und dessen Anliegen und zentrale Forschungsbeiträge etwa im Sammelband „Probabilistic Linguistics“, der 2003 von Rens Bod und anderen herausgegeben wurde, umfangreich beschrieben sind (s. Bod et al. 2003b), obgleich in einigen Beiträgen noch wenig über die bloße Begründung der Notwendigkeit einer probabilistischen Linguistik hinaus argumentiert wird. Leider sind derartige Bestrebungen in der Linguistik bisher – sieht man vielleicht von Teilen der Psycho- und natürlich der Computerlinguistik ab – grundsätzlich recht stiefmütterlich behandelt worden, was ein Grund dafür sein dürfte, dass bis heute

⁷² Die hohe Relevanz, die man der Untersuchung von Kontinuität beimessen sollte, zeigt sich überdies auch in der Arbeit von Paul Gévaudan (2007) zu lexikalischem Wandel, auf die hier später im Zusammenhang mit rezessiver Information auf lexikalischer Ebene des Öfteren Bezug genommen werden wird.

eine terminologische Normierung sowie eine Einpassung etwa in systemtheoretische Ansätze der Sprachbetrachtung – soweit es zu überblicken war – gleichermaßen fehlt wie in evolutions- bzw. biolinguistische. Zudem geht die probabilistische Linguistik zumeist Hand in Hand mit der Computerlinguistik, wo probabilistische Ansätze die Grundlage zahlreicher Modelle sind, die Sprachtechnologien hervorbringen, die mitunter beeindruckende Leistungen zeigen. Hierbei unterscheiden sich diese Modell in der Regel stark von menschlichen Kognitionsprozessen, wie sie im Zusammenhang mit Sprache angenommen werden. Dies führt dazu, dass vielfach probabilistische Ansätze in der Linguistik als kurzgreifend angenommen werden, als etwas, was seinen Platz nur im Computermodell hat. In der vorliegenden Arbeit sei das Gegenteil behauptet: Sehr wohl können probabilistische Elemente Sprache umfassend abbilden – und sind dabei in vielerlei Hinsicht klassischen Sprachmodellen überlegen und plausibler. Das bedeutet jedoch nicht, dass probabilistische Modelle der Computerlinguistik per se auf allgemeinlinguistische Modelle übersetzt werden können. Da die Komplexität menschlicher Kognition noch lange nicht ausreichend erforscht werden konnte, bleiben linguistische Probabilitätsmodell wie das hier vorgeschlagene an einigen Stellen leider noch zu abstrakt, als dass sie direkt in vollfunktionsfähige Programmcodes umgewandelt werden könnten.

Die Begründung für einen probabilistischen Zugang zu Sprache liegt auf der Hand: Sprache ist sowohl synchron als auch diachron von Varianz geprägt, die probabilistisch zu erklären ist, da unterschiedliche Varianten – in Abhängigkeit von außersprachlichen Faktoren wie dem jeweiligen Kommunikationskontext bzw. der Kommunikationssituation oder innersprachlichen wie den jeweils bereits geäußerten sprachlichen Elementen – mit unterschiedlichen Wahrscheinlichkeiten auftreten (vgl. etwa Bod et al. 2003a: 2). Dabei stellt insbesondere die Frequenz sprachlicher Elemente (wie etwa Worten) eine entscheidende Größe dar: Hochfrequente Wörter, d.h. Worte, die innerhalb einer Sprache oder eines bestimmten Kontextes relativ häufig gebraucht werden, werden schneller erkannt als niedrigfrequente; außerdem lässt sich nachweisen, dass Menschen bei der Interpretation mehrdeutiger Wörter dazu neigen, diese gemäß deren häufigsten Bedeutungen zu interpretieren (vgl. Bod et al. 2003a: 3 u. Jurafsky 2003: 40). Im Zusammenhang mit Sprachrezeption bzw. Sprachverarbeitung findet also eindeutig eine Abwägung von Wahrscheinlichkeiten statt. Des Weiteren zeigt sich, dass derartige Wahrscheinlichkeitsverteilungen offenbar auch Einfluss auf Sprachwandel ausüben: Hochfrequente Wörter tendieren etwa dazu, kürzer zu werden, also bestimmten Irregularisierungsprozessen zu unterliegen

(vgl. Bod et al. 2003a: 3 u. (unter Konzentration auf die germanischen Sprachen) Nübling 2000: 290).

Die probabilistische Struktur menschlicher Sprache und Sprachverarbeitungsprozesse ist also vielerorts offensichtlich und deckt sich zudem mit den Erkenntnissen nicht-linguistischer Kognitionswissenschaften (vgl. Manning 2003: 290). Dass das Wissen um sprachlichen Probabilismus in der Mehrheit der linguistischen Arbeiten ausgeblendet wird – was sich erst allmählich und dabei vor allem in den progressiveren Teildisziplinen der Linguistik zu ändern beginnt –, mag man, wie Christopher Manning (2003) es tut, auf Schmähungen des nicht selten fragwürdig umjubelten Aktivisten Noam Chomsky zurückführen,⁷³ die sich hemmend auf die Erforschung probabilistischer Strukturen in Sprache ausgewirkt zu haben scheinen (vgl. Manning 2003: 289f). Es braucht wohl nicht erwähnt werden, dass angesichts der enormen Menge an sprachlichen Daten, die das Gehirn eines sprachfähigen Menschen verwalten muss, eine zweckmäßige und zeitlich schnelle Auswahl vorhandener Information nur (zumindest teilweise) probabilistisch erfolgen kann; vollumfängliche Auswertungen würden sprachliches Handeln in Sekundenbruchteilen selbstverständlich unmöglich machen. Und so ist Mannings Verwunderung über die Tradition des Ignorierens dieser Kenntnisse in der Linguistik (vgl. Manning 2003: 289-291) durchaus nachvollziehbar.

Die Erkenntnis, dass Sprachverarbeitung probabilistisch organisiert ist, hat wiederum Implikationen für Sprachverständnis, Sprachproduktion und Spracherwerb (vgl. Jurafsky 2003: 40), da diese eng miteinander verknüpft sind, wie sich auch später in unserer Auseinandersetzung mit dem Mentalen Lexikon noch zeigen wird. Und so nimmt es nicht wunder, dass sich probabilistische Ansätze auf viele Ebenen und Erscheinungsformen von Sprache anwenden lassen. So ist etwa im Rahmen des Spracherwerbs von Kindern zu beobachten, dass diese ihre Muttersprache z.B. auf phonotaktischer Ebene probabilistisch erlernen, also bestimmte Lautfolgen als in ihrer Muttersprache wahrscheinlicher als andere begreifen und diese dann in der Absicht der Bildung wohlgeformter Ausdrücke präferiert heranziehen (s. Auer/Luce 2005).⁷⁴

⁷³ So erklärt Chomsky etwa, dass die Kenntnis der Wahrscheinlichkeit eines Satzes gänzlich sinnlos bzw. unbrauchbar sei (im Original heißt es: „It must be recognized that the notion ‚probability of a sentence‘ is an entirely useless one“ (Chomsky 1969: 57); Manning bezieht sich in seiner Kritik Chomskys unter anderem ebenfalls auf dieses Zitat (s. Manning 2003: 289)).

⁷⁴ Die Erkenntnis, dass probabilistisch organisiertes Sprachverstehen und Sprachproduzieren sich etwa auch auf die Semantik auswirkt, ist trivial und wird im Laufe dieser Arbeit wesentlich zur Entwicklung des linguistischen Rezessivitätsmodells beitragen. Dass Semantik probabilistisch zu interpretieren ist, wurde ferner bereits von

In der Psycholinguistik lässt sich insbesondere das Phänomen des Primings (auch „Voraktivierung“ genannt) probabilistisch erklären: Dass das Auftreten eines Ausdrucks einen anderen Ausdruck in der Folge leichter verständlich macht,⁷⁵ liegt insbesondere daran, dass manche Ausdrücke besonders oft gemeinsam auftreten (etwa im selben Text oder Satz), dass Ausdruck *A* also das Auftreten von Ausdruck *B* wahrscheinlicher macht (auch hier spielt demnach wieder die Frequenz eine wesentliche Rolle, genauer: die Frequenz innerhalb eines bestimmten Kontexts) – aus diesem Grund ist eine probabilistisch angelegte Sprachverarbeitung auch von praktischem Vorteil (s. dazu etwa Linke et al. 2004: 391). (Hierbei lässt sich wiederum zeigen, dass es sehr wohl allgemeinlinguistisch plausible probabilistische Modelle aus dem Bereich der Computerlinguistik gibt: So analysieren etwa Word-Vektor-Modelle Wörter, indem sie deren jeweilige Begleitwörter in den Fokus nehmen (siehe exemplarisch für ein solches Modell etwa das an der Stanford University entwickelte *GloVe* (s. Manning et al. 2014)).)

Soziolinguistisch lässt sich hinsichtlich der Betrachtung von Varianten fragen, warum ein Sprecher in Situationen, in denen er mehrere Möglichkeiten hat, um dasselbe bzw. etwas sehr Ähnliches auszudrücken, eine Variante einer anderen vorzieht und welche Faktoren hierbei zu berücksichtigen sind (vgl. Mendoza-Denton et al. 2003: 100). Die Möglichkeiten lassen sich dabei in ihrer Gesamtheit als Variable repräsentieren (vgl. Mendoza-Denton et al. 2003: 100). Die Betrachtung unterschiedlicher sprachlicher Register führt dabei zu dem Schluss, dass auch soziale Faktoren die Wahrscheinlichkeiten, die innerhalb von Sprache wirken, beeinflussen (vgl. Mendoza-Denton et al. 2003: 101). Sind solche Ansätze – ähnlich wie der dieser Arbeit – weitgehend deterministisch ausgerichtet (d.h. es wird davon ausgegangen, dass bei Berücksichtigung sämtlicher relevanter Faktoren zuletzt jeweils nur eine Möglichkeit besteht und die Schwierigkeit von Vorhersagen in der Existenz unbekannter Faktoren liegt), verfolgt etwa Ronald Butters (2001) diesbezüglich einen probabilistischen Erklärungsansatz, der unter Einbeziehung soziolinguistischer Studien Zufall als entscheidenden Faktor für Sprachwandel annimmt und nur von einer probabilistischen Determination ausgeht (s. dazu Butters 2001 (insbesondere S. 210)); danach müsste es Wahrscheinlichkeitsverteilungen für bestehende Möglichkeiten geben, von denen eine gemäß dieser Wahrscheinlichkeitsverteilung zuletzt

Ariel Cohen (s. Cohen 2009) behauptet, allerdings bleibt dieser dabei eher an der sprachlichen Oberfläche verhaftet und diskutiert den Nutzen einer probabilistischen Semantik gegenüber der traditionellen Form des Beurteilens nach Wahrheitswerten. Eine umfassendere Diskussion des Zeichenmodells leistet er nicht.

⁷⁵ So aktiviert etwa dt. *Krankenschwester* den Ausdruck dt. *Doktor* vor (vgl. Linke et al. 2004: 390f).

zufällig erwählt wird. Es sei an dieser Stelle festgehalten, dass es keinen Beweis für diesbezügliche Zufälligkeit gibt, ebenso wenig wie sie widerlegt werden kann. Angesichts der vielfältigen Faktoren, die Sprachwandel beeinflussen, die der Forschung bereits bekannt sind und von denen einige im Laufe dieser Arbeit noch angesprochen werden, ist jedoch zu fragen, ob „Zufall“ nicht als Variable für all jene diesbezüglichen Faktoren zu betrachten ist, die wir bisher noch nicht explizit ausfindig machen und benennen, geschweige denn vorhersagen konnten.

Lexikologisch deuten die bereits beschriebenen Unterschiede in der Verarbeitung hoch- und niedrigfrequenter Wörter darauf hin, dass Menschen die Einträge in ihrem Mentalen Lexikon mit probabilistischen Informationen versehen (vgl. Zuraw 2003: 163 u. 165f), mitunter wird hier gar von einer „probabilistischen Grammatik“ gesprochen (vgl. Glück 2010: 533). Die Wahrnehmung von Auftrittswahrscheinlichkeiten erfolgt dabei natürlich keineswegs über bloße Beobachtung der Notwendigkeiten bei eigener Sprachproduktion, sondern zu entscheidendem Maße durch Beobachtungen von Sprache als Rezipient (weshalb dessen Rolle für Sprachwandel in der probabilistischen Linguistik etwa besonders hervorgehoben wird (s. Zuraw 2003: 165f)). In engem Zusammenhang mit der Lexikologie ist festzuhalten, dass sich auf morphologischer Ebene im Bereich der Wortbildung beobachten lässt, dass manche Affixe produktiver sind als andere, was ebenfalls auf probabilistische Verteilungen hindeuten kann (vgl. Baayen 2003: 234).

Besonders augenfällig wird Probabilismus in Sprache jedoch hinsichtlich der Phonologie: Dazu stellt etwa Janet Pierrehumbert (2003) fest, dass jedes Wort im Mentalen Lexikon mit einer Lautgestalt gespeichert ist, die Variation hinsichtlich ihrer tatsächlichen Realisierung – gemäß der hiesigen Terminologie würden wir von „Phänotypisierung“ sprechen – erlaubt und so die Produktion sowie die Rezeption von Varianten (etwa in Abhängigkeit von Faktoren wie Kontext oder Kommunikationspartner) ermöglicht bzw. Varianten überhaupt berücksichtigt (vgl. Pierrehumbert 2003: 179). Die gespeicherte Lautgestalt eines Wortes ist demnach eine Abstraktion, die sich als Zusammenschluss aus Variablen beschreiben lässt, deren Realisierungsmöglichkeiten (bzw. Phänotypisierungsmöglichkeiten) über bestimmte Wahrscheinlichkeitsverteilungen verfügen (vgl. Pierrehumbert 2003: 178f). Dies ist für die Funktionsfähigkeit von Sprache als Medium der Kommunikation von entscheidender Bedeutung, schon weil selbst Sprachaufzeichnungen eines einzelnen Sprechers, der jeweils dasselbe Wort sagt, phonetisch nie als identisch nachgewiesen werden konnten; dies gilt etwa auch für Betrachtungen eines jeweils gleichen Phonems (hinsichtlich seiner jeweils konventionalisierten Gestalt) im Vergleich zweier Sprachen

(vgl. Pierrehumbert 2003: 184). Nicht zuletzt derartiges Fehlen identischer Wiederholungen macht für Sprachrezeption im Sinne zu glückender sprachlicher Kommunikation probabilistische Vorgänge nötig.

Im Zusammenhang mit Probabilistik ist – abseits der „klassischen“ Linguistik – überdies zu erwähnen, dass in der Computerlinguistik, in der probabilistische Verfahren nicht unüblich sind, sogenannte *probabilistische kontextfreie Grammatiken* Anwendung finden; in diesen enthalten (grammatische) Regeln zusätzlich numerische Bewertungen, die die Wahrscheinlichkeit angeben, mit der die jeweilige Regel greifen wird (vgl. Carstensen et al. 2010: 300). Allerdings bewirkt dieses Prinzip, wenn man es „als eine linguistische Hypothese auffasst, [dass es z.B. besagt], dass die verschiedenen Ersetzungsmöglichkeiten einer Nominalphrase in allen Kontexten dieselbe Vorkommenswahrscheinlichkeit haben“ (Carstensen et al. 2010: 301). Diese Hypothese hat sich bisher jedoch empirisch als unzutreffend erwiesen (vgl. Carstensen et al. 2010: 301). Nicht zuletzt deshalb ist das in dieser Arbeit entwickelte Modell wie die meisten linguistischen Modelle, die auf probabilistischen Annahmen fußen, ein kontextgebundenes, das Wahrscheinlichkeitsverteilungen immer durch den jeweiligen (sprachlichen wie situativen) Kontext determiniert sieht.

All die erwähnten, bisherigen Ansätze probabilistischer Linguistik haben es jedoch noch nicht vermocht, terminologisch einheitlich und eindeutig zu werden. Die Frage, was genau die Realisierungs- bzw. Phänotypisierungsmöglichkeiten einer Variablen sind, wird dabei beispielsweise oft beiseitegeschoben: Sind etwa auf phonologischer Ebene diese Möglichkeiten auf das jeweilige Phoneminventar oder gar bloß Allophone der jeweiligen Untersuchungssprache beschränkt? Sind Möglichkeiten, in denen ein bestimmtes Wort auftreten kann, nur dadurch definiert, dass die jeweiligen Möglichkeiten bereits allesamt mindestens einmal bereits realisiert (bzw. phänotypisiert) worden sind? Sind andere denkbare Erscheinungsformen somit unmöglich und „nicht real“, weil nicht realisiert? Hier bedarf es insbesondere terminologischer Eindeutigkeiten, wozu in dieser Arbeit etwa die Vorstellung eines „sprachlichen Phänotyps“ unterstützend herangezogen werden soll.

Überdies fehlt der probabilistischen Linguistik, wie sie bis dato einsehbar ist, eine breite Kontextualisierung in größere Zusammenhänge wie bio- bzw. evolutionslinguistische, aber auch informations- oder systemtheoretische Überlegungen. Insbesondere diese Harmonisierung unterschiedlicher linguistischer Ansätze ist aber Ziel der vorliegenden Arbeit. Eine derartige Harmonisierung wird vermeintliche Widersprüche beseitigen und insbesondere probabilistische Ansätze in der Linguistik neu bewerten und – so die Hoffnung – fruchtbar für

künftige Forschung machen. Zudem soll die Vereinigung dieser Theoriefelder zeigen, dass sie alle keineswegs unflexible und die Dynamik sprachlicher Realität, d.h. vor allem die Pragmatik ignorierende Konstrukte sind, wie es etwa naturwissenschaftlich orientierten und systemtheoretischen Sprachbetrachtungen mitunter vorgeworfen wird (s. dementsprechend etwa Gardt 2019: 135). Das probabilistische Sprachverständnis, wie es in dieser Arbeit entwickelt wird, geht zudem explizit über bloße computerlinguistische Modellbildung und Grundlagenentwicklung im Bereich Natural Language Processing (NLP) hinaus; so ist etwa die probabilistische Linguistik um Christopher Manning (s. dazu etwa auch s. Bod et al. 2003b und darin wiederum Manning 2003) in der Computerlinguistik verortet und von ihrem Anspruch her an der Entwicklung und Verbesserung von NLP-Technologien orientiert; das probabilistische Sprachmodell dieser Arbeit unterstellt aber Sprache im Allgemeinen ein probabilistisches Wesen und versteht sich dabei – zumindest hinsichtlich einiger Kernansprüche – in der Tradition der Grammatiker.

1.4.2.3 – Abschließende Bemerkungen zu Grundlagen des Umgangs mit Wahrscheinlichkeiten in dieser Arbeit

Abschließend ist hier zudem ganz allgemein auf die (biologische bzw. „darwinische“) Evolutionstheorie hinzuweisen, die in ihrem zentralen Aspekt der den Phänotyp betreffenden bzw. von ihm abhängigen Selektion notwendigerweise vom Vorhandensein mehrerer Möglichkeiten einer Merkmalsausprägung ausgeht. Die langfristige Durchsetzung bestimmter Phänotypen hängt in der Biologie natürlich vom jeweiligen Reproduktionserfolg der Träger entsprechenden genetischen Materials ab – ihr Reproduktionserfolg determiniert also die Wahrscheinlichkeit des Wiederauftretens eines bestimmten Phänotyps (s. einführend zur „Selektion“ in der Evolutionslehre etwa Sauermost 2003b: 438-443). Für menschliche Sprache sei hierbei in der Tradition der Biolinguistik zunächst davon ausgegangen, dass auch sie zumindest teilweise evolutionären – d.h. biologischen und zuletzt wohl physikalischen – Mechanismen unterliegt. Insofern sind etwa (aus der Biologie) Mutationen oder das plötzliche Durchsetzen bisher nur im Genotyp vorhandener rezessiver Information im Phänotyp und (aus der Linguistik) Sprachwandel keinesfalls miteinander gleichzusetzen, aber sehr wohl vergleichbar, womit gemeint ist, dass zwischen beiden Phänomenen zumindest in informationstheoretischer Hinsicht eine mehr oder weniger große

Schnittmenge besteht. Wie die biologische Evolutionstheorie im Zusammenhang mit Selektion Umwelteinflüsse als Faktoren beschreibt, die die Wahrscheinlichkeit der Durchsetzung bestimmter Gene – die wir hier durchaus als Informationsträger verstehen können – determinieren (s. wiederum Sauermost 2003b: 438-443), so sei von dieser Warte aus auch in der vorliegenden Arbeit davon ausgegangen, dass es Faktoren gibt, die die Wahrscheinlichkeit der Durchsetzung bestimmter Entwicklungsmöglichkeiten im Bereich des Sprachwandels beeinflussen, und dass diese Faktoren in bestimmten Fällen gar benannt werden können; dies geschieht aber ohne zu behaupten, dass die Evolution von Sprache und die biologische bzw. „darwinsche“ Evolution per se gleichen Mustern folgen.

Wie es in der Natur von Wahrscheinlichkeitsmodellen liegt, kann auch diese Arbeit nur im Rahmen mathematischer Plausibilität bestehen. Somit wird sachgemäß von Zeit zu Zeit ein Blick in die eine oder andere Naturwissenschaft neben der Linguistik vonnöten sein, um die formulierte Theorie bestmöglich abzusichern. Nichtsdestoweniger erscheint eine ausführliche Einführung in die mathematische Wahrscheinlichkeitsforschung nicht zielführend, schon weil das Ziel dieser Arbeit nicht in der Erarbeitung von Berechnungsmodellen oder dergleichen liegt und mathematische Zusammenhänge hier in den meisten Fällen besser *expressis verbis* vermittelt werden können, als durch Belästigung der Lesenden mit umfangreichen mathematischen Theorien (einen Einstieg in die Wahrscheinlichkeitstheorie für Linguisten liefert etwa Bod 2003).

Zusammenfassend lässt sich also sagen, dass auch die Annahme von Entwicklungsmöglichkeiten und entsprechenden Wahrscheinlichkeiten für selbige in Bezug auf Sprachwandel nichts Neues darstellt und dies ebenso wenig wie Untersuchungen zur Speicherhaftigkeit von Sprache als Aufbruch ins Neuland gewertet werden kann, wie es etwa im Kapiteltitlel gefragt wurde. Allerdings wurde – soweit sich dies überblicken ließ – insbesondere die Frage nach Entwicklungsmöglich- und Entwicklungswahrscheinlichkeiten bisher nicht in das Zentrum einer unterschiedliche Theorien übergreifenden und vereinigenden Arbeit gerückt, nicht konsequent verfolgt und gleichsam nicht versucht, Brücken zu anderen Naturwissenschaften zu schlagen. All dies möchte sich diese Arbeit zum Ziel setzen.

Vor allem was das Wesen von Rezessivität angeht – also vor allem die Nicht-Wahrnehmbarkeit von Informationen in einem sprachlichen „Phänotyp“ –, geht die bisherige Forschung, soweit ersichtlich, nicht über Basisannahmen hinaus. Die Nutzbarmachung eines Konzepts von Rezessivität in Zusammenhang mit Informationserhaltung und -übertragung in Sprache ist bisher ebenfalls nicht

erfolgreich gewesen bzw. wurde nie versucht.⁷⁶ Dennoch wird sich zeigen, dass die Methoden, mit denen später der Nachweis von rezessiver Information in Sprache gelingen soll, keineswegs untypisch für die linguistische Forschung sind – der Verweis auf die Arbeit von Laca (1986) deutete dies bereits an. Vielfach mögen Grundannahmen daher trivial erscheinen, werden aber trotz allem eine Wirkung entfalten, die zu einer Etablierung des Konzepts von Rezessivität in Sprache führen kann. Es wird sich jedoch zeigen, dass in manchen Fällen schon eine bloße, strukturierte Neuinterpretation bisheriger Forschungserkenntnisse oder das Beschreiben von Sachverhalten, die übersehen wurden oder deren Tragweite nicht in vollem Umfang dargelegt wurde, ausreichen, um Bausteine zur Konzeption sprachlicher Rezessivität beizutragen. Insbesondere die erfolgten Ausführungen probabilistischer Ansätze in der Linguistik haben gezeigt, dass sich diese in vielen Teilbereichen finden und mitunter auch in Hand- und Einführungsbüchern einen Niederschlag gefunden haben, ohne explizit als probabilistisch benannt zu werden (ein Blick auf die diesbezüglich heranzitierte Literatur macht dies deutlich). So ist auch das Bewusstmachen probabilistischer Ansätze als etwas, das in der Linguistik selten benannt, aber letztlich fast omnipräsent erscheint, ein Anliegen dieser Arbeit, die diesbezüglich eben nicht mit gänzlich neuen Annahmen aufzutrumphen versucht.

1.4.3 – Rezessive Information in Sprache und ihr Verhältnis zu implizitem Wissen, sprachlicher Implikatur und vergleichbaren Vorstellungen

An dieser Stelle erscheint es sinnvoll, *rezessive Information in Sprache* terminologisch weiter einzugrenzen, genauer: abzugrenzen gegen Begrifflichkeiten, die

⁷⁶ In Kapitel 1.3 wurde bereits in einer Fußnote auf einen Versuch von Lyle Jenkins, die Mendel'schen Regeln auf Sprache anzuwenden, verwiesen (s. dazu Jenkins 1979), der aber einerseits als gescheitert betrachtet werden muss und andererseits auch weder auf Mechanismen der Informationserhaltung oder -übermittlung noch auf diachron veranlagte Phänomene zielte. Auf eine umfassende Diskussion von Jenkins Arbeit sei daher verzichtet.

Des Weiteren sei darauf hingewiesen, dass der in dieser Arbeit angewendete Allgemeine Rezessivitätsbegriff von bisherigen Zuschreibungen des Attributs „rezessiv“ in der Linguistik wie sie z.B. bei „rezessiven Verben“ („ergativen Verben“) oder „rezessiver Diathese“ (im Zusammenhang mit Antikausativ) zu unterscheiden ist, denen jeweils keine biolinguistische oder probabilistische Implikation innewohnt (s. dazu etwa Glück 2010: 183 u. 326f).

auf den ersten Blick damit verwirrt werden könnten, weil sie ebenfalls zur Bezeichnung von Informationen herangezogen werden, die nicht an der sprachlichen Oberfläche explizit, d.h. *expressis verbis* vermittelt werden. Dabei wollen wir uns um eine knappe Darstellung der vermeintlich konkurrierenden Termini bemühen sowie die Vermeidung des Vorgeifens hinsichtlich weiterer Inhalte der Vorstellung rezessiver Information in Sprache anstreben, da dessen vollständige Beschreibung ohnehin erst im Laufe späterer Kapitel leistbar wird.

Es mag dem einen oder anderen im Zusammenhang der bisherigen Ausführungen zu rezessiver Information in Sprache bereits der Terminus *implizites Wissen* oder verwandte Termini wie *Implikatur* in den Sinn gekommen sein. Ein grundsätzliches Problem dabei ist jedoch, dass vor allem ersterer Begriff in derart heterogener Weise auf unterschiedliche Bezugsgegenstände angewandt wird, dass es einerseits schwer fällt, dabei den Überblick zu behalten, und andererseits eine sich für den Rezipienten ergebende begriffliche Ungenauigkeit nicht zu leugnen ist (vgl. Loenhoff 2012: 7). Von implizitem Wissen wird in verschiedenen Sozialwissenschaften gesprochen (vgl. Loenhoff 2012: 7), jedoch findet diese Vorstellung kaum Rezeption in Naturwissenschaften. Lediglich die Linguistik scheint hierbei eine Ausnahme zu bilden, was schon deshalb nicht verwundern mag, weil sie mit vielen ihrer Teilgebiete in kultur- und sozialwissenschaftliche Bereiche hineinreicht und, wie es den Anschein hat, insbesondere von außen leider noch oft genug gänzlich diesen Bereichen zugeordnet wird. Es ist dabei festzustellen, dass das, was unter *Implikatur*, *Implikation*, *implicitness*, *tacit knowledge* oder eben *implizitem Wissen* verstanden wird, auch innerhalb der Linguistik alles andere als einheitlich beschrieben wird (vgl. Cap/Dynel 2017: 1).

Vielfach findet sich für *implizites Wissen* eine materialistisch ausgerichtete Definition wie die von Harry Collins:

„Es gibt ‚explizites‘ und es gibt ‚implizites Wissen‘. In gewissem Sinne ist explizites Wissen etwas, das man tatsächlich sehen und riechen kann. [...] Doch implizites Wissen ist unsichtbar, seine Unsichtbarkeit ist sein definitorisches Charakteristikum. Der bedeutendste Unterschied zwischen implizitem und explizitem Wissen liegt in der Tatsache, dass explizites Wissen an anderen Orten verfügbar sein kann, z.B. kann es mit der Post verschickt werden, während dies für implizites Wissen nicht gilt“ (Collins 2012: 92).

Collins führt etwa das Vermögen, beim Fahrradfahren die Balance zu halten als Beispiel für implizites Wissen an (Collins 2012: 102), aber auch das wortlose Lehren des Lehrlings durch einen Handwerksmeister, das etwa eine Vermittlung für das „Gefühl“ für jeweilige Werkstoffe beinhalten kann, wird oft als

Beispiel für Vermittlung impliziten Wissens genannt (vgl. Kogge 2012: 31f): „Wir können sagen, [der Lehrling] hat ‚implizites Wissen‘ [...] erworben und damit meinen, dass weder für den Erwerb, noch für den Gebrauch dieses Wissens eine sprachliche Verfassung dieses Wissens erforderlich war und ist“ (Kogge 2012: 32). Und so formuliert Werner Kogge

„zwei elementare Beobachtungen, die dem Begriff des ‚impliziten Wissens‘ [...] Gehalt geben: zum einen, dass sich Wissen sprachfrei weitergeben und erwerben lässt; zum anderen, dass auch der Erwerb von Wissen in sprachlicher Schulung zusätzlich auf jenen anderen Modus des ‚impliziten‘ Lernens angewiesen ist“ (Kogge 2012: 32).

Für ihn ist somit jede Form der Versprachlichung bereits ein Indiz dafür, dass eben kein implizites Wissen vorliegt, sodass etwa Christian Stetter schließt, dass der Zugang zu implizitem Wissen nur indirekt erfolgen könne (vgl. Stetter 2012: 185).

Stetter, der sich mit implizitem Sprachwissen auseinandersetzt, sieht in der Arbeit von Grammatikern eine derartige Explizierung impliziten Wissens (vgl. Stetter 2012: 179). Was an der Formulierung einer grammatischen Regel aber „indirekter“ sein soll, als etwa an der Vermittlung eines Faktenwissens wie der Behauptung, meine Großmutter sei am 1. November 2010 verstorben, gelingt Stetter nicht überzeugend herauszuarbeiten.⁷⁷ Nichtsdestoweniger mag es den meisten Menschen problemlos gelingen, Faktenwissen zu vermitteln; grammatische Regeln hingegen können viele, die sich nie wissenschaftlich mit Sprache auseinandergesetzt haben, in den meisten Fällen aber wohl nicht ohne Weiteres erläutern, obgleich sie ihr eigenes Sprachverhalten gemäß diesen steuern mögen – bedeutet dies dann, dass Grammatiker über weniger implizites Sprachwissen verfügen als die Mehrheit der Menschen, weil sie in der Lage sind, dieses Wissen zu explizieren? Der Übergang zwischen implizitem und explizitem Wissen wäre demnach fließend und abhängig von den jeweiligen Kompetenzen des Wissensträgers. Eine Unterscheidung zwischen implizitem und explizitem Wissen kann demnach – ähnlich wie die zwischen Information des sprachlichen Geno- und Phänotyps – nicht absolut sein; eine derartige Aussage scheint sich in der Literatur zu „implizitem Wissen“ in Sprache jedoch nicht zu finden.

⁷⁷ Wollte man bei diesem Verständnis von implizitem Wissen bleiben, so müsste man beides als „indirekt“ erworbenes Wissen begreifen: Die sprachliche formulierte grammatische Regel genauso wie das Todesdatum der Großmutter (letzteres wäre wohl nur für diejenigen, die im Moment des Todes anwesend waren oder etwa Filmaufnahmen davon zu sehen bekamen (für wie grotesk und absurd man derartiges auch halten mag), nicht als indirekt vermittelt zu begreifen).

Doch nicht nur daran merkt man, dass sich diejenigen, die sich mit implizitem Wissen auseinandersetzen oft selbst schwer tun, zu explizieren, was sie meinen. Dies ist ihnen angesichts des Untersuchungsgegenstands auch kaum vorzuwerfen, allerdings könnten naturwissenschaftlichere Zugänge mitunter gewinnbringend in ihre Fragestellungen integriert werden. Wenn Stetter etwa hinsichtlich des Verbs dt. *schenken* erklärt, dass eine Verwendung in jemandem „*ein Lächeln schenken* [...] in vielen Situationen passen [dürfte], jemandem *ein Grinsen schenken* wohl nur in einer sehr speziellen Situation“ (Stetter 2012: 193), so fasst er dies – also das Wissen, wann es passt – tatsächlich als Teil des impliziten Wissens eines Muttersprachlers zu dt. *schenken* auf, indem er erklärt, dieses Wissen „dürfte zusätzlich zu den Syntaxregeln insbesondere in dem ‚Gefühl‘ bestehen, in welchem sprachlichen und pragmatischen Kontexten ein Wort oder eine Wendung ‚passt‘ oder eben nicht“ (Stetter 2012: 193). Die Behauptung, es gäbe ein „Gefühl“ für das „Passen“ eines Wortes oder einer Wendung in einem bestimmten Kontext, kann bestenfalls als bloße Vermutung angenommen werden, lässt sich jedoch auch als bloße Verlegenheitsausflucht lesen: Warum nicht in Erwägung gezogen wird, dass die Wahl sprachlicher Zeichen und deren mögliche Varianz durch Kommunikationssituation und -kontext in einer Weise beeinflusst wird, die – in zusätzlicher Abhängigkeit von individuellen Voraussetzungen, die seitens des Zeichenbenutzers bestehen – die Auftrittswahrscheinlichkeit konkurrierender Varianten determinieren, bleibt hierbei offen; dabei könnte genau dies in mathematisch-probabilistischer Weise vor dem Hintergrund systemtheoretischer Sprachbetrachtungen unterschiedliche Zugriffe und Realisierungen bzw. Phänotypisierung von sprachlichem Wissen (bzw. sprachlichen Elementen) erklären, ohne dass man sich genötigt sehen kann oder muss, die definitorisch schwer greifbare Größe des „impliziten Wissens“ auch hierbei heranzuziehen. Natürlich mag man ferner Gefühle als determiniert annehmen (dass sie etwa durch Umweltfaktoren oder Hormonausschüttungen bestimmt werden), sodass sich dieser Konflikt hinsichtlich Stetters Aussage nicht ergäbe, allerdings wäre dann zumindest die Wortwahl zu hinterfragen, da *Gefühl* in einer linguistischen Analyse wohl als gerade dadurch gekennzeichnet betrachtet werden kann, dass sein Bedeutungsumfang und seine Rolle in der Kognition vage bleibt (eine Arbeitsdefinition des Terminus *Gefühl*, den Stetter selbst in Anführungszeichen hält, bleibt er schuldig).⁷⁸

⁷⁸ Auch an anderer Stelle in seinen Ausführungen zu implizitem Wissen in Sprache zeigt sich, dass Stetter von der Anwendung probabilistischer Ansätze profitieren würde: So geht er etwa davon aus, dass Versuche, Pseudowörter zu verstehen, auf implizitem Wissen beruhen, dass also der Rezipient eines Pseudowortes „nach einer Interpretation such[t], die dem implizitem sprachlichen Wissen nicht widerspricht“ (Stetter 2012:), was die langen Reaktionszeiten bei derartigen Tests erkläre

Wir sehen also, dass auch in der Linguistik die Anwendung des Terminus *implizites Wissen* uneinheitlich ist, mitunter unklar bleibt, was er konkret beschreiben will, und vereinzelt auch Sachverhalte darunter zusammengefasst werden, für die es strukturelle und systembedingte Erklärungen gibt oder geben kann.⁷⁹

(vgl. Stetter 2012: 189). Auch in diesem Fall ließe sich Stetters Annahme implizitem Wissens über einen probabilistischen Ansatz deterministisch auflösen: Ein Rezipient, der mit einem Pseudowort konfrontiert ist, wird beim Versuch der Einordnung und Interpretation dessen auf sein vorhandenes sprachliches Wissen zurückgreifen. Dieses ermöglicht ihm die wahrscheinlichste Interpretation zu ermitteln und sich für diese zu entscheiden. Eine Wahrscheinlichkeitsabwägung – ob sie nun bewusst oder unbewusst geschieht – ausgerechnet mit einem definitorisch fragwürdigen Begriff wie *implizitem Wissen* zu bezeichnen, kann man natürlich tun; allerdings stellt sich dann die Frage, warum man sich nicht darauf beschränkt, sie beim Namen zu nennen: Wahrscheinlichkeitsabwägung. Wie bereits in den Ausführungen zu probabilistischen Ansätzen in der Linguistik deutlich geworden sein sollte, beruhen Wahrscheinlichkeitsabwägungen auf Erfahrungen, die im Sprachgebrauch gemacht worden sind. Sind derartige Erfahrungen aber Teil eines impliziten Wissens oder ist es nicht vielmehr so, dass der Sprachgebrauch die Wahrscheinlichkeiten, die im Mentalen Lexikon für sprachliche Elemente und deren Auftreten (mitunter kontextgebunden) gespeichert sind, determiniert? Dann aber wären diesbezügliche Informationen als der Gesamtinformation eines sprachlichen Zeichens bzw. Elements zugehörig zu bestimmen, was bedeutet, dass sie nur dann als implizites Wissen begriffen werden können, wenn man jede Form sprachlichen Wissens als implizit begreift, sodass sich wiederum die Frage stellen würde, ob der Terminus implizites Wissen in der Linguistik überhaupt einen hilfreichen Beitrag leisten kann. Meines Erachtens nach spricht nichts gegen eine derartige Lesart bzw. bliebe es Verteidigern impliziten Wissens überlassen, zu erklären, wie sie besagte Sachverhalte ohne Determinismus erklären wollen. Es scheint letztlich so zu sein, dass man *implizites Wissen* als Bezeichnung für deterministische Sachverhalte heranziehen kann, indem man Verfahren, die deterministisch erworben wurden, allein deshalb als *implizites Wissen* bezeichnet, weil man die Verfahren nicht explizieren, nicht sprachlich kommunizieren kann; dann stünde man jedoch wieder vor dem Problem, dass etwa die hiesigen Ausführungen, die das entsprechende Verfahren als Wahrscheinlichkeitsabwägung explizieren, grundsätzlich infrage stellen, ob hierbei von implizitem Wissen gesprochen werden kann, wenn es eben doch explizierbar ist. Zusammenfassend lässt sich also konstatieren, dass der Terminus *implizites Wissen* im Zusammenhang mit Sprache nicht per se unberechtigt ist, dass er aber nichts zu erklären vermag, was über probabilistische und deterministische Ansätze nicht eindeutiger erklärt werden könnte (es sei darauf hingewiesen, dass dies nicht ebenso für *Implikatur* oder *implizite Informationen* in Sprache gilt, die sich – wie im Folgenden zu sehen sein wird – der Linguistik durchaus als hilfreich erweisen können, schon weil sie terminologisch deutlicher ein- und abgegrenzt sind).

⁷⁹ Die geäußerte Kritik bezieht sich auf linguistische Arbeiten zu implizitem Wissen. Nicht Teil des Ziels dieser Kritik sind insbesondere neurowissenschaftliche Ansätze, die mit Termini wie *implizitem Wissen* oder *tacit knowledge* darauf hinweisen, dass

In den meisten Fällen, in denen in der Linguistik mit *Implikatur* oder ähnlichen Termini argumentiert wird, lässt sich ein Zugriff aus dem Sprachwissen hinaus auf das Welt- oder Handlungswissen erkennen: Wenn das Verb dt. *töten* impliziert, dass jemand stirbt (Beispiel entnommen aus Linke et al. 2004: 168), wenn dt. *Ich bin nach Genf gereist* unter anderem impliziert, dass das Ich einen Ortswechsel vorgenommen hat (Beispiel entnommen aus Linke et al. 2004: 163), wenn dt. *Egon ist Junggeselle* impliziert, dass Egon nicht verheiratet ist (Beispiel entnommen aus Glück 2010: 281), oder wenn dt. *A brachte B dazu, die Tat zu gestehen* impliziert, dass B eine Tat gesteht (Beispiel entnommen aus Glück 2010: 281), so lässt sich jede dieser Implikationen – fußend auf sprachliche Konventionen hinsichtlich der den jeweils gebrauchten Ausdrücken zuzuordnenden Inhalten – allein durch vorhandenes Welt- oder Handlungswissen, das mit sprachlichem Wissen verknüpft ist bzw. wird, erklären – andernfalls lägen die besagten Implikationen jeweils nicht vor. Natürlich ist nicht zu leugnen, dass Welt- und Handlungswissen Einfluss auf Gestalt und Organisation des Mentalen Lexikon des Menschen haben: Dass dt. *töten* und dt. *sterben* (bzw. deren konventionelle Bedeutungen) nicht nur außersprachlich miteinander verbunden sind, sondern auch innersprachlich in semantischen Relationen zu einander stehen, lässt sich kaum bestreiten.⁸⁰

In seiner Untersuchung zu *impliziter Information* bei Verben gelangt Holden Härtl (2008) zu ähnlicher Erkenntnis: Ein reduzierter Ausdruck verweise auf „Informationen der Art, dass diese zwar nicht materieller Teil der grammatischen Struktur selbst sind, aber Teil der Interpretationsbedingungen und damit ein notwendiger Teil der Bedeutung des Ausdrucks“ (Härtl 2008: 13) und „mitzuverstehende sprachliche Information [können] immer dann ausgespart werden,

es auch Informationsverarbeitungsprozesse im menschlichen Gehirn gibt, die nicht unbedingt oder gar nie auf sprachliche Repräsentation zurückgreifen (beispielhaft hierfür sei visuelle Informationsverarbeitung genannt (s. dazu einleitend etwa Pinker 1984)).

⁸⁰ Darüber hinaus lässt sich mit dem Terminus *Präsupposition*, der eine „selbstverständl[iche] Voraussetzung für sprachl[iche] Äußerungen“ (Glück 2010: 530) beschreibt, ein weiterer linguistischer Begriff finden, der eng an die Implikation gekoppelt und mitunter schwer von ihr zu scheiden ist (vgl. Linke et al. 2004: 163). Er dient etwa dazu, „die Funktion von aussersprachlichen Wissensbeständen bei der Konstitution von Textkohärenz zu erfassen und zu erklären“ (Linke et al. 2004: 261). Auch hierbei wird Welt- oder Handlungswissen zur Interpretation und im Sinne des Verstehens einer sprachlichen Äußerung herangezogen und wirkt zur eigentlichen Semantik der Äußerung ergänzend. Da wir Präsupposition in ähnlicher Weise wie Implikationen von der Vorstellung rezessiver Information unterscheiden können, kann hier auf weitere Ausführungen dazu verzichtet werden (s. einleitend zu Präsupposition etwa Glück 2010: 530f u. Linke et al. 2004: 261-265).

wenn sie im Kontext identifizierbar ist“ (Härtil 2008: 14). Insbesondere hinsichtlich Dekausativa „der Art *der Teller zerbrach*“ (Härtil 2008: 16) stellt er fest, dass eine kausale Bedeutungskomponente zum Ausdruck kommen kann, die

„in der grammatischen Struktur der Ausdrücke selbst nicht verankert ist. Vielmehr fußt diese Implikatur auf begrifflichem Wissen, welches besagt, dass Veränderungen stets in einen kausalen Zusammenhang zu setzen sind, diese also stets als in irgendeiner Weise verursacht zu interpretieren sind“ (Härtil 2008: 16).

Insofern macht Härtil darauf aufmerksam, dass implizite Informationen durch vorhandenes Welt- oder Handlungswissen gewonnen werden können, fasst dieses aber wiederum als Teil des Bedeutungsumfangs des jeweiligen, implizierenden Ausdrucks auf, womit er wiederum deutlich macht, dass Welt- und Handlungswissen nicht immer oder nicht vollständig von Sprachwissen zu scheiden sind. Härtil betrachtet implizite Informationen zudem, sofern sie als Reduktion auf der Ebene der tatsächlichen Äußerung zu interpretieren sind, als Teil einer sprachlichen Ökonomie (vgl. Härtil 2008: 22), weist impliziten Informationen also einen logischen und begründbaren Platz im Sprachsystem zu.

In diese Vorstellung lassen sich ferner auch implizite Sprechakte integrieren: Ein Schild mit der Aufschrift dt. *In diesem Zimmer wird nicht geraucht.*, das sich in einem Hotelzimmer findet, wird von den meisten Rezipienten als Aufforderung eine Handlung (hier: Rauchen) zu unterlassen, verstanden werden, obgleich die explizit aus den verwendeten sprachlichen Zeichen herleitbare Information nicht mehr als eine Aussage über einen gegenwärtigen Zustand ist, die zutreffend (wahr) oder eben nicht zutreffend (unwahr/falsch) sein kann. Die implizite Aufforderung des Satzes kann wiederum primär aufgrund außersprachlicher Erfahrungen verstanden werden bzw. aufgrund einer Einordnung des eigenen, individuellen sprachlichen Wissens in den größeren Kontext sozialer Interaktion bzw. sozialer Regelsysteme und bekannter Konventionen.

Es zeigt sich also, dass dort, wo in der Linguistik von *Implikaturen* (oder den damit verbundenen *impliziten Informationen*) die Rede ist, durchaus schlüssige Begriffsinterpretationen und -anwendungen beobachtet werden können, die als weitgehend anerkannt gelten dürfen. Nichtsdestoweniger gilt dies, wie gesehen, nicht unbedingt für *implizites Wissen*, das vor allem auf funktionale, d.h. regelhafte Strukturen bzw. Verfahren abzielt. Überdies gelingt es der Vorstellung impliziten Wissens in linguistischen Arbeiten nicht überzeugend, sich aus der Erklärungsnot zu befreien, dass eine wissenschaftliche Beschreibung impliziten Wissens die Behauptung, es handle sich um implizites Wissen, infrage stellt, da

implizites Wissen ja per Definition nicht beschreibbar sein dürfte, weil es dann explizit würde.⁸¹

Vergleichen wir die Ansätze von *Implikaturen* bzw. *impliziten Informationen* in Sprache mit dem von *rezessiver Information* in Sprache, so ist zunächst festzustellen: In all diesen Fällen wird auf Information referiert, die sprachlich nicht explizit in einem Äußerungsakt – sei er lautlicher oder schriftlicher Natur – benannt wird, d.h. nicht durch eigens dafür verwandte sprachliche Zeichen zum Ausdruck gebracht wird. Dennoch sind darüber hinaus signifikante Unterschiede zu konstatieren: Erstens sind implizite Informationen vom Sender oder Empfänger wahrnehmbar und werden wahrgenommen,⁸² rezessive Informationen hingegen nicht. Gemäß der bereits eingeführten Terminologie dieser Arbeit sind implizite Informationen also sehr wohl als Teil des sprachlichen Phänotyps zu verstehen, nicht aber rezessive Informationen. Neben diesem bedeutendsten Unterschied bleibt zweitens festzuhalten, dass rezessive Information in Sprache nicht durch das Vorhandensein bzw. den Erwerb von Welt- oder Handlungswissen Phänotypisierung erreichen kann; anders als implizite Information ist rezessive Information in Sprache, wie wir sie hier verstehen wollen, immer an die sprachliche Struktur gebunden, immer im Sprachsystem oder dessen Elementen gespeichert, stellt also stets eine Art von Sprachwissen dar.⁸³

Es ist darüber hinaus bereits vorab darauf hinzuweisen, dass rezessive Information, wie wir sie hier noch umfangreich definitorisch erarbeiten werden, nicht absolut, d.h. immer und unveränderlich rezessiv ist: Sie kann im Rahmen einer Phänotypisierung „dominant“ werden, d.h. wahrnehmbar in den sprachlichen Phänotyp rücken (hierbei bestehen also durchaus Abweichungen zum biologischen Gebrauch der entsprechenden Termini); ebenso kann sie anschließend wieder rezessiv werden (nähere Ausführungen dazu folgen in späteren Kapiteln).

⁸¹ Dieses Problems ist sich etwa auch Stetter bewusst, schafft es jedoch auch nicht überzeugend, sich davon zu befreien (s. Stetter 2012: 185-187).

⁸² So impliziert ein Satz wie dt. *Anna wurde getötet*. etwa, dass es einen Verursacher von Annas Tod gibt. Diese Information ist nicht in Form eigens dafür gebrauchter sprachlicher Zeichen vermittelt und lässt sich dem Satz nicht explizit entnehmen, dennoch wird sie von einem Rezipienten unweigerlich wahrgenommen, d.h. phänotypisiert werden. Implizite Information ist dabei also sehr wohl direkt im sprachlichen Phänotyp vorliegende Information, was für rezessive Information gerade nicht gilt (natürlich kann unter Umständen auch implizite Information zudem rezessiv sein).

⁸³ Dieses Sprachwissen kann zwar – etwa in Form von Tonaufnahmen oder Schriftzeugnissen – außersprachlich niedergelegt sein, ist aber auch dann nicht (oder nur indirekt) derartigen Speichermedien anhaftend, sondern der Sprache selbst, die auf den Speichermedien gespeichert ist (d.h. es ist sprachlich enkodiert).

An dieser Stelle sei ferner die aus der generativen Grammatik stammende Annahme einer Tiefenstruktur (*D-structure*) und einer Oberflächenstruktur (*S-structure*) näher betrachtet. Wenn wir im weiteren Verlauf dieser Arbeit Klarheit darüber gewinnen, dass der sprachliche Phänotyp immer eine Selektion der im sprachlichen Genotyp vorhandenen Informationen darstellt, verleitet dies womöglich zum voreiligen Schluss, der sprachliche Genotyp funktioniere analog zur Tiefenstruktur und der sprachliche Phänotyp analog zur Oberflächenstruktur der generativen Grammatik, da gemäß den Generativisten die Oberflächenstruktur durch Transformation aus der Tiefenstruktur hervorgeht (vgl. einführend dazu etwa Klenk 2003: 74-82), ähnlich wie der sprachliche Phänotyp (für jede Phänotypisierung auf ein Neues⁸⁴) aus im Genotyp vorhandenen Informationen gebildet wird. Die Oberflächenstruktur, die sowohl (zunächst) die syntaktische als auch (sekundär) die lautliche Gestalt eines Satzes umfasst (vgl. Klenk 2003: 74), könnte daher prinzipiell mit der phänotypischen Gestalt eines tatsächlich wahrgenommenen, d.h. phänotypisierten Satzes identifiziert werden; allerdings untersucht die generative Grammatik für gewöhnlich idealisierte Strukturen, sie sucht nach Erklärungen für das Entstehen grammatisch wohlgeformter Äußerungen (vgl. Linke et al. 2004: 111-114), während dies auf das in dieser Arbeit entwickelte bzw. noch zu entwickelnde Modell nicht zutrifft.

Ferner geht es der generativen Grammatik bei der Beschreibung einer Transformation einer Tiefen- in eine Oberflächenstruktur nicht um die Darstellung bzw. Veranschaulichung von konkreten Sprachproduktions- oder gar Sprachverstehensabläufen (was man gerade daran sieht, dass sie vermeintlich „ungrammatische“ Äußerungen nur insofern ernstnimmt, als sie Rückschlüsse auf das, was von den Generativisten als „grammatisch wohlgeformt“ betrachtet wird, erlauben) – genau dies versucht jedoch das hiesige Modell: Es gilt, deutlich zu machen, welche Informationen für einen Sprachproduktions- oder Sprachverstehensprozess (genotypisch) zur Verfügung stehen und welche davon (nach welchen Mustern) in einen wahrnehmbaren Zustand transformiert oder (besser ausgedrückt) – im Zuge einer Informationsselektion – in einen solchen Zustand transmittiert und schließlich wahrgenommen, d.h. phänotypisiert werden; eine Unterscheidung zwischen „grammatisch“ und „ungrammatisch“ oder „wohlgeformt“ und „nicht-wohlgeformt“ findet dabei nicht statt (wohl aber ist eine Unterscheidung zwischen „konventionell“ und „unkonventionell“ denkbar (s. dazu die diesbezüglichen Ausführungen in Kapitel 1.5.1)). Der sprachliche Genotyp ist bezüglich der mit seinem Postulat einhergehenden Zielsetzung somit als um-

⁸⁴ Auf den flüchtigen, temporären Charakter des sprachlichen Phänotyps werden wir im weiteren Verlauf dieser Arbeit noch intensiv zu sprechen kommen.

fangreicher zu betrachten als das, was die generative Grammatik als Tiefenstruktur beschreibt, und in seiner Ausrichtung an der Pragmatik orientiert; Idealisierungen werden im hiesigen Modell, sofern möglich, umgangen und sind, wo sie auftreten, methodisch begründet.

Der sprachliche Genotyp kann sinnvollerweise eher mit der Basis- oder Universalgrammatik der generativen Grammatik verglichen werden, da im in dieser Arbeit entwickelten Modell keine zwischengeschaltete Ebene, wie es in der generativen Grammatik die auf Grundlage der Basis- oder Universalgrammatik generierte Tiefenstruktur ist (vgl. Klenk 2003: 74f), angenommen wird. Allerdings wird auch bei einem derartigen Vergleich ein gravierender Unterschied augenfällig: Ist die Basis- und insbesondere die angenommene Universalgrammatik der generativen Grammatiker als Ansammlung höchst allgemeiner Aussagen, Regeln oder – in entsprechender Terminologie – Prinzipien und Parameter beschrieben (vgl. einführend etwa Klenk 2003: 81f), weist der sprachliche Genotyp demgegenüber eine hohe Komplexität auf, da er – wie bereits erwähnt – die Gesamtheit der in einem gegen eine Umwelt abgegrenzten Sprachsystem gespeicherten Informationen umfasst; der sprachliche Genotyp ist also hinsichtlich seines Informationsgehalts weit umfangreicher angelegt als das, was die generative Grammatik als Basis- oder Universalgrammatik beschreibt (beide Termini sind also kaum vergleichbar). Darüber hinaus stellt die generative Grammatik die Generierung von Sätzen in das Zentrum ihres Interesses und erörtert dabei erst sekundär andere sprachliche Aspekte wie etwa die Phonetik oder die Morphologie (vgl. Klenk 2003: 74 u. 77f); das hiesige Modell ist kleinschrittiger angelegt: Bei Sprachproduktion werden ausgehend von intendierter inhaltsseitiger Information, die sprachlich vermittelt werden soll, Ausdrücke, die vom jeweiligen (baldigen) Sender für eine glückende Kommunikation mit einem Empfänger als geeignet eingeschätzt werden, ausgewählt, morphosyntaktisch angepasst, verknüpft und schließlich (zunächst kognitiv, dann alsbald etwa phonetisch oder graphematisch) phänotypisiert, wobei das Phänotypisierungsergebnis durchaus ein vollständiger und womöglich auch bestehenden Konventionen der Sprachgemeinschaft, der der Sender (d.h. Phänotypisierer) oder der Empfänger oder der Sender und der Empfänger angehören, genügender Satz sein kann. Bei Sprachproduktion wird gemäß des hier entwickelten Modells also ausgehend von einer zumindest in bestimmter (z.B. denotativer) Hinsicht intendierten Inhaltsseite eine dazugehörige⁸⁵ Ausdrucksseite phänotypisiert, mit der wiederum teilweise inhaltsseitige Verschiebungen einhergehen

⁸⁵ Dieser Zustand des „Dazugehörig-Seins“ der phänotypisierten ausdrucksseitigen Informationen zu den intendierten inhaltsseitigen liegt dabei nicht unabdingbar in der

können; beim Sprachverstehen erfolgt der Prozess umgekehrt: Ausgehend von einem – wie auch immer gearteten (etwa auditiv oder visuell (also in jedem Falle physikalisch) als Input gegebenen) – Ausdruck, der zunächst wahrgenommen (d.h. eben hinsichtlich ausdrucksseitiger Informationen phänotypisiert) wird, wird – etwa anhand von dem Sprachverstehenden bekannten Konventionen und seinem übrigen sprachlichem Wissen (also sprachlichen Metainformationen und genotypischen Informationen) – die Inhaltsseite phänotypisiert.

Diese Darstellungen sollen bis hierher genügen; sie werden im Laufe der Arbeit klarer werden, ihre Begründung und Einordnung erfahren. Weitere Ausführungen hinsichtlich der Genese des sprachlichen Phänotyps auf Grundlage des sprachlichen Genotyps finden sich schließlich in Kapitel 5.1, wo mit dem Minimalistischen Programm eine Weiterentwicklung der generativen Grammatik hinsichtlich ihrer Harmonisierbarkeit mit dem in dieser Arbeit entwickelten Modell diskutiert wird.⁸⁶

1.5 – Vorüberlegungen zur Organisation von Sprache und zur Suche nach Speicherorten rezessiver Information in Sprache

Die bisherigen Ausführungen zu rezessiver Informationserhaltung in Sprache sind zwar durch konkrete Beobachtungen an Sprache begründet, aber noch nicht mehr als Vermutungen, da noch keine fundierte Analyse des Phänomens stattgefunden hat und dieses überdies noch keiner kritischen Abwägung mit etwaigen alternativen Erklärungsansätzen unterzogen wurde. In den folgenden

Natur der jeweiligen inhaltsseitigen Informationen, sondern wird vor allem im Phänotypisierungsprozess durch den Phänotypisierer – ob bewusst oder unbewusst – hergestellt.

⁸⁶ Nicht näher wurde in diesem Kapitel auf die – ebenfalls der generativen Grammatik zuzuordnende – Kasusgrammatik nach Charles Fillmore eingegangen, die man nur auf den ersten Blick mit sprachlicher Rezessivität in Verbindung bringen könnte. Es sei diesbezüglich bei dem Hinweis belassen, dass etwa bei der Rezeption eines Satzes durch einen Empfänger die von Fillmore beschriebenen Tiefenkasus, obgleich sie an der Sprachoberfläche nicht als markiert erscheinen, durchaus gemeinsam mit entsprechenden, morphologisch erkennbaren Oberflächenkasus wahrgenommen (d.h. phänotypisiert) werden und dementsprechend nicht rezessiv bleiben. Insofern sind Tiefenkasus von rezessiven Strukturen bzw. rezessiven Informationen, wie sie in dieser Arbeit beschrieben werden, zu unterscheiden (s. ferner einführend in die Kasusgrammatik vor allem Fillmore 1968 u. 1971).

Kapiteln sollen die Grundlagen, die für Rezessivität in Sprache vorausgesetzt werden müssen, ausführlich untersucht werden. Angenommen, unsere Vermutungen sind richtig, so ist nun etwa die Frage nach dem Ort, an dem Information in Sprache in rezessiver Form gespeichert werden kann, zu beantworten. Hierzu sind einerseits Erkenntnisse der semantischen und andererseits kognitions- bzw. psycholinguistischen Forschung zu berücksichtigen; es gilt ein Grundverständnis der Organisation sprachlichen Wissens beim Menschen zu erlangen. In Folge dessen wollen wir auch die Zusammenhänge zwischen der Individual-ebene (auch *Idiolekt*), die in der Regel anhand Betrachtungen des Mentalen Lexikons greifbar wird, und der Kollektivebene, die etwa das Lexikon einer Einzelsprache umfassen kann, genauer begutachten, wo wir uns mitunter den Kulturwissenschaften annähern werden.

Zunächst wollen wir uns jedoch allgemeine Probleme der semantischen Forschung bewusst machen und zu einer im Folgenden gültigen Arbeitsdefinition von *Bedeutung* bzw. *Information* gelangen, wobei gerade letzteres – wie die vorangegangenen Kapitel schon deutlich gemacht haben – ein zentraler Begriff für diese Arbeit angesichts ihres Untersuchungsgegenstandes darstellt. Hierzu sei zunächst die Wortsemantik für unsere Überlegungen herangezogen, da sich an ihr wesentliche Eigenschaften am einfachsten erläutern lassen, ehe wir uns später auch komplexeren, kompositionellen Formen zuwenden werden.

1.5.1 – Allgemeine Schwierigkeiten der semantischen Forschung und Arbeitsdefinitionen von *Bedeutung* und *Information*

Bedeutung ist etwas Immaterielles und als solches für die Wissenschaft nur schwer greifbar. Dieser Tatsache scheinen sich die meisten Arbeiten, die sich mit semantischen Fragen auseinandersetzen – so etwa von Jochen A. Bär (2015) – durchaus bewusst und auch Angelika Linke et al. weisen in ihrem „Studienbuch Linguistik“ (2004) in diesem Zusammenhang auf zentrale Grundprobleme der semantischen Forschung hin. So konstatieren sie eine sowohl im Beschreibungsobjekt (Explikandum) als auch im Beschreibungsmittel (Explikans) gelegene Problematik (vgl. Linke et al. 2004: 153-156). An dieser Stelle lohnt das Hinzuziehen des bekannten Zeichenmodells nach Ferdinand de Saussure, der sprachliche Zeichen als bilateral – als zweiseitig – betrachtet, bestehend aus einer Ausdrucksseite (dem *signifiant*) und einer Inhaltsseite (dem *signifié*) (s.

dazu Saussure 2001). Die Inhaltsseite, die de Saussure auch als „Vorstellung“ bezeichnet (Saussure 2001: 78), könnte hierbei in ihrer Gesamtheit als die einer Ausdrucksseite zugeordnete Bedeutung (Denotat) verstanden werden; wie sich aber in den folgenden Kapiteln noch zeigen wird, sind daneben auch Konnotat, Merkmale und einiges mehr als den inhaltsseitigen Informationen zugehörig auszumachen.

Als Ausdrucksseite mögen etwa Schrift- oder Lautbild eines sprachlichen Zeichens gelten. Wir werden im Laufe dieser Arbeit noch sehen, dass die Gestalt der Ausdrucksseite letztlich nicht mehr als eine bestimmte Information eines sprachlichen Zeichens ist, ebenso wie etwa Denotat oder Merkmale, wobei wir die beiden letztgenannten als zur Inhaltsseite gehörig auffassen wollen. Eine eindeutige Trennlinie zwischen Ausdrucks- und Inhaltsseite kann jedoch nicht gezogen werden, weil die wechselseitigen Beziehungen, die sich diesbezüglich in einem Sprachsystem wie dem Gegenwartsdeutschen feststellen lassen, komplex und nicht immer klar benennbar sind.⁸⁷ Eine terminologische Trennung zwischen *Signifiant* bzw. *Ausdrucksseite* und *Signifié* bzw. *Inhaltsseite* erscheint dennoch sinnvoll, da die Ausdrucksseite im Gegensatz zu den Bestandteilen der Inhaltsseite der Teil eines sprachlichen Zeichens ist, der direkt, zweifelsfrei und annähernd objektiv (oder zumindest multiperspektivisch) wahrnehm- und beschreibbar ist, weil er in einer für unsere Sinnesorgane wahrnehmbaren und physikalisch messbaren Gestalt erscheint.

Problematisch hinsichtlich des Explikandums, als welches in der Semantik die Bedeutung eines Zeichens zu gelten hat, die auf der Inhaltsseite eines sprachlichen Zeichens zu verorten ist, erweist sich bei alledem, dass es letztlich nur etwas Immaterielles, eine Vorstellung ist. Das Explikandum muss also, sofern es nicht direkt mit dem entsprechend zugeordneten Ausdruck verstanden wird, erläutert werden, was sprachlich etwa durch Paraphrasen möglich ist; hinsichtlich des Explikans wiederum stellt sich das Problem, dass es sich dabei notwendigerweise ebenfalls um Zeichen handelt, mit denen paraphrasiert werden kann – somit haben wir keine andere Wahl, als sprachliche Zeichen durch sprachliche Zeichen zu erklären (vgl. Linke et al. 2004: 154f), wobei es einer gewissen Metasprache bedarf. Ist im Alltag mitunter die Möglichkeit gegeben, auf das mit einem sprachlichen Zeichen Gemeinte zum Zwecke der Erklärung

⁸⁷ Als Beispiel für derartige wechselseitige Beziehungen sind semantische Relationen zu nennen, die ausgehend von inhaltsseitigen Informationen Verbindungen zwischen diesen Inhalten und ihnen (zumeist konventionell, denkbarerweise aber auch individuell) zugeordneten Ausdrücken herstellen (auch hierauf werden wir noch im Detail eingehen) (s. einführend zu unterschiedlichen Formen semantischer Relationen etwa Bär 2015: 714-748).

etwa zu zeigen, so ist die Linguistik für gewöhnlich auf Paraphrasen angewiesen (vgl. Linke et al. 2004: 154f): Man versucht also die Bedeutung eines sprachlichen Zeichens mit sprachlichen Zeichen zu erläutern, wobei letztere genau genommen wiederum erläuterungsbedürftig wären – ein Teufelskreis. Hinzu kommt, dass Paraphrasen somit nie mehr als Annäherungen an die Bedeutung eines sprachlichen Zeichens sein können, da eine enge Form der Definition von *Synonymie*⁸⁸ in der Linguistik zumeist abgelehnt wird und es erscheint auch im Rahmen dieser Arbeit nur konsequent sich dieser Ablehnung anzuschließen. Demzufolge wird die Bedeutung eines sprachlichen Zeichens in letzter Konsequenz tatsächlich nur durch eben dieses – das bilaterale Zeichen selbst – ausgedrückt.

Darüber hinaus müssen in diesem Zusammenhang noch zwei weitere Sachverhalte miteinbezogen werden: Erstens, dass sich die Bedeutung eines sprachlichen Zeichens jeweils im situativen sowie sprachlichen Kontext seiner Verwendung und gerade auch im Wechselspiel mit dem Empfänger (oder dem Sender, etwa hinsichtlich der Wahl eines sprachlichen Zeichens) konstituiert, wie wir es hinsichtlich der Frage nach Perspektivität bereits im vorigen Kapitel kennen gelernt haben (vgl. Köller 2004: 9f);⁸⁹ das Weltwissen, die Erinnerung, wohl auch die emotionale Befindlichkeit eines Empfängers haben stets einen gewissen Einfluss auf die Art, wie er ein sprachliches Zeichen interpretiert, also welche Bedeutung(en) er in ihm findet bzw. ihm zuordnet. Zweitens wollen wir uns bewusst machen, dass sprachliche Zeichen konventionell sind: Die Zuordnung von Ausdrucks- und Inhaltsseite zueinander muss zumindest hinsichtlich einer Grundbedeutung als annähernd stabil angenommen werden, da sprachliche Kommunikation andernfalls nicht oder nur vereinzelt und zufällig glücken würde (vgl. Linke et al. 2004: 33-35).⁹⁰ Gehen wir also beispielsweise vom Deutschen als eine Einzelsprache aus, die von ihrer Sprachgemeinschaft gebraucht und verstanden wird, so muss die Basis des Deutschen ein Zeichensystem sein,

⁸⁸ Eine derartige Definition für *Synonymie* wäre etwa: „Zwei Wörter sind synonym, wenn man das eine in jedem Kontext für das andere einsetzen kann (Substitution)“ (Busse 2009: 104). Da davon auszugehen ist, dass aber auch die Gestalt eines Ausdrucks etwa angesichts der Ebene von Assoziation bzw. Emotion oder Erinnerung eines Rezipienten in dessen Wahrnehmung in unterschiedlicher Bedeutung erscheint – und sei der Unterschied auch noch so gering –, sei in dieser Arbeit nicht von der Existenz von Synonymen im engeren Sinne ausgegangen.

⁸⁹ Dies verweist abermals auf die Relevanz, die dem Wahrnehmenden bzw. dem Phänotypisierer in dieser Arbeit zugestanden werden muss.

⁹⁰ Dass diesbezüglich nur eingeschränkt, d.h. nicht absolut gültig von Stabilität ausgegangen werden kann, wird sich später im Rahmen der Beobachtung von Superposition in Sprache noch zeigen.

das in seinen Grundelementen innerhalb der Sprachgemeinschaft allgemein bekannt und anerkannt ist.⁹¹ Die Frage, die sich aus diesen Sachverhalten ergibt,

⁹¹ Für eine nähere Spezifizierung dessen, was wir im Folgenden unter (*sprachliche*) *Konvention* verstehen wollen, eignet sich die alle relevanten Aspekte umfassende Definition, die Gerd Fritz (2006) dazu anbietet: „Eine Konvention ist eine Verhaltensregularität, die in einer Gemeinschaft aufrechterhalten wird, weil die Mitglieder der Gemeinschaft das gemeinsame Wissen haben, daß sie diese Regularität schon früher aufrechterhalten haben und daß diese Regularität eine günstige Lösung für ein bestimmtes, wiederkehrendes Koordinationsproblem ist. Das spezielle Koordinationsproblem, um das es beim Sprachgebrauch geht, ist die gegenseitige Verständigung [...]. Der Sinn von Bedeutungskonventionen besteht also darin, dazu beizutragen, daß die Hörer eine stabile Grundlage für ihre Hypothesen haben, was die Sprecher mit ihren Äußerungen meinen. Konventionen bauen sich dadurch auf, daß zunächst eine erfolgreiche Verwendung eines Ausdrucks als Vorbild (Präzedenz) für neue Verwendungen genutzt wird. Durch Wiederholung verstärkt sich die Erwartung, daß gerade dieser Ausdruck für diesen Zweck geeignet ist und auch weiterhin in diesem Sinne benutzt wird, und gleichzeitig baut sich das gemeinsame Wissen über diese Erwartung auf. [...] Konventionalisierung wird also nicht *gemacht*, sie stellt sich graduell ein. Das gemeinsame Wissen über die Erwartung hat auch eine normative Wirkung“ (Fritz 2006: 21). Erwartungen, wie Fritz sie hier anführt, können wiederum Priming erklären; so scheint somit auch ein probabilistischer Ansatz von Fritz verfolgt zu werden, obgleich er dies nicht expliziert.

In Anknüpfung an die Definition von Fritz (2006) sind sprachliche Konventionen also auch als soziolinguistisch relevant zu erkennen: Konventionalisierter Sprachgebrauch gibt Gruppenzugehörigkeiten zu erkennen; wer als sprachlicher Sender mit zu vielen Konventionen einer Sprachgemeinschaft bricht, gibt sich Empfängern, die besagter Sprachgemeinschaft angehören, als Teil einer Outgroup zu erkennen bzw. macht sich verdächtig, nicht der Ingroup der Angehörigen dieser Sprachgemeinschaft anzugehören. Insofern erscheint eine linguistische Auseinandersetzung mit sprachlichen Konventionen sinnvoll und so werden auch in dieser Arbeit sprachliche Strukturen und Elemente für gewöhnlich in Orientierung an derartigen Konventionen beschrieben, die mitunter regelhaft, normativ, präskriptiv wirken. Es ist jedoch zu betonen, dass unkonventioneller Sprachgebrauch natürlich nicht als mehr oder weniger korrekt beurteilt werden kann als konventioneller; eine Wertung verbietet sich dabei, weshalb wir im Folgenden zwar zwischen konventionellem und unkonventionellem Sprachgebrauch unterscheiden wollen, nicht aber etwa zwischen „grammatisch korrektem“ und „ungrammatischem“ oder „wohlgeformtem“ und „nicht-wohlgeformtem“. Sprachliche Konventionen werden also als aufgrund von Beobachtungen des Sprachgebrauchs einer Sprachgemeinschaft fassbar begriffen, sind jedoch in jedem Fall wertfrei zu betrachten, wie es auch für unkonventionellen Sprachgebrauch gilt (es sei auf Kapitel 5.1 verwiesen, in dem an geeigneter Stelle in einer Fußnote weitere Begründungen für dieses Vorgehen am sprachlichen Material geliefert werden).

ist die, was ein sprachliches Zeichen immer bedeutet und was es in einem bestimmten Fall (bzw. von Fall zu Fall) bedeuten kann (s. etwa Linke et al. 2004: 184f).⁹²

Aufbauend auf diese Feststellungen und die diesbezüglich heranzitierte Literatur wollen wir nun zu einer Arbeitsdefinition von *Bedeutung* gelangen, die sich am bilateralen Zeichenmodell de Saussures orientiert. Bedeutung ist hierbei auf der Inhaltsseite, also dem Signifié zu verorten, allerdings notwendigerweise nicht mit diesem gleichzusetzen, da sich dieses aus mehreren Kategorien zusammensetzt. So wollen wir unter *Bedeutung* das mit einem Zeichen Gemeinte, das Denotat verstehen. Bei Konkreta wie dem Substantiv dt. *Maus* ist dies das Referenzobjekt, bei Funktionsworten wie der Konjunktion dt. *und* wollen wir darunter die Funktion – in diesem Fall etwa die Funktion des gleichwertigen Beiordnens zweier oder mehrerer sprachlicher Zeichen – verstehen. Zur Inhaltsseite eines sprachlichen Zeichens gehörig sei aber insgesamt alles verstanden, was im Zuge bzw. in Folge der Wahrnehmung und Interpretation eines (physikalisch und schließlich für einen *Homo sapiens* sinnlich wahrnehmbaren) Ausdrucks durch einen Rezipienten an Information gewonnen werden kann bzw. alles, was der Rezipient in seinem Mentalen Lexikon als Informationen mit einem Ausdruck inhaltsseitig in Verbindung setzt.⁹³ Wir schließen damit also etwa Denotat (also das, was wir im Wesentlichen als *Bedeutung* bezeichnen) und Konnotat⁹⁴ ein sowie mit Denotat oder Konnotat verbundene Merkmale (wie z.B. das Merkmal FELLIG für dt. *Maus* ‚(tierische) Maus‘), jedoch explizit auch

⁹² Wir werden diesbezüglich an späterer Stelle noch zu dem Schluss kommen, dass ein sprachliches Zeichen hinsichtlich seiner Bedeutung stets als Konglomerat aus Bedeutungsmöglichkeiten (bzw. „Phänotypisierungsmöglichkeiten“) begriffen werden sollte.

⁹³ Ähnlich umfangreiche Beschreibungen der Inhaltsseite finden sich auch oft in der Psycholinguistik, wo all dies meist unter der Bezeichnung *Begriff* zusammengefasst wird (vgl. Linke et al. 2004: 392).

In dieser Arbeit sei im Übrigen unter *Signifié* und *Zeicheninhalt* auf der einen und *Signifiant* und *Zeichenausdruck* auf der anderen Seite jeweils dasselbe verstanden, wohl wissend, dass in der Forschung mitunter abweichende Definitionen existieren. Allerdings wird eine derartige präskriptive semantische Gleichsetzung im Rahmen der in dieser Arbeit verwendeten Terminologie keinerlei inhaltliche Probleme nach sich ziehen, zumal die Termini nicht einem Selbstzweck dienen, sondern als Werkzeuge sind, die individuell an die Notwendigkeiten der jeweiligen Forschungsfragen angepasst werden können, womit auch sie sich – wie sprachliche Zeichen im Allgemeinen – im Spannungsfeld zwischen Konventionalität und konkreter, individueller Anwendung befinden.

⁹⁴ Insbesondere auf den Ausdruck *Konnotat* wird im folgenden Kapitel noch näher eingegangen werden.

grammatische Informationen, Zugehörigkeit zu Frames oder Skripts und semantische Relationen, die sich im Zuge der Interpretation eines Zeichens auf-tun.⁹⁵ Letzteres bedeutet etwa, dass der Zeicheninhalt eines Zeichens (bzw. einer lexikalischen Einheit) wie dt. *klein* ‚klein‘ die Information enthält, dass es ein zugehöriges Antonym – konkret: das Zeichen dt. *groß* ‚groß‘ – gibt; gemeint ist hiermit also nur die semantische Relation an sich, nicht jedoch das Zeichen dt. *groß* ‚groß‘ oder bloß dessen Inhalt.

Das Einbeziehen von semantischen Relationen als Teil der Inhaltsseite wirft allerdings die Frage auf, ob ein Terminus wie *Bedeutung* hierfür überhaupt noch angebracht erscheinen kann und dem wurde im vorigen Absatz nicht zuletzt dadurch bereits Rechnung getragen, dass von zu gewinnender *Information* gesprochen wurde und *Bedeutung* auf das Denotat beschränkt verstanden werden soll. Die biolinguistischen Ansätze dieser Arbeit, die sich bereits in einer reichhaltigen Diskussion von Fragen der Genetik geäußert haben, lassen in der Tat den Ausdruck *Information*⁹⁶ zur Bezeichnung des Gegenstands der vorliegenden Untersuchungen als geeigneter erscheinen als den Ausdruck *Bedeutung*. Die *Gesamtinformation* eines sprachlichen Zeichens kann hier in Fortführung sowie Reduktion der Informationsdefinition der Dudenredaktion – nach der Information (unter anderem) den „Gehalt einer Nachricht, die aus Zeichen eines Codes zusammengesetzt ist“ (Dudenredaktion 2015: 920), meint – und unter Zusammenführung mit de Saussures Zeichenmodell als Gesamtheit aller inhalts- und ausdrucksseitigen Informationen eines sprachlichen Zeichens verstanden werden. In diesem Sinne, ist der Ausdruck *Information* in seinen Grundsätzen auch weitgehend kompatibel mit dem Informationsbegriff der Biologie, der eine ähnlich allgemeine Grundlage in Anlehnung an den Alltagsgebrauch aufweist und je nach Thematik und individuelle Notwendigkeiten zugeschnitten wird (vgl. Kary/Mahner 2001: 371f), wie es auch hier geschieht. Eine Vergleichbarkeit womöglich ähnlicher Strukturen oder Prozesse aus Biologie und Sprache wird somit durch informationstheoretische Vereinheitlichung erleichtert. Überhaupt

⁹⁵ Die Aufzählung umfasst, wie dargelegt, die Gesamtheit der Informationen der Inhaltsseite eines sprachlichen Zeichens. Wichtig ist aber auch, dass wir uns bewusst machen, dass auch die Ausdrucksseite aus Informationen besteht (diese können etwa lautlicher oder graphematischer Natur sein). Die Gesamtheit der Informationen eines sprachlichen Zeichens ist folglich die Gesamtheit der inhaltsseitig und ausdrucksseitig gespeicherten Informationen sowie deren Beziehung zueinander.

⁹⁶ Eine Anmerkung bezüglich der Numerusmarkierung: Wir wollen in dieser Arbeit den Singular *Information* dort verwenden, wo es um Information oder Informationen an sich geht sowie immer dann, wenn von einer (als unteilbar angenommenen oder definierten) Information gesprochen wird; der Plural *Informationen* kommt dort zur Anwendung, wo eine Betonung des Zusammenwirkens mehrerer Einzelinformationen notwendig oder hilfreich erscheint.

erscheint der Ausdruck *Information* in der Linguistik verglichen mit den übrigen Naturwissenschaften noch weitgehend zögerlich gebraucht, obgleich er sich – wie wir auch im Rahmen dieser Arbeit feststellen – durch eine allgemeinere Gültigkeit auszeichnet, die den Austausch zwischen den Wissenschaften begünstigt.⁹⁷ Nichtsdestoweniger bleibt festzuhalten, dass sich auch der Informationsbegriff, wie er hier verwendet wird, durch eine schwer fassbare, abstrakte Dimension auszeichnet; Information bleibt dabei an Trägerstrukturen gebunden, von denen sie abgeleitet werden kann oder die durch sie die Zuschreibung einer Eigenschaft erfährt (sind Informationen und ihre jeweiligen Trägerstrukturen auch nicht als Einheit zu verstehen, wollen wir sie dennoch als in einer reziproken Beziehung zueinander verhaftet begreifen).

Zusammengefasst lässt sich also die Menge der von einem sprachlichen Zeichen übertragbaren Informationen mit dem bilateralen Zeichen nach de Saussure gleichsetzen, wobei etwa *Bedeutungen* eher im Sinne von Semen bzw. eben dem Denotat aufgefasst werden und somit nur ein Teil der Information eines sprachlichen Zeichens darstellen, wie es auch für Merkmale, Konnotate oder die Ausdrucksseite gilt. Sprachliche Information kann dabei sowohl eingliedrig als auch zusammengesetzt sein, obgleich letzterem mehr Gewicht zukommt, da Sprache ein komplexes Gebilde ist, in dem unterschiedliche Elemente für gewöhnlich miteinander kombiniert werden und miteinander wechselwirken (so z.B. morphologisch, phonologische und syntaktische).⁹⁸

Wenn im Folgenden geprüft wird, ob und wenn ja, inwiefern man von rezessiver Informationserhaltung in Sprache sprechen kann, wird die Menge der in einem sprachlichen Zeichen gespeicherten Informationen gemäß der Maxime

⁹⁷ So sei angemerkt, dass der Ausdruck *Information* auch der Biologie lange Zeit fremd war und sich dort eben aufgrund seiner Anschaulichkeit als alltäglicher Ausdruck und der Erleichterung des Austauschs mit anderen Wissenschaften durchsetzte (vgl. Kary/Mahner 2001: 371f).

⁹⁸ Obgleich man folgender Feststellung für diese Arbeit wenig erkennbaren Nutzen unterstellen mag, sei hier dennoch darauf hingewiesen, dass ich Information jeglicher Art – auch sprachliche und kognitive – zuletzt als etwas Physikalisches verstehen will, womit ich meine, dass man sich auch im Zusammenhang linguistischer Forschung bewusst sein sollte, dass sprachliche Prozesse zuletzt immer nur im Rahmen der Naturgesetze ablaufen können. So trivial dies erscheinen mag, sollte man sich dieses Faktums bewusst bleiben, gerade in einer Zeit, in der die Linguistik – Fortschritten wie im Bereich der Psycholinguistik, Biolinguistik oder Sprachevolutionsforschung zum Trotz – noch nicht abschließend als Naturwissenschaft anerkannt ist, was wohl auf die meisten ihrer Disziplinen zutrifft. Ferner ist für diese Arbeit zu beachten, dass auch sprachliche Information, die als eingliedrig, d.h. unteilbar bzw. nicht-zusammengesetzt aufgefasst wird, als physikalische Information nicht notwendigerweise ebenso als eingliedrig interpretiert werden kann.

bestimmt, dass nur Informationen aufgenommen werden, die sich in einem repräsentativem Maße konventionell sind; es sollte sich demnach um Informationen handeln, die mehr als einmal im Sprachgebrauch nachgewiesen werden können, wobei der situative wie sprachliche Kontext ihres Auftretens keine Anzeichen eines ausschließlich zwischen einem bestimmten Sender und einem bestimmten Empfänger bestehenden Konvention liefern sollte – die betreffende Information sollte demnach bereits auf der (abstrakt und modellhaft zu begreifenden) Kollektivebene einer Sprachgemeinschaft angekommen sein. Die allgemeine Verständigungs- und Kommunikationsfunktion von Sprache und sprachlichen Zeichen wird somit in das Zentrum des Interesses gerückt.

Dass eine derartige Einschätzung von Informationen einzelner sprachlicher Zeichen bzw. Elemente im Rahmen dieser Arbeit angesichts der Vielzahl herangezogener Belege nicht durch eigene Korpusuntersuchungen leistbar ist, hat zur Folge, dass sich auf die Vorarbeiten von Lexikografen gestützt werden muss, die ihrerseits darum bemüht sind, ihre Ergebnisse repräsentativ zu halten. So gibt etwa die Dudenredaktion an, „den aktuellen Wortschatz des modernen Deutsch möglichst umfassend darstellen“ (Dudenredaktion 2015: 13) zu wollen, aber – schon ob des Umfangs – nur eine Auswahl treffen zu können, der allerdings auch „Wörter aus Fachsprachen [...], aus vom Standard abweichenden Sprachebenen [...], aus unterschiedlichen Sprachregionen [...] und Wörter, die veraltet sind, also sprachhistorischen Wert besitzen“ (Dudenredaktion 2015: 13) angehören.⁹⁹ Angesichts einer Datenmenge von mehr als drei Millionen Belegen in ihrer elektronischen Sprachdatei sowie etwa drei Milliarden gespeicherten Wortformen aus Texten ist die Auswahl eines solchen Wörterbuchs notwendigerweise unvollständig und daher „nur“ repräsentativ gehalten (vgl. Dudenredaktion 2015: 13). Eine Einbeziehung verschiedener Varietäten ist aber durchaus im Sinne dieser Arbeit, da einerseits von einem mehr oder weniger großen, direkten oder indirekten Kontakt (und somit auch Informationsaustauschs) zwischen den einzelnen Varietäten einer Einzelsprache auszugehen ist und überdies die Definition einer sogenannten „Standardvarietät“ angesichts der sprachlichen Realität ohnehin als zumindest zu gewissem Grade willkürlich gelten muss.

Wie die weiteren Ausführungen zeigen werden, wird sich eine Betrachtung der Kollektivebene nie gänzlich von Betrachtungen der Individualebene lösen

⁹⁹ Es sei hierbei auch auf die durchaus wichtige Information verwiesen, dass „veraltete“ Worte nicht „ausgestorbene“, d.h. vollständig geschwundene sind. Hierbei wird von der Dudenredaktion aber insbesondere eine zumindest zu gewissem Grad diachrone Repräsentativität gewährleistet, die nicht in allen Wörterbüchern vergleichbar zu finden ist.

können, sodass schließlich in der Regel ausgehend von der Individualebene auf Zustände der Kollektivebene geschlossen werden wird. Zudem sind Kollektiv-ebenen ohnehin nur abstrakt und modellhaft zu verstehen und lassen sich dabei nur ausgehend von miteinander in sprachliche Kommunikation getretenen und tretenden Individualebenen rekonstruieren.

1.5.2 – Das Mentale Lexikon und der Zusammenhang von Sprache und Kognition

Im Folgenden wollen wir uns zentrale Erkenntnisse psycholinguistischer Forschung erarbeiten, die für die vorliegende Untersuchung relevant sind. Dabei wird vor allem eine Auseinandersetzung mit der Frage, wie Information aus sprachlichen Zeichen kognitiv verarbeitet wird und verknüpft ist, erfolgen müssen. Ergebnisse aus diesbezüglichen Forschungsarbeiten werden uns bei der Suche nach möglichen Speicherorten etwaiger rezessiver Informationen in Sprache helfen. So werden wir insbesondere hinsichtlich der linguistischen Kategorie der semantischen Relationen weitreichende Überschneidungen mit Strukturen des Mentalen Lexikons feststellen. Ein Verständnis des Mentalen Lexikons – verstanden als Sprachsystem der Individualebene – wird ferner wertvolle Erkenntnisse bezüglich eines Sprachsystems der Kollektivebene (etwa eines Sprachsystems einer Einzelsprache bzw. der Sprachgemeinschaft einer Einzelsprache) bereitstellen. Grundsätzlich sei ein erweitertes Verständnis des Mentalen Lexikons in dieser Arbeit zugrunde gelegt: Wir ordnen ihm dabei alle sprachliche Information, die in einem Sprachsystem auf Individualebene vorhanden ist, zu – nicht nur lexikalische. Auf diese Weise machen wir uns die Zuschreibung der Informationsspeicherung und Ordnung eines Lexikons zunutze und stellen einen direkten terminologischen Bezug zu Sprachlichkeit her. Auch in einer engen Fassung des Begriffs des Mentalen Lexikons, also unter Fokussierung auf lexikalische Elemente, sind die Übergänge zu anderen Bereichen der Sprache fließend, wenn etwa davon ausgegangen wird, dass Einträge im Mentalen Lexikon auch Informationen über die Lautgestalt eines Wortes beinhalten. Diese definitoriale Unschärfe merzt der erweiterte Begriffsumfang aus.

Obgleich wir später auch auf mögliche Sprachkompetenz bei Wesen oder Objekten, die nicht der Art *Homo sapiens* angehören, zu sprechen kommen werden, wird im Folgenden das Mentale Lexikon einzig in seiner Gestalt, wie sie eben bei Angehörigen besagter Art vorliegt, beschrieben.

1.5.2.1 – Der Aufbau des Mentalen Lexikons

Der Begriff des *Mentalen Lexikons* wird oft unspezifisch für kognitive Repräsentation und Speicherung von Sprache gebraucht und ist letztlich metaphorisch zu verstehen (vgl. Aitchison 2012: 266). Wir wollen ihn im Folgenden vor allem stellvertretend für das Sprachsystem eines Sprachträgers auf Individualebene gebrauchen, d.h. der Terminus *Mentales Lexikon* kann auch das Speichersystem einer sprachfähigen künstlichen Intelligenz meinen, obgleich hierbei der Ausdruck *mental* zunächst ungewohnt wirken mag.

Es handelt sich beim Mentalen Lexikon, wie wir es verstehen wollen, keinesfalls um einen rein lexikalischen Speicher und insbesondere seine innere Struktur und Organisation weicht gravierend von dem, was gemeinhin unter *Lexikon* verstanden wird, ab. Im Folgenden sei das Mentale Lexikon als Speicher- und Repräsentationsort allen sprachlichen Wissens verstanden, umfassend also sowohl lexikalisches als auch grammatisches Wissen (s. dazu Dietrich/Gerwien 2017: 25), und stellt dabei einen Teil des Langzeitgedächtnisses dar (Schwarz 2008: 105). Es ist, wie sich noch zeigen wird, von zentraler Bedeutung für Prozesse des Sprachverstehens und der Sprachproduktion.¹⁰⁰ Mit dieser Definition wenden wir den Begriff des *Mentalen Lexikons* also in erweiterter Weise – nämlich nicht bloß auf Lexik beschränkt – an; stattdessen erkennen wir dem Mentalen Lexikon auch grammatische und phonologische Kompetenz zu, was der Überzeugung geschuldet ist, dass – wie sich auch im Folgenden mehrfach unter Verweis auf Forschungsliteratur zeigen wird – sprachliche Ebenen vom Laut- über das Morphem- bis hin zum Syntaxsystem nicht isoliert voneinander betrachtet werden können, wenn man sie umfassend verstehen will. Die einzelnen Ebenen sind eng miteinander verknüpft und grammatische Informationen gehören wie alle übrigen Eigenschaften zu einem Wort – oder allgemeiner: einem sprachlichen Element auf lexikalischer Ebene – dazu (vgl. etwa auch Dietrich/Gerwien 2017: 25 u. Linke et al. 2004: 56).

¹⁰⁰ Hinsichtlich der Terminologie ist anzumerken, dass wir in Kapitel 5.1 noch begründet sehen werden, dass die Termini *Sprachproduktion* und *Sprachverstehen*, die in der Linguistik durchaus geläufig sind und in dieser Arbeit auch nicht vom üblichen Gebrauch abweichend Verwendung finden, im Rahmen des hier entwickelten bzw. noch zu entwickelnden Modells irreführend sein können, weshalb man sie in künftigen Arbeiten zum hiesigen Modell besser ersetzen sollte – so sei dann *Sprachproduktion* sinnvollerweise durch (*inhaltsgetriggerte*) *Ausdrucksgenese* und *Sprachverstehen* durch (*ausdrucksgetriggerte*) *Inhaltsgenese* ersetzt (es sei bezüglich einer entsprechenden Begründung und Herleitung insbesondere auf die Ausführungen in Kapitel 5.1 verwiesen).

Die Vernetzungen innerhalb des Mentalen Lexikons haben sich als äußerst komplex erwiesen. Es scheint im Wesentlichen ein wechselseitiges Zusammenspiel von orthographischer, phonologischer und konzeptueller Repräsentation von Sprache vorzuliegen, das von bereits erfolgtem auditiven wie visuellen Input aus der Umwelt und gegebenenfalls auch genetischen Anlagen abhängt, sich aber in Form von graphomotorischem und artikulatorischem Output auch in die Umwelt hinein äußern kann (vgl. Linke et al. 2004: 387 bzw. grundlegender Allport/Funnel 1981).¹⁰¹ Insofern ist das Mentale Lexikon selbstverständlich nicht hermetisch, sondern befindet sich mit seiner Umwelt, d.h. der Außenwelt seines Trägers und auch anderen kognitiven Strukturen desselben im Austausch.¹⁰² Strittig ist in diesem Zusammenhang etwa die Frage, ob es auch als Speicher für Weltwissen dient oder ob ein letzterer eher als vom Mentalen Lexikon separiert zu betrachten ist (vgl. Schwarz 2008: 106). Zusammenhänge zwischen Weltwissen und sprachlichem Wissen bestehen aber zweifelsfrei und seien sie nur indirekt. Monika Schwarz-Friesel spricht etwa von „enzyklopädische[n] Komponenten“ (Schwarz-Friesel 2013: 166), die zusätzlich zu „konventionell in [einer]

¹⁰¹ Insgesamt werden in der Forschung zumeist fünf Module der Kognition angegeben, die an Kommunikation beteiligt sind: „[erstens] die Grammatik mit ihren Teilmodulen, [zweitens] das konzeptuelle System (‘Weltwissen‘), [drittens] das Handlungswissen, [viertens] das Perzeptionsmodul (Fähigkeiten zur Sinneswahrnehmung) [und fünftens] das motorische System“ (Matzke/Römer 2010: 76). Hinsichtlich des Mentalen Lexikons werden zudem sieben Wissenssysteme unterschieden, die untereinander vernetzt sind: „1. das phonologische Modul, das lexikalische Spracherkennungssystem mit dem phonologischen Wissen sowie das Klangmuster bereitstellt bzw. festlegt, dem ein Wort entsprechen muss; 2. das artikulatorische Modul, das bereitstellt, wie ein Wort ausgesprochen wird; 3. das orthographische Modul, das angibt, wie ein Wort geschrieben wird; 4. das lexisch-grammatische Modul, das Wörter erkennt und das morpho-grammatisches Wissen enthält (über Flexionsmorphologie [usw.]); 5. das lexisch-grammatische Kodierungsmodul, das Wörter in den Satz einordnet (Subkategorisierungseigenschaften); 6. das lexikalisch-konzeptuelle System mit dem Bedeutungswissen; 7. das lexikalisch-pragmatische System mit dem pragma-semantischen Wissen“ (Matzke/Römer 2010: 76). All diese in der Forschung angenommenen, miteinander vernetzten Ebenen und Module verdeutlichen die Vielschichtigkeit des Mentalen Lexikons als System bzw. dessen Wechselwirkung mit Systemen in seiner Umwelt.

¹⁰² Eine detaillierte Beschreibung aller Facetten des Mentalen Lexikons ist in dieser Arbeit nicht leistbar und zudem hinsichtlich ihrer Zielsetzung unerheblich. So wird etwa auf eine Diskussion bezüglich der Speicherung und Repräsentation phonetischer Informationen weitgehend verzichtet; auch die (an für sich überholte und Sprache überschätzende) Frage, ob Sprache für das Denken notwendig ist oder nicht, sei hier ausgeblendet. Des Weiteren wird keine Diskussion über die Struktur menschlichen Gedächtnisses im Allgemeinen abgehalten, zumal dies in der Forschung ein höchst strittiges Feld ist (vgl. Schwarz 2008: 101f), welches besser in psychologischen oder vor allem neurologischen Arbeiten besprochen werden sollte.

Sprachgemeinschaft als verbindlich erachtete[m] Wortwissen“ (Schwarz-Friesel 2013: 166) erscheinen und dieses erweitern.¹⁰³ Individuell in unterschiedlichem Maße vorhandenes Weltwissen beeinflusst somit auch das jeweilige Verstehen sprachlicher Zeichen.

Der Vorgang des Verstehens sprachlicher Zeichen lässt sich besonders gut anhand einer klassischen Kommunikationssituation mit einem Sprecher (Sender) und einem Hörer (Empfänger) verdeutlichen. Eine knappe, aber durchaus präzise Beschreibung dessen liefert etwa Paul Gévaudan (unter Beschränkung auf lautsprachliche Kommunikation, die aber allgemeinere Rückschlüsse erlaubt):

„Der Sprecher möchte einen Inhalt versprachlichen und wählt hierfür einen Ausdruck. Der Hörer nimmt das vom Sprecher Artikulierte als ein Klangbild wahr, das für einen sprachlichen Ausdruck steht, und ordnet diesem Ausdruck sodann einen Inhalt zu. Der Sprechakt ist erfolgreich, wenn der Hörer glaubt, den Sprecher verstanden zu haben, und wenn der Sprecher glaubt, der Hörer habe ihn verstanden“ (Gévaudan 2007: 54).

Hierbei ist allerdings zu beachten, dass aufgrund individueller Unterschiede in Umfang und Organisation des Mentalen Lexikons ein und derselbe Ausdruck vom Sprecher inhaltlich anders gemeint sein kann, als er vom Hörer schließlich verstanden wird; eine vollständige Deckungsgleichheit ist dabei fast ausgeschlossen, eine konventionell bedingte Schnittmenge aber bei Mitgliedern einer Sprachgemeinschaft wahrscheinlich, sofern der verwendete Ausdruck tatsächlich zum Lexikon der jeweiligen Einzelsprache (also dem (abstrakten, modellhaften) Lexikon der Kollektivebene einer Sprachgemeinschaft) gezählt werden kann. Gemäß Gévaudan kann man also festhalten, dass ein Sprecher bzw. Sender für einen Redeinhalt, den er vom Hörer bzw. Empfänger verstanden haben möchte, in seinem Mentalen Lexikon nach einem ihm dazu passend erscheinenden Ausdruck „sucht“, der in der Regel konventionell mit einem entsprechenden Inhalt verbunden ist (oder metaphorisch darauf angewandt werden kann). Diesen Ausdruck bringt er dann lautlich und konkret realisiert hervor, woraufhin das entstandene Klangbild vom Hörer erstens als sprachlicher Ausdruck erkannt werden muss und zweitens einem Inhalt zugeordnet werden muss, der wiederum

¹⁰³ So verweist der Ausdruck dt. *Wasser* in seiner allgemeinen, konventionellen Bedeutung auf eine Flüssigkeit, die man unter anderem mit dt. *waschen* oder dt. *trinken* verbindet. Eine Erweiterung um Informationen wie der, dass es bei $\geq 0^\circ\text{C}$ hinsichtlich seines Aggregatzustands fest wird oder dass die chemische Strukturformel H_2O lautet, basiert auf Weltwissen, das innerhalb einer Sprachgemeinschaft individuell jeweils sehr verschieden ausgeprägt sein kann (vgl. Schwarz-Friesels 2013: 166, woraus auch dieses Beispiel um dt. *Wasser* entnommen wurde).

von der individuellen Gestalt des Mentalen Lexikons des Hörers abhängt, weshalb es zu Missverständnissen kommen kann (vgl. Gévaudan 2007: 54).

Hinsichtlich der Differenz zwischen konventionellem und individuellem Sprachverstehen sind auch *Konnotation* und *Assoziation* von Relevanz. Unter *Konnotat* bzw. einer *Konnotation* wollen wir – Schwarz-Friesel folgend – „gesellschaftlich verankerte Zusatzbedeutungen mit emotionalem Gehalt“ (Schwarz-Friesel 2013: 167f) verstehen¹⁰⁴ – wie etwa solche (für gewöhnlich negativer Natur) bei engl.(/dt.) *Nigger* (vgl. Schwarz-Friesel 2013: 167) –, die dabei aber durchaus noch vom Kontext abhängig sein können¹⁰⁵ (wie es jedoch für Sprachverstehensprozesse im Allgemeinen und bei (konventioneller) Ambiguität eines sprachlichen Zeichens im Besonderen der Fall ist). Bei mehreren Ausdrücken, die konventionell auf ein identisches Referenzobjekt abzielen, kann das Konnotat als stilistisch distinktives Merkmal auftreten (so etwa bei den dt. *Bulle* (für einen Polizisten) und dt. *Polizist* (s. Schwarz-Friesel 2013: 168), wobei *Bulle* als eher metaphorisch gelten kann). Von den auf Konvention fußenden Konnotationen sind Assoziationen abzugrenzen, die einem sprachlichen Zeichen aufgrund individueller Erfahrungen des Rezipienten zusätzliche Informationen beifügen. So kann etwa eine gescheiterte Liebesbeziehung zu einer Assoziation von Traurigkeit im Zuge des Verstehens des Ausdrucks dt. *Liebe* führen (vgl. Schwarz-Friesel 2013: 167).

Hinsichtlich lexikalischer Einheiten – also Einträgen im Mentalen Lexikon (vgl. Dietrich/Gerwien 2017: 30), die aus je einem Ausdruck und einem damit verbundenen Inhalt bestehen (vgl. Cruse 1986: 76)¹⁰⁶ – lassen sich drei vertikale Ebenen, die zum Zwecke des Sprachverstehens zusammenwirken, unterscheiden: die „Lexem-Ebene mit Informationen zu lautlichen Segmente[n] sowie metrische[n] Spezifikationen“ (Dietrich/Gerwien 2017:30), die „Lemma-Ebene mit morphologischen und syntaktischen Informationen“ (Dietrich/Gerwien

¹⁰⁴ Es sei darauf hingewiesen, dass der Konnotationsbegriff in der Forschung nicht unumstritten ist (vgl. Schwarz-Friesel 2013: 163) und mitunter als „Sammelbecken für alle nicht systematisch erfassten Bedeutungskomponenten“ (Schwarz-Friesel 2013: 163) dient. Überdies bedürfen konnotative Bedeutungen noch in vielerlei Hinsicht einer intensiveren Betrachtung durch die Forschung (s. Schwarz-Friesel 2013: 171). Die soeben formulierte Arbeitsdefinition für *Konnotation* sollte dessen eingedenk gebraucht werden.

¹⁰⁵ So zeigt Schwarz-Friesel etwa am Beispiel der Wendung dt. *blond und blauäugig*, dass diese im Deutschen etwa bei einem Kontext, der auf die NS-Ideologie anspielt, in der Regel als negativ konnotiert wahrgenommen wird, dass dies aber sonst nicht notwendigerweise der Fall ist (s. Schwarz-Friesel 2013: 171).

¹⁰⁶ Auf die Gestalt lexikalischer Einheiten wird an späterer Stelle noch detaillierter eingegangen werden.

2017:30) und die „Konzept-Ebene mit Informationen zur Bedeutung einer lexikalischen Einheit“ (Dietrich/Gerwien 2017: 30). Aus der Aphasieforschung, die erworbene Sprachstörungen untersucht, wissen wir, dass diese Ebenen isoliert voneinander gestört sein können, dass sie also zwar zusammenwirken, aber dennoch hinsichtlich ihrer Basis getrennt sein müssen (vgl. Dietrich/Gerwien 2017: 30), d.h. als getrennte, miteinander interagierende bzw. miteinander wechselwirkende Systeme begriffen werden können. Ausdrucks- und Inhaltsseite eines sprachlichen Zeichens werden demnach nicht gemeinsam, wenn auch offensichtlich nicht gänzlich ohne Verbindung zueinander gespeichert (s. dazu etwa Aitchison 2012: 247 u. Linke et al. 2004: 385-387).

Eine horizontale Ebene findet sich im Mentalen Lexikon etwa dort, wo lexikalische Einheiten miteinander verbunden sind und in Relation zueinander stehen (vgl. Dietrich/Gerwien 2017: 30). Bereits in den 1960er Jahren entwickelte Ross Quillian das Modell semantischer Netzwerke (s. Quillian 1967, 1968 u. 1969), wobei ein Netzwerk aus Knoten besteht, die miteinander verbunden sind. Die Knoten wiederum sind Einheiten,

„die einen im L[angzeitgedächtnis] enthaltenen Begriff repräsentier[en]. [...] So gehen beispielsweise von dem Knoten für den Begriff ‚Hund‘ Zeiger aus, die auf die Knoten ‚bellen‘, ‚Tier‘, ‚Schwanz‘ usw. weisen. Andererseits führen zum Knoten für den Begriff ‚Schwanz‘ Zeiger zu den Knoten ‚Hund‘, ‚Kuh‘, ‚Körperteil‘, ‚wedeln‘“ (Wettler 1980: 40).

Die Knoten lassen zudem Unterscheidungen zwischen Token und Type, also gewissermaßen zwischen Individualbegriffen und Allgemeinbegriffen zu (vgl. Wettler 1980: 42).

Quillians Modell wurde seit seiner Vorstellung vielfach überarbeitet und um weitere Informationen erweitert (so etwa von Simmons 1972 u. 1973 unter Anwendung der Tiefenkasus nach Fillmores Kasusgrammatik (s. Wettler 1980: 74-92)), behält in seinen Grundsätzen aber Gültigkeit. Heute bildet es etwa eine Grundlage für Untersuchungen an semantischen Relation in der hermeneutischen Linguistik (s. dazu etwa Bär 2015), wird aber nach wie vor als Modell zur Veranschaulichung von Funktionsweisen des Mentalen Lexikons verwendet. Während Quillian aber noch annahm, dass jede semantische Relation gleichstark sei, also dass entweder eine semantische Relation besteht oder eben keine (vgl. Wettler 1980: 68), wird heute eine Gewichtung der semantischen Relationen, in denen ein Wort steht, angenommen: Es scheint Verbindungen zu geben, die stärker sind als andere. So weist etwa Jean Aitchison darauf hin, dass es im

Sinne der Prototypensemantik leichter ist, ein vertrauterer Tier wie ein Rotkehlchen als *Vogel* zu benennen bzw. als Beispiel für einen Vogel anzuführen als ein etwas weniger vertrautes wie einen Pelikan (vgl. Aitchison 2012: 109).¹⁰⁷

Dies könnte im Zusammenhang mit einem wichtigen Phänomen im Zusammenhang mit Sprachverstehen stehen: der Voraktivierung bzw. des Primings. Im Prozess des Verstehens des Wortes *Vogel* werden über semantische Relationen, aber auch über Frames (die freilich eng mit semantischen Relationen verbunden sind)¹⁰⁸ –, bestimmte Informationen „voraktiviert“, d.h. sie werden kognitiv als in Verbindung zu *Vogel* stehend erkannt und in einen Zustand versetzt, indem sie leichter abrufbar sind, was den Prozess des Sprachverstehens beschleunigt (vgl. Schwarz 2014: 81f). Wenn ein Empfänger beim Hören des lautlich realisierten Ausdrucks *Vogel* zuerst an ein Rotkehlchen denkt, mag dies ein Indiz dafür sein, dass *Rotkehlchen* (oder gar nur die Bedeutung ‚Rotkehlchen‘) und *Vogel* im Mentalen Lexikon dieser Person durch eine besonders starke Verbindung miteinander verknüpft sind. Allerdings ist Priming keineswegs auf die Inhaltsseite sprachlicher Zeichen beschränkt, sondern kann auch ausdrucksseitig bestehen: „So wurde die Worterkennung von *Macht* erleichtert, wenn vorher *acht* dargeboten worden war“ (Schwarz 2014: 82).¹⁰⁹ Es werden also im Rahmen des Sprachverstehensprozesses, aber ebenso bei der Sprachplanung (d.h. dem Sprachproduktionsprozess) wohl mehr lexikalische Einheiten aktiviert, als zuletzt hinsichtlich des In- bzw. Outputs tatsächlich Verwendung finden (vgl. Aitchison 2012: 247 u. 260).

Angesichts derartiger Beziehungen zwischen mitunter sehr unterschiedlichen Ausdrücken verwundert es kaum, dass die Forschung feststellen musste, dass Wortfelder im Mentalen Lexikon höchst divergierend zusammengestellt sein können. Aufgrund von semantischen Relationen wie Agontonymie – so etwa bei *Hund*, welches sich agontonym (als handelnde Größe) zu *bellen* verhält – sind Wortfelder keineswegs paradigmatisch nach Wortarten sortiert und können sich individuell oder gemäß sozialem Gruppenzugehörigkeitsgefühlen sehr verschieden darstellen, wie etwa die Tatsache zeigt, dass bei Wortassoziationsexperimenten auf engl. *red* ‚rot‘ mitunter mit engl. *communist* ‚Kommunist‘ geantwortet wurde (vgl. Aitchison 2012: 101).

¹⁰⁷ Es sei angemerkt, dass auch derartige Feststellungen (aber auch das damit wohl in Verbindung stehende Phänomen des Primings) zuletzt ganz offensichtlich auf einen probabilistischen Charakter von Sprache hindeuten.

¹⁰⁸ In anderen Zusammenhängen wären auch Scripts, also prozessual organisierte Wissensbestände, die auf Handlungswissen basieren, denkbar (vgl. Linke et al. 2004: 266).

¹⁰⁹ Vermutlich erklärt dies auch die überraschende Wirkung von sogenannten „Vexierreimen“, die sich bekanntlich durch ein Durchkreuzen der reimtechnisch geweckten Erwartungen auszeichnen.

Aufbauend auf derartige Experimente, bei denen auf einen vorgegebenen Ausdruck mit dem ersten anderen reagiert werden sollte, der einer jeweiligen Versuchsperson in den Sinn kam, konnten Mechanismen aufgedeckt werden, nach denen das Mentale Lexikon lexikalische Einheiten organisiert und letztlich zu Wortentscheidungen in besagten Experimenten führt. Jean Aitchison (2012) fasst die Erkenntnisse, die anhand des Englischen gewonnen wurden, wie folgt zusammen (s. zum Folgenden Aitchison 2012: 100): Erstens wird sich fast immer für eine lexikalische Einheit entschieden, die nachvollziehbar im semantischen Netzwerk des Ausgangsausdrucks zu finden ist, wobei sich unterschiedliche Gewichtungen bzw. Wahrscheinlichkeiten erkennen lassen. Manche lexikalischen Einheiten wirken dabei „näher“ am Ausgangsausdruck oder scheinen in „stärkerer“ Relation dazu zu stehen als andere und treten in den Reaktionen häufiger auf. So fällt zweitens auf, dass Partnerbezeichnungen wie *Ehemann (husband)*¹¹⁰ zu *Ehefrau (wife)* oder Gegensatzbezeichnungen (Antonyme) wie *groß (big)* zu *klein (small)* besonders oft ausgelöst werden. Drittens reagieren insbesondere Erwachsene häufig mit einem Ausdruck, der derselben Wortart wie der Ausgangsausdruck angehört, was allerdings zu gewissem Grad auch im Sachverhalt der zweiten Beobachtung begründet sein könnte, da Partner- oder Gegensatzbezeichnungen für gewöhnlich wortartenidentisch sind.¹¹¹

Vor allem die ersten beiden Beobachtungen deuten darauf hin, dass Gruppen lexikalischer Einheiten, die sich auf dasselbe Thema beziehen, im Mentalen Lexikon gemeinsam bzw. eng miteinander verbunden gespeichert werden, wogegen verschiedene Themenbereiche wiederum weitgehend getrennt zu bleiben scheinen¹¹² (vgl. Aitchison 2012: 105). Wortassoziationsexperimente lassen Re-

¹¹⁰ Wenn hier und in den folgenden Absätzen ein englischer Ausdruck in Klammern hinter einem deutschen steht, so bedeutet dies, dass der entsprechende Test mit englischsprachigen Probanden stattgefunden hat und die englischen Ausdrücke die Originalbedingungen und -antworten darstellen (alle derartigen Beispiele sind entnommen aus Aitchison 2012).

¹¹¹ Kinder scheinen die abstrakte Wortartenunterscheidung in Form einer Klassifizierungseinheit für lexikalische Einheiten erst allmählich zu erlernen: So reagieren Kinder auf den Ausdruck *Tisch (table)* oft mit *essen (eat)*, wogegen Erwachsene für gewöhnlich *Stuhl (chair)* bevorzugen (vgl. Aitchison 2012: 219).

¹¹² So ist etwa der Fall eines Patienten belegt, der infolge eines Schlaganfalls besondere Probleme mit der sprachlichen Unterscheidung von Obst- und Gemüsesorten hatte, aber in anderen Themenfeldern keine auffälligen Störungen seiner sprachlichen Fähigkeiten aufwies (vgl. Aitchison 2012: 105). Allerdings kann dies auch dahingehend interpretiert werden, dass manche lexikalische Einheiten so eng miteinander verbunden sind, dass sie von Personen mit hirnschädigungsbedingten, erworbenen Sprachproblemen kaum unterschieden werden können (vgl. Aitchison 2012: 104). Möglich-

aktionen erkennen, in denen die lexikalischen Einheiten der Reaktion in erkennbarer semantischer Relation zum Ausgangsausdruck stehen oder eine semantische Schnittmenge aufweisen (s. dazu etwa Aitchison 2012: 101f). Nichtsdestoweniger sollte man sich bewusst machen, dass derartige Experimente zwar Einblicke in die Organisation des Mentalen Lexikons bieten, man diese aber auch nicht generalisieren und überbewerten sollte, da der Vorgang der Reaktion auf einen gegebenen Ausdruck mit einem anderen wenig mit natürlichen Sprachherausforderungen gemein hat und sich die Ergebnisse stark verändern können, wenn man die Ausgangsausdrücke nicht mehr kontextfrei präsentiert: So reagieren Menschen gewöhnlich auf *Mond* (*moon*) mit Ausdrücken wie *Sonne* (*sun*), *Nacht* (*night*) oder *Stern* (*star*), aber in der Regel mit *groß* (*big*), wenn *Mond* in einer Wortkette mit *Elefant* (*elephant*), *Wal* (*whale*) oder *Stadion* (*stadium*) steht (vgl. Aitchison 2012: 101).

Das Mentale Lexikon erweist sich also als höchst komplexes Gebilde, das zahlreiche Ebenen bzw. Subsysteme umfasst, die mitunter unabhängig voneinander verankert sein müssen, letztlich aber zusammenwirken, damit Sprachverstehen und Sprachproduktion erfolgreich im Sinne glückender Kommunikation unter Angehörigen derselben Sprachgemeinschaft¹¹³ vonstattengehen können. Hierbei kann mitunter von einer Überlappung verschiedener Speicherebenen wie etwa der von Wortartenklassifizierung, semantischen Relationen oder auch Scripts und Frames gesprochen werden.

erweise handelt es sich dabei – wie offenbar auch bei Versprechern – um bloße ausdrucksseitige Probleme (s. auch Aitchison 2012: 104). Dies lässt sich dann so interpretieren, dass bei Wortverwechslungen und Versprechern durchaus intakte bilaterale sprachliche Zeichen vorliegen, dass also vom Sender ein Ausdruck einem Inhalt zugeordnet wird, der diesem in der entsprechenden Sprachgemeinschaft konventionell nicht zugeordnet ist. Anders als für etwaige Empfänger wäre das Zeichen aus Sicht des Senders intakt und erschiene ihm sinnvoll. Ein Erinnern an die Konvention kann dann noch zur Selbstkorrektur führen. Bei Versprechern kann es auch zu ausdrucksseitigen Ähnlichkeiten mit dem gemeinten Ausdruck kommen, sodass dementsprechend auch davon ausgegangen werden kann, dass bei derartigen Versprechern der gesuchte Ausdruck mental in Ansätzen vorliegt (vgl. Aitchison 2012: 247).

¹¹³ Unter Angehörigen einer Sprachgemeinschaft können hier im weiteren Sinne auch Nicht-Muttersprachler verstanden werden, die sich gewissermaßen sekundär – und dabei unter Umständen ebenfalls nur temporär – in eine bestehende Sprachgemeinschaft integrieren.

1.5.2.2 – Erwerb und Erweiterung des Mentalen Lexikons

An dieser Stelle wollen wir einen kurzen Blick darauf werfen, wie das Mentale Lexikon erworben bzw. erweitert wird. Ein Grundprinzip, das hierbei offenbar Gültigkeit hat, haben wir bereits mehrfach umrissen: die Kontextgebundenheit von Sprache; sie ist eben nicht nur für den Sprachgebrauch, sondern bereits für den Spracherwerb von Relevanz.¹¹⁴

Spracherwerb findet stets in einem sozialen und kommunikativen (sowie kommunikationsorientierten) Kontext statt (s. Tomasello 2001: 132-158), woraus sich ergibt, dass Kinder je nach Art des Kontexts bzw. der Kontexte, in denen sie mit Sprache konfrontiert werden, bestimmte sprachliche Kompetenzen und ebenso Gestalt und Umfang ihres Wortschatzes in unterschiedlichem Maße und unterschiedlicher Geschwindigkeit erwerben. Hinzu kommen individuelle Unterschiede, die teils vom besagten Kontext, teils von genetischen Voraussetzungen – so etwa dem biologischen Geschlecht¹¹⁵ – abhängen, offensichtlich aber unabhängig von der Intelligenz eines Kindes sind (vgl. Szagun 2008: 227-233).

Interessanter im Sinne unserer Fragestellung in dieser Arbeit erscheint jedoch die Beobachtung, dass neue Inhalte sprachlicher Zeichen offenbar gelernt werden, indem man Begleitworte rezipiert und sich einprägt (vgl. Aitchison 2012: 114). Dieser Vorgang kann auch anknüpfend an das gleichzeitige Erlernen eines neuen Ausdrucks, der dem entsprechenden Inhalt zugeordnet wird, erfolgen. So erscheint das Herleiten des Inhalts zu einem bisher unbekanntem Ausdruck aus dem situativen oder sprachlichen Kontext, in dem er auftritt, eine grundlegende Kompetenz zu sein, die bei Erwachsenen und ebenso bei Kindern zur Erweiterung des Mentalen Lexikons führt (vgl. Aitchison 2012: 114). Sprachliche Zeichen im Sinne lexikalischer Einheiten und Einträge des Mentalen Lexikons werden also in sprachlichen Kontexten und konkreten Situationen erworben und die Rolle, die Begleitworte dabei offensichtlich spielen, zeigt, dass semantische Relationen weit mehr als nur ein wissenschaftliches Konstrukt sind.

Hinsichtlich der Betrachtung von Konnotationen und Assoziationen haben wir bereits gesehen, dass Gefühlswerte ebenfalls mitgelernt werden können, dass

¹¹⁴ Nicht näher diskutiert werden im Folgenden etwaige genetische Grundlagen des Mentalen Lexikons oder Hypothesen wie die der Existenz einer Universalgrammatik.

¹¹⁵ Es konnte etwa festgestellt werden, dass Kinder weiblichen Geschlechts in der Regel eine schnellere Sprachentwicklung vorweisen als die männlichen Geschlechts (vgl. Szagun 2008: 227).

diese im Allgemeinen individuell verschieden sind und dass diese durchaus veränderlich sind.¹¹⁶ Allerdings deuten auch die meisten übrigen Beobachtungen – etwa die gerade beschriebenen hinsichtlich der Erweiterbarkeit des Mentalen Lexikons – darauf hin, dass die Inhaltsseite eines sprachlichen Zeichens alles andere als statisch ist. Obgleich wohl niemand davon ausgehen würde, dass man ohne Weiteres die Inhaltsseite zum Ausdruck dt. *Hosenbund* vollständig „löschen“ und neu mit der Bedeutung bzw. dem Denotat ‚Staatsanwalt‘ (zuzüglich weiterer inhaltsseitiger Informationen) füllen könnte, zeigen in der diachronen Sprachentwicklung Bedeutungswandel auf der Inhaltsseite und Lautwandel auf der Ausdrucksseite,¹¹⁷ dass Flexibilität in der Gestalt eines sprachlichen Zeichens zumindest in einem gewissen Umfang (ausgehend von der jeweils gegenwärtigen Gestalt) gegeben sein muss. Die Flexibilität der Ausdrucksseite hat zudem wohl jeder, der einmal eine Fremdsprache erlernt hat und anfangs Probleme mit der Aussprache gehabt haben mag, schon erlebt: Man lernt ein Wort aus einer Vokabelliste und speichert es mit einer von der Konvention der jeweiligen Sprachgemeinschaft abweichenden Lautung im Mentalen Lexikon, kann aber die „korrekte“, d.h. konventionelle Lautung nachträglich noch erlernen, wobei sich demzufolge im Mentalen Lexikon nur Informationen bezüglich der Ausdrucksseite korrigierend ändern oder aber, der alte Eintrag gelöscht und ein neuer erstellt wird; beides hat das gleiche Resultat.¹¹⁸

Im Zusammenhang mit Spracherwerb bei Kindern lässt sich mitunter das Phänomen des sogenannten „Vokabelspurts“ beobachten, wobei ein Kind plötzlich beginnt neue lexikalische Einheiten in hohem Tempo hinzuzulernen (vgl. Szagun 2008: 117f). Hierfür wurden in der Vergangenheit verschiedene Erklärungsversuche unternommen. So

„könnte [es] sein, dass Kinder plötzlich merken, dass Dinge Namen haben [...], dass sie ein ‚Symbolbewusstsein‘ entwickeln [...] oder dass sie merken, dass alle Dinge kategorisiert werden können [...]. Der Vokabelspurt kann allerdings nicht nur bei Objektwörtern, sondern auch bei Verben stattfinden, wenn auch zu einem späteren Zeitpunkt“ (Szagun 2008: 117f).

¹¹⁶ Es sei hierbei an das Beispiel der Konnotation von dt. *Liebe* bei Personen, die divergierende Erfahrungen mit dem Verliebtsein gemacht haben, erinnert. In diesem Zusammenhang ist prinzipiell auch von Veränderlichkeit auszugehen.

¹¹⁷ Im Hinblick auf die Graphematik lässt sich hier gar die deutsche Rechtschreibreform von 1996 heranziehen.

¹¹⁸ Später werden wir sehen, dass statt „Löschungen“ und „Korrekturen“ eher Adjustierungen von Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten angenommen werden sollten.

Sicherlich kann das Phänomen in Teilen anhand semantischer Relationen erklärt werden: Wenn ein Kind eine gewisse Anzahl von Wörtern beherrscht, wird irgendwann der Punkt erreicht sein, an dem sich die semantischen Netzwerke derart verdichtet haben, dass bestehende Lücken rasch anhand des bereits vorhandenen Wortschatzes gefüllt werden können; eine vollständige Erklärung bietet dies jedoch nicht, zumal der Vokabelspurt nicht bei jedem Kind und nicht immer „explosionsartig“ auftritt (vgl. Szagun 2008: 118). Auffällig ist zumindest, dass sich der Vokabelspurt häufiger, wenn auch nicht ausschließlich bei Kindern vollzieht, die zuvor besonders viele Nomen in ihr Mentales Lexikon aufgenommen haben und seltener bei jenen, die viele Wörter anderer Wortarten wie Funktionswörtern oder vor allem Verben beherrschen (vgl. Szagun 2008: 119). Interessant ist diesbezüglich auch die Tatsache, dass Theorien zur Entstehung und Evolution der Wortarten meist davon ausgehen, dass Einzelworte zuerst in Form von Nomen, sekundär dann auch Verben auftraten (s. dazu etwa Barnard 2016: 25). Möglicherweise lässt sich hier also hinsichtlich des Spracherwerbs eine Parallele zwischen menschlicher Individualentwicklung und Sprachevolution im Rahmen der menschlichen Entwicklungsgeschichte beobachten.¹¹⁹

Phänomene der Bedeutungsänderung etwa im Sinne von Erweiterung, Reduktion oder Transformation lassen sich, wie bereits umrissen wurde, für das Mentale Lexikon eines Individuums¹²⁰ wohl ständig feststellen. Auf ihre semantischen Gesichtspunkte wird später zurückzukommen sein, wenn wir uns Entlehnungen im Rahmen historischer Sprachentwicklung näher ansehen. An dieser Stelle sei exemplarisch Bedeutungserweiterung durch metaphorische Übertragung beschrieben.

¹¹⁹ Es sei diesbezüglich jedoch darauf hingewiesen, dass – unabhängig davon, welche Wortart man als älteste ansehen möchte und ob man diesbezüglich überhaupt fundiert begründbare Aussagen treffen kann – die Annahme einer zeitlich gestaffelten Wortartenentwicklung als Teil einer eher kompositionellen Sprachgenesetheorie zu betrachten ist. Demgegenüber ließe sich aber auch eine Sprachgenese annehmen, in der sich Wortarten erst sekundär aus holistischen bzw. holophrastischen sprachlichen Ausdrücken herausgebildet haben (wobei hier wiederum die Frage wäre, welche Wortart dies zuerst getan haben könnte oder ob es womöglich mehrere (oder gar alle) gleichzeitig taten) (s. einfürend zu den konkurrierenden holophrastischen und kompositionellen Sprachgenesetheorien etwa den darauf ausgelegten Sammelband Arbib/Bickerton 2010).

¹²⁰ Beschränken wir uns in dieser Arbeit zumeist auf Betrachtungen von Sprache beim *Homo sapiens* bzw. von Sprache in dessen Mentalen Lexika oder Lexika von dessen Kollektivebenen, so sei dennoch darauf hingewiesen, dass wir unter *Individuum*, sofern kein biologischer Kontext vorliegt oder es nicht explizit anders definiert wird, zunächst ein sprachverarbeitendes System verstehen; hierbei könnte es sich theoretisch also auch um eine Sprachsoftware oder eine künstliche Intelligenz (KI), aber selbstverständlich auch ein sprachfähiges Wesen einer anderen Spezies handeln.

Eine Metapher ist „ein im übertragenen Sinne gebrauchter sprachlicher Ausdruck, der mit dem Gemeinten durch eine Ähnlichkeitsbeziehung zu verbinden ist“ (Fricke 2000: 571). Diese Ähnlichkeitsbeziehung lässt sich auch als semantische Schnittmenge bezeichnen (vgl. etwa Jeßing/Köhnen 2012: 228). Allerdings ist höchst umstritten, wie groß die für funktionierende Metaphorik nötige Schnittmenge sein muss (vgl. Lipka 1995: 8). Hans-Jörg Schmid hebt sogar hervor, dass die Ähnlichkeitsbeziehung nicht ausschließliches Definitionskriterium für Metaphern sein kann und dass das Entscheidende eben nicht diese – möglicherweise nur minimale – zuvor vorhandene Ähnlichkeitsbeziehung ist, sondern das Schaffen einer Ähnlichkeitsbeziehung durch die Metapher selbst (vgl. Schmid 1993: 86); oder anders formuliert: Eine wie auch immer geartete, aber minimal vorhandene semantische Schnittmenge zwischen dem Ausdruck, der übertragend für das Gemeinte gebraucht wird, und dem Gemeinten bewirkt im Zuge des metaphorischen Gebrauchs eine intensive bzw. intensivere semantische Relation zwischen dem metaphorisch gebrauchten Ausdruck und dem Gemeinten, wobei letzterem durchaus bereits zuvor ein anderer Ausdruck durch Konvention zugeordnet sein kann. Zentral ist also „weniger eine objektive Ähnlichkeit als deren Herstellung durch subjektive Perzeption, Kategorisierung und Konzeptualisierung“ (Lipka 1994: 14); die Schöpfung und Entschlüsselung von Metaphern und vergleichbaren sogenannten „Stilmitteln“ wie etwa der Metonymie – die zwar auf eine besondere Beziehung zwischen dem, was mit dem gebrauchten Ausdruck konventionell gemeint ist, und dem metonymisch tatsächlich Gemeinten hinweist, aber analog zur Metapher funktioniert – sind also kognitive Prozesse (vgl. Lipka 1994: 14).

Metaphern stellen – ausgehend von einer konventionell mit der Ausdrucksseite verbundenen Inhaltsseite – übertragende Nutzungen der Ausdrucksseite sprachlicher Zeichen dar, wobei diese inhaltlich oft okkasionell, also frei von bestehender Konvention gebraucht werden, aber ihrerseits durchaus lexikalisch konventionalisierbar sind (vgl. Fricke 2000: 572). Voraussetzung dafür, dass Metaphern auch ohne konventionelle Bindung verstanden bzw. kognitiv angemessen entschlüsselt werden können, scheint eine Art natürliches Einvernehmen, einer gegenseitig angenommen „grundlegenden Kooperativität“ (Schwarz 2008: 69) unter Kommunikationspartnern zu sein, wonach hier ein Empfänger bzw. Rezipient davon ausgeht, dass der Sender etwas Sinnvolles bzw. inhaltlich Logisches oder Nachvollziehbares sagt (vgl. Schwarz 2008: 69). Mit fast negativ anmutendem Blick könnte man sogar sagen: Voraussetzung für das Glücken einer

sprachlichen Kommunikation mit konventionell nicht fixiertem Metapherngebrauch ist eine „Grundnaivität“ des Empfängers dem Sender gegenüber.¹²¹ Linguistisch betrachtet findet dann im Zuge der Entschlüsselung einer Metapher eine Übertragung von Information der Inhaltsseite eines sprachlichen Zeichens auf einen Ausdruck statt, der konventionell – also auf Kollektivebene – nicht mit diesen Inhalten verbunden ist; dabei werden zwangsläufig neue semantische Relationen hergestellt (vgl. Schwarz 2008: 69). Allerdings ist auch im Falle von Metaphern das übliche Muster erkennbar, nach dem inhaltsseitige Informationen stets im situativen und sprachlichen Kontext des Auftretens hergeleitet werden (vgl. Schwarz 2008: 70). Dies lässt sich anhand des Beispiels dt. *Der Junge ist ein Granitblock*. von Monika Schwarz verdeutlichen (s. Schwarz 2008: 68-71). „Dem Jungen werden [dabei] Merkmale wie HART, UNBEWEGLICH zugesprochen“ (Schwarz 2008: 69), was gleichzeitig *Junge* und *Granitblock* in semantische Relation zueinander stellt. Der Kontext kann sich darüber hinaus in verschiedener Weise als relevant zeigen:

„Wenn in einer Situation der Satz beispielsweise geäußert wird als Antwort auf die Frage, ob der Junge auch geeignet für eine bestimmte Aufgabe ist, dann könnte die aktuelle Bedeutungsrepräsentation des Satzes DER JUNGE IST BELASTBAR, ZUVERLÄSSIG, KRAFTVOLL sein und der kommunikative Sinn ist entsprechend die Empfehlung, den Jungen einzusetzen. In einer anderen Situation kann der Satz als Kritik geäußert werden: Dementsprechend werden dem Jungen konzeptuell die Eigenschaften KALTHERZIG, UNFLEXIBEL, UNBEUGSAM zugeordnet“ (Schwarz 2008: 70f).

Man kann daraus also gewissermaßen schließen, dass zwischen der Inhaltsseite zu dt. *Granitblock* auf der einen und der von dt. *belastbar, zuverlässig, kraftvoll, kaltherzig, unflexibel* und *unbeugsam* auf der anderen Seite jeweils eine, wenn auch geringe, semantische Schnittmenge bereits vorab bestehen muss, wobei die Adjektive Zuschreibungen zu dt. *Granitblock* darstellen, die im Beispielsatz metaphorisch auf dt. *Junge* übertragen werden. Letzteres bedeutet, dass die semantische Schnittmenge, die zwischen der Inhaltsseite zu dt. *Granitblock* und den entsprechenden Adjektiven besteht, zudem daran gekoppelt ist, dass sie eine Eigenschaft beschreibt, die gemäß der Inhaltsseite von dt. *Junge* sinnvoll und im

¹²¹ Selbstverständlich kann in einem zweiten Schritt – je nach Situation, Verhältnis von Sender und Empfänger zueinander oder individuellen Eigenschaften des Empfängers – der Empfänger kritischer werden und die Äußerungen des Senders etwa auf Lügen überprüfen. Auch in diesem Fall wäre aber von einer anfänglichen „Grundnaivität“ auszugehen, die etwa darauf beruht, dass der Empfänger dem Sender das Senden einer „sinnvollen“ Nachricht unterstellt (und zwar unabhängig vom Wahrheitsgehalt, den der Empfänger diesbezüglich annimmt).

jeweiligen Kontext als möglich erscheint, denn den Ausdruck dt. *Granitblock* würde man ansonsten wohl kaum mit einem Adjektiv wie dt. *zuverlässig* bzw. dem Merkmal ZUVERLÄSSIG in Verbindung bringen. Die semantischen Relationen entwickeln sich hierbei ganz offensichtlich zwischen den lexikalischen Einheiten dt. *Granitblock* (zuzüglich Inhaltsseite), dt. *Junge* (zuzüglich Inhaltsseite) und dem jeweiligen metaphorischen Inhalt zu dt. *Granitblock*. Die Inhaltsseiten verändern einander hierbei im Zusammenspiel und sind wiederum kontextabhängig. Kontextabhängig wird bzw. werden also auch die im Verständnis des Rezipienten am sinnvollsten erscheinende(n) Inhaltsinformation(en) herausgefiltert, die für den metaphorisch generierten Inhalt zu dt. *Granitblock* infrage kommt bzw. kommen (s. zur kognitiven Verarbeitung von Metaphern ferner auch Schwarz 2008: 71-75).

Anhand von Metaphern lässt sich somit leicht einsichtig beweisen, dass Inhalte zur Ausdrucksseite sprachlicher Zeichen auf komplexe Weise, aber durchaus ad hoc hergestellt werden können. Die Verfahren, die zum Verstehen von Metaphern angewandt werden, weisen dabei keine erkennbaren Abweichungen zur sonstigen Herstellung von inhaltsseitiger Information zu einem Ausdruck, wie wir sie zuvor kennengelernt haben, auf. Man könnte also mit George Lakoff und Mark Johnson sagen, dass unser konzeptuelles System, mit dem wir denken und handeln, gemäß seiner Natur von Grund auf metaphorisch ist,¹²² und gemäß Dan Sperber und Deirdre Wilson, dass Metaphern auf grundlegenden psychologischen Mechanismen beruhen, die natürlich und universell sind, weshalb man dabei in keinerlei Hinsicht von Normabweichungen sprechen kann.¹²³ Vielmehr handelt es sich bei der Verwendung und dem Verstehen von Metaphern um übliche Mechanismen bzw. „Werkzeuge“ des Mentalen Lexikons (s. Aitchison 2012: 183).

¹²² So heißt es im englischsprachigen Original: „Our ordinary conceptual system, in terms of which we both think and act, is fundamentally metaphorical in nature“ (Johnson/Lakoff 1980: 3).

¹²³ So heißt es im englischsprachigen Original: „Metaphors are based on fundamental psychological mechanisms which are both natural and universal. They are in no sense departures from a norm or breaches of a rule or maxim of communication“ (Sperber/Wilson 1986: 169).

1.5.2.3 – Vom Mentalen Lexikon zum kollektiven Gedächtnis: Die Verbindung zwischen Individual- und Kollektivebene

Wenden wir nun den Blick weg von Prozessen, die das Individuum im Inneren betreffen, hin zur Ebene eines Kollektivs, also von Gesellschaft, von Sprachgemeinschaft und schlussendlich kollektiven Gedächtnis. Die Frage lautet dabei: Wie hängt das Mentale Lexikon eines Individuums mit der Sprachgemeinschaft, der es angehört, zusammen? Und was ist in diesem Zusammenhang in diachroner Sicht an Kontinuität, Veränderung und Transmissionsmechanismen für Information zu erwarten? Im Folgenden werden diese Fragen unter Einbeziehung kulturwissenschaftlicher, linguistischer, psychologischer und anthropologischer Betrachtungen angegangen, wobei all diese Wissenschaftsbereiche zusammenwirken, wie es in dieser Arbeit bisher bereits vielerorts der Fall war.

Rufen wir uns zunächst einige allgemeine Sachverhalte ins Bewusstsein. Dass ein Individuum der Art *Homo sapiens* nicht für sich alleine steht, sondern im Rahmen einer wie auch immer gearteten Gruppe heranwächst und sich zu dieser Gruppe in irgendeiner Weise positioniert oder zu dieser Gruppe in irgendeiner Weise positioniert wird, erscheint einsichtig.¹²⁴ Gemäß einer Basisdefinition von *Gesellschaft*, wie sie etwa das „Bedeutungswörterbuch“ der Dudenredaktion vorschlägt,¹²⁵ kann *Gruppe* in diesem Zusammenhang mit *Gesellschaft* weitgehend gleichgesetzt werden. Da sich der *Homo sapiens* geschlechtlich fortpflanzt, ist Kontakt zu Artgenossen zur Arterhaltung unabdingbar, und für Nachkommen bedeutet die Tatsache, dass es sich bei dieser Art um Angehörige der Klasse *Mammalia* (Säugetiere) handelt, dass die Mutter bei der Geburt anwesend ist und anschließend über eine gewisse Zeit ein körperlicher Kontakt mit einem weiblichen Artgenossen (i.d.R. wiederum der Mutter) beim Säugen Bedingung für das Überleben des Neugeborenen ist.¹²⁶ Des Weiteren macht auch die – verglichen mit anderen Tieren – verhältnismäßig lange Kindheit des *Homo sapiens* sichernde Sozialstrukturen auch über das Säugealter hinaus nötig. Ein Leben frei

¹²⁴ Obgleich diese Aussage sicherlich auch auf die meisten anderen Spezies zutrifft, wollen wir uns hier auf den *Homo sapiens* beschränken.

¹²⁵ So lautet dort etwa eine von mehreren Definitionen für dt. *Gesellschaft*: „Kreis, Gruppe von Menschen“ (Dudenredaktion 2010: 435).

¹²⁶ Angenommen ein Säugling wird nach der Geburt künstlich und ohne direkten körperlichen Kontakt ernährt, so wäre natürlich auch für diesen Ernährungsvorgang nach gegenwärtigem Stand der Technik ein diesen Prozess steuernder oder initiiender Artgenosse nötig. Prinzipiell denkbar wäre zudem die Ernährung durch einen Angehörigen einer anderen Spezies, wobei selbst dann von einer Art *Gesellschaft* gesprochen werden kann. Ein vollständig selbstständiges Überleben kann einem neugeborenen *Homo sapiens* nicht gelingen.

von Gesellschaft ist für einen *Homo sapiens* somit schon aus biologischen Gründen nicht möglich.

An dieser Stelle sollten wir uns bewusst machen, dass Menschen über Mechanismen zur Informationsverarbeitung verfügen, die in ihrem Nervensystem verankert sind und von denen viele dazu ausgebildet sind, bei Adaptionsprozessen zu helfen (vgl. Cosmides/Tooby 1995a: 24). Manche dieser Mechanismen können wiederum zum Hervorbringen von Verhalten, zur Produktion von Gegenständen oder sprachlich vermittelter Repräsentationen dienen, die als „kulturelle Inhalte“ schließlich von anderen Mitgliedern der Gesellschaft des Individuums, das sie hervorgebracht hat, adaptiert werden können (vgl. Cosmides/Tooby 1995a: 24).¹²⁷ Diese neuronal verankerten Mechanismen legen nahe, dass Menschen von Natur aus Kultur bzw. kollektives, sozial erwirktes Wissen, hervorbringen und in Gesellschaft – die sich offensichtlich nicht vermeiden lässt – dazu neigen, kulturelle Inhalte zu adaptieren. So kann zwischen individuellen Fähigkeiten, die selbst hervorgebracht oder aber erlernt sind, und Kultur, die abhängig von der Existenz und Gestalt einer Gesellschaft ist,¹²⁸ das Vorhandensein einer reziproken Beziehung konstatiert werden (vgl. Cosmides/Tooby 1995a: 24).

Zum Zwecke größerer Deutlichkeit bedarf es nun aber der Klärung einiger definitorischer Fragen. Unter *Kultur* versteht etwa das „Universalwörterbuch“ der Dudenredaktion die „Gesamtheit der geistigen, künstlerischen, gestaltenden Leistungen einer Gemeinschaft als Ausdruck menschlicher Höherentwicklung“ (Dudenredaktion 2015: 1077). Diese Definition sollte jedoch noch präzisiert werden. So sollte etwa vorausgeschickt werden, dass Kultur sehr unterschiedlich ausgeprägt sein kann, wie man es auch im allgemeinen Sprachgebrauch deutlich macht, wenn man etwa von deutscher gegenüber englischer Kultur spricht; Menschen verfügen nicht über die Kultur schlechthin, sondern jeweils über eine bestimmte Ausprägung und insofern ist Kultur ein sehr abstraktes Konzept (vgl. Barnard 2016: 125). Kultur ist des Weiteren nicht als „Ensemble von Identitätsmerkmalen [zu verstehen], sondern als eine je spezifische Weise der Herstellung und Weitergabe von Wissen“ (Weigel 2006: 81), wobei gemeinhin „der Begriff der ‚Tradition‘ [...] den Bestand einer Kultur meint, einschließlich der ungeschriebenen Gesetze, [und] sich die ‚Überlieferung‘ [...] auf die Tätigkeit

¹²⁷ Es lohnt, in diesem Zusammenhang darauf hinzuweisen, dass selbstverständlich angenommen werden muss, dass besagte Mechanismen aufgrund natürlicher Selektion bis heute erhalten sind und darum auch ihre gegenwärtige Gestalt angenommen haben; dies bedeutet, dass sie sich im Laufe der Menschheitsgeschichte – also in der Vergangenheit – durchgesetzt haben, weshalb sich nicht zwingend eine Nützlichkeit für die Gegenwart ergibt (vgl. Cosmides/Tooby 1995b: 163).

¹²⁸ Dies gilt für Kultur, aber nicht zwangsläufig für ihre Inhalte (so können etwa gesellschaftliche Relikte wie die ägyptischen Pyramiden erklärt werden).

der Übergabe, auf den Akt des Überliefers, und auf die Erzählungen, die weitergegeben werden“ (Weigel 2006: 82), bezieht.

Hinsichtlich der oft strittigen Frage, ob auch andere Spezies über Kultur verfügen können, konnte bisher kein wissenschaftliches Argument dagegen hervor gebracht werden, dass eine unzweifelhafte Unterscheidung von menschlicher Kultur und deren Definition auch und gerade in Detail- und Grundlagenfragen ermöglicht. Vielmehr muss man fragen, ob Versuche, anderen Spezies Kultur abzusprechen, vielleicht primär durch menschliche Eitelkeit und den Willen, Kultur als Alleinstellungsmerkmal des *Homo sapiens* zu bewahren, motiviert sind. „Gestaltende Leistungen einer Gemeinschaft“ finden sich auch beim Werkzeuggebrauch von Menschenaffen (vgl. Cavalli-Sforza/Feldman 1981: 3) oder lassen sich bei Bauten wie sogenannten Ameisenhöfen beobachten, die wohl als Ausdruck des bereits erwähnten „erweiterten Phänotyp“ nach Dawkins (1999) zu verstehen sind. Im Detail wird sich dabei keine eindeutige Grenze finden lassen, hinter der „menschliche Höherentwicklung“ beginnt, was jedoch keinesfalls bedeuten soll, dass keine Unterschiede zwischen menschlicher Kultur und der anderer Tiere bestehen. Sicher lässt sich sagen, dass der Prozess kultureller Informationsvermittlung sowie die zu vermittelnde Informationsmenge zumindest unter den uns bekannten Spezies beim Menschen am höchsten entwickelt und offenbar auch am umfangreichsten ist (vgl. Cavalli-Sforza/Feldman 1981: 4).

Hinsichtlich Sprache wollen wir selbige im Folgenden nicht nur als Medium der Kulturvermittlung, sondern ebenso als Teil der Kultur ansehen, wie es in der Duden-Definition hinsichtlich der „geistigen Leistung“ mitschwingt und auch bei Cosmides und Tooby angenommen wird, wenn „sprachlich vermittelte Repräsentationen“ als „kultureller Inhalt“ betrachtet werden.¹²⁹

In diachroner Sicht ist die Idee, dass Kultur bzw. kulturelle Inhalte gespeichert und so übermittelt werden können, von besonderer Relevanz. In diesem Zusammenhang wird oft von „kulturellem Gedächtnis“ gesprochen. So beschreibt etwa Jan Assmann *kulturelles Gedächtnis* als „die Tradition in uns, die über Generationen, in jahrhunderte-, ja teilweise jahrtausendelanger Wiederholung gehärteten Texte, Bilder und Riten, die unser Zeit- und Geschichtsbewusstsein, unser Selbst- und Weltbild prägen“ (Assmann 2006: 70), die also explizit „nicht nur in uns und in anderen sich erinnernden Personen, sondern auch in Dingen wie Texten, Bildern und Handlungen“ (Assmann 2006: 69) existieren. Terminologisch grenzt Assmann des Weiteren das *verkörperte Gedächtnis*, das

¹²⁹ Im englischsprachigen Original heißt es dazu: „content-specific information-processing mechanisms generate some of the particular content of human culture, including [...] linguistically transmitted representations“ (Cosmides/Tooby 1995a: 24).

interaktive oder *kommunikative Gedächtnis* und das *kulturelle Gedächtnis* voneinander ab. So versteht er unter ersterem das Gedächtnis, das alleine innerhalb eines Menschen existiert (vgl. Assmann 2006: 69) – hierin fügt sich das Mentale Lexikon eines Individuums, das an das Langzeitgedächtnis gekoppelt und individuell angesammeltes und organisiertes sprachliches Wissen umfasst. Demgegenüber beschreibt Assmann ein „interaktive[s] oder kommunikative[s] Gedächtnis [...] sowohl in uns als auch außerhalb von uns, aber *nicht* außerhalb verkörperter Gedächtnisse“ (Assmann 2006: 69), das sich insbesondere durch – aufgrund einer Bindung an (menschliche, d.h. sterbliche) Zeitzeugen allmählich verblassende – mündliche Tradierung auszeichnet (vgl. Assmann 2007: 50-56). Kulturelles Gedächtnis wiederum ist nach Assmann nicht an verkörpertes Gedächtnis gebunden, sondern kann – wie bereits beschrieben – auch an externe Medien gebunden sein; in diesem Sinne sind „unsere Erinnerungen [...] nicht nur sozial, sondern auch kulturell ‚eingebettet‘, wir gehen nicht nur mit anderen Personen, sondern auch mit Texten, Bildern, Dingen, Symbolen und Riten um“ (Assmann 2006: 69f). Zu beachten ist dabei jedoch, dass alle Formen nicht-individuellen Gedächtnisses ihre Speicherung entweder in Medien wie Texten oder aber in Individuen finden; diese erlernen von anderen kulturelle Inhalte und legen sie – in Gestalt eines „Abbilds“ – in ihrem Gedächtnis ab. Insofern sind derartige Inhalte zwar in besonderem Maße konventionell, aber zuletzt an Individuen gebunden; Kollektive bleiben abstrakte Modelle, die tatsächlich in Individuen ihr Abbild finden und in diesem Zusammenhang durch Interaktion bzw. Wechselwirkung von Individuen konstituiert werden.

Es ist dabei sicher nicht zu leugnen, dass Unterschiede in der Vermittlung von Inhalten durch kommunikatives und kulturelles Gedächtnis, wie Assmann sie versteht, bestehen. Allerdings erscheint ein Ausschluss kommunikativ vermittelter Inhalte aus der Kultur, wie er durch diese Terminologie vielleicht suggeriert werden mag, zu weit gegriffen, weshalb die Unterscheidung der Termini des *kulturellen* und des *kommunikativen Gedächtnisses* vereinzelt etwas unglücklich wirkt. Es sei daher vorgeschlagen, dass wir im Rahmen dieser Arbeit kommunikatives und kulturelles Gedächtnis unter dem neutraleren Terminus *kollektives Gedächtnis* zusammenfassen, den auch Assmann mitunter als Überbegriff für beides verwendet (vgl. Assmann 1988: 9f), möchten aber dennoch der Divergenzen eingedenk bleiben. Diese scheinen letztlich aber primär medialer und zeitlicher Natur zu sein: So findet sowohl bei der Vermittlung von Inhalten im Rahmen des kommunikativen als auch des kulturellen Gedächtnisses eine Vermittlung von einem oder mehreren Individuen zu einem oder mehreren anderen Individuen statt, wobei bei kommunikativem Gedächtnis vor allem direkte

(laut)sprachliche Vermittlung als Medium dient und eine zeitliche Differenz zwischen Sender und Empfänger nicht oder nur in geringem Umfang besteht, wogegen kulturelles Gedächtnis durch Speichermedien wie schriftlich fixierte Texte oder Bilder Information von einem oder mehreren Individuen auf weitere Individuen unzählige Generationen später übertragen kann (aber immer bleiben Individuen als real existierende, nicht-abstrakte Entitäten, die entscheidende Größe). Da die Anlagen zur Hervorbringung und Adaption kultureller Inhalte beim Menschen aber neuronal verankert sind und neuronale Strukturen nicht ohne entsprechende Anlagen im (biologischen/genetischen) Genotyp ausgebildet werden können, sollten wir in letzter Konsequenz auch „Kulturprodukte“ wie schriftlich fixierte Texte gemäß Dawkins (1999) als eine Äußerung eines „erweiterten Phänotyps“ des Menschen verstehen.¹³⁰ Und so lässt sich durchaus sagen, dass sich „im Laufe der Generationen [...] neben dem Genpool die Kultur als ein Pool erworbener Verhaltensweisen entwickeln“ (Bayer 1994: 44) kann. Die Informationsvermittlung durch Objekte und Ähnliches, das als Teil des erweiterten Phänotyps zu interpretieren ist, erlaubt eine größere Unabhängigkeit von Raum und Zeit im Vorgang der Informationsvermittlung und stellt möglicherweise tatsächlich etwas dar, was für irdisches Leben einzigartig und spezifisch für den *Homo sapiens* zu sein scheint (vgl. Cavalli-Sforza 1981: 3f).

Im Zusammenhang mit Kulturvermittlung führt kein Weg an einer Betrachtung des Phänomens des Lernens vorbei, das durch Verwendung des Ausdrucks *Adaption* bereits mehrfach gestreift wurde. Wir wollen uns dies allerdings nicht allumfassend ansehen, sondern den Blick auf die Rolle des Lernens für Sprachvermittlung beschränken. Lernen stellt den Vorgang der Wissens- oder Fähigkeitserwerbung durch ein Individuum dar,¹³¹ weshalb mitunter auch von „individuellem Lernen“ die Rede ist (s. etwa Kirby 2012). Dabei ist, ähnlich wie hinsichtlich des kollektiven Gedächtnisses, auch bei Sprachvermittlung von drei Ebenen auszugehen, die sich allesamt als dynamisch erweisen: eine, die die biologischen Grundlagen und die biologische Evolution im Zusammenhang mit Sprache beschreibt, eine die soziale bzw. kulturelle Vermittlung zum Gegenstand

¹³⁰ Eine Diskussion darüber, ob und inwiefern Kultur evolutionäre Vorteile (in einem biologischen bzw. „darwinschen“ Sinne) bietet, kann und soll im Rahmen dieser Arbeit nicht stattfinden.

¹³¹ So beschreibt das „Universalwörterbuch“ der Dudenredaktion dt. *lernen* etwa als „a) sich Wissen, Kenntnisse aneignen [...]; b) sich, seinem Gedächtnis einprägen [...]; c) Fertigkeiten erwerben [...]; d) im Laufe der Zeit (durch Erfahrungen, Einsichten) zu einer bestimmten Einstellung, einem bestimmten Verhalten gelangen“ (Dudenredaktion 2015: 1122).

hat und zuletzt eben die des individuellen Lernens, wobei alle diese Ebenen letztlich zusammenwirken (vgl. Kirby 2012: 590f).¹³² Evolutionsbedingt durchgesetzte biologische Grundlagen bilden also den Rahmen für menschliche Sprache im Allgemeinen, in dem sich dann soziale oder kulturelle, historisch gewachsene Varianten menschlicher Sprache manifestieren und an die Mitglieder einer Sprachgemeinschaft, die ihrerseits diese Manifestation mitgestalten, vermittelt werden können. Das Individuum kann diesen Prozess innovativ mitgestalten und dadurch sowie durch Imitation sein eigenes Mentales Lexikon ausformen; Imitation und Innovation können durch selbstständiges oder durch von einem Artgenossen angeleitetes Lernen initiiert werden, wobei beide Prozesse im Rahmen kultureller Evolution in einem dialektischen Prozess miteinander verschränkt werden müssen, damit weitere Fortschritte ermöglicht werden können (vgl. Tomasello 1999: 39).

Dass eine Verbindung zwischen biologischer Evolution und Sprache besteht, die genetisch festzumachen ist, ist wohl unbestritten, unklar ist allerdings, wie eng diese Verbindung ist. Dass sie nicht unmittelbar sein kann, zeigt wohl die Tatsache, dass Menschen nicht von Natur aus dieselbe Sprache sprechen (s. auch Kirby 2012: 603); dennoch wird insbesondere im Umfeld der generativen Grammatik immer wieder von einer Universalgrammatik ausgegangen, die in jedem Menschen veranlagt sei und auf deren Grundlage einzelsprachliche Grammatiken generiert werden können (vgl. etwa Klenk 2003: 81f). Es ist aber ferner auch festzustellen, dass man seine Muttersprache nicht im Wechselspiel mit seiner nicht-menschlichen Umwelt (bzw. der Umwelt abzüglich der übrigen Angehörigen der eigenen Sprachgemeinschaft) erwirbt, sodass man schließlich zu dem Schluss kommen wird, dass Sprache – bzw. zumindest eine konkrete (Einzel)Sprache – primär kulturell vermittelt wird¹³³ (vgl. Kirby 2012: 603), womit wiederum der Konventionalität sprachlicher Zeichen und somit auch der Kommunikationsfunktion von Sprache bzw. deren informationsvermittelnder Charakter ein hoher Stellenwert zugesprochen wird.

¹³² Derartige Zusammenhänge werden in der Forschung meist gesehen: So unterscheidet etwa Partha Niyogi Lernen auf der individuellen Ebene und Evolution auf der Populationsebene (s. Niyogi 2004: 44) und weist darauf hin, dass Kinder Sprache meist von der vorigen Generation lernen (vgl. Niyogi 2004: 32), aber natürlich stets von bereits existierenden und (mehr oder weniger gut) integrierten Mitgliedern einer Sprachgemeinschaft (künftig sind hierbei aber durchaus auch sprachfähige KIs denkbar, die dann aber ebenfalls Teil einer Sprachgemeinschaft wären).

¹³³ Dies bedeutet im Umkehrschluss auch, dass Sprache im Sinne ihrer Erhaltung weitreichend auf Kultur und das Vorhandensein einer kommunikativen Gruppe angewiesen ist.

Dass individuelles Lernen – egal ob durch Innovation oder Imitation erfolgreich – aufgrund sozialer Interaktionen über die Individuums- bzw. Individual-ebene hinaus in die Ebene der Kultur bzw. der durch soziale Interaktion manifestierten kulturellen Inhalte hineinwirkt, erscheint logisch, allerdings zeigen Cosmides und Tooby auch, dass man die Rolle des Lernens dabei nicht überschätzen sollte. Vielmehr scheinen Menschen über neuronal verankerte Mechanismen zu verfügen, die dazu ausgebildet sind, auf unzählige Inputs von der Umwelt zu reagieren; diese Inputs sind jedoch zu einem hohen Grad von lokalen (und zeitlichen) Begebenheiten abhängig, sodass zu erwarten ist, dass die meisten Individuen einer Population am gleichen Ort (zur ungefähr gleichen Zeit¹³⁴) auf sich stellende Herausforderungen sehr ähnlich reagieren, ohne dass dafür (vermitteltes) Lernen oder sonstige Formen kultureller Vermittlung zwingend nötig sind (vgl. Cosmides/Tooby 1995a: 116). Cosmides und Tooby unterscheiden daher zwischen hervor- oder wachgerufener Kultur (*evoked culture*) und vermittelter Kultur (*transmitted culture*)¹³⁵ (vgl. Cosmides/Tooby 1995a: 116). Mindestens auf ersteres ließe sich im Übrigen der in dieser Arbeit bereits formulierte Allgemeine Rezessivitätsbegriff, der auf Veranlagungen zielt, anwenden. Und so sollte man sich stets des Unterschiedes zwischen genetisch Veranlagtem und (im Kontakt mit der Umwelt) Erworbenem bewusst sein (vgl. Cavalli-Sforza/Feldman 1981: 6).

Ferner muss man sich darüber im Klaren sein, dass Vermittlungseffekte entweder vertikal oder horizontal verlaufen, wobei man gemeinhin unter der vertikalen Ebene einen Informationsaustausch zwischen zwei unterschiedlichen Generationen und unter der horizontalen einen Informationsaustausch innerhalb einer Generation versteht¹³⁶ (s. etwa Cavalli-Sforza/Feldman 1981: 54). Da vertikaler Informationsaustausch zwar dank externer Speichermedien (wie etwa Schriftzeugnisse) nicht auf direkte (zeitliche und räumliche) Begegnung zweier (oder mehrerer) Individuen angewiesen ist, aber dennoch auch derart stattfinden kann – man denke an Eltern-Kinder- oder Lehrer-Schüler-Verhältnisse –, sind vertikale und horizontale Ebene nicht mit diachroner und synchroner Ebene zu

¹³⁴ Da lokale Begebenheiten in zeitlicher Hinsicht verhältnismäßig stabil sind, muss man hier einen Maßstab größerer Zeitspannen anlegen als etwa bloß den der Dauer eines durchschnittlichen Menschenlebens.

¹³⁵ Letzteres deutet bereits an, dass Cosmides und Tooby durchaus davon ausgehen, dass es innerhalb von Kultur Erlerntes im klassischen Sinne gibt; dennoch betrachten sie den Kern dessen, was das menschliche Leben ausmacht, als nicht durch Lernen hergestellt (vgl. Cosmides/Tooby 1995a: 117f).

¹³⁶ Entwicklungsgeschichtlich kann angesichts der offenbar geringen Größe sozialer Gruppen in der Vergangenheit des Menschen davon ausgegangen werden, dass vertikale Informationsvermittlung über den größten Zeitraum der Menschheitsgeschichte dominierend war (vgl. Cavalli-Sforza/Feldman 1981: 55).

verwechseln; vielmehr können beide Konzepte zur Erklärung unterschiedlicher Sachverhalte beitragen.

Dass Inhalte und Strukturen des Mentalen Lexikons eines Individuums von der Kultur, in der das Individuum sein Mentales Lexikon entwickelt, abhängen, dürfte bereits deutlich geworden sein. Allerdings ist zudem zu berücksichtigen, dass das Mentale Lexikon der Individuen einer Sprachgemeinschaft durchaus auch auf die Kultur zurückwirkt. In diesem Zusammenhang ist etwa die Frage von Relevanz, wie Sprache – konkret: sprachliches Wissen¹³⁷ – und Denken miteinander in Verbindung stehen. Es sei hierbei auf die sogenannte „linguistische Relativitätstheorie“ nach Benjamin Whorf verwiesen, der zufolge jede Einzelsprache aufgrund der in ihr bestehenden Möglichkeiten des Ausdrückens von Inhalten, aufgrund der in ihr bestehenden semantischen Relationen und aufgrund bestehender lexikalischer Lücken¹³⁸ eine eigene Weltsicht vermittelt (Sprache und Welt stehen danach in der Wahrnehmung eines Menschen relativ zueinander) (vgl. Whorf 2012: 272 u. 274). Allerdings ist umstritten, inwiefern dies das Denken tatsächlich prägt. So haben Untersuchungen ergeben, dass etwa „die Farbwahrnehmung [...] nicht willkürlich [ist], sondern [...] allgemeingültige Prinzipien auf[weist], die in der physiologischen Strukturierung des menschlichen Gehirns verankert sind“ (Schwarz 2014: 71). Obgleich es in den Sprachen der Welt sehr unterschiedliche Formen und Umfänge gibt, in denen Farben sprachlich kategorisiert werden,¹³⁹ können „auch Sprecher mit wenigen Farbnamen prinzipiell erkennen und unterscheiden [...], was nicht sprachlich belegt ist“ (Schwarz 2014: 71). Die Farbunterscheidungsfähigkeit des Menschen ist also „unabhängig davon, ob [seine jeweilige] Sprache Bezeichnungen für diese Farbtöne hat oder nicht“ (Schwarz 2014: 71). Vergleichbares lässt sich auch bei Kindern beobachten. So kann es beispielsweise vorkommen, dass sich ein Kind des Unterschiedes zwischen einer Ente und einem Pfau bewusst ist, aber dennoch zu einem Pfau *Ente* sagt, weil es den Ausdruck *Pfau* noch nicht kennt (vgl. Aitchison 2012: 214).

¹³⁷ Unter *sprachlichem Wissen* wollen wir im Folgenden ganz allgemein jegliche sprachliche Information (einschließlich jeglicher Information über den Gebrauch sprachlicher Informationen) bzw. die Gesamtheit aller sprachlichen Informationen, über die ein Untersuchungssystem (etwa ein sprachfähiges Individuum) verfügt, verstehen; der Terminus *sprachliches Wissen* kann in diesem Sinne synonym mit dem Terminus *sprachlicher Genotyp* gebraucht werden.

¹³⁸ So gibt es im Deutschen etwa mit dt. *satt* einen Ausdruck für ‚nicht mehr hungrig sein‘, allerdings keinen für ‚nicht mehr durstig sein‘, was eine lexikalische Lücke darstellt; es gibt also gewöhnlich mehr Konzepte in der Welt, als in einer Einzelsprache lexikalisiert werden (vgl. Schwarz 2014: 69).

¹³⁹ So unterscheiden manche Einzelsprachen hinsichtlich Farben – anders als etwa das Deutsche – nur zwischen ‚hell‘ und ‚dunkel‘ (vgl. Schwarz 2014: 70).

Dass Sprache¹⁴⁰ die Wahrnehmung vollumfänglich determiniert, kann also nicht behauptet werden (vgl. Schwarz 2014: 72); nichtsdestoweniger bleibt festzustellen, dass „die Welt an sich [...] ein Strom von Reizen ist, der je nach Sprachgemeinschaft unterschiedlich aufgeteilt wird“ (Schwarz 2014: 70). Hinzu kommt, dass Sprache selbst bei sehr weitgefassten Definitionen von *Denken* stets das wichtigste Repräsentationsmedium unseres Wissens und Bewusstseins darzustellen scheint (vgl. Schwarz 2014: 74). Sprache und Denken lassen sich demnach nicht voneinander trennen und so sind die Wahrnehmung und das Denken der Mitglieder einer Sprachgemeinschaft auch von Bedeutung für die Entwicklung ihrer Sprache. Hier spielt wiederum kulturelle Entwicklung eine wichtige Rolle. So wird etwa kein Sprachhistoriker auf die Idee kommen, nach einem protogermanischen Ausdruck für dt. *Hubschrauber* ‚Hubschrauber‘ zu suchen, da ein derartiger Ausdruck für die protogermanische Zeit – also vor mehr als zweitausend Jahren – nicht anzunehmen ist, weil damals das, was wir im Deutschen heute dt. *Hubschrauber* nennen, aber wohl auch Vergleichbares noch nicht existierte. In dieser Veränderlichkeit der Welt – und sei die jeweilige Veränderung menschengemacht oder nicht – liegt im Übrigen ganz offensichtlich eine natürliche Notwendigkeit für Sprachwandel verankert.

Wir haben also gesehen, dass zwischen dem (individuellen) Mentalen Lexikon, dem kollektiven Lexikon einer Sprachgemeinschaft sowie deren Kultur und individuellem Denken wie kollektivem Gedächtnis enge Wechselwirkungen¹⁴¹ bestehen, die sich zudem stets im Rahmen biologischer Evolution – und zuletzt

¹⁴⁰ *Sprache* kann hier durchaus allgemein verstanden werden, obgleich die zugrundeliegenden Untersuchungen dieses Kapitels sich meist auf eine jeweilige Muttersprache beziehen. Selbstverständlich ist anzunehmen, dass Fremdsprachenkenntnisse ebenso einen Einfluss auf die Wahrnehmung haben können, wenn etwa Inhalte sprachlicher Zeichen über die jeweils zugeordneten Ausdrucksseiten in der Fremdsprache in anderen semantischen Relationen erscheinen als in der Muttersprache. Entsprechende Relationen könnten dann auch analog dazu auf die Muttersprache übertragen werden. Allerdings bedarf es hierzu unbedingt einer empirischen Untersuchung, die bisher, soweit einsehbar, noch nicht existiert. Ein anderes Beispiel für Beeinflussung der Muttersprache durch Fremdsprachenkenntnisse ist der Sprachkontakt mit seinen möglichen Folgen wie Entlehnungen, auf die wir später noch zu sprechen kommen.

¹⁴¹ Unter *Wechselwirkung* sei hier und im Folgenden ganz allgemein ein „Zusammenhang durch gegenseitige Beeinflussung“ (Zwahr 2006g: 539) verstanden bzw. der Konstitutionsprozess eines solchen Zusammenhangs (ein solcher Zusammenhang besteht – gemäß der Terminologie dieser Arbeit – unter anderem stets zwischen einem Phänotypisierer und dem jeweiligen Phänotypisierungsobjekt). Insbesondere hinsichtlich kognitiver Informationskategorien und -organisation ist darauf hinzuweisen, dass Information, die ein Organismus (oder gar auch eine KI) gespeichert hat, für eine Nutzung in Wechselwirkung des (besagten) Speichernden mit dessen Umwelt bereitsteht (vgl. Sauermost 2001: 184).

physikalischer Gesetzmäßigkeiten – fassen lassen. Das Mentale Lexikon des Einzelnen und somit alle sprachlichen Informationen, über die es verfügt, können nicht ohne die Umwelt des Individuums verstanden werden. Somit sind auch sprachliche Aspekte wie Wortsemantik oder semantische Relationen stets auf individueller und kollektiver Ebene zu betrachten. Hierbei bleibt die Kollektivebene als etwas Abstraktes und Modellhaftes zu verstehen, das sich im Prozess sprachlicher Interaktion mehrerer Individualebenen konstruiert und als eine Art „Abbild“ in den Individualebenen verhaftet bleibt; wenn wir Sprache untersuchen, dann sinnvollerweise auf Individualebene, wobei wir die Frage nach dem konventionellen Anteil der jeweils betrachteten sprachlichen Informationen stellen, welcher Teil von „Abbildern“ von Kollektivebenen ist.

Im Zentrum der Linguistik steht für gewöhnlich Sprache als Medium einer Sprachgemeinschaft, womit die Konventionalität sprachlicher Zeichen von hoher Bedeutung ist. Wir befinden uns dabei also vor allem auf der Kollektivebene. Dennoch dürfen wir darüber eben nicht vergessen, welche Verbindungen zwischen Individuum und Kollektiv bestehen: So sind die Mentalen Lexika der Individuen,¹⁴² die einer Sprachgemeinschaft angehören, bekanntlich prägend für das entsprechende Lexikon der Kollektivebene der Sprachgemeinschaft. Insbesondere in der Arbeit von Lars Bülow (2017) wird die Bedeutung der Individualebene (des Idiolekts) für Sprachzustand und vor allem Sprachwandel hervorgehoben (vgl. etwa Bülow 2017: 24 u. 299-301). In Anlehnung an Joachim Herrgen und Jürgen Schmidt (vgl. Herrgen/Schmidt 2011: 28-33) weist Bülow auf die Synchronisierungsprozesse, die in kommunikativen Situationen wirken, sowie insbesondere deren Unterscheidung zwischen Mikro-, Meso- und Makrosynchronisierung hin (s. Bülow 2017: 108-114). So definieren Herrgen und Schmidt *Synchronisierung* in diesem Zusammenhang als „Abgleich von Kompetenzdifferenzen im Performanzakt mit der Folge einer Stabilisierung und/oder Modifizierung der beteiligten aktiven und passiven Kompetenzen“ (Herrgen/Schmidt 2011: 28). Gemäß der hier angewandten Terminologie finden derartige Synchronisierungsprozesse also stets zwischen einzelnen Individualebenen (bzw. Idiolekten) statt und konstituieren dabei jeweils eine als abstrakt, modellhaft und simplifizierend zu verstehende Kollektivebene. Hierbei bildet nach Herrgen und Schmidt die *Mikrosynchronisierung* die Grundlage für einen derartigen Abgleich bzw. Aus-

¹⁴² Diese Lexika der Individualebene ließen sich auch jeweils mit dem Terminus *Idiolekt* beschreiben, wie es etwa Lars Bülow (2017) konsequent tut; um die Parallele zwischen Individual- und Kollektivebenen in anderen Bereichen als Sprache (etwa hinsichtlich Populationen oder Ökosystemen) zu betonen bzw. diesbezügliche Vergleiche wie auch Abgrenzungen zu erleichtern, sei hier und im Folgenden nicht von Idiolekten, sondern eben von einer sprachlichen Individualebene gesprochen.

tausch, weil sie eine „in der Einzelinteraktion begründete Modifizierung und zugleich Stabilisierung des individuellen Wissens“ (Herrgen/Schmidt 2011: 29) und somit den Basisprozess des Abgleichs einer Individualebene mit anderen darstellt (vgl. Herrgen/Schmidt 2011: 30). *Mesosynchronisierung* beschreibt wiederum den Synchronisierungsakt, der „zu einer Ausbildung von gemeinsamen situationspezifischem sprachlichem Wissen“ (Herrgen/Schmidt 2011: 31) im direkten sprachlichen Kontakt führt, wogegen *Makrosynchronisierung* die Ausrichtung der „Mitglieder einer Sprachgemeinschaft [...] an einer gemeinsamen Norm“ (Herrgen/Schmidt 2011: 32) meint (man könnte Mesosynchronisierung daher auch als gemäß eines *Bottom-up-Modells* und Makrosynchronisierung als gemäß eines *Top-down-Modells* wirkend bezeichnen). Insofern machen Herrgen und Schmidt ebenso wie Bülow, der darauf aufbaut, deutlich, dass die vielen Individualebenen einer Sprachgemeinschaft im Rahmen von Synchronisierungsprozessen eine Kollektivebene erschaffen. Insbesondere wenn wir uns später noch ausführlich mit Phänotypisierungen sprachlicher Elemente auseinandersetzen, werden wir erkennen, dass diese (1.) von hoher Relevanz für die Gestalt eines Sprachsystems (auch) auf der Kollektivebene sind und dass sie (2.) ausschließlich auf Individualebene stattfinden können (schon weil eine Sprachgemeinschaft als solche etwa keine kollektive Äußerung vollziehen kann, sondern bestenfalls äußert jedes Mitglied einer Sprachgemeinschaft zeitgleich dasselbe auf seiner jeweiligen Individualebene). Und so schließt sich diese Arbeit durchaus dem Anliegen Bülows (2017) an, die Bedeutung der Individualebene – bzw. des *Idiolekts*¹⁴³ – für Prozesse, die etwa diachron (aber sehr wohl auch synchron) auf der Kollektivebene eines Sprachsystems stattfinden, hervorzuheben. Dabei lässt sich „die individuelle Kompetenz [als] zu jedem Zeitpunkt nur einen (jeweils anderen) Ausschnitt der komplexen Gesamtsprache“ (Herrgen/Schmidt 2011: 49) umfassend beschreiben. Allerdings sei noch einmal betont, dass auch in der vorliegenden Arbeit immer wieder von Kollektivebenen die Rede sein wird, dass dies aber vor allem didaktische Gründe hat: Bleiben wir eingedenk, dass Kollektivebenen als abstrakt, modellhaft und simplifizierend zu gelten haben.

Hinsichtlich des sprachlichen Genotyps ist dabei zu berücksichtigen, dass dieser im eigentlichen Sinne nur auf Individualebenen angewandt werden kann und dass seine Anwendung auf Kollektivebenen nur übertragend verstanden werden kann. Dies rührt daher, dass sich die durch Synchronisierungsprozesse

¹⁴³ Bülow verwendet stets den linguistischen Terminus *Idiolekt* für das, was wir hier besser als *Individualebene* bezeichnen wollen, gerade weil letzterer Terminus weniger spezifisch linguistisch erscheint und somit flexibler gebraucht werden kann; so lässt sich mit *Individualebene* insbesondere darauf aufmerksam machen, dass das Gemeinte in ständiger Wechselwirkung auch mit außerlinguistischen Phänomenen steht.

herleitbaren, abstrakten Kollektivebenen zuletzt nur von tatsächlichen stattfindenden sprachlichen Kommunikationen zwischen Individualebenen speisen können. Ihr „Genotyp“ kann also – wie sie selbst – nur abstrakt, modellhaft und simplifizierend verstanden werden. In dieser Arbeit wird mitunter von einem Genotyp auf Kollektivebene die Rede sein, um bestimmte Sachverhalte zu veranschaulichen; bei Detailbetrachtungen ist aber unbedingt davon Abstand zu nehmen, von einem sprachlichen Genotyp auf Kollektivebene zu sprechen.

Allgemein können wir etwa die Gesamtheit an sprachlichem Wissen, über das ein Individuum verfügt, als sprachlichen Genotyp dieses Individuums bezeichnen; wir werden allerdings an späterer Stelle noch sehen, dass es plausible Gründe dafür gibt, anzunehmen, dass der sprachliche Genotyp in jedem Fall identisch, d.h. konstant ist.¹⁴⁴ Hinsichtlich der Genese des sprachlichen Phänotyps, die wir allein auf Individualebenen verorten können, bedeutet eben diese Verortung, dass für den sprachlichen Genotyp einer Individualebene gilt, dass er gewöhnlich über einen einzigen Phänotypisierungs- oder Output-Kanal verfügt.¹⁴⁵

Von besonderer Wichtigkeit erscheint es jedoch, sich bewusst zu machen, dass eine Kollektivebene zwar etwas Abstraktes und Modellhaftes darstellt, sich aber dennoch fassen bzw. verorten lässt – und zwar auf Individualebene: Im Rahmen der Genese von Kollektivebenen via Synchronisierungsprozessen wird den an der jeweiligen Synchronisierung beteiligten Trägern von Sprachsystemen auf Individualebene für gewöhnlich eine Rückmeldung gegeben, ob die Synchronisierung erfolgreich war oder nicht und zwar im Sinne einer gegenseitigen Versicherung, verstanden zu haben bzw. verstanden worden zu sein (vgl. Schmidt 2010: 212), die verbal oder nonverbal (etwa implizit, mimisch oder gestisch) erfolgen kann. Diese Rückmeldung sorgt gegebenenfalls – besonders im Falle eines (mutmaßlichen) Un- oder Missverständnisses – für eine Veränderung bzw. Anpassung des Sprachsystems (bzw. Mentalen Lexikons), über das die an der Synchronisierung beteiligten Träger von Individualebenen verfügen, damit künftige Synchronisierungsprozesse wiederum besser gelingen (s. dazu wiederum auch

¹⁴⁴ Hierbei sei auf Kapitel 2.6 verwiesen, für dessen umfassendes Verständnis jedoch noch die Klärung einiger Sachverhalte sowie die Herstellung verschiedener Arbeitsdefinitionen nötig erscheint.

¹⁴⁵ Bei der Betrachtung eines *Homo sapiens* als sprachfähiges Wesen und potenziellen Phänotypisierer gilt freilich eine starke Beschränkung der Anzahl an Phänotypisierungskanälen, die gewöhnlich 1 beträgt – zumindest dann, wenn wir ausschließen, dass ein Mensch zeitgleich mehrere sprachliche Elemente phänotypisieren (d.h. wahrnehmen) kann. Gestalten wir das Modell jedoch auch für andere sprachfähige Wesen oder Objekte offen, so ist festzustellen, dass es insbesondere im technischen Bereich nicht auszuschließen ist, dass eine vollumfänglich sprachfähige KI entwickelt wird, die zeitgleich mehrere Phänotypisierungsprozesse vornehmen kann.

Schmidt 2010: 212) – genauer: sprachliche Metainformation wird angepasst. Das – und dies ist zentral – bedeutet, dass wir Kollektivebenen auf Individualebenen habhaft werden können: Jede Kollektivebene hinterlässt ein Abbild in den Sprachsystemen der an ihrer Genese beteiligten Individualebenen, wobei dieses Abbild zuletzt eine Interpretation der Träger der jeweiligen Individualebenen ist und somit individuell verschieden ausfallen kann. Die Speicher von Informationen einer Kollektivebene sind also identisch mit jenen der Individualebenen und können physisch etwa in Form neuronaler Verknüpfungen im Gehirn oder Hardware-Speichern künstlicher Intelligenzen vorliegen. In Anlehnung an den Sprachgebrauch in der IT – und um entsprechende Parallelen aufzuzeigen – kann anstelle des Terminus *Abbild* auch der des *Image* verwendet werden, wie auch der entsprechende Prozess der Herstellung eines solchen Abbildes als *Imaging* bezeichnet werden kann. Im Rahmen des Imaging wirken physische Speicher wie etwa Gehirne oder Hardware-Speicher als Speicherort auf Individualebene für entsprechende Informationen einer synchronisierten Kollektivebene. Der modellhafte und simplifizierende Charakter von Kollektivebenen wird dabei dadurch deutlich, dass sie nicht als eigenständige Entitäten wahrgenommen werden können; sie sind vielmehr stets als Teil von Individualebenen gespeichert und sollten daher selbst bestenfalls im übertragenden Sinne als „Sprachsystem“ bezeichnet werden.

Im Zusammenhang mit den Synchronisierungsprozessen nach Herrgen und Schmidt verbindet Bülow ferner die Systemebene des Sprachwissens eines Idiolekts, d.h. einer Individualebene, mit der Theorie komplexer adaptiver Systeme (vgl. Bülow 2017: 300): Er betont dabei also die Adaptionfähigkeit dieses Systems, die wir bereits hinsichtlich unserer Betrachtungen zum Lernen und Spracherwerb kennengelernt haben, ebenso wie dessen Systemhaftigkeit.¹⁴⁶

¹⁴⁶ Ferner versucht Bülow darauf aufbauend Sprachwandel als evolutionären Prozess zu beschreiben, was durchaus ein erfolgversprechendes Anliegen ist – es sei auch an die diesbezüglichen Ausführungen in dieser Arbeit erinnert –, was allerdings in seiner Argumentation schwerlich als eine große Tragweite entfaltend betrachtet werden kann, da seine diachronen Betrachtungen zum Gebrauch des generischen Maskulinums und zur ethnolektalen Sprechweise von Jugendlichen nur wenige Jahrzehnte umfassen (s. Bülow 2017: 237-299) und den Nachweis einer allgemeineren Anwendbarkeit etwa auf größere Zeiträume schuldig bleiben. Ein grundlegender Unterschied zwischen der hiesigen Arbeit und der von Bülow (2017) ist zudem, dass Bülow hinsichtlich seines evolutionären Erklärungsversuchs von Sprachwandel zwar auf Phänomene wie Selektion, Anpassungen und Ausdifferenzierungen eingeht, dabei jedoch auf eine Diskussion probabilistischer Sprachgenerierungsansätze, die hierbei hilfreich wären, verzichtet. Solange aber ein vollumfängliches Wissen um alle in ihrer Gesamtheit determinierend auf das Eintreten eines bestimmten Sprachwandels oder Sprachwandel im Allgemeinen einwirkende Faktoren und Parameter nicht vorliegt, erscheint ein nicht-probabilistisch ausgerichtetes Modell zur Beschreibung von

Auch wir wollen im Folgenden die Vorstellung von Sprache als System definieren, wobei eine einheitliche linguistische Systemtheorie allgemein anzustreben, jedoch nicht eigentliches Ziel dieser Arbeit ist (selbiges gilt für die linguistische Informationstheorie; diese Arbeit versteht sich dabei sehr wohl als Teil beider Theoriebereiche, die wohl untrennbar sind). Es sei diesbezüglich vorausgeschickt, dass es bisher nicht gelungen ist, eine einheitliche allgemeine Systemtheorie zu entwickeln (vgl. auch Bülow 2017: 88), sodass zuletzt – ähnlich wie schon hinsichtlich der Anwendung von Termini, die in dieser Arbeit aus der Biologie entlehnt wurden – eine Anpassung an den Untersuchungsgegenstand jeweils erforderlich bleibt. Dennoch versuchen wir im Folgenden möglichst grundlegende Systemdefinitionen nutzbar zu machen, die uns als Modell dienen, um spätere Ausführungen leichter nachvollziehen zu können; Modelle wiederum stellen stets Vereinfachungen dar, die eben keine vollgültigen Abbilder der Wirklichkeit sind.¹⁴⁷

Die vielfältigen Wechselbeziehungen, die bereits zwischen Individual- und Kollektivebene beobachtet werden können, zeigen, dass Sprache kein hermetisches System ist, dass sie aufgrund ihrer Grundlagen dynamisch sein muss und dass die Grenze zwischen Sprache und Nicht-Sprache etwa bei der Kognition

Sprachwandel ungeeignet und vor allem nicht dem Untersuchungsgegenstand Sprache angemessen dynamisch, es sei denn man würde Sprachwandel vollständig (d.h. hinsichtlich aller Wahrscheinlichkeiten und Wahrscheinlichkeitsverteilungen sowie der Gestalt von davon tangierten Möglichkeiten) als Zufallsprodukt erklären wollen. Zudem ist auch die biologische Evolution mindestens hinsichtlich der Entstehung von Mutationen bisher nicht vollends deterministisch erklärbar, vielmehr können hier nur Wahrscheinlichkeiten und Entwicklungsmöglichkeiten angenommen werden (s. dazu etwa Sauermost 2002b: 405-408). Ferner bleibt die Evolutionstheorie zwar ein Rahmen in derer sich Sprache gemäß dem Verständnis der hiesigen Arbeit bewegt, ist aber – anders als bei Bülow (2017) – an sich nicht Untersuchungsgegenstand, zumal wir Evolution als Prozess der Informationserhaltung und -transmission und -transformation begreifen wollen, wogegen Bülow diesbezügliche Informationsaspekte nicht explizit bespricht. Es ist zudem erneut darauf hinzuweisen, dass wir terminologisch zwischen (1.) einer Evolution im biologischen (bzw. „darwinschen“) Sinne, (2.) einer Evolution in kulturellem Sinne sowie ferner (3.) einer Sprachrevolution unterscheiden wollen, die zwar allesamt (und auch in den möglichen Zweiervergleichen) über eine gemeinsame Schnittmenge verfügen, aber eben keinesfalls als identische Prozesse begriffen werden sollten.

¹⁴⁷ Aus diesem Grunde kann und soll eine vollumfängliche Beschreibung der bisherigen Forschungsliteratur zum Systemcharakter von Sprache hier nicht erfolgen; neben der schier unüberblickbaren Menge diesbezüglicher Arbeiten und Ansätze wäre eine derartige Beschreibung nicht zielführend. Eine Beschränkung auf die Grundlagen einer linguistischen Systemtheorie erscheint im Sinne unseres Untersuchungsziels sinnvoller (hinsichtlich eines etwas umfangreicheren Überblicks dazu s. etwa Bülow 2017: 84-116).

im Zusammenhang mit dem Mentalen Lexikon nicht eindeutig zu ziehen ist, weshalb es einer Verknüpfung der jeweiligen Bereiche bzw. Systeme bedarf (vgl. auch Bülow 2017: 114) und auch die Beschreibung eines „Sprachsystems“ nur eine – zumindest zu gewissem Grade – willkürliche Grenzziehung zwischen System und Umwelt bedeuten kann.

Abschließend sei hinsichtlich der Numerusverwendung bei Individual- und Kollektivebenen in dieser Arbeit auf Folgendes hingewiesen: Grundsätzlich ist es möglich zwischen den beiden Dimensionen unter Gebrauch des Singulars zu unterscheiden; es gibt dann eine Individualebene, die alle Sprachsysteme von Individuen oder – allgemeiner formuliert – einzelne, definitorisch nicht notwendigerweise mit anderen verbundene sprachverarbeitende Systeme umfasst, und eine Kollektivebene, die alle Sprachsysteme umfasst, die durch Mikro- oder Mesosynchronisierung (gemäß Herrgen/Schmidt 2011: 29-31) aus bzw. von Sprachsystemen der Individualebene generiert werden. Auf beiden Ebenen kann eine Vielzahl von Sprachsystemen verortet sein (so gibt es etwa eine große Zahl sprachfähiger Individuen der Art *Homo sapiens* auf Individualebene und auch eine große Zahl an synchronisierten Systemen auf Kollektivebene, da diese bei jeder Konversation zwischen zwei sprachfähigen Individuen entstehen, aber auch ganze Sprachgemeinschaften als ein Sprachsystem auf Kollektivebene beschrieben werden können (innerhalb der Dimension der Kollektivebene lassen sich also auch Hierarchisierungen beobachten)). Zum Zwecke einer vereinfachten Lesbarkeit werden im Folgenden in aller Regel die Pluralformen *Individualebenen* und *Kollektivebenen* stellvertretend für *Sprachsysteme auf Individualebene* bzw. (stets abstrakte) *Sprachsysteme auf Kollektivebene* verwendet. Wenn im folgenden Unterkapitel in die Systemtheorie eingeführt wird, werden wir ferner sehen, dass das Mentale Lexikon, wie wir es bereits definiert haben, als System auf Individualebene zu verstehen ist; im Sinne einer leichteren Nachvollziehbarkeit werden wir auch hier weiterhin schlicht vom *Mentalen Lexikon* sprechen und es – wo es nicht anders kenntlich gemacht wird – als Sprachsystem auf Individualebene verstehen.

1.5.2.4 – Das Mentale Lexikon als System

Nun, da wir uns ein grundlegendes Verständnis des Mentalen Lexikons erarbeitet und uns vergegenwärtigt haben, dass das Mentale Lexikon eines Individuums mit den Mentalen Lexika anderer im Zuge von Kommunikation in Austausch treten kann, wollen wir uns jetzt an einer systemtheoretischen Einordnung all

dessen versuchen. Bei dieser Einordnung soll es in diesem Kapitel aber nicht um die Entfaltung einer vollständigen Systemtheorie für das Mentale Lexikon gehen, sondern lediglich darum, einige Grundannahmen dieser Arbeit begründet zu formulieren und auch terminologisch für Klarheit zu sorgen, sodass später darauf aufgebaut werden kann.

Rufen wir uns an dieser Stelle noch einmal ins Gedächtnis, dass wir das Mentale Lexikon als alle sprachlichen Informationen, über die der Träger des Mentalen Lexikons verfügt, umfassend begreifen wollen – es geht also um mehr als bloße lexikalische Informationen (zur Begründung dessen sei auf Kapitel 1.5.2.1 und 1.5.2.2 rückverwiesen).

1.5.2.4.1 – Grundlagen der Systemtheorie und diesbezügliche Arbeitsdefinitionen

Im vorangegangenen Kapitel ist bereits mehrfach von *Umwelt* die Rede gewesen, wobei sich jeweils aus dem Kontext ergab, dass dies dabei stets das „Andere“, etwa das Nicht-Sprachliche oder – beispielsweise bei der Betrachtung eines Individuums – das „Außerhalb“, bezeichnete. Der Terminus deutet bereits an, dass er zwei Dinge scheidet, dass er eine Abgrenzung beschreibt. Die Notwendigkeit dazu ist für die Systemtheorie grundlegend: Ihr „Problem [...] ist die Frage nach der Abgrenzung von Systemen aus einem ‚Welt-‘ bzw. ‚Allsystem‘ oder – anders formuliert – nach der Zuweisung des Systemcharakters an einen Wirklichkeitsausschnitt“ (Schweizer 1979: 37). Dieses Problem ist also in der Natur unserer Welt, unseres Universums begründet: Es kann schließlich keine hermetischen, d.h. vollständig gegen eine Umwelt abgeschlossenen Systeme außer einem großen Übersystem – mutmaßlich dem Universum – geben, zumindest keine, die für uns Menschen von Relevanz sind, da vollständige Hermetik eines Systems bedeuten würde, dass keinerlei Wechselwirkung mit allem, was außerhalb dieses Systems befindlich ist, möglich wäre – dann aber entzöge es sich unserer Wahrnehmung gänzlich und könnte auf keine Weise in Kontakt mit uns treten oder Einfluss auf uns ausüben, es wäre ein vom Universum vollständig isoliertes System, was seine Irrelevanz für uns abschließend unterstreicht. Wenn wir es im Universum aber mit Systemen zu tun haben, die allesamt direkt oder indirekt miteinander verbunden sind bzw. in Wechselwirkung miteinander stehen oder treten können, so müssen wir notwendigerweise Systeme gegeneinander abgrenzen, um nicht bei jeder Beschreibung eines systemischen Gebildes bzw. ei-

ner systemischen Struktur in die Fahrwasser einer allumfassenden Weltbeschreibung zu geraten (ganz zu schweigen von der Tatsache, dass uns das Wissen und Verständnis zu einer derartigen allumfassenden Beschreibung schlichtweg fehlt).

Aus diesem Grund ist eine Möglichkeit der Abgrenzung von Systemen in der Systemtheorie nötig; die Grenzen werden dabei zu einem gewissen Grade immer willkürlich gezogen, wie auch folgendes Beispiel verdeutlicht: Wenn das System „Sprache“ etwa eine Bezeichnung für das Tier Elefant enthält (etwa dt. *Elefant*), so ist das Vorhandensein dieser Bezeichnung im System „Sprache“ bedingt durch die Existenz des Bezeichneten in der Fauna. Sollte man diese dann vielleicht ebenfalls zum System „Sprache“ zählen? Kaum jemand würde dies wohl bejahen. Was aber ist mit unserem Wahrnehmungs- und Kognitionsapparat? Dieser nimmt die Information, dass da ein solches Tier ist, für welches wir eine Bezeichnung benötigen könnten, auf und vermittelt sie schließlich an das System „Sprache“, sodass es etwa zu einer Aufnahme der lexikalischen Einheit dt. *Elefant* ‚Elefant‘ in das Mentale Lexikon kommen kann. Sprachliche Ausdrücke werden im Übrigen physikalisch, d.h. im Allgemeinen akustisch (gesprochen) oder optisch (geschrieben), geäußert, können aber auch schlicht gedacht, d.h. kognitiv repräsentiert werden. Ist ein gesprochener, d.h. akustisch enkodierter Ausdruck noch Teil des Systems „Sprache“? Ist das Denken Teil dieses Systems? Gerade, wenn man an die Forschungsdebatten zur sprachlichen Relativitätstheorie nach Whorf, die im vorangegangenen Kapitel bereits thematisiert wurde, denkt, wird deutlich, dass derartige Fragen durchaus unterschiedlich beantwortet werden können – und der Grund hierfür liegt unter anderem im jeweiligen Zuschnitt des Wirklichkeitsbereichs, den man dem System „Sprache“ zuschreibt. Nichtsdestoweniger muss man selbstverständlich konstatieren, dass Systeme wie die Fauna, der menschliche Wahrnehmungs- und Kognitionsapparat und Sprache – sofern man all dies überhaupt als System bezeichnen will – jeweils anderen Regelmäßigkeiten und Strukturen unterliegen, sodass eine systemtheoretische Abgrenzung hierbei nicht ausschließlich – aber dennoch zu einem gewissen Grade – willkürlich sein kann, sondern durchaus begründbar ist. Die Abgrenzung eines Systems ist also zuletzt auch Voraussetzung für die Existenz desselben Systems – oder wie etwa Niklas Luhmann es formulierte: Grenzerhaltung ist Systemerhaltung (vgl. Luhmann 1987: 35).

An dieser Stelle sollten wir nach den bisherigen Annäherungen jedoch zu einer Definition des Terminus *System* kommen, die wir insbesondere in Anlehnung an die Arbeiten von Arthur Hall und Robert Fagen (1956) sowie die deutschsprachigen Arbeiten von Harro Schweizer (1979) und Niklas Luhmann (1987) formulieren wollen. Schweizer etwa schlägt vor, „unter ‚System‘ [...]“

ein[en] relativ einheitliche[n], ganzheitliche[n], der Abstraktion und Idealisierung unterworfenen Teil der Wirklichkeit zu fassen, der in seinen charakteristischen Merkmalen über einen gewissen Zeitabschnitt konstant bleibt“ (Schweizer 1979: 37).

Die Unterwerfung unter „Abstraktion und Idealisierung“ deutet hierbei bereits auf die soeben diskutierte Willkür der Grenzziehung hin, die Konstanz „charakteristische[r] Merkmale[.] über einen gewissen Zeitabschnitt“ ist jedoch kritisch zu hinterfragen. Immerhin ist es nicht zu leugnen, dass nicht-hermetische Systeme dynamisch, d.h. veränderlich sind: Sprache kann sich wandeln, ein Lebewesen altern, schließlich sterben. Die Frage, welche Merkmale dabei charakteristisch sind und nach Schweizer konstant sein müssen, ist im Detail schwierig zu beantworten, jedoch deutet Schweizer diese Unsicherheit bereits selbst an, wenn er von einem „gewissen Zeitabschnitt“ spricht, da er damit selbst die Möglichkeit der Veränderlichkeit der „charakteristischen Merkmale[.]“ eingesteht. Der zeitliche Zuschnitt einer Systembetrachtung ergibt sich vielmehr aus der Tatsache, dass wir als Beobachter keine zeitlich umfassende Systembeschreibung liefern können: Nimmt man etwa eine tiefe Homologie für Sprache an, d.h., dass die genetischen Voraussetzungen zur Entwicklung von Sprache evolutionsbiologisch betrachtet derart früh entstanden sind, dass sie auch in vielen anderen, nicht-menschlichen Lebewesen vorhanden sind, dort aber nie zur selben Ausprägung wie beim Menschen kamen (s. dazu etwa Fitch 2010), so könnte man dem menschlichen Sprachsystem unter Umständen auch jene akustischen Verständigungssysteme zurechnen, die unsere Vorfahren vor fünf, zehn oder gar fünfzig Millionen Jahren verwendet haben mögen, wobei ein Blick in die Welt anderer Primaten schnell deutlich macht, dass wir es dabei mit einem völlig anderen (oft weniger komplexen) Systemaufbau zu tun haben dürften – sind die charakteristischen Merkmale von Sprache dann etwa auf Lautäußerungen, die mit Inhalten verbunden sind beschränkt? Dann ist zu bedenken, dass auch ein Donner auf einen Blitz und ein Gewitter verweist. Wieder fällt also auf, dass Grenzziehungen in der Systemtheorie notwendig, aber mitunter willkürlich sind – und dies betrifft eben auch die zeitliche Dimension, was letztlich eine gewisse Konstanz „charakteristische[r] Merkmale[.]“ bewirken mag, diese jedoch nicht – wie Schweizer es suggeriert – zentral für den jeweiligen Systemcharakter sein kann, sofern man Systeme als dynamisch annimmt, wofür hier aus bereits genannten Gründen eindeutig plädiert sei. Die „Abstraktion und Idealisierung“ betrifft also den Zuschnitt des Systems durch uns als Systembetrachter, nicht aber die „Wirklichkeit“ bzw. tatsächliche Gestalt dessen, was wir als ein bestimmtes (abgegrenztes) System definieren.

Erweitern wir nun die vorgestellte Definition Schweizers um die von Hall und Fagen (1956), nach der ein System ein Gebilde aus Elementen und den Beziehungen bzw. Relationen, die zwischen den Elementen bestehen, sowie den Eigenschaften, die den Elementen innewohnen, darstellt (vgl. Fagen/Hall 1956: 18).¹⁴⁸ Elemente können dabei nicht-weiterzerlegbare Einheiten sein (so etwa ein Phonem im Sprachsystem), aber auch ihrerseits Systeme darstellen (man denke beispielsweise an Syntax oder das geregelte Ablautsystem der germanischen Sprachen). Ist letzteres der Fall, kann man etwa mit Schweizer von *Elementarsystemen* sprechen. Allerdings geht Schweizer selbst davon, dass dies auf jedes Element zutrifft, da zwischen Elementen stets Wechselwirkungen bestehen (vgl. Schweizer 1979: 38); davon wollen wir jedoch der terminologischen Einfachheit wegen Abstand nehmen und ein derartiges Phänomen eher unter Relation zwischen Elementen nach Fagen und Hall (1956) fassen (dies erleichtert im weiteren Verlauf etwa auch die systemtheoretische Einordnung von semantischen Relationen in Sprache).¹⁴⁹

Das Entscheidende an der Definition nach Fagen und Hall ist, dass sie uns auf die Bedeutung von Relationen zwischen Elementen hinweisen – so sind etwa ausgeprägte semantische Relationen eines sprachlichen Zeichens ein Faktor, der sich positiv auf dessen Verwendungshäufigkeit auswirken kann (hierbei sei an die bereits diskutierten Wortassoziationstests erinnert). So erklärt Luhmann (1987) ferner, dass

„Elemente [zwar] gezählt [werden können] und die Zahl der mathematisch möglichen Relationen zwischen Elementen [...] auf Grund ihrer Zahl errechnet werden [kann, dass aber d]ie Zählung [...] die Beziehungen zwischen Elementen auf einen quantitativen Ausdruck [reduziert]. Qualität gewinnen Elemente nur dadurch, daß sie relational in Anspruch genommen, also aufeinander bezogen werden“ (Luhmann 1987: 41f).

¹⁴⁸ Im englischsprachigen Original heißt es: „A system is a set of objects together with relationships between the objects and between their attributes. [...] Attributes are properties of objects“ (Fagen/Hall 1956: 18).

¹⁴⁹ Schweizers Verständnis des Terminus *Elementarsystem* scheint zudem einen Schritt zu überspringen, wenn er von Systemen spricht, die aus Elementarsystemen zusammengesetzt sind (vgl. Schweizer 1979: 38), da diese „Elementarsysteme“ von der Warte eines übergeordneten Systems aus eben nur Elemente selbigen sind. Zum Zwecke einer größerer terminologischen Klarheit wollen wir im Folgenden unter dem Terminus *Elementarsystem* tatsächlich nur das System verstehen, das ein Element eines übergeordneten Systems bildet; in seiner Gesamtheit bleibt bei Betrachtung des übergeordneten Systems der Elementcharakter das Entscheidende, sodass wir hierbei besser von *Element mit Systemcharakter* sprechen sollten.

Die Bedeutung eines Elements für das System, dem es zugeordnet ist, wird also im Wesentlichen von der Zahl und dem Grad der tatsächlichen Inanspruchnahme der Relationen bestimmt, die das entsprechende Element unterhält. Zudem ist die Verbindung bzw. Organisation von Elementen innerhalb eines Systems auch als Teil der systeminternen Systemkonstitution zu verstehen, zumindest insofern als Elemente innerhalb eines Systems notwendigerweise miteinander direkt oder indirekt in Kontakt stehen (vgl. Schweizer 1979: 37).¹⁵⁰

Kommen wir eingedenk dieser Erkenntnisse nun auf die Frage nach der *Umwelt* zurück. Nach Fagen und Hall ist die *Umwelt*¹⁵¹ eines Systems ein Gebilde von allen Elementen, deren Veränderung (hinsichtlich ihrer Eigenschaften) das System beeinflusst und auch der Elemente, deren Eigenschaften durch das Verhalten des Systems veränderbar sind (vgl. Fagen/Hall 1956: 20).¹⁵² Luhmann beschreibt dies weiterhin so, dass die „Umwelt [...] ihre Einheit erst durch das System und nur relativ zum System [erhält]. [...] Sie ist für jedes System eine andere, da jedes System nur sich selbst aus seiner Umwelt ausnimmt“ (Luhmann 1987: 36). Daraus ergibt sich jedoch auch, dass die Umwelt an sich nicht als System betrachtet werden kann (vgl. Luhmann 1987: 36), sehr wohl aber als Teil eines „Allsystems“ und als etwas, das aus Systemen besteht, sodass „man zwischen der *Umwelt* eines Systems und *Systemen in der Umwelt* dieses Systems unterscheiden muß“ (Luhmann 1987: 36f). Die Beziehung bzw. das Einwirken von System und Umwelt aufeinander ist dabei wechselseitig (vgl. Luhmann 1987: 37) und weil die Systeme in der Umwelt eines Systems allesamt direkt oder indirekt in Wechselwirkung miteinandertreten, sei alles, was nicht als einem System zugehörig definiert wird, als Teil der Umwelt des fraglichen Systems verstanden (die Existenz

¹⁵⁰ Dies bedeutet jedoch nicht, dass Elemente eines Systems nicht auch in Kontakt zu Elementen der Umwelt ihres Systems treten können, worauf im Folgenden noch näher eingegangen werden wird.

¹⁵¹ Es sei darauf hingewiesen, dass Fagen und Hall von engl. *environment* sprechen (vgl. Fagen/Hall 1956: 20), was Schweizer mit *Umgebung* übersetzt (vgl. Schweizer 1979: 37), sich aber unter anderem bei Luhmann als *Umwelt* findet. Alle drei Ausdrücke meinen dabei im Sinne der Systemtheorie dasselbe; im Rahmen einer deutschsprachigen Arbeit wollen wir nicht von *environment* sprechen und bei *Umwelt* bleiben, da dieser Terminus einerseits konventionell als inhaltlich größer angelegt wirkt als der der *Umgebung*, die eher eine (direkte) Nähe zum System impliziert, was inhaltlich jedoch nicht gemeint ist, und andererseits Luhmanns systemtheoretische Ausführungen wohl größeren Einfluss auf die Systemforschung entfaltet haben als die Schweizer, sodass Luhmanns Terminus hier sowohl aus inhaltlichen als auch aus pragmatischen Gründen der Vorzug gegeben wird.

¹⁵² Im englischsprachigen Original heißt es: „For a given system, the environment is the set of all objects a change in whose attributes affect the system and also those objects whose attributes are changed by the behavior of the system“ (Fagen/Hall 1956: 20).

von relevanten hermetischen Systemen außer einem etwaigen „Allsystem“ haben wir bereits ausgeschlossen).

Die Unterscheidung zwischen *System* und *Umwelt* trägt also der Notwendigkeit der Abgrenzung Rechnung und kann als fachlicher Konsens erachtet werden (vgl. Luhmann 1987: 35). Dabei sind die Grenzen zwischen System und Umwelt aber in einer Doppelfunktion zu verstehen: der Trennung und der Verbindung (vgl. Luhmann 1987: 52).

„Diese Doppelfunktion läßt sich an Hand der Unterscheidung von Element und Relation verdeutlichen [...]. Elemente müssen, wenn Grenzen scharf definiert sind, entweder dem System oder dessen Umwelt zugerechnet werden. Relationen können dagegen auch zwischen System und Umwelt bestehen. Eine Grenze trennt also Elemente, nicht notwendigerweise auch Relationen“ (Luhmann 1987: 52).

Systemgrenzen stellen demnach sowohl Öffnungen zur als auch Abschluss gegen die Umwelt dar (vgl. Luhmann 1987: 52) und „markieren [...] keinen Abbruch von Zusammenhängen“ (Luhmann 1987: 35). Systeme sind daher grundsätzlich – in größerem oder kleinerem Maße – offen und, weil sie das sind, können Veränderungsprozesse in der Umwelt eines (definierten) Systems auch Veränderungen des Systems selbst nach sich ziehen, was zur dynamischen Systemtheorie führt, nach der die Entwicklung (eines Systems) ein sich wiederholender Prozess ist, in dem der jeweils folgende Zustand eines Systems eine Modifikation seines Vorgängerzustands darstellt (vgl. Bot 2014: 139)¹⁵³ – eine Definition, die etwa Bülow als „Herzstück der C[omplex Dynamic Systems Theory]“ (Bülow 2017: 103) bezeichnet. Dass Derartiges etwa bei Sprachwandel beobachtet werden kann, darf als anerkannte Tatsache gelten und wir werden im weiteren Verlauf dieser Arbeit noch verschiedene Beispiele dafür diskutieren, die deutlich machen, wie im Zuge diachroner Entwicklung einer Sprache neue Sprachzustände aus älteren generiert bzw. die älteren zu neueren transformiert werden. Bei derartigen Prozessen muss man eingedenk bleiben, dass Systeme im Wechselspiel mit ihrer Umwelt bzw. Systemen in der Umwelt stehen und sich im Rahmen dieses Wechselspiels zu entwickeln vermögen.

Es sei nun noch knapp auf den Terminus *Selbstreferenz* eingegangen, durch den Luhmann schließlich das System selbst weiter in das Zentrum des Interesses rückt, während er die Rolle des Beobachters scheinbar reduziert:

¹⁵³ Im englischsprachigen Original heißt es: „Development is an iterative process in which the next phase is a modification of the previous one“ (Bot 2014: 139).

1 – Einleitung

„Der Begriff Selbstreferenz bezeichnet die Einheit, die ein Element, ein Prozeß, ein System für sich selbst ist. ‚Für sich selbst‘ – das heißt: unabhängig vom Zuschnitt der Beobachtung durch andere“ (Luhmann 1987: 58).¹⁵⁴

Weiter heißt es, ein

„System [könne] als selbstreferentiell bezeichne[t werden], wenn es die Elemente, aus denen es besteht, als Funktionseinheiten selbst konstituiert und in allen Beziehungen zwischen diesen Elementen eine Verweisung auf die Selbstkonstitution mitlaufen läßt, auf diese Weise die Selbstkonstitution also laufend reproduziert“ (Luhmann 1987: 59).

Dazu gehört auch die

„These der indirekten Selbstreferenz der Elemente: Die Elemente ermöglichen eine über andere Elemente laufende Rückbeziehung auf sich selbst [...]. Selbstreferentielle Systeme sind auf der Ebene dieser selbstreferentiellen Organisation *geschlossene* Systeme, denn sie lassen in ihrer Selbstbestimmung keine anderen Formen des Prozessierens zu“ (Luhmann 1987: 60).

Die indirekte Selbstreferenz von Elementen erinnert bereits stark an die Möglichkeiten der Verbindung unterschiedlicher Bedeutungen durch semantische Relationen, auf die wir später noch zu sprechen kommen werden. Nach Luhmann können also Relationen zwischen Elementen eines Systems durch das System selbst reproduziert werden, d.h. das System erhält sich selbst und kann sich selbst (wieder)herstellen, ist rekursiv (vgl. Luhmann 1987: 59-61); damit knüpft er an Arbeiten von Humberto Maturana und Francisco Varela an, die derartiges unter Einführung des Begriffs der *Autopoiesis* für lebende Systeme behaupten (s. dazu etwa Maturana/Varela 1987).¹⁵⁵

Es ist abschließend wichtig, darauf hinzuweisen, dass Selbstreferenz und Autopoiesis von Systemen in keinem Widerspruch zu deren Umweltoffenheit stehen (vgl. Luhmann 1987: 63f), da die von Luhmann behauptete Geschlossenheit

¹⁵⁴ Wir werden später noch sehen, wie bedeutend ein außerhalb eines zu beobachteten Systems stehender Beobachter für das linguistische Rezessivitätsmodell ist. Nichtsdestoweniger kann ein System durchaus auch als Beobachter von sich selbst gelten, also sich selbst „messen“ bzw. wahrnehmen, sodass aus Luhmanns Annahme kein Widerspruch zum linguistischen Rezessivitätsmodell entsteht.

¹⁵⁵ Reflexe dessen mögen sich auch in Arbeiten wie jenen von George van Driem erkennen lassen, in denen behauptet wird, Sprache sei als Lebewesen zu betrachten (s. dazu etwa Driem 2003, 2008 u. 2015); hierauf werden wir am Ende dieser Arbeit in Kapitel 6 noch zu sprechen kommen.

selbstreferenzieller Systeme eben nur für die selbstreferenziellen Aspekte behauptet wird, die angesichts der Dynamik von Systemen alles andere als dauerhafte, ewige Gültigkeit beanspruchen können (es sei noch einmal an den bereits formulierten Ausschluss hermetischer Systeme – abgesehen von einem „Allsystem“ oder dem Menschen unbekannte und dauerhaft unzugänglichen Systemen – verwiesen).

1.5.2.4.2 – Eine systemtheoretische Einordnung des Mentalen Lexikons

Wenn wir von diesen systemtheoretischen Erkenntnissen allgemeinerer Natur nun zurück zur Betrachtung des Mentalen Lexikons auf der Individualebene bzw. des abstrakt und modellhaft gedachten Lexikons einer Einzelsprache auf der Kollektivebene und deren Verbindung kehren, so lassen sich diesbezüglich einige Zusammenhänge terminologisch präziser formulieren. Die folgenden Feststellungen stellen somit vor allem eine Zusammenfassung und Zusammenführung der zuvor erarbeiteten Erkenntnisse dar.

Zunächst ist festzuhalten, dass die Grenzen des Mentalen Lexikons, wie bereits mehrfach deutlich wurde, notwendigerweise zu einem gewissen Grade willkürlich gezogen sind, was sich aber vor allem in Detailfragen zeigt und daher in vielen Fällen ignoriert werden kann, ohne der wissenschaftlichen Genauigkeit Abbruch zu tun. Des Weiteren definiert die Grenzziehung einerseits das System „Mentales Lexikon“ und andererseits dessen Umwelt, die alles umfasst, was nicht Teil besagten Systems ist. Wenn wir das Mentale Lexikon also als Speicher- und ersten Repräsentationsort allen sprachlichen Wissens eines Individuums verstehen, es also sowohl lexikalisches als auch grammatisches oder phonologisches Wissen umfasst (s. dazu Dietrich/Gerwien 2017: 25), einen Teil des Langzeitgedächtnisses darstellt (Schwarz 2008: 105), und daher von zentraler Bedeutung für Prozesse des Sprachverstehens und der Sprachproduktion ist, so können wir es etwa als System von den menschlichen Wahrnehmungsapparaten scheiden, aber auch von denen, die Wahrnehmbarkeit (etwa akustischer oder visueller Natur) nach außen ermöglichen. In diesem Sinne sind Gesprochenes oder Geschriebenes nicht als Teil des Systems des Mentalen Lexikons zu verstehen; die Verbindung zwischen ihnen und dem Mentalen Lexikon besteht darin, dass Information aus dem System des Mentalen Lexikons durch Vermittlungssysteme (wie z.B. dem Artikulationsapparat) systemextern wahrnehmbar werden, sprachliches Wissen also in enkodierter Form außerhalb eines Mentalen Lexikons (zwi-

schen)gespeichert wird. Zur adäquaten Dekodierung dieser (beispielsweise lautlich enkodierten) Informationen bedarf es wiederum eines Vermittlungssystems (wie z.B. dem Hörapparat), um die Informationen in dasselbe – d.h. mit dem sendenden identische – System (also das sendende Mentale Lexikon) oder ein fremdes System (etwa das Mentale Lexikon eines anderen, empfangenden Individuums) einzuspeisen. Auf diese Weise lässt sich auch das bereits angeführte Beispiel des Elefanten systemtheoretisch beschreiben: Sieht jemand einen Elefanten, so wird diese optische Information über den Sehapparat ins Gehirn eingespeist, wo es unter anderem im Mentalen Lexikon des Sehenden die Bildung einer lexikalischen Einheit zur Folge haben kann, die das Gesehene als Inhalt (Bedeutung, Merkmale, Konnotationen usw.) mit einem Ausdruck verknüpft. Der real existierende Elefant könnte dabei einerseits als Teil der Fauna, seine optische Encodierung (Gestalt) andererseits als Teil der optischen Welt begriffen werden, was beides je als System interpretierbar wäre. Auch in diesem Fall findet also über eine Vermittlungsinstanz eine Wechselwirkung des Systems des Mentalen Lexikons mit einem System (oder mehreren) aus dessen Umwelt statt.

Man kann das Mentale Lexikon demzufolge mit einer Vielzahl von Systemen in dessen Umwelt in Verbindung sehen – und zwar nicht nur natürlichen: Schon der einfache Verweis auf die kognitive Verarbeitung von technisch gespeicherten und technisch geäußerten Tonaufnahmen oder auf Geräte mit Sprachsteuerungsmodulen macht dies deutlich (derartige Geräte ließen sich wiederum gemäß Dawkins Terminologie als Teil des erweiterten Phänotyps des *Homo sapiens* bezeichnen).

Das Mentale Lexikon ist also nicht hermetisch abgeschlossen. Des Weiteren müssen wir es uns zudem als ein dynamisches, also veränderliches und sich tatsächlich veränderndes System vorstellen. Begründende Beispiele hierfür wurden bereits mehrfach genannt und werden sich im Laufe dieser Arbeit noch weiterhin anhäufen, nämlich immer dann, wenn es um Sprachwandel geht. Die ebenfalls schon angesprochene Möglichkeit der entwicklungsgeschichtlichen Verbindung menschlicher Sprache mit tierischer Lautsprache und der Annahme einer diesbezüglichen tiefen Homologie (s. Fitch 2010) macht überdies deutlich, dass man keinesfalls davon ausgehen sollte, dass sich das System des Mentalen Lexikons schon immer derart komplex darstellte, wie es beim *Homo sapiens* heute zu beobachten ist, und dass man in diesem Zusammenhang nicht nur die Veränderlichkeit systeminterner Strukturen (wie im Rahmen phonologischen, lexikalischen oder syntaktischen Wandels), sondern auch des Zuschnitts des Systems, d.h. seiner Abgrenzung zur Umwelt, konstatieren kann.

Wenn wir nun das Mentale Lexikon nach seiner Selbstreferenz befragen, werden wir feststellen, dass schon die Möglichkeit der Rekursivität, also der

Kombinierbarkeit sprachlicher Elemente – d.h. Elemente des Systems des Mentalen Lexikons – in einer Weise, die unendlich viele Möglichkeiten eröffnet (vgl. Linke et al. 2004: 9), den Selbstbezug deutlich macht, aber auch die Bezüge, die ohne äußere Einwirkung im Rahmen der Wortbildung in Form semantischer Relationen hergestellt werden können.¹⁵⁶ Ein Ausdruck wie dt. *Ehefrau* verweist aufgrund seiner Bestandteile dt. *Ehe-* und dt. *-frau* und deren jeweiligen, konventionell zugeordneten Bedeutungen auf einen Ausdruck dt. *Ehemann*, weil dessen Bestandteile mit denen von dt. *Ehefrau* in semantischer Relation stehen bzw. es als Ganzes mit dt. *Ehefrau* in semantischer Relation steht. Würde man an die jeweiligen Konventionen des Gegenwartsdeutschen anschließend einen Ausdruck dt. **Sofafrau* bilden und einen wie dt. **Sofamann*, so wäre zwischen beiden Ausdrücken aufgrund der ihren Bestandteilen konventionell zugeordneten Bedeutungen wieder eine semantische Relation zwischen den Ausdrücken und ihren Inhalten hergestellt und zwar ohne, dass man dies als Sender oder Empfänger noch aktiv unterstützen müsste.¹⁵⁷ Dieses „Eigenleben“ der semantischen Relation gründet auf einer bestehenden Konvention und semantischen Relation, die auf den (konventionellen) Bedeutungen von dt. *Mann* und dt. *Frau* fußt, sich aber auch bei Wortbildungen fortführt¹⁵⁸ und zuletzt als Selbstreferenz mit der Folge einer Selbstreproduktion bzw. Autopoiesis begreifen lässt.¹⁵⁹ Das Mentale Lexikon kann also auch als autopoietisches System betrachtet werden.

Kommen wir abschließend noch auf die Frage nach dem Verhältnis zwischen dem System des Mentalen Lexikons eines Individuums und dem des Lexikons der Einzelsprache, deren Sprachgemeinschaft das betreffende Individuum ange-

¹⁵⁶ Im Rahmen einer Arbeit, die sich begründet darum bemüht, aufzuzeigen, dass es viele Gründe gibt, menschliche Sprache als weniger „einzigartig“ zu betrachten, wie es gemeinhin getan wird, lohnt es, an dieser Stelle darauf hinzuweisen, dass etwa eine ornithologisch-linguistische Studie nachgewiesen haben will, dass auch Stare wie der Europäische Star (*Sturnus vulgaris*) in ihrem Gesang zur Rekursion fähig sind (s. Fenn et al. 2006).

¹⁵⁷ Gemäß der später noch zu entwickelnden Terminologie würden wir sowohl dt. **Sofamann* als auch dt. **Sofafrau* als primär rezessiv im Lexikon des Gegenwartsdeutschen (d.h. einer Kollektivebene des Deutschen) begreifen, sie also als bereits im Sprachsystem (rezessiv) vorhanden annehmen.

¹⁵⁸ Denkbar wären hierbei auch Adjektive wie dt. **gemüsemännlich* oder dt. **gemüsefraulich*, bei denen ebenfalls unweigerlich eine semantische Relation bestünde und zwar unabhängig davon als wie absurd man die aufgrund bestehender Konventionen aus den Bestandteilen herleitbare Bedeutung zu beiden Ausdrücken bewerten mag.

¹⁵⁹ Siehe hinsichtlich eines derartigen „Eigenlebens“ im Zusammenhang mit Wortbildung etwa Laca 1986: 129f u. 598f, worauf an späterer Stelle aber noch detaillierter eingegangen werden wird.

hört, zu sprechen. Hierbei können wir vielfach auf triviales und allgemein anerkanntes Wissen der Linguistik zurückgreifen und dieses knapp systemtheoretisch bewerten; insbesondere auf die Durchsetzung von Sprachwandeln wird im Laufe dieser Arbeit noch detailliert eingegangen werden, andere Aspekte wurden bereits thematisiert, wieder andere können als allgemeiner Kenntnisstand in der Linguistik vorausgesetzt werden. Die systemtheoretischen Beurteilungen basieren auf den bisherigen Darstellungen der Systemtheorie, auf deren dabei zitierte Literatur hiermit erneut verwiesen sei.

Dass das Lexikon einer Einzelsprache etwas Abstraktes und Schwerfassbares ist, steht außer Frage, denn wir können es entweder als Gesamtheit sprachlicher Konvention einer Sprachgemeinschaft (was angesichts der Rolle von Konventionalität für sprachliche Kommunikation die zu präferierende Lesart ist) oder als Gesamtheit allen innerhalb einer Sprachgemeinschaft vorhandenen Wissens begreifen. In ersterem Fall könnte man das Lexikon einer Einzelsprache als gemeinsame Schnittmenge der Gestalt und Organisation der Mentalen Lexika aller der jeweiligen Sprachgemeinschaft anhörenden Individuen bezeichnen; im zweiten Falle wäre das Lexikon der Einzelsprache eine Menge umfassend die Mentalen Lexika aller Individuen, die der jeweiligen Sprachgemeinschaft angehören (der leichteren Verständigung wegen wollen wir im Folgenden vom Lexikon der Kollektivebene und den Lexika der Individualebene einer Sprachgemeinschaft sprechen). In beiden Fällen konstituiert sich das Lexikon der Kollektivebene also aus Informationen, die den Lexika der Individualebene entstammen (es sei an das Synchronisierungsmodell nach Herrgen und Schmidt (2011) erinnert). Man kann dementsprechend die abstrakte Kollektivebene als ein der Individualebene übergeordnetes System bezeichnen und findet sogleich Selbstreferenz und Autopoiesis (nach Luhmann) vor, wenn man sich bewusst macht, dass nicht nur die Lexika der Individualebene das der Kollektivebene konstituieren, sondern der Prozess auch entgegengesetzt verlaufen kann: So können sprachliche Konventionen der Kollektivebene in das Mentale Lexikon eines Individuums übernommen werden (ein Vorgang, der – wie bereits gesehen – zentral für den Spracherwerb beim Menschen ist); dabei sind sprachliche Konventionen als *Images* von Kollektivebenen stets auf Individualebene gespeichert.

Die Kollektivebene basiert jedoch zunächst nur auf Kontakten von Systemen der Individualebene: Einzelne Mentale Lexika unterschiedlicher Individuen, die derselben Sprachgemeinschaft angehören, treten miteinander in Wechselwirkung, wenn die entsprechenden Individuen miteinander kommunizieren; dabei können sprachliche Konventionen hervorgebracht werden, die immer kennzeichnend für die Kollektivebene sind (hierbei sei an den bereits eingeführten Synchronisierungsbegriff nach Herrgen und Schmidt, der einen „Abgleich von

Kompetenzdifferenzen im Performanzakt mit der Folge einer Stabilisierung und/oder Modifizierung der beteiligten aktiven und passiven Kompetenzen“ (Herrgen/Schmidt 2011: 28) meint, erinnert). Die Kollektivebene wird hier also im Kontakt zweier oder mehrerer Mentaler Lexika miteinander generiert – bzw. genauer: sie wird jedes Mal neu generiert – und ist diesbezüglich erstens erweiterbar, je mehr Mentale Lexika sich anschließen bzw. an einer Kommunikation beteiligen, und zweitens ihrem Wesen nach instabil; ebenso ist denkbar, dass sich mehrere derartige Kollektivebenen zu einer größeren zusammenschließen (immerhin tritt innerhalb einer Sprachgemeinschaft für gewöhnlich nicht jedes Individuum mit allen anderen, die derselben Sprachgemeinschaft angehören, in direkten Kontakt); dies wird durch Images von Kollektivebenen ermöglicht, die die Individuen in sich tragen, erweitern und weitergeben können. Das Lexikon einer Einzelsprache kann also nur dann als relativ stabile Einheit betrachtet werden, wenn man idealisierend alle Kollektivebenen, die innerhalb einer Sprachgemeinschaft aufkommen, gleichschaltet, andernfalls besteht permanente Veränderung seines Umfangs und seiner Organisation in einer wissenschaftlich nicht mehr klar fassbaren Weise. Im Folgenden wollen wir in diesem Sinne *Kollektivebene*, wo nichts anderes erklärt wird, als Kollektivebene einer Sprachgemeinschaft verstehen, meinend, dass alle Individualebenen einer Sprachgemeinschaft miteinander in direkter oder indirekter Wechselwirkung miteinander stehen (auch in diesem Fall findet also keine Idealisierung der tatsächlichen Gestalt des Beschreibungsobjekts statt, sondern lediglich eine Idealisierung im Hinblick auf die von uns vorgenommene Eingrenzung desselben); eine Sprachgemeinschaft ist wiederum ein bis zu einem gewissen Grade willkürlich gegen eine Umwelt abgegrenztes System, dessen Angehörige als Elemente des Systems zu verstehen sind, die in (direkter oder indirekter) Relation zueinander stehen.

Sprachwandel setzt sich innerhalb einer Sprachgemeinschaft schrittweise von einem Mentalen Lexikon zum andern durch; es kann aber als allgemein anerkannt betrachtet werden, dass Sprachwandel entweder erst dann als vollendet angesehen wird, wenn er die Kollektivebene derart erfasst hat, dass eine relevante Mehrheit der Angehörigen einer Sprachgemeinschaft die entsprechende Veränderung (d.h. Transformation ihres Mentalen Lexikons bzw. von Teilen davon) übernommen hat, oder dass er erst über ein derartiges Erfassen der Kollektivebene in die Lage versetzt wird, sich in höherem Tempo auszubreiten und schließlich idealerweise in alle Lexika der Individualebene der entsprechenden Sprachgemeinschaft Eingang findet (s. hierzu auch die späteren Ausführungen zur Lexikalisierung in dieser Arbeit und diesbezüglich etwa Gévaudan 2007: 49-

53). Allerdings kann es trotz begonnener Ausbreitung eines Sprachwandels dennoch zu dessen Rückgang kommen: Eine begonnene Ausbreitung ist bekanntlich alles andere als eine Durchsetzungsgarantie. Systemtheoretisch bleibt die Ausbreitung von Sprachwandel grundsätzlich als Form des Informationsaustauschs bzw. der Wechselwirkung zwischen zwei oder mehr Systemen – d.h. hier konkret: Mentalen Lexika – zu bewerten.¹⁶⁰

Es bleibt festzuhalten, dass ein – als abstrakt und modellhaft zu verstehendes – Lexikon der Kollektivebene im Rahmen von Wechselwirkungen zweier oder mehrerer Lexika der Individualebene jedes Mal neu generiert wird und insofern nur aufgrund einer Idealisierung als „stabil“ bezeichnet werden kann; vielmehr ist es genauer als ständigem Wandel unterworfen zu beschreiben – ein Kennzeichen eines dynamischen Systems (der Faktor der Zeit spielt hierbei also eine nicht zu unterschätzende Rolle). Wir müssen uns im Folgenden also bewusst sein, dass im wissenschaftlichen Diskurs eine Kollektivebene für gewöhnlich etwas Idealisiertes darstellt (eine Vereinfachung zur Erleichterung der Verständigung). Da das Lexikon der Kollektivebene durch Lexika der Individualebene generiert wird, die nicht hermetisch sind, kann es ebenfalls nicht als hermetisch gelten (was sich wiederum positiv auf die Dynamik auswirkt); zudem ist es demnach als Produkt des Kontaktes eines Systems mit Systemen in dessen Umwelt zu charakterisieren (da ein Mentales Lexikon mit anderen Mentalen Lexika, die notwendigerweise der Umwelt des ersten angehören, in Kontakt tritt).¹⁶¹ Bei der Systembetrachtung eines Lexikons der Kollektivebene sind die Lexika der Individualebene als dessen Systemelemente zu betrachten, die Wechselwirkungen zwischen diesen Elementen wiederum als Relationen, woraus sich eine Lesart ergibt, nach der in letzter Konsequenz kommunikative Kontakte sprachlicher Natur zwischen zwei oder mehr Individuen als Relationen zu interpretieren sind, die ebenso gemeinsam mit den Mentalen Lexika der betreffenden Individuen einen Teil der Systemkonstitution des Lexikons der Kollektivebene darstellen (hierbei wäre darüber hinaus noch etwa die Abgrenzung gegen eine Umwelt zu berücksichtigen). Es wird dabei einmal mehr ersichtlich, dass man sich Perspek-

¹⁶⁰ Dem Ausbreitungsvorgang nach kann ein Sprachwandel durchaus in gewisser Hinsicht mit einer Infektionskrankheit verglichen werden.

¹⁶¹ Ob man diesen Kontakt als direkt oder als indirekt betrachtet, hängt unter anderem davon ab, ob man Vermittlungsinstanzen zwischen den miteinander in Kontakt tretenden Mentalen Lexika bzw. Systemen (so etwa bei lautsprachlicher Kommunikation die Vermittlungsinstanzen in Gestalt des Artikulations- und des Hörapparats eines Menschen) als eigene Systeme auffasst oder als Teil des Systems eines Mentalen Lexikons (diese Problematik wurde in diesem Kapitel bereits diskutiert).

tivitätsveränderungen bewusst sein muss, die sich ergeben, wenn man in Systembetrachtungen zwischen dem System eines Lexikons einer Kollektivebene und den Systemen der Lexika von Individualebenen wechselt.

Es hat sich gezeigt, dass systemtheoretische Betrachtungen im Zusammenhang mit Sprache geeignet sind, einige Sachverhalte zu verdeutlichen, die zuvor weniger klar umrissen werden konnten. Aus diesem Grunde werden sich die Darlegungen dieses Kapitels im weiteren Verlauf als hilfreiche konzeptuelle Unterstützung erweisen, um die durchaus komplexen Zusammenhänge, die menschliche Sprache ausmachen und die im Folgenden untersucht werden, strukturierter und somit – hoffentlich – besser verstehen zu können.

2 – Die Theorie rezessiver Information in Sprache und die Speicherung derartiger Informationen

Nachdem wir nun die Mechanismen und den Rahmen, in dem sich Sprache im Individuum, aber auch im Kollektiv konstituiert und in Abhängigkeit von Raum und Zeit bewegt, beschrieben haben, wollen wir uns ein tieferes Verständnis von Rezessivität unterstützenden Strukturen unter stärkerer Konzentration auf Sprache an sich, also unter größerer Zurückstellung von Umweltfaktoren als im vorigen Kapitel, erarbeiten. Dazu werden wir zunächst den Blick auf die lexikalische und im Zuge dessen auch morphologische Semantik richten, wobei wir uns mit Wandel und Kontinuität, Entlehnung und Wortbildung sowie semantischen Relationen auseinandersetzen wollen. Dabei wird ausgehend von der Inhaltsseite auch immer wieder die Ausdrucksseite sprachlicher Zeichen eine gewichtige Rolle spielen, sodass wir, ehe wir von der lexikalischen Semantik zur Betrachtung der Semantik kompositioneller Strukturen (d.h. hier: Strukturen „oberhalb“ der lexikalischen Ebene wie hinsichtlich Phrasemen oder syntaktischen Konstruktionen) übergehen, einen Exkurs in die Phonologie unternehmen werden. Zuletzt wollen wir uns mit „externen Sprachspeichern“ auseinandersetzen, worunter wir jeden Speicherort sprachlichen Wissens verstehen wollen, der nicht im Träger eines Sprachsystems (z.B. einem *Homo sapiens* oder seiner Kognition) oder dem Sprachsystem selbst zu lokalisieren ist.

Bei all diesen Analysen ist stets zu fragen, wo etwaige rezessive Informationen „versteckt“ bzw. gespeichert sein können und wie wir uns dies vorzustellen haben. Anhand der unterschiedlichen sprachlichen Ebenen, die dabei nacheinander untersucht werden, wird sich dabei Stück um Stück eine Theorie rezessiver Information in Sprache entwickeln lassen, die mithilfe des Untersuchungsobjekts Sprache induziert, geformt und geprüft werden wird. Die Formulierung terminologischer Ausdifferenzierungen soll schließlich einerseits Unklarheiten beim Sprechen über das Phänomen der Rezessivität bestmöglich verhüten und andererseits eine Operationalisierung der Theorie, d.h. ihre Nutzbarmachung für die empirische Forschung, vorbereiten bzw. ermöglichen.

Wir werden dabei zuletzt feststellen, dass jede sprachliche Information in zeitlicher Hinsicht mehrheitlich als rezessiv verstanden werden kann, weil auch ein verhältnismäßig oft gebrauchter und konventionalisierter Ausdruck wie dt. *Hund* nicht ständig in Gebrauch ist, also nicht permanent im sprachlichen Phänotyp des Deutschen wahrzunehmen ist. In den folgenden lexikalischen Annäherungen an sprachliche Rezessivität und den Speicherorten rezessiver Information in Sprache wollen wir uns jedoch zunächst auf „vollständig“ rezessive Informationen beschränken, d.h. solche, für die wir annehmen, dass sie bisher noch nie phänotypisiert worden sind. Erst in späteren Kapiteln werden wir den sprachlichen Rezessivitätsbegriff derart erweitern, wie es eben bereits angedeutet wurde; zunächst sei aber versucht, einige grundsätzliche Annahmen hinsichtlich sprachlicher Rezessivität darzulegen, ohne schon zu tief an die Substanz der Gestalt von Sprache im Allgemeinen heranzutreten bzw. diesbezügliche Forschungsstände infrage zu stellen. Die Untersuchung mit der Suche nach Speicherorten von Informationen, die mutmaßlich vollständig rezessiv sind, die also nie zuvor wahrgenommen wurden, zu beginnen, ist zudem damit zu begründen, dass die Behauptung, derartige Information würde in Sprache existieren, erwartungsgemäß den meisten Widerstand hervorrufen dürfte, sodass ein frühzeitiges Sammeln von Indizien, die dafür sprechen, sinnvoll erscheint.

2.1 – Eine lexikalische Annäherung an mögliche Speicherorte rezessiver Information in Sprache

Im Folgenden wird nun lexikalischer Wandel intensiv beleuchtet, wobei das Hauptaugenmerk zwar auf dessen semantischen Wandel (Bedeutungswandel bzw. Veränderungen auf der Inhaltsseite eines bilateralen sprachlichen Zeichens) liegt, aber durchaus auch ausdrucksseitige Veränderungen miteinbezogen werden, schon weil es töricht wäre, sie gänzlich zu ignorieren, zumal auch ausdrucksseitige Information eine Form sprachlicher Information darstellt (s. Kapitel 1.5.1).

Aufbauend auf die folgenden primär semantischen Betrachtungen auf lexikalischer Ebene wird im weiteren Verlauf dieser Arbeit auch die Frage nach der Rolle von Semantik bei Kompositionen und syntaktischen Konstruktionen aufgeworfen werden.

2.1.1 – Entwicklungsweisen in Sprachsystemen: Innovation, Schwund und Kontinuität

Blicken wir zunächst auf die Möglichkeiten, die einer lexikalische Einheit in diachroner Hinsicht zur Entwicklung offenstehen. Wie bereits zuvor erwähnt, wollen wir unter einer lexikalischen Einheit solche Einträge im Mentalen Lexikon verstehen (folgend Dietrich/Gerwien 2017: 30), die aus je einem (lexikalischen) Ausdruck und einem damit verbundenen (lexikalischen) Inhalt, zu dem nicht nur eine bloße Bedeutung (d.h. ein Denotat), sondern weitere Informationen wie solche hinsichtlich der grammatischen Funktion der Einheit gehören, bestehen (folgend Cruse 1986: 23).¹⁶² Bei Polysemie wie im Fall von dt. *Maus* als ‚(tierische) Maus‘ und ‚Computermaus‘ liegen demzufolge auch mehrere lexikalische Einheiten vor (bei dt. *Maus* demnach zwei, wobei die Ausdrucksseite beider lexikalischer Einheiten identisch ist, die Inhaltsseite aber unterschiedlich). Natürlich ist auch der umgekehrte Fall möglich, in dem die Inhaltsseite (also das Signifié) zweier unterschiedlicher Ausdrucksseiten (also Signifiants) identisch ist oder zumindest eine sehr große Schnittmenge aufweist, wie etwa im Spanischen bei ‚Erfolg‘, das mit den Ausdrücken spanisch *éxito* und spanisch *suceso* verbunden sein kann (vgl. Gévaudan 2007: 29); auch in diesem Fall existieren also zwei verschiedene lexikalische Einheiten, die hinsichtlich einer Seite des bilateralen Zeichens identisch sind. Sowohl im Falle von dt. *Maus* als auch bei spanisch *éxito* und *suceso* sind somit mehrere lexikalische Einheiten miteinander verbunden, wobei das Bindeglied jeweils der Teil des bilateralen Zeichens ist, der bei (mindestens) zwei lexikalischen Einheiten identisch ist.

Paul Gévaudan leitet daraus zwei Inventare ab, die zusammen das Mentale Lexikon bilden: Das primäre Inventar, das die lexikalischen Einheiten umfasst, und das sekundäre Inventar, welches einerseits aus den lexikalischen Ausdrücken und andererseits aus den lexikalischen Inhalten besteht (vgl. Gévaudan 2007: 30). Letztere bezeichnet Gévaudan als „sekundär“, weil „jedes ihrer Elemente in mindestens eine lexikalische Einheit eingebunden sein muss. Sie sind jedoch insofern unabhängig, als ihre Elemente weder mit einer bestimmten lexikalischen Einheit noch mit einer einzigen zusammenhängen müssen“ (Gévaudan 2007: 30). Hier stellt sich allerdings die Frage, ob dies wirklich als zutreffend beschrieben werden kann. Müssen Inhalte (Signifiés) zwangsläufig mit mindestens einem Ausdruck verbunden sein?

¹⁶² Dieses Verständnis lässt sich freilich auch analog auf die Morphologie übertragen; auf eine terminologische Grenzziehung sei hierbei zwecks Übersichtlichkeit verzichtet, sodass in Einzelfällen auch derartige morphologische Strukturen als *lexikalische Einheit* bezeichnet werden können, wobei mindestens durch den Kontext deutlich gemacht wird, dass der Bezug morphologischer Natur ist.

Es scheint, dass genau dies nicht der Fall ist – man denke etwa an lexikalische Lücken¹⁶³ oder den Fall, dass ein Individuum mit etwas konfrontiert wird, dass zuvor völlig außerhalb seiner Wahrnehmung lag, ohne dass zugleich ein Ausdruck, der darauf verweist, mitgeliefert wird. So ist es also durchaus denkbar, dass jemand, der noch nie einen Computer gesehen oder von ihm gehört oder gelesen hat, plötzlich damit konfrontiert wird. Er kann den Computer wahrnehmen, kann wohl sogar allmählich seine Funktionen kennenlernen und mit ihm arbeiten, ohne dass er dafür einen Ausdruck für das Gerät benötigt. Der Inhalt, das Signifié, – oder noch treffender: die korrespondierende Information – würde also von ihm wahrgenommen (und kognitiv gespeichert), ohne dass ein zugeordneter Ausdruck vonnöten wäre. Auch wenn der Mensch dazu neigt, Dinge zu benennen, und die Zeit, in der der Computer in unserem Gedankenexperiment unbenannt bliebe, durchaus recht kurz sein kann, würde wohl niemand behaupten, dass der Gegenstand nur wahrgenommen werden kann, wenn man ihm kognitiv einen Ausdruck zuordnet. Der Mensch kann schließlich auch unterschiedlichste Formen von Schmerzen und Gefühlen wahrnehmen, ohne sie lexikalisch zweifelsfrei distinktiv bezeichnen zu können. Wir sehen also, dass Inhalte bzw. Informationen durchaus wahrgenommen werden können, ohne dass im Mentalen Lexikon ein Ausdruck zugeordnet ist oder wird.¹⁶⁴ Doch bedeutet dies, dass die Annahmen Gévaudans hinsichtlich des sekundären Inventars des Lexikons verworfen werden müssen? Ich denke nicht, dass dem so ist; allerdings sollten wir seine Ausführungen noch einmal genauer beleuchten und ein wenig ergänzen.

Gévaudan spricht etwa stets von „lexikalischem“ Inhalt, nie von Inhalt oder Information an sich. Er bestreitet somit keineswegs, dass es Inhalt jenseits des Mentalen Lexikons geben kann. Wir haben bereits gesehen, dass das Mentale Lexikon nicht immer eindeutig von anderen Systemen und Mechanismen der Kognition abgegrenzt werden kann, dass es weder hermetisch noch statisch organisiert ist und dass es mit seiner Umwelt im Austausch, d.h. in Wechselwirkung steht. Weder eine Ausdrucks- noch eine Inhaltsseite ist also ohne die Umwelt des Mentalen Lexikons denkbar; sie können – außerhalb von Wortbildung, die auf vorhandenem Material fußt – nicht aus ihm selbst heraus entstehen.

¹⁶³ Siehe dazu etwa Schwarz 2014: 69 und das oft zitierte Beispiel des Wortpaares dt. *hungrig* – *satt*, demgegenüber für dt. *durstig* ein Ausdruck für ein entsprechendes Partnerwort im Gegenwartsdeutschen fehlt, obgleich dessen Bedeutung, die ihm zuzuordnen wäre, wenn er existierte, einsichtig ist.

¹⁶⁴ Theoretisch denkbar wäre auch der umgekehrte Fall, dass also ein Ausdruck vorhanden ist, dem aber kein Inhalt zugeordnet wurde. Praktisch erscheint dies aber nahezu als unmöglich, da schon aufgrund von Laut- oder Schriftbild eines Ausdrucks etwa Konnotationen oder Assoziationen kaum oder gar nicht vermeidbar sind.

Aber erst wenn einem Inhalt auch ein Ausdruck zugeordnet wurde, kann man von einer lexikalischen Einheit sprechen, und nur lexikalische Einheiten sind zweifelsfrei als Teil bzw. Einträge des Mentalen Lexikons zu bezeichnen. Ein Inhalt – also ein potenzielles Signifié – kann in der Umwelt existieren und von einem Individuum – genauer: einem Träger eines Mentalen Lexikons – wahrgenommen werden, auch wenn im Mentalen Lexikon des Individuums kein Ausdruck, der auf den Inhalt verweist, gespeichert ist. Allerdings kann jederzeit ein Ausdruck, der bereits im Mentalen Lexikon verankert ist oder erst neu verankert wird, als Bezeichnung für den Inhalt herangezogen werden, was eine lexikalische Einheit herstellt und somit den Inhalt in das Mentale Lexikon einspeist. Das Lexikon ist also aufgrund seiner Umwelt und durch diese erweiterbar. Dessen sollten wir im Folgenden eingedenk bleiben, denn auch wenn etwa Gévaudan (2007) diesen Umstand nie leugnet, so konzentriert er sich derart intensiv auf Verschiebungen bei bereits im Lexikon verankerten Inhalten und Ausdrücken, dass dies leicht in Vergessenheit gerät. Bleiben wir uns also bewusst, dass es in der menschlichen Kognition irgendwo in Nachbarschaft zum Mentalen Lexikon mindestens eine Instanz geben muss, die zumindest über die Möglichkeit verfügt, Informationen (bzw. Inhalte) aus der Umwelt des Mentalen Lexikons in selbiges „einzuspeisen“, indem es eine Umstrukturierung des Systems „Mentales Lexikon“ vornimmt; dies kann geschehen, in dem Informationen aus der Umwelt erstens wahrgenommen und zweitens mit einem Ausdruck in Verbindung gesetzt werden (diesbezüglich sind etwa Nervenzellen und Sinnesorgane zu nennen, die einerseits eine Eigen- bzw. Körperwahrnehmung und andererseits eine Umweltwahrnehmung ermöglichen (vgl. etwa Müller 2003: 58f)).¹⁶⁵ Die „Einspeisung“ kann theoretisch ohne tatsächlichen Import neuer Elemente in das System des Mentalen Lexikons erfolgen, wenn wir davon ausgehen, dass sie als Metainformation eine Reorganisation des Mentalen Lexikons – also z.B. eine Umgewichtung der Relationen zwischen den Systemelementen – herbeiführt.

Diese Erkenntnisse sind von zentraler Bedeutung, wenn man die Entwicklungsmöglichkeiten im Lexikon in diachroner Sicht beschreiben möchte. Wir können diesbezüglich – aufbauend auf den bisherigen Betrachtungen und der dabei heranzitierten Literatur – vorläufig fünf Möglichkeiten unterscheiden, die wir im Folgenden kritisch hinterfragen und terminologisch verfeinern werden:

¹⁶⁵ Detailliertere Beschreibungen dieser „Instanz“ würden eine große Diskussion zahlreicher Forschungsdebatten eröffnen, die den Rahmen dieser Arbeit sprengen würden. Das Minimum an Konsens erscheint mit der genannten Beschreibung deutlich und im Sinne dieser Arbeit als ausreichend; alles Weitere sei hier der psychologischen und neurologischen Forschung überlassen.

(1.) inhaltsseitige Erweiterung einer lexikalischen Einheit, die somit eine zusätzliche lexikalische Einheit konstituieren (hierbei wird also einem Ausdruck, dem bereits mindestens ein Inhalt zugeordnet ist, ein weiterer Inhalt zugeordnet), (2.) ausdrucksseitige Erweiterung einer lexikalischen Einheit, die somit ebenfalls eine zusätzliche lexikalische Einheit schafft (hierbei wird also einem Inhalt, dem bereits mindestens ein Ausdruck zugeordnet ist, ein weiterer Ausdruck zugeordnet), (3.) Schwund einer lexikalischen Einheit (entweder die Ausdrucksseite einer lexikalischen Einheit oder deren Inhaltsseite oder gar beide Seiten zugleich gehen verlustig), (4.) unverändertes Fortbestehen einer lexikalischen Einheit (Kontinuität) und (5.) Neuentstehung einer lexikalischen Einheit, also Neuentstehung eines lexikalischen Inhalts mitsamt eines zugeordneten lexikalischen Ausdrucks.

Die erste Möglichkeit kann dabei als *Innovation* bezeichnet werden, wie es etwa Andreas Blank (1997) tut, wenn er erklärt, dass „innovativer Bedeutungswandel [...] eine Entstehung einer neuen Bedeutung [...] bei einem Wort neben der alten [darstellt, und dass] die Polysemie der beiden Bedeutungen [...] Ergebnis oder ‚Folge‘ des Bedeutungswandels [ist]“ (Blank 1997: 113). Allerdings findet sich „Innovation“ natürlich auch im Falle der zweiten und fünften genannten Möglichkeit, weshalb wir – Gévaudan folgend (s. etwa Gévaudan 2007: 28–31) – sinnvollerweise zwischen Bedeutungs- und Bezeichnungswandel differenzieren und die beiden ersten genannten Möglichkeiten lexikalischer Entwicklung als innovativ begreifen sollten. Den Terminus *Bedeutungswandel* können wir angesichts der in dieser Arbeit bereits vorgenommenen Definitionen treffender durch *Inhaltswandel* ersetzen, wobei darunter jede Form der Veränderung der inhaltsseitig gefassten Informationen, die ein bilaterales, sprachliches Zeichen enthält, zu verstehen ist; *Bedeutungswandel* bleibt hierbei auf Veränderungen des Denotats beschränkt (s. dazu die Ausführungen in Kapitel 1.5.1).

Den *Schwund* einer lexikalischen Einheit bezeichnet Blank als „reduktive[n] Bedeutungswandel“ (Blank 1997: 113), bezieht sich dabei aber – wie der Ausdruck *Bedeutungswandel* zeigt – wieder nur auf inhaltsseitige Veränderungen. Um auch ausdrucksseitige Veränderungen hierbei miteinzubeziehen erscheint *Schwund* als der geeignetere Terminus, da er den Verlust einer lexikalischen Einheit im Lexikon beschreibt, ohne dabei eine Aussage darüber zu treffen, ob die Ursache des Schwunds ausdrucksseitiger, inhaltsseitiger oder beiderseitiger Natur ist; darüber hinaus ist die Bezeichnung *Wandel*, wie sie Blank führt, bei dem Phänomen des Schwunds, das er beschreiben will, nicht angemessen. Ein Beispiel für Schwund einer lexikalischen Einheit im Deutschen ist das Neutrum ahd./mhd. *barn* ‚Kind‘, das zum Nhd. als vollständig ausgestorben, also geschwunden gilt (vgl. Lloyd/Springer 1988: 481). Ursache des Schwunds ist ein –

vermutlich schrittweise und schließlich absoluter – Rückgang des Gebrauchs der lexikalischen Einheit (vgl. etwa Gévaudan 2007: 52f). In diesem Fall muss von ausdrucksseitigem Schwund gesprochen werden, da die Bedeutung ‚Kind‘ ja nach wie vor im Deutschen durch eine lexikalische Einheit (mittels des Ausdrucks nhd. *Kind*) im Lexikon der Kollektivebene vorhanden ist.¹⁶⁶

Nur wenn sich bei einer existenten lexikalischen Einheit weder inhaltsseitige noch ausdrucksseitige, d.h. morphologische Veränderungen vollziehen und es auch nicht zu ihrem Schwund kommt, kann von Kontinuität der lexikalischen Einheit gesprochen werden; sie bleibt also unverändert und im Lexikon bestehen.¹⁶⁷ Es ist dabei wichtig, sich bewusst zu machen, dass lexikalische Kontinuität durchaus nicht selbstverständlich ist, sondern darauf fußt, dass lexikalische Einheiten „immer wieder gebraucht werden, sonst verfallen sie“ (Gévaudan 2007: 52); sie müssen also, um als Teil eines (abstrakten, modellhaften) Lexikons auf Kollektivebene gelten zu können, objektiv nachweisbar sein, also belegterweise (regelmäßig) Phänotypisierung erfahren haben.

Zuletzt gibt es noch die Möglichkeit der Neubildung einer ganzen lexikalischen Einheit. Dies könnte wie in unserem Gedankenexperiment des zunächst unbekanntem Computers vonstattengehen, dass also ein neuer Inhalt bzw. eine neue Information kognitiv eingespeist wird und mit einem – womöglich ebenfalls vollkommen neuen, also zuvor so nicht im Mentalen Lexikon gespeicherten – Ausdruck verbunden wird. Aber auch Wortbildung kann dazu gezählt werden, so etwa die Zuordnung eines neuen, also bisher so nicht gespeicherten oder eines bereits in Verbindung mit einer anderen lexikalischen Einheit im Mentalen Lexikon vorhandenen Inhalts zu einem neuen Ausdruck, der aus ausdrucksseitigem Material gebildet wird, das bereits im Mentalen Lexikon vorhanden ist (d.h., die Innovation der Ausdrucksseite erfolgt durch Komposition oder Derivation – beide stellen ganz offensichtlich keine basale Erweiterung des Lexikons, sondern vielmehr eine Reorganisation desselben dar, indem vorhandene Elemente neu in Relation zueinander gestellt werden bzw. diese Relationen neu gewichtet werden) (vgl. Gévaudan 2007: 26). So bezeichnete nhd. *Zuber* im Ahd.

¹⁶⁶ Es existiert im Nhd. zwar dialektal noch ein Ausdruck nhd. *Barn*, dieser bedeutet jedoch ‚Heustock, Krippe‘ und ist auch etymologisch – d.h. hier insbesondere ausdrucksseitig – nicht auf ahd./mhd. *barn* ‚Kind‘ zurückführbar (vgl. Kluge 2011: 92). Aus diesem Grunde kann dieser Ausdruck nicht als ausdrucksseitige Erhaltung zu ahd./mhd. *barn* gelten, von Kontinuität kann nicht gesprochen werden.

¹⁶⁷ Warum wir unter ausdrucksseitigen Veränderungen nur solche morphologischer und nicht etwa phonologischer Art verstehen wollen, wird später noch im Detail ausgeführt werden; vorab sei unter Verweis auf das Glossar im Anhang darauf hingewiesen, dass wir jeden Laut als Variable begreifen wollen, sodass die ein Morphem dementsprechend in unterschiedlicher bzw. (geringfügig) divergierender Lautgestalt phänotypisiert werden kann.

als ahd. *zwibar* zunächst ganz allgemein ein ‚zweihekliges Gefäß‘ (vgl. Lühr 1998: 987), wobei es sich um eine Wortbildung bestehend aus ahd. *zwi-* (zu ahd. *zwiror* ‚zweimal, zweifach‘) und ahd. *-bar* (zur Abtönungsstufe des starken, d.h. ablautenden Verbs ahd. *beran* ‚tragen‘ oder einer Vorform desselben) handelt (vgl. Kluge 2011: 1016). Für ‚zweihekliges Gefäß‘ wiederum ist kein anderer oder älterer Ausdruck im Ahd. bezeugt, weshalb hier von einer auf Wortbildung beruhenden Neuschöpfung eines Ausdrucks (Signifiants) zu einem neu ins Mentale Lexikon eindringenden Inhalt (Signifié) auszugehen ist.¹⁶⁸ Bezeichnungen wie *Neuschöpfung*, *Schwund* oder *Innovation* wollen wir im Übrigen stets aus didaktischen Gründen verwenden; es wird sich im Rahmen des zu entwickelnden probabilistischen Modells zeigen, dass sie tatsächlich als Simplifizierungen gelten müssen.

Auf die soeben angeführten fünf Möglichkeiten lexikalischer Entwicklung lässt sich wiederum das Neologismus-Modell nach Leonhard Lipka anwenden, wie es auch Gévaudan tut (vgl. Gévaudan 2007: 26-37). Lipka schlägt eine Unterteilung lexikalischer Neologismen in vier Kategorien vor: (1.) morphosemantische Neologismen, (2.) semantische Neologismen, (3.) morphologische Neologismen und (4.) externe Neologismen bzw. Entlehnungsprozesse (s. Lipka 1994: 6f). Wenn wir hierbei also Neologismen als Form von Innovation begreifen, so können wir Lipkas morphosemantische Neologismen, bei denen sich sowohl Ausdruck als auch Inhalt im Mentalen Lexikon neu ergeben, als das verstehen, was wir eben als Neuentstehungsprozess einer lexikalischen Einheit beschrieben haben. Lipkas semantische Neologismen entsprechen inhaltsseitigen Erweiterungen einer lexikalischen Einheit durch Innovation, wodurch eine neue lexikalische Einheit entsteht; die morphologischen Neologismen wiederum entsprechen der ausdrucksseitigen Erweiterung einer lexikalischen Einheit (dies geschieht ebenfalls durch Innovation und hat ebenfalls die Entstehung einer neuen lexikalischen Einheit zur Folge).

Aufgrund seiner Konzentration auf Neuschöpfungen sind sowohl der Schwund als auch das unveränderte Fortbestehen lexikalischer Einheiten mit Lipkas Modell nicht vertiefender zu beschreiben. Gévaudan weist ferner darauf hin, dass Lipkas letzter Typ, der „externer Neologismen“, die Lipka selbst auf Entlehnungsprozesse beschränkt, „unverbunden neben den ersten Typen [...]

¹⁶⁸ Inwiefern derartige Wortbildungen tatsächlich als Innovationen zu begreifen sind, wird später noch ausführlich diskutiert, wobei wir – aufbauend auf Laca 1986: 129f u. 598f – zu dem Schluss kommen werden, dass man hierbei durchaus von bereits vorhandenen lexikalischen Einheiten sprechen sollte, die bisher lediglich rezessiv geblieben sind.

steht“ (Gévaudan 2007: 36). Dabei entwickelt Gévaudan diesen Gedanken entlang seines Verständnisses von „stratischer Innovation“: Unter *Stratum* versteht er „die genetische¹⁶⁹ Beziehung zweier Sprachzustände zu verschiedenen Zeitpunkten“ (Gévaudan 2007: 35)¹⁷⁰ und stellt diesbezüglich zunächst fest, dass das Kriterium, das bei Entlehnung oft angeführt wird, das ist, dass die historischen Vorgänger nicht im Stratum der Zielsprache, die die Entlehnung aufnimmt, liege, sondern – aus Sicht der Zielsprache – in einer Fremdsprache (der Ausgangssprache der Entlehnung), und dass die Innovation einer Entlehnung in der Fremdsprachlichkeit begründet sei (vgl. Gévaudan 2007: 37). Im Falle einer Entlehnung geht demzufolge eine lexikalische Einheit von einem Stratum in ein anderes über, d.h. es findet eine Erweiterung des primären lexikalischen Inventars einer Einzelsprache (des Zielstratums) statt (vgl. Gévaudan 2007: 36). Da aber Sprachwandelsforschung notwendigerweise auf Entwicklungen innerhalb eines Stratums, also etwa einer Einzelsprache, konzentriert ist und bestenfalls anschließend Entwicklungen innerhalb mehrerer Einzelsprachen miteinander vergleicht, ist es durchaus sinnvoll, Entlehnungen im Lichte stratischer Innovation zu betrachten, wie es Gévaudan schließlich vorschlägt: „[N]icht die Fremdsprachlichkeit des Vorgängers, sondern lediglich seine Nicht-Zugehörigkeit zum betreffenden lexikalischen Inventar“ (Gévaudan 2007: 37) ist somit das Kriterium für stratische Innovation (vgl. Gévaudan 2007: 37). Im Falle einer Entlehnung aus einer Ausgangs- in eine Zielsprache betreffend Ausdrucks- und (konventionell) zugeordneter Inhaltsseite liegt demnach eine stratische Innovation im Sinne eines morphosemantischen Neologismus vor, sodass Lipkas Typ der „externen Neologismen“ im Rahmen von Sprachwandelsforschung verworfen werden kann.¹⁷¹ Dieses Verständnis von stratischer Innovation wird uns später noch einen Dienst erweisen, wenn wir etwa sehen werden, dass die lexikalische Einheit französisch *souris* ‚Computermaus‘ etymologisch-morphologisch auf frz. *souris* ‚(tierische) Maus‘ zurückzuführen ist, aber in engl. *mouse* ‚Computer-

¹⁶⁹ Es zeigt sich hierbei einmal mehr, dass die Übernahme von Termini aus der Biologie auch in nicht dezidiert biolinguistisch ausgerichteten Arbeiten der Linguistik fast reflexartig geschieht und somit die Annahme von gewissen Schnittmengen offenbar weiter verbreitet ist, als es manche Linguisten zugeben würden oder sich bewusst machen.

¹⁷⁰ Das Stratum kann des Weiteren „als Bestand von Sprachregeln, die innerhalb eines bestimmten Zeitraums durch ihre Anwendung seitens der Sprecher bestätigt werden“ (Gévaudan 2007: 151), definiert werden; in Bezug auf den Wortschatz verweist der Terminus *Stratum* auf dessen historische Kontinuität (vgl. Gévaudan 2007: 141).

¹⁷¹ Daneben gibt es aber noch weitere Formen stratischer Innovation wie etwa Onomatopoeitika (vgl. Gévaudan 2007: 155), auf die hier im Sinne der Zielsetzung dieser Arbeit jedoch nicht weiter eingegangen werden muss.

maus‘ zu engl. *mouse* ‚(tierische) Maus‘ einen paradigmatischen Vorgänger findet (vgl. Gévaudan 2007: 66): Hierbei ließe sich die Übertragung des engl. Paradigmas auf die frz. Verhältnisse als stratische Innovation begreifen.

Allerdings kann uns Lipkas Terminologie ein wenig Klarheit hinsichtlich ausdrucksseitiger Kontinuität verschaffen. Denn es erscheint nicht zielführend, regelhafte Lautwandel bereits als Diskontinuität der Ausdrucksseite einer lexikalischen Einheit zu verstehen. Mhd. *hûs* und nhd. *Haus*, welches durch die regelmäßig eingetretene neuhochdeutsche Diphthongierung von /u:/ zu /aʊ/ entstanden ist, sollten wir in diesem Sinne als ausdrucksseitig insofern identisch auffassen, als die beiden Formen lediglich als Varianten desselben ausdrucksseitigen sprachlichen Elements zu begreifen sind. Auch dialektale Abweichungen im Lautbild können damit ignoriert werden. Ob jemand nhd. *Chemie* als [çeˈmi:], [jeˈmi:] oder [keˈmi:] ausspricht (also in dieser Weise phänotypisch wahrnehmbar macht), ändert in diesem Sinne nichts an der lexikalischen Einheit. Dies hat Lipka erkannt und aus besagtem Grunde wollen wir unter einer ausdrucksseitigen Veränderung primär eine morphologische Veränderung verstehen,¹⁷² was phonologisch einem Abstraktions- bzw. Idealisierungsprozess hinsichtlich der Gestalt eines Ausdrucks gleichkommt.

Zusammenfassend lassen sich hinsichtlich lexikalischer Entwicklungen im Lexikon in diachroner Sicht folgende Typen beschreiben:

- 1.) Entstehung neuer lexikalischer Einheiten aufgrund von
 - a) Kontinuität auf der Ausdrucksseite (d.h. morphologische Kontinuität) und Erweiterung auf der Inhaltsseite durch Innovation (dies entspricht *Bedeutungs-* oder treffender (und allgemeiner): *Inhaltswandel*),
 - b) Kontinuität auf der Inhaltsseite und Erweiterung auf der Ausdrucksseite durch innovationsbedingtes Entstehen eines neuen, dem Inhalt zugeordneten Ausdrucks (dies entspricht bzw. führt womöglich zu vollständigem *Bezeichnungswandel*),
 - c) Erweiterung des Lexikons um eine ganze lexikalische Einheit, also der Neuaufnahme eines Inhalts samt zugeordneten Ausdrucks;
- 2.) Schwund lexikalischer Einheiten aufgrund von Gebrauchsrückgang;

¹⁷² Dieses Kontinuitätsverständnis hinsichtlich Ausdrucksseiten deutet schon auf den probabilistischen Ansatz hin, den wir später intensiv verfolgen werden, nach dem die Gestalt eines sprachlichen Elements in unterschiedlicher Weise – gemäß bestehender Möglichkeiten (Phänotypisierungsmöglichkeiten) mit unterschiedlichen Auftretenswahrscheinlichkeiten (Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten) – phänotypisiert, also im sprachlichen Phänotyp wahrnehmbar, werden kann.

- 3.) Kontinuität lexikalischer Einheiten aufgrund von unverändertem Fortbestehen des Inhalts und des dazugehörigen Ausdrucks (zumindest auf morphologischer Ebene).

Dabei kommt die Motivation für Innovation aus der Umwelt eines Mentalen Lexikons, wobei wir eingedenk sein wollen, dass das Lexikon einer Sprache in dieser Arbeit als die (auf Konventionalität beruhende) Schnittmenge der Mentalen Lexika einer relevanten Anzahl der Angehörigen der jeweiligen Sprachgemeinschaft verstanden sein will.¹⁷³ So kommt es etwa nur zu Entlehnungen (also Innovation über Stratumsgrenzen hinweg), wenn Veränderungen in der Umwelt eine Entlehnung ermöglichen. Ein Ausdruck für ‚Computer‘ würde weder entlehnt noch aus Material, das bereits im Lexikon vorhanden ist, per Wortbildung neugeschöpft werden, wenn in der Umwelt kein Bedarf dafür durch das Auftreten eines dem zuordnungsbaeren Inhalts (in Form von Information) bestünde. Es bedarf also jeweils eines Triggers, der sprachliche Metainformation in das betreffende Sprachsystem des jeweiligen Mentalen Lexikons transmittieren und so zu einer Reorganisation des Mentalen Lexikons führen kann (und sei diese noch so beschränkter Natur).

In der Forschung kursieren über die soeben präsentierten Kategorien lexikalischen Wandels hinaus noch weitere, so etwa auf semantischer Ebene die Generalisierung (bzw. Bedeutungserweiterung), Spezialisierung (bzw. Bedeutungsverengung), Melioration (bzw. Bedeutungsverbesserung) und Pejoration (bzw. Bedeutungsverschlechterung) (s. etwa Hennings 2012: 201). Allerdings können diese allesamt als Subkategorien lexikalischer Innovation aufgefasst werden, weshalb sie durchaus ihre Berechtigung haben und geeignet sind, bestimmte Aspekte lexikalischer Innovation näher zu beleuchten; ein Mehrwert für die vorliegende Arbeit ergibt sich aus ihnen jedoch nicht.¹⁷⁴ Zudem sind insbesondere *Bedeutungsverbesserung* und *-verschlechterung* höchst umstrittene

¹⁷³ Zumindest ermöglicht diese Arbeitsdefinition, die selbstverständlich problematisierbar ist, einen für diese Arbeit nötigen Minimalkonsens über den Zusammenhang des Mentalen Lexikons eines Individuums mit dem Lexikon einer Einzelsprache (und somit eines menschlichen Kollektivs (genauer: einer Sprachgemeinschaft)).

¹⁷⁴ Auch auf ausdrucksseitige Innovationssubkategorien sei hier nicht näher eingegangen, weil davon an dieser Stelle kein wesentlicher Mehrwert für diese Arbeit zu erhoffen ist. Hierbei wären vor allem morphologische Veränderungen wie Konversion, Suffigierung, Präfigierung oder Komposition zu nennen, aber auch morphologische Reduktion, wie sie etwa bei französisch *prof* aus französisch *professeur* vorliegt (vgl. Gévaudan 2007: 116). Die genannten Typen morphologischer Veränderung reduziert Gévaudan im Sinne allgemeinerer Gültigkeit sinnvollerweise auf vier Kategorien:

Begriffe. Insbesondere Blank stellt ihre Berechtigung infrage, indem er darauf hinweist, dass diese Termini in ihrer Anwendung als wertend einzustufen sind und „letztlich der subjektiven moralischen Bewertung durch den Betrachter [obliegen]“ (Blank 1997: 335). Allerdings unterläuft ihm hier offensichtlich der Fehler, dass er die Individualebene strikt von der Kollektivebene trennt, was – wie bereits mehrfach deutlich wurde – nicht vollständig gelingen kann. Denn lexikalische Einheiten können ja zunächst nur als im Mentalen Lexikon eines Individuums verankert beschrieben werden, lassen sich aber schließlich als Eintrag in einer Art einzelsprachlichen Lexikon des Kollektivs – konkret: einer Sprachgemeinschaft – auffassen, wenn nur eine als relevant erachtete Anzahl von Individuen des jeweiligen Kollektivs die jeweilige Einheit in einer ausreichend ähnlichen bzw. nahezu identischen Form in ihrem Mentalen Lexikon gespeichert hat, sie dabei also konventionalisiert wurde; ebenso verhält es sich bekanntlich auch mit Moralvorstellungen: Aus der Perspektive einer konventionalisierten Moralvorstellung können sehr wohl begründet Bedeutungsverbesserungen oder Bedeutungsverschlechterungen behauptet werden – Vergleichsmaßstab wäre dann eben nicht die moralische Einschätzung eines einzelnen Wissenschaftlers, sondern die, die in der zu untersuchenden Sprachgemeinschaft als Konvention gelten kann.

Kollektives Zusammenleben fußt immer auf einem Mindestkonsens, von dem es natürlich individuelle Abweichungen geben kann, wobei anzunehmen ist, dass viele der Abweichenden sich durchaus bewusst sind, dass sie abweichen und in welcherlei Hinsicht. Wenn jemand in der bundesdeutschen Gesellschaft der Gegenwart etwa konsequent feminine Bildungen für Formen benutzt, die im Deutschen konventionell Maskulina oder Neutra sind (z.B. dt. **Salzstreuerin* statt dt. *Salzstreuer*), wird er dies nicht unbewusst tun, außer er hat die entsprechenden lexikalischen Einheiten tatsächlich so erlernt, was prinzipiell denkbar ist, aber für dieses Beispiel als unwahrscheinlich gelten kann. Unabhängig von seiner Motivation führt der Benutzer derartiger lexikalischer Einheiten hierbei also höchstwahrscheinlich mit Absicht einen Konventionsbruch durch, was bedeutet, dass selbst bei Abweichungen nicht selten angenommen werden muss, dass die Konvention bekannt ist, ja man kann sogar sagen, dass viele Abweichungen sich nur im Rahmen der Konvention bewegen können. Blanks Anzweiflung der Gerechtigkeit der Termini *Bedeutungsverbesserung* und *Bedeutungsverengung* muss somit als kurzfristig zurückgewiesen werden, da sich auch Wertevorstellungen kollektiv manifestieren können; dennoch kann sein

grammatische Veränderung (hierunter kann etwa Genusänderung fallen), morphologische Erweiterung, morphologische Reduktion und Kombination lexikalischer Ausdrücke (vgl. Gévaudan 2007: 117).

Hinweis auf Subjektivität von Relevanz sein, insbesondere im Zusammenhang mit seiner Schlussfolgerung, dass es schwierig ist, Kriterien zur Abgrenzung der beiden Kategorien eindeutig zu definieren (vgl. Blank 1997: 336; hinsichtlich Perspektivitätsfragen in Sprache sei ferner auf Köller 2004 verwiesen).

2.1.2 – Welche Mechanismen stecken hinter Innovation, Schwund und Kontinuität?

An dieser Stelle wollen wir uns einen Überblick über zentrale Faktoren der soeben beschriebenen Entwicklungsmöglichkeiten lexikalischer Einheiten verschaffen. Dabei soll es nicht um die Frage gehen, warum Sprache überhaupt zur Veränderung neigt. Vielmehr wollen wir uns darüber bewusst werden, wie es im Rahmen kommunikativer Situationen, die synchron zu verorten sind, auf lexikalischer Ebene zu (bald diachron diagnostizierbaren) Veränderungen kommt. Nicht die Ursache, sondern die Art und Weise der Veränderung steht somit im Zentrum unseres Interesses. Es wird sich auch hierbei zeigen, wie bedeutend die Verbindung zwischen Mentalem Lexikon des Individuums und Lexikon der entsprechenden, aufgrund von Synchronisierungen fassbaren Sprachgemeinschaft, also des Kollektivs, dem das Individuum angehört, ist.

Detaillierte Beschreibungen dazu finden sich wiederum bei Gévaudan (2007). Er sieht den Ursprung lexikalischer Innovation und ihrer Durchsetzung auf Ebene der *parole*, des Sprachgebrauchs, bzw. genauer im Sprechakt; als Beispiel führt er dabei italienisch *capire* ‚verstehen‘ aus lat. *capere* ‚ergreifen‘ an: Irgend ein Sprecher bedient sich erstmals eines innovativen Sprachgebrauchs des Ausdrucks, indem er metaphorisch „die konzeptuelle Brücke zwischen ERGREIFEN und VERSTEHEN“ (Gévaudan 2007: 49) schlägt.¹⁷⁵ Wenn der Hörer (bzw. Empfänger) glaubt, zu verstehen, was der Sprecher (bzw. Sender) meint, und auch der Sprecher das Gefühl hat, dass der Hörer ihn verstanden hat, kann der Sprechakt als erfolgreich gelten, was als Voraussetzung dafür anzunehmen ist, dass Sprecher oder Hörer den entsprechenden Gebrauch der neu entstandenen lexikalischen Einheit mit Absicht wiederholen (vgl. Gévaudan 2007: 49). Derartige Wiederholungen müssen so oft stattfinden, bis „die Sprecher der betreffenden Sprachgemeinschaft diese Art zu sprechen [...] als normal, d.h. der Sprachnorm gemäß, empfinden“ (Gévaudan 2007: 49f), womit der entsprechende Gebrauch

¹⁷⁵ Hierbei sollten wir uns daran erinnern, dass Metaphorik ein übliches Werkzeug zur Erweiterung des Mentalen Lexikons darstellt, wie es in dieser Arbeit bereits herausgearbeitet wurde.

des bilateralen, sprachlichen Zeichens als lexikalisiert gelten kann (s. dazu Gévaudan 2007: 49-51).¹⁷⁶ Dabei ist anzunehmen, dass sich die entsprechende Innovation, die zwar in einem bestimmten Sprechakt plötzlich phänotypisch geworden ist,¹⁷⁷ allmählich ausbreitet, indem sie – mittels Mikrosynchronisierungen – von einzelnen Individuen, die die Innovation frühzeitig in ihrem Mentalen Lexikon verankert haben, auf eine Sprechergruppe übergreift, ehe weitere Sprechergruppen erfasst werden, bis schließlich die Innovation von einer derart großen Anzahl von Angehörigen der Sprachgemeinschaft übernommen wurde, dass sie als lexikalisiert gelten kann (s. dazu etwa auch Gévaudan 2007: 50).¹⁷⁸ Die Gebrauchsfrequenz der Innovation nimmt also solange zu, bis ein Punkt erreicht ist,

¹⁷⁶ Unter *lexikalisiert* verstehen wir in diesem konkreten Fall, dass das bilaterale, sprachliche Zeichen im Lexikon einer Sprachgemeinschaft, d.h. eines Kollektivs verankert ist. Es müssen also – in der Terminologie von Herrgen und Schmidt – so viele Mikrosynchronisierungen stattgefunden haben, dass ein Makrosynchronisierungsprozess im Kollektiv zu wirken beginnt.

Natürlich kann ein Zeichen zuvor bereits im Mentalen Lexikon eines Individuums verankert sein, was man ebenfalls als *Lexikalisierung* bezeichnen könnte. Um Eindeutigkeit zu schaffen, sei *Lexikalisierung* in dieser Arbeit aber überall dort, wo es nicht explizit auf eine Individualebene bezogen ist, als Bezeichnung für den Eingang einer lexikalischen Einheit in das Lexikon eines Kollektivs verstanden (der Kontext des Gebrauchs dieses Terminus ist in dieser Arbeit also in jedem Fall zu beachten); mitunter wird aber auch mehr Eindeutigkeit durch Verwendung des Terminus *Konventionalisierung* erreicht werden.

Wenn wir in unseren Betrachtungen später die lexikalische Ebene wieder verlassen und den Terminus *Mentales Lexikon* wieder gemäß seines in der Einleitung beschriebenen erweiterten Bedeutungsumfangs verstehen – also das gesamte sprachliche Wissen (d.h. etwa auch phonologisches oder syntaktisches Wissen) eines Menschen umfassend –, so werden wir gleichsam den Bedeutungsumfang von *Lexikalisierung* entsprechend erweitern (so meint dann etwa die „Lexikalisierung eines Phonems“ die Aufnahme eines Phonems in das Lexikon der Kollektivebene).

¹⁷⁷ Die Innovation muss schon alleine deshalb plötzlich ablaufen, weil Übergänge zwischen ‚ergreifen‘ und ‚verstehen‘ kaum denkbar erscheinen (s. dazu etwa auch Gévaudan 2007: 18).

¹⁷⁸ Das hier anhand des Beispiels und der dazugehörigen Überlegungen zum Ablauf der Lexikalisierung skizzierte Szenario kann als monogenetisch beschrieben werden, weil davon ausgegangen wird, dass ein Individuum die Innovation einführt und sich selbige davon ausgehend ausbreitet. Denkbar wäre aber prinzipiell auch ein polygenetisches Szenario, demzufolge zeitgleich oder mit zeitlichem Abstand zwei oder mehr Individuen in Kommunikationssituationen den gleichen Innovationsprozess – im Falle von ital. *capire* also Metaphorik – durchführen und sich diese identischen oder (aufgrund jeweiliger Kontextabhängigkeit) nahezu identischen Innovationen anschließend unabhängig voneinander innerhalb der Sprachgemeinschaft ausbreiten, ehe sie im Zuge der Lexikalisierung früher oder später notwendigerweise als zusammengefallen beschrieben werden können. Letzteres ist spätestens mit Überschreitung der Lexikalisierungsschwelle der Fall. Die Möglichkeit dieses Szenarios unterstreicht

an dem die Innovation als lexikalisiert gelten kann und somit fester Bestandteil des Lexikons der jeweiligen Sprachgemeinschaft darstellt (wenn auch nicht unwiderruflich, da die Möglichkeit des Schwund stets besteht);¹⁷⁹ dieser Punkt lässt sich als *Lexikalisierungsschwelle* bezeichnen (vgl. Gévaudan 2007: 51).¹⁸⁰ Wir können diese Schwelle definitorisch mit dem Beginn von entsprechenden Makrosynchronisierungsprozessen gleichsetzen.

Wichtig ist aber auch, sich bewusst zu machen, dass der Weg von der erstmaligen Verwendung einer Innovation bis zu ihrer Lexikalisierung bzw. Konventionalisierung keineswegs „gerade“ verlaufen muss. So kann etwa die Gebrauchsfrequenz zwischenzeitlich rückläufig sein, ehe sie wieder zunimmt (vgl. Gévaudan 2007: 51). Zudem beschränkt sich Gévaudan insbesondere in seinen Diagrammen (s. Gévaudan 2007: 51-53) auf die Gebrauchsfrequenz bzw. die Häufigkeit der Verwendung einer Innovation; hierbei vergisst er somit die Anzahl der Mentalen Lexika einzubeziehen, in denen die betreffende Innovation Eingang gefunden hat – und natürlich auch die Gesamtzahl der für das zu untersuchende Kollektive relevanten Mentalen Lexika.¹⁸¹ Diese Werte sind aber durchaus relevant, denn natürlich wäre es denkbar, dass 10 Sprecher eines 15.000 Mentale Lexika starken Kollektivs eine lexikalische Einheit fünfmal täglich in Kommunikationssituationen benutzen, wobei jedoch diese Einheit wohl als weit weniger lexikalisiert zu gelten hätte, als wenn 10.000 Sprecher die lexikalische Einheit nur einmal in der Woche gebrauchten.

Die Darstellung Gévaudans wirkt aber insgesamt durchaus plausibel, dennoch sollte man sich bewusst machen, dass insbesondere in der heutigen Zeit (um 2020), lexikalischer Wandel seinen Ursprung nicht notwendigerweise im

die Annahme rezessiver Information, die stets über eine Phänotypisierungswahrscheinlichkeit verfügt, welche zudem veränderlich ist.

¹⁷⁹ Es sei hierbei auf die hohe Bedeutung, die der Frequenz in linguistischen Arbeiten mit probabilistischen Ansätzen zugemessen werden muss, hingewiesen (vgl. diesbezüglich etwa Bod et al. 2003a: 3, Jurafsky 2003: 40 u. Nübling 2000: 290); eine Verknüpfbarkeit von Gévaudans Arbeit (2007) mit der Probabilistik ist ersterer somit inhärent.

¹⁸⁰ Diesbezüglich ist darauf hinzuweisen, dass es keine verlässlichen, verbindlichen und vollumfänglich begründbaren Werte oder Ermittlungsverfahren gibt, die zur eindeutigen Festlegung der Lexikalisierungsschwelle in einer Sprachgemeinschaft herangezogen werden können (nach bisherigem Kenntnisstand wäre eine derartige Festlegung somit als willkürlich einzustufen) (vgl. Gévaudan 2007: 51).

¹⁸¹ Diese Anzahl entspricht somit der Anzahl der Angehörigen einer Sprachgemeinschaft, die die Innovation überhaupt in kommunikativen Situationen einsetzen können, was somit auch Einfluss auf die Gebrauchsfrequenz haben kann, aber nicht muss, da man eine lexikalische Einheit schließlich auch dann in seinem Mentalen Lexikon gespeichert haben kann, wenn man sie nicht gebraucht bzw. phänotypisiert (was für lexikalische Einheiten an sich eindeutig die meiste Zeit so ist).

Gespräch haben muss, sondern auch schriftlich – etwa in E-Mail, SMS oder Chat, aber durchaus auch anhand literarischer Werke – seinen Ausgangspunkt finden kann. Aus diesem Grund sei vorgeschlagen, betreffend der soeben beschriebenen Ausführungen Gévaudans nicht von *Sprechakten*, sondern allgemeiner von *Kommunikationssituationen unter Verwendung sprachlicher Zeichen* (bzw. *sprachlicher Elemente*) zu reden und ebenso die Bezeichnungen *Sprecher* und *Hörer* durch *Sender sprachlicher Zeichen* bzw. *Elemente* und *Empfänger/Rezipient sprachlicher Zeichen/Elemente* zu ersetzen, da diese Termini allgemeiner gültig und weniger geeignet sind, für Verwirrung zu sorgen, obgleich man prinzipiell natürlich auch im metaphorischen Sinne *Sprecher* für *Schreiber* einsetzen könnte.

Hinsichtlich der allgemeinen Durchsetzung lexikalischer Innovation in einer Sprachgemeinschaft kann man also, wie es schon Peter Koch und Wulf Oesterreicher (1996) tun, zwischen „pragmatisch-situativ verankerte[r] *ad-hoc-Bildung* [und] *Lexikalisierung* oder *Grammatikalisierung* dieser Bildung, die damit als Innovation in die Einzelsprache Eingang gefunden hat“ (Koch/Oesterreicher 1996: 75) unterscheiden. Gévaudan beschreibt diese beiden Schritte als qualitativ, womit er auf den kreativen Prozess des Entstehens der Innovation verweist, und quantitativ, womit die Verbreitung der Innovation innerhalb einer Sprachgemeinschaft gemeint ist (vgl. Gévaudan 2007: 50). Der quantitative Prozess¹⁸² ist also nichts anderes als die Etablierung der durch die Innovation neu verwendeten lexikalischen Einheit in den Mentalen Lexika einer relevanten Anzahl von Individuen, die demselben Kollektiv, d.h. derselben Sprachgemeinschaft angehören.¹⁸³

¹⁸² An dieser Stelle sei ferner auf das sogenannte „Piotrowski-Gesetz“ verwiesen, das aus der quantitativen Linguistik stammt und einen s-förmigen Verlauf einer Lexikalisierungskurve beschreibt; es handelt sich dabei um „ein aus der Epidemiologie entlehntes Modell [...], das den zeitlichen Verlauf der Ausbreitung neuer sprachlicher Formen beschreibt“ (Leopold 2005: 632), und nach dem ein Lexikalisierungsprozess langsam beginnt, sich die entsprechende sprachliche Neuerung von Individuum zu Individuum gleich einem Virus verbreitet, dabei eine Erhöhung der Ausbreitungsgeschwindigkeit erfährt, ehe selbige wieder abebbt, wenn die Lexikalisierungsschwelle überschritten wurde (vgl. Leopold 2005: 627f) (s. dazu ausführlicher eben Leopold 2005).

¹⁸³ Die Vorgänge wurden hier nur anhand des Beispiels von ital. *capire* ‚verstehen‘ und lat. *capere* ‚ergreifen‘ veranschaulicht (s. Gévaudan 2007: 49), also einem Fall von Inhaltswandel; Bezeichnungswandel und Erweiterung des Lexikons um eine ganze lexikalische Einheit (also die zeitgleiche Aufnahme eines neuen Inhalts und eines diesem zugeordneten neuen Ausdrucks) verlaufen analog, einzig das Verfahren, das bei der Erstverwendung zum Tragen kommt, kann kein metaphorisches sein. Auf detaillierte Darstellungen dieser anderen beiden Varianten sei hier aus Umfangsgründen, und da sie keinen zusätzlichen Beitrag im Sinne der Zielsetzung dieser Arbeit leisten würden, verzichtet.

Vergleichbar verhält es sich hinsichtlich des Schwunds lexikalischer Einheiten. Wenn man keine lexikalischen Universalien (d.h. lexikalische Einheiten als Universalien) im Sprachsystem annimmt – und eine derartige Annahme entbehrt derzeit jeder plausiblen und wissenschaftlich fundierten Grundlage –, so muss man zwangsläufig annehmen, dass jede lexikalische Einheit, die als lexikalisiert gelten kann oder konnte und die nun schwindet oder bereits geschwunden ist, einst durch den eben beschriebenen Weg der Innovation lexikalisiert wurde.¹⁸⁴ Der Prozess des Schwunds wiederum ist nichts anderes als der Rückgang der Gebrauchsfrequenz einer lexikalischen Einheit (vgl. Gévaudan 2007: 52f) und – was Gévaudan wie vergleichbar schon hinsichtlich lexikalischer Innovation ausblendet – der Rückgang der Anzahl Mentaler Lexika innerhalb eines Kollektivs (einer Sprachgemeinschaft), in denen die Einheit verankert ist. So können beide Werte bis unter die Lexikalisierungsschwelle sinken und die lexikalische Einheit dennoch von einzelnen Individuen oder bestimmten Sprechergruppen weiter verwendet, d.h. phänotypisiert werden (zu diesem Zeitpunkt wäre also eine erneute Lexikalisierung noch denkbar); lexikalische Einheiten können in diesem Zusammenhang etwa als „veraltet“, also als Archaismen gelten (vgl. Gévaudan 2007: 53). Da wir, wie bereits in einer Fußnote ausgeführt wurde, den Prozess des Schwundes als der Lexikalisierung entgegengesetzt verstehen, liegt auf Kollektivebene lexikalischer Schwund demzufolge bereits dann vor, wenn die Lexikalisierungsschwelle unterschritten ist. Damit ist die betreffende lexikalische Einheit aber nicht notwendigerweise schon ausgestorben. Erst wenn beide genannten Werte 0 sind, also die lexikalische Einheit in keinem Mentalen Lexikon mehr verankert ist und somit auch nicht mehr gebraucht wird, kann man davon sprechen, dass die betreffende Einheit vollständig verlustig gegangen ist, was wir als vollständigen Schwund bezeichnen möchten. Es sei angemerkt, dass eine derartige Einheit, die nicht mehr gebraucht wird und in keinem Mentalen Lexikon mehr verankert ist, bei der Annahme sprachlicher Rezessivität trotz dessen nicht als verloren gelten kann, da ein Schwund, wie er von der klassischen Linguistik an der Sprachoberfläche bzw. physikalisch mit menschlichen Sinnen (und somit vermeintlich objektiv) wahrnehmbar ist, nicht notwendigerweise einen

¹⁸⁴ In einem weiteren Sinne liegt natürlich auch im Fall von Innovationen, die es zwar als lexikalische Einheiten ins Mentale Lexikon eines oder mehrerer Individuen schaffen, dann aber verloren gehen, ehe sie innerhalb der Sprachgemeinschaft als lexikalisiert gelten können, Schwund vor. Ähnlich wie bereits im Falle des Terminus der *Lexikalisierung* wollen wir unter *Schwund* aber nur die Fälle verstehen, in denen lexikalische Einheiten, die bereits als Einträge des Lexikons einer Sprachgemeinschaft bezeichnet werden können oder konnten, verlustig gehen (sofern eben nicht eindeutig aus dem Kontext hervorgeht, dass nur eine (bestimmte) Individualebene betrachtet wird).

Schwund im sprachlichen Genotyp bedeutet, sondern vor allem eine signifikante Reduktion der jeweiligen Phänotypisierungswahrscheinlichkeit (dazu an späterer Stelle mehr).¹⁸⁵

Von lexikalischer Kontinuität auf Kollektivebene können wir sprechen, wenn eine bereits lexikalisierte Einheit in einem bestimmten Untersuchungszeitraum die Lexikalisierungsschwelle nicht mehr unterschreitet und sowohl auf der Inhaltsseite als auch auf der Ausdrucksseite – zumindest auf morphologischer Ebene – unverändert bleibt.¹⁸⁶ Dabei können die Werte der Gebrauchsfrequenz und der Anzahl Mentaler Lexika, innerhalb einer Sprachgemeinschaft, in denen die Einheit verankert ist, dennoch schwanken, bleiben aber insgesamt relativ konstant und unterschreiten, die Lexikalisierungsschwelle nie (vgl. Gévaudan 2007: 52, wobei auch hier nur auf die Gebrauchsfrequenz Bezug genommen wird). Allerdings steht die Forschung durchaus vor der Herausforderung, derartige Kontinuität nachzuweisen. Denn lexikalische Einheiten, die gemäß des hier verwendeten Lexikalisierungsverständnisses zwar zu einer bestimmten Zeit in einer bestimmten Sprachgemeinschaft nachweisbar sind, können je nach Beleglage nicht zweifelsfrei als lexikalisiert oder nicht-lexikalisiert erkannt werden, selbst dann wenn man die benötigten Werte der Lexikalisierungsschwelle eindeutig festlegen würde. Und so ist es durchaus möglich, dass man aus heutiger Sicht angesichts der Überlieferungslage hinsichtlich lexikalischer Einheiten von Kontinuität spricht, obwohl sie in Wahrheit zwischenzeitlich die Lexikalisierungsschwelle unterschritten haben, ohne dass dies heute nachweisbar wäre. An dieser Stelle zeigen sich also die Grenzen des hier vorgestellten Modells klassischer Linguistik, das zwar zur Erklärung verschiedenster Phänomene lexikalischen Wandels geeignet ist, ein tieferes Verständnis von Sprachwandel ermöglicht und durchaus auch für die empirische Forschung hilfreich sein kann, aber in der Praxis dennoch Gefahr läuft, in Zweifelsfällen wie dem eben genannten keine definitiven Aussagen machen zu können, weil eindeutige Daten und/oder objektive Bewertungskriterien fehlen. In diesem Zusammenhang wird das in dieser Arbeit zu erarbeitende linguistische Rezessivitätsmodell insbesondere aufgrund seines probabilistischen und möglichkeitsorientierten Ansatzes die nötige Flexibilität herstellen, die ein Beschreibungsmodell für ein dynamisches System wie Sprache

¹⁸⁵ So werden wir im Kapitel zu externen Sprachspeichern (Kapitel 2.5) etwa erkennen, dass besagte Aussage eingeschränkt werden kann, wenn lexikalische Einheiten etwa in schriftlichen Texten überliefert bleiben.

¹⁸⁶ Da, wie bereits gesehen, die Inhaltsseite auch konventioneller sprachlicher Zeichen stets kontextabhängig ist, ist der Kontinuitätsbegriff notwendigerweise nur idealisierend zu gebrauchen, da eine vollständige Stabilität aller inhalts- und in gewissem Umfang auch ausdrucksseitiger Informationen eines Zeichens bei jedem Gebrauch desselben nahezu ausgeschlossen werden kann.

benötigt, zumal sich – wie noch gezeigt werden wird – dadurch auch Fragen der Kontinuität unabhängig von einer etwaigen Lexikalisierung auf Kollektivebene leichter bearbeiten lassen.

Hinsichtlich Innovation stellt sich noch die Frage nach der diesbezüglichen Rolle von Sender und Empfänger.¹⁸⁷ Das von Gévaudan (2007: 49) angeführte Beispiel der inhaltsseitigen Innovation durch Metaphorik bei ital. *capire* aus lat. *capere* wurde bereits ausführlich beschrieben und folgt man der Darstellung Gévaudans, so liegt dabei ein Fall senderinduzierten lexikalischen Wandels vor, da Gévaudan zufolge irgendein Sender irgendwann die Innovation in einer Kommunikationssituation erstmals zur Anwendung brachte (vgl. Gévaudan 2007: 49). Wichtig ist jedoch, sich bewusst zu machen, dass sich Gévaudan dabei auf einen lexikalischen Wandel bezieht, dessen Entstehung – wie es wohl der Regelfall ist – nicht dokumentiert ist; d.h. er beschreibt die Entstehung und den Lexikalisierungsprozess retrospektiv und, obgleich die Darstellung plausibel wirkt, spekulativ. Dabei gelangt er, wie bereits gesehen, zu der Einschätzung, dass ein Sender die Innovation in einer Kommunikationssituation phänotypisch werden ließ, ein Empfänger den innovativen Zeichengebrauch zu verstehen glaubte und der Sender wiederum glaubte, verstanden worden zu sein; die Kommunikation muss also (nach Gévaudans Verständnis) als geglückt gelten können. Unabhängig davon, ob man annimmt, dass dies genau in dieser Weise bei ital. *capire* einst vonstating, so kann die Darstellung zumindest allgemein als eine Möglichkeit anerkannt werden, wie Innovationen entstehen und ihren – möglicherweise erfolgreichen, möglicherweise scheiternden – Lexikalisierungsprozess beginnen. Doch Gévaudan weist gleichsam auf eine weitere Möglichkeit hin: den empfängerinduzierten Wandel¹⁸⁸ (vgl. Gévaudan 2007: 57f).

Während senderinduzierter Wandel auf einer von der sprachlichen Konvention abweichenden Enkodierung und anschließender, im gleichen Maße von der Konvention abweichenden Dekodierung beruht, zeichnet sich empfängerinduzierter Wandel dadurch aus, dass die Enkodierung konventionell erfolgt und die

¹⁸⁷ Für Kontinuität und Schwund erübrigt sich diese Frage, da in erstem Fall keine Veränderung der konventionell festgelegten lexikalischen Einheit erfolgt und sich der zweite Fall insbesondere durch das Unterbleiben des Gebrauchs der Einheit in Kommunikationssituationen ergibt, wobei demzufolge Sender und Empfänger nicht auszumachen sind bzw. es bestenfalls einen Sender geben könnte, dessen Kommunikationsversuch ins Leere verlief.

¹⁸⁸ Gévaudan spricht diesbezüglich genau genommen von „hörerinduziertem Wandel“ (Gévaudan 2007: 57). Wie erwähnt, wollen wir hier jedoch aufgrund allgemeinerer Gültigkeit den Terminus *Empfänger* statt *Hörer* verwenden, weshalb auch besagte Formulierung Gévaudans hier dementsprechend angepasst ist.

Dekodierung wiederum von der Konvention¹⁸⁹ abweicht (vgl. Gévaudan 2007: 57).¹⁹⁰ Man könnte also sagen, dass empfängerinduzierter lexikalischer Wandel dadurch charakterisiert ist, dass der Empfänger einen sprachlichen Ausdruck in ausreichend großem Maße anders interpretiert, als es vom Sender intendiert war, sodass auf der Empfängerseite eine neue lexikalische Einheit entsteht. Die Innovation liegt demzufolge einzig beim Empfänger.¹⁹¹ Da die Voraussetzung für diesen Vorgang der Gebrauch eines konventionell mit einem Inhalt verbundenen Ausdrucks durch den Sender ist, muss davon ausgegangen werden, dass die meisten Innovationen, die empfängerinduziert sind, inhaltsseitiger Natur sind. Allerdings kann prinzipiell auch ausdrucksseitige Innovation erfolgen, wenn ein

¹⁸⁹ Rufen wir uns an dieser Stelle ins Gedächtnis, dass Konventionen Teil von Images (Abbildern) sind, die im Rahmen von Synchronisierungsprozessen im Mentalen Lexikon der an der jeweiligen Synchronisierung beteiligten Sprachsystemen auf Individualebene gespeichert werden.

¹⁹⁰ Hinsichtlich *konventionellem* bzw. *von der sprachlichen Konvention abweichender Zeichenverwendung* spricht Gévaudan von *normgerechtem* bzw. *normabweichendem Sprechen* (s. Gévaudan 2007: 53).

¹⁹¹ Gévaudan führt hierfür das Beispiel altfranzösisch *message* ‚Bote‘ an, dass er auf altfranzösisch *message* ‚Botschaft‘ zurückführt (vgl. Gévaudan 2007: 58). „Die initialen Sprechakte, die [dazu] geführt haben, waren sprecherseitig nicht normabweichend, denn bevor irgendein Sprecher die Form *message* mit Absicht im Sinne von ‚Bote‘ verwendet hat, hat es zahlreiche Sprechakte gegeben, in denen Sprecher diesen Ausdruck normgerecht verwendet haben, also ‚Botschaft‘ *meinten*, die Hörer jedoch ‚Bote‘ *verstanden* haben. Dies ist darauf zurückzuführen, dass die normgerechte Verwendung von *message* ‚Botschaft‘ durch den Sprecher in zahlreichen Äußerungen für den Hörer ambig war. Ein Satz wie z.B. *si li mande message*, normgerecht ‚und er/sie schickt ihm eine Botschaft‘ kann ohne kontextuellen Widerspruch als ‚er/sie schickt ihm einen Boten‘ *verstanden* werden. Wenn Hörer häufig auf diese Weise dekodieren, liegt es nahe, dass sie diese von ihnen inferierte Ausdruck-Inhalt-Beziehung als normgerecht ansehen und sie wiederum als Sprecher in Kontexten verwenden, in denen allein ‚Bote‘ *verstanden* werden kann, z.B. in einem Satz wie, *di al message: ... ‚sage dem Boten: ...‘*“ (Gévaudan 2007: 58). Auch hier zeigen sich jedoch wieder Probleme der Praxis: Gévaudans Darstellung wirkt zwar plausibel, ist aber nicht notwendigerweise korrekt. Denn die Tatsache, dass die Verwendung von altfranzösisch *message* gewöhnlich ambig war, bedeutet, dass heute eben nicht mehr nachvollzogen werden kann, ob die angesprochene Veränderung sender- oder empfängerinduziert war. Gévaudans Darstellung kann also veranschaulichen, wie empfängerinduzierter Wandel ablaufen kann, ist aber nicht geeignet, ein Beispiel aufzuzeigen, dass zweifelsfrei derartigen Wandel dokumentiert. Nichtsdestoweniger unterstreicht sie jedoch die hohe Bedeutung des Empfängers in Kommunikationssituationen: Was er etwa für einen lautlich wahrgenommenen sprachlichen Ausdruck inhaltsseitig interpretiert (d.h. phänotypisiert), konstituiert Teile der ihn betreffenden Realität ebenso wie Teile der Realität des Senders bzw. der Realität der Wechselbeziehung zwischen ihm und dem Sender (d.h. hier zumindest der sprachlichen – also kommunikativen – Situation).

Empfänger einen Ausdruck etwa fehlerhaft wahrnimmt, den Inhalt aber konventionsgerecht herstellt und im Folgenden den fehlerhaft wahrgenommenen Ausdruck mit diesem Inhalt rezipiert, also eine ausdrucksseitige Konvention bricht und dadurch womöglich gar eine neue Konvention zu Wege bringt.

Vergegenwärtigen wir uns dies anhand eines Gedankenexperiments: Angenommen ein Sender artikuliert den Ausdruck dt. *Hund*, meint dabei inhaltsseitig das Tier ‚Hund‘, aber ein Empfänger – der die deutsche Bezeichnung für ‚Hund‘ nicht kennt – nimmt den Ausdruck lautlich als [fɔnt] war (er „verhört“ sich also). Je nach Kommunikationssituation kann der Empfänger durchaus den Inhalt im Sinne des Senders zuordnen, etwa wenn der Sender dabei auf einen real existierenden Hund deutet. Nun besteht die Möglichkeit, dass der Empfänger den Ausdruck *Fund* als deutsch für den Inhalt ‚Hund‘ in seinem Mentalen Lexikon speichert (d.h. entsprechende Relationen in seinem Sprachsystem mit starker Gewichtung versieht) und in späteren Kommunikationssituationen als Sender dementsprechend verwendet. Auch in diesen Situationen besteht wieder die Möglichkeit, dass die jeweiligen Empfänger *Fund* als ‚Hund‘ dekodieren. Auf diese Weise könnte eine empfängerinduzierte ausdrucksseitige Innovation allmählich lexikalisiert werden. Jedoch muss man hier nach deren Wahrscheinlichkeit fragen: Denn ein Empfänger, der [fɔnt] versteht, aber den Ausdruck *Hund* kennt, würde in einer Kommunikationssituation, wenn es ihm sinnvoll erscheint, dass der Sender den Inhalt ‚Hund‘ meint, keine Veränderung an der lexikalischen Einheit aus *Hund* und ‚Hund‘ in seinem Mentalen Lexikon vornehmen, sondern schließen, dass er sich verhört oder sich der Sender versprochen hat. Es ist daher anzunehmen, dass diese Form des empfängerinduzierten Wandels vor allem dann greifen kann, wenn dem betreffenden Empfänger die lexikalische Einheit aus *Hund* und ‚Hund‘ nicht bekannt ist. Dies schränkt wiederum die Chance einer Lexikalisierung der Einheit *Fund* ‚Hund‘ im Gegenwartsdeutschen massiv ein, da auch in den späteren Kommunikationssituationen eine Einspeisung der neuen Einheit in das Mentale Lexikon der Empfänger fast nur erfolgen wird, wenn diese ebenfalls die lexikalische Einheit aus *Hund* und ‚Hund‘ nicht kennen, da vorhandene Konventionen signifikant häufiger gebraucht werden, weil sie mehr Kommunikationserfolg versprechen als Innovationen. So verhindern Makrosynchronisierungsprozesse eine Durchsetzung besagter Innovation: Konventionen als Garanten der Funktionalität eines kollektiven Kommunikationssystems statten die Mentalen Lexika auf Individualebene „top-down“ mit einer gewissen Resistenz gegen Sprachwandel aus, weil sie bestimmte Relationen sprachlicher Elemente zueinander besonders stark gewichten (die Wahrscheinlichkeit, dass Elemente, die mit einer so starken Relation verbunden sind, gemeinsam phänotypisiert werden, ist also besonders hoch).

Allerdings zeigen sogenannte *Volksetymologien* (oder terminologisch treffender: *paradigmatischen Umdeutungen* (vgl. dazu Gévaudan 2007: 158-160)), dass besagter Prozess durchaus zu einer erfolgreichen Konventionalisierung führen kann. So geht etwa nhd. *Friedhof* auf ahd. *frīthof* zurück und müsste dementsprechend gemäß der üblichen regelmäßigen Lautwandel (Stichwort „neuhochdeutsche Diphthongierung“) nhd. *Freithof* lauten, was aber nur regional bezeugt werden kann (vgl. Kluge 2011: 318). Im Zusammenhang mit der Heilsvorstellung abrahamitischer bzw. insbesondere christlicher Mythologie wurde das erste Morphem jedoch an das Lexem nhd. *Frieden* (aus ahd. *fridu*) angelehnt (vgl. Kluge 2011: 318), also wohl empfängerseitig „missverstanden“ und uminterpretiert.¹⁹² Auch die dritte Variante lexikalischer Innovation, dass also sowohl Ausdruck als auch Inhalt neu aufgenommen werden, ist auf diese Weise prinzipiell empfängerinduziert denkbar (etwa wenn Entlehnungen auf einem „Missverständnis“ beruhen und sich in ihrem neuen Stratum anschließend dementsprechend ausbreiten und konventionalisieren bzw. lexikalisieren).

Insgesamt ergibt sich nun ein Bild der Rolle von Sender und Empfänger für lexikalische Innovation, das dem Empfänger einen höheren Stellenwert beimisst. Denn es zeigt sich, dass er eine Schlüsselrolle bei empfängerinduzierter Innovation spielt, während der Sender dabei keinerlei aktiven Einfluss auf die Innovation haben kann, solange er sich nicht missverstanden glaubt und korrigierend agiert; hinsichtlich senderinduzierten Innovationen muss aber konstatiert werden, dass für diese nur dann die Möglichkeit besteht, konventionalisiert zu werden, wenn die Kommunikation glückt, also der Empfänger die Innovation (zumindest annähernd) so verstanden hat, wie sie vom Sender intendiert war. Der Sender scheint zwar in jedem Fall nötig, da andernfalls keine Kommunikationssituation besteht, allerdings ist (im empfängerinduzierten Fall) die Innovation selbst oder (im senderinduzierten Fall) die Möglichkeit deren Verbreitung insbesondere von der Empfängerseite abhängig.

¹⁹² Der Terminus *Volksetymologie* wurde seit seiner Einführung durch Ernst Förstemann im 19. Jahrhundert oft kritisiert, weil er unpräzise und zudem wertend wirkt (s. diesbezüglich etwa Blank 1997: 303). Roland Bernecker beschreibt die Volksetymologie daher treffender als „Form der Pseudo-Etymologie“ (Bernecker 1994: 1553). Am präzisesten erscheint hier jedoch die von Gévaudan (2007) vorgeschlagene Bezeichnung als *paradigmatische Umdeutung*: Dabei wird ein inhalts- oder ausdrucksseitig undurchsichtig gewordenes Lexem oder – wie hinsichtlich *Fried-* in dt. *Friedhof* – Morphem durch die Herstellung eines neuen lexikalischen Paradigmas, das aufgrund inhalts- oder ausdrucksseitiger Ähnlichkeit zu einem Lexem oder Morphem, das für die Mitglieder der Sprachgemeinschaft noch vollständig transparent ist, möglich erscheint (d.h. es besteht eine entsprechende Phänotypisierungsmöglichkeit), mit mindestens diesem Lexem oder Morphem in Verbindung gesetzt (vgl. Gévaudan 2007: 158-160).

Diese Feststellung ist durchaus wichtig, da sie ein weiterer Baustein zum Verständnis des Zusammenhangs zwischen dem Mentalen Lexikon eines Individuums und dem Lexikon eines Kollektivs, einer Sprachgemeinschaft darstellt. Dem Individuum steht es theoretisch offen, schier grenzenlos innovativ zu sein: Es hat permanent die Möglichkeit, sich neue Ausdrücke und damit verbundene Inhalte auszudenken, also neue lexikalische Einheiten zu kreieren, die es dann in sein Mentales Lexikon einspeisen kann. Die Kollektivebene, das Lexikon einer Einzelsprache, bleibt davon aber unberührt, solange das betreffende Individuum es nicht schafft, seine selbstkreierten lexikalischen Einheiten erfolgreich in Kommunikationssituationen anzuwenden, mehr noch: Es genügt nicht, dass die anderen Individuen diese lexikalischen Einheiten angemessen verstehen, vielmehr müssen sie – wie auch immer motiviert – aktiv werden und sie ebenfalls verwenden, denn nur so kann es zu einer Verbreitung und langfristig womöglich zu einer Lexikalisierung kommen. Die Kollektivebene, die wir ohnehin nur als abstrakt und modelhaft verstehen wollen, „beginnt“ also auf der Empfängerseite, beim Rezipienten (und somit eben auf der Individualebene). Das ist der Grund, weshalb es so schwer ist, als Individuum bewusst eine neue lexikalische Einheit im Lexikon der Sprachgemeinschaft zu verankern.¹⁹³

2.1.3 – Formen der Entlehnung auf lexikalischer und morphologischer Ebene

Betrachten wir nun, da wir ein Verständnis für lexikalischen Wandel im Allgemeinen gewonnen haben, das Phänomen der Entlehnung etwas genauer. Ganz grundsätzlich kann unter *Entlehnung* jeder Prozess, in dem eine Zielsprache ein sprachliches Element einer Ausgangssprache ganz oder in Teilen nachbildet, verstanden werden (vgl. Durkin 2014: 3). Philip Durkin weist hinsichtlich der Terminologie für das englische *borrowing* (zu Deutsch wörtlich etwa: ‚Ausleihen‘ (vgl. Agbaria et al. 2014: 129)) darauf hin, dass die Wahl des Ausdrucks unpassend sei, weil nichts von einer Ausgangssprache weggenommen und in eine Zielsprache verlagert wird und weil in diesem Zusammenhang auch keine Aussicht darauf besteht, dass die Zielsprache Entlehntes einst wieder an die Ausgangssprache zurückgeben wird (s. Durkin 2014: 3). Diese Kritik ist durchaus

¹⁹³ An dieser Stelle könnte man natürlich über Sprachpolitik oder die Wirkung von Werbung sprechen. Darauf sei hier jedoch verzichtet, da es in dieser Arbeit nicht um die Beantwortung der Frage geht, welche Faktoren einem Individuum oder einer kleinen Gruppe gegenüber anderen Vorteile verschaffen, die ihre Chancen erhöhen, lexikalischen Wandel aktiv zu betreiben.

auch auf den Terminus *Entlehnung* in der deutschsprachigen Forschung anzuwenden: In Anlehnung an das mittelalterliche Lehnwesen meint *entleihen* zunächst „zu Lehen geben“ (Kluge 2011: 248) und ist etymologisch als Ableitung von (einer Vorform von) dt. *leihen* erkennbar (vgl. Kluge 2011: 567). Es geht also um ein Überlassen (vgl. Kluge 2011: 567 u. 570); wie in der englischsprachigen Forschung suggeriert auch die Terminologie der deutschsprachigen, dass etwas von der Ausgangssprache Entlehntes in selbiger – zumindest temporär – abhandenkommt. Dies ist aber bei dem, was wir unter sprachlicher Entlehnung verstehen nicht der Fall: Der aus dem Englischen ins Deutsche entlehnte Ausdruck *Computer* ist nach der Entlehnung im Englischen noch gebräuchlich und wurde nicht aus dem Lexikon der Sprachgemeinschaft des Englischen getilgt. Wie Durkin für die englische Forschung (s. Durkin 2014: 3) möchte ich uns hier aber keineswegs die Bürde auferlegen, einen neuen Terminus vorzuschlagen und dem Versuch einer Etablierung desselben zu unterziehen. Vielmehr geht es darum, auf allgemeine Probleme der Terminologie rund um sprachliche Entlehnung hinzuweisen, die insbesondere dort größer werden, wo versucht wird, Termini für etwaige Unterkategorien des Phänomens der Entlehnung zu finden.

Am einflussreichsten hinsichtlich derartiger Subkategorisierungen dürfen für die englischsprachige Forschung Einar Haugen und für die deutschsprachige Werner Betz gelten, die beide ihre Terminologien ab Ende der 1940er bzw. zu Beginn der 1950er zu entwickeln begannen (s. dazu etwa Betz 1949, dann auch 1974 u. Haugen 1953). Betz unterscheidet bei Entlehnung auf Wortebene zwischen *Lehnwort* und *Lehnprägung*;¹⁹⁴ dabei untergliedert er ersteres wiederum in die Kategorien *Fremdwort* und *assimiliertes Fremdwort*, wobei für Betz der Grad der Anpassung der Lautgestalt an die Zielsprache für die Zuordnung entscheidend ist (s. Betz 1974: 136f). *Lehnprägungen* unterteilt Betz zunächst in *Lehnbedeutung* und *Lehnbildung*. Hinsichtlich letzterer unterscheidet er dann zwischen *Lehnformung*, die eine „formale Anlehnung an das Vorbild [meint] [...] (Jungferrede: maidenspeech, Halbinsel: paeninsula)“ (Betz 1974: 136), und *Lehnschöpfung*, die einer formal unabhängigen Neubildung entspricht „(Freistaat: Republik, Gesichtskreis: Horizont, Sinnbild: Emblem/Symbol, Hochschule: Universität, Kraftwagen: Auto(mobil), Strichpunkt: Semikolon, ahd. tagasprahha: homilia, Weinbrand: cognac)“ (Betz 1974: 136). Die *Lehnformung* untergliedert Betz

¹⁹⁴ Insbesondere der Terminus *Lehnprägung* wird inzwischen auch in der deutschsprachigen Forschung oft durch den engl. Terminus *calque* ersetzt, der „die Übernahme einer morpho-semantischen Struktur aus einer anderen Sprache“ (Gévaudan 2007: 149) meint, ein Konzept, das wir in mancher Hinsicht noch als grundlegend für unsere Beweisführung im Rahmen der Suche nach rezessiver Information in Sprache ausmachen werden.

schließlich noch in *Lehnübersetzung* („genaue Glied-für-Glied-Übersetzung“ (Betz 1974: 136)) und *Lehnübertragung* („freieren Teilübersetzungen“ (Betz 1974: 136)).

Der Terminus *Lehnschöpfung* wurde schon frühzeitig kritisiert, so etwa von Evelyn Coleman, die vorschlug, stattdessen von *Lehnwordersatz* zu sprechen (vgl. Coleman 1965: 73f). Ihre Argumentation ist dabei stichhaltig und drängt sich angesichts der Beschreibungen von Betz förmlich auf: dt. *Weinbrand* in einer Lehnbeziehung zu frz. *Cognac* zu sehen, wie Betz es tut (vgl. Betz 1974: 136), wirkt eher unbeholfen als wissenschaftlich fundiert. Eine Schnittmenge beider Lexeme lässt sich einzig auf der Inhaltsseite feststellen; hierbei liegt jedoch kaum eine sprachliche Beeinflussung vor, sondern vielmehr eine außersprachliche Motivation. Das Kompositum *Weinbrand* erscheint im Deutschen offenbar im 19. Jahrhundert erstmals und wurde von „der Firma Asbach als Zusatz zu *Cognac* verwendet“ (Kluge 2011: 979). Die Motivation hierzu mag marketingtechnischer Natur gewesen sein, da sich durch das aus zwei zuvor bereits im (kollektiven) Lexikon der deutschen Sprache vorhandenen und auf Alkoholika verweisenden Lexemen dt. *Wein* und dt. *Brand* (man denke auch an dt. *Feuerwasser*) auch für jene, die den Ausdruck *Cognac* nicht kennen, erschließen lässt, um welche Art Produkt es sich handelt. Die Wahl der Bestandteile des Kompositums dürfte letztlich in der Sache begründet sein, d.h. in der Art, wie das so bezeichnete Produkt hergestellt wird, nämlich dem Destillieren, also Brennen von Wein (s. zu *Branntwein*, *Cognac*, *Weinbrand* und deren Herstellung überblickshaft etwa Zwahr 2006b: 562, 2006c: 784, 2006f: 499f u. 2006g: 595). Da frz. *Cognac* und dt. *Weinbrand* prinzipiell auf dasselbe Produkt verweisen, besteht inhaltsseitig nahezu Synonymie; beide Ausdrücke stehen also in einer Beziehung zueinander. Diese Beziehung beruht jedoch gerade nicht auf Sprachkontaktphänomenen, sondern auf außersprachlichen Begebenheiten. In keiner Weise lässt sich eine Beeinflussung der Wortbildung dt. *Weinbrand* durch frz. *Cognac* feststellen. Selbiges gilt für die anderen von Betz als Lehnschöpfungspaare vorgestellten Ausdrücke wie etwa *Strichpunkt* zu *Semikolon*. Umso erstaunlicher ist, dass Betz die Kritik am Terminus *Lehnschöpfung* von Coleman zurückwies, wohlgermerkt ohne dies zu begründen (es sei denn, man wolle die Aussage „die Einwände [...] scheinen mir nicht stichhaltig“ (Betz 1974: 136) als Argument auffassen).

Diesbezügliche Zusammenhänge mit anderen Strata können höchstens dort gesehen werden, wo eine Sache aus einem anderen Sprachraum in den Sprachraum der Untersuchungssprache eindringt und somit eine Benennung provoziert (die allerdings nicht zwingend erfolgen muss). Findet dabei dann keine lexikalische Entlehnung statt, sondern wird eine neue Bezeichnung aus vorhandenem sprachlichem Material der Untersuchungs- und Zielsprache gebildet, so kann

man konstatieren, dass die Motivation hierfür aus dem Bekanntwerden der neuen Sache erwachsen ist und eine etwaige „fremdsprachliche“ Bezeichnung, die dabei womöglich ebenfalls bekannt wurde, keinen Eingang ins Lexikon fand. Ein Beispiel hierfür wäre isländisch *tólva* ‚Computer‘, das auf einen Gegenstand verweist, der (wohl direkt) aus dem englischen Sprachraum in den isländischen eindrang. Eine Entlehnung unterblieb, stattdessen kam es zu einer Wortbildung bestehend aus isländisch *tala* ‚Zahl‘ oder auch ‚sprechen‘ und isländisch *völva* ‚Wahrsagerin‘ (vgl. Jónsson 1994: 38). Auch hier kann von Entlehnung keine Rede sein. Der Terminus *Lehnschöpfung* sollte daher aus dem linguistischen Vokabular gestrichen werden und – wo man dennoch auf beschriebene Zusammenhänge zwischen „fremd-“ und „eigensprachlichen“ Lexemen verweisen will – durch den von Coleman vorgeschlagenen Terminus *Lehnwordersatz* ersetzt werden.

Die Terminologie zur Subkategorisierung von Entlehnungen von Haugen (s. Haugen 1953) erscheint der von Betz recht ähnlich und letzterer erkennt die meisten seiner eigenen Kategorien dort wieder (s. Betz 1974: 138f). Eine detaillierte Beschreibung der Terminologie Haugens erscheint daher an dieser Stelle nicht zielführend, vielmehr wollen wir uns darauf beschränken, zur Kenntnis zu nehmen, dass Haugen kein Pendant zu dem soeben kritisierten Terminus *Lehnschöpfung* anbietet. In seiner vergleichenden Darstellung sieht Betz daher keine Entsprechung für seine *Lehnformung*, sondern setzt stattdessen *Lehnbildung* mit Haugens *Creation* gleich, welche in *Literal Creation* und *Approximate Creation* untergliedert ist, die Betz gemäß seiner eigenen Terminologie als *Lehnübersetzung* und *Lehnübertragung* identifiziert (vgl. Betz 1974: 138f). Da er diese aber als Subkategorien der *Lehnformung* beschreibt, fällt *Lehnschöpfung* unter den Tisch, ohne explizit ausgeschlossen zu sein, da es schließlich unter *Lehnbildung* zu finden wäre, die Betz, wie bereits erwähnt, mit Haugens *Creation* identifiziert hat.

An dieser Stelle wollen wir jedoch auf eine tiefer greifende Diskussion terminologischer Fragen verzichten und uns einige der genannten Subkategorien vor dem Hintergrund des Ablaufs lexikalischer Wandel näher betrachten. Angesichts der Zielsetzung dieser Arbeit erscheinen dabei *Lehnübersetzung*, *Lehnübertragung* und *Lehnbedeutung* von besonderem Interesse.

2.1.3.1 – Lehnbedeutungen und rezessive Information

Beginnen wir mit Lehnbedeutungen: Betz versteht unter *Lehnbedeutung* die bloße Übernahme einer Bedeutung in einem Entlehnungsprozess (vgl. Betz 1974: 135-138). Voraussetzung hierfür ist eine semantische Schnittmenge, die man folgendermaßen fassen kann (terminologisch angepasst und präzisiert nach Durkin 2014: 162): Einem Ausdruck in der Ausgangssprache und einem Ausdruck in der Zielsprache ist konventionell eine Bedeutung zugeordnet, die bei beiden Ausdrücken sehr ähnlich oder identisch vorhanden ist. Es handelt sich also gewissermaßen um zwei lexikalische Einheiten in unterschiedlichen Einzelsprachen bzw. Strata, die inhaltsseitig mindestens eine Bedeutungsübereinstimmung oder signifikante Bedeutungsähnlichkeit bzw. – allgemeiner formuliert – eine inhaltsseitige Übereinstimmung aufweisen. Ist in der Ausgangssprache mit dem entsprechenden Ausdruck eine zweite Bedeutung verbunden – der Ausdruck wäre somit Teil von zwei lexikalischen Einheiten (mehr wären ebenso denkbar) –, so kann diese zweite Bedeutung analoger Weise auch dem entsprechenden Ausdruck der Zielsprache zugeordnet werden: Der Ausdruck der Zielsprache würde somit ebenfalls Teil einer zweiten lexikalischen Einheit und stünde in beiden lexikalischen Einheiten analog zum entsprechenden Ausdruck der Ausgangssprache (s. dazu wieder auch Durkin 2014: 162). Die in Analogie hinzugewonnene Bedeutung nennt Betz *Lehnbedeutung*.

Dass auch dieser Terminus problematisch ist, zeigt das Beispiel der lexikalischen Einheit dt. *Maus* ‚Computermaus‘. Die Computermaus kam bekanntlich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts auf und fand ihre Verbreitung aus dem englischsprachigen Raum unter anderem in den deutschsprachigen. Im Englischen etablierte sich für dieses technische Gerät die Bezeichnung engl. *mouse* in Form einer metaphorischen Übertragung, einer inhaltsseitigen Innovation: Aufgrund von Parallelen in der äußeren Gestalt ist der Ausdruck engl. *mouse* für ‚(tierische) Maus‘ auf ‚Computermaus‘ übertragbar. In seinem Filiationsmodell zum lexikalischen Wandel sucht Gévaudan (2007) stets nach dem Vorgänger einer durch Innovation neu entstandenen lexikalischen Einheit. Im Falle der Computermaus, die auch im Französischen als frz. *souris* ‚Computermaus‘ zu frz. *souris* ‚(tierische) Maus‘ erscheint und dabei ebenfalls als von engl. *mouse* beeinflusst angesehen wird, weist Gévaudan darauf hin, dass man von zwei Vorgängern ausgehen muss: So ist frz. *souris* ‚Computermaus‘ etymologisch-morphologisch auf frz. *souris* ‚(tierische) Maus‘ zurückzuführen, aber gleichsam findet sich in engl. *mouse* ‚Computermaus‘ zu engl. *mouse* ‚(tierische) Maus‘ ein paradigmatischer Vorgänger (vgl. Gévaudan 2007: 66).

An dieser Stelle erscheint es hilfreich, sich den Vorgang dieser sogenannten *Bedeutungsentlehnung* vor Augen zu führen: Eine zuvor unbekannte oder zumindest unbenannte Computermaus muss einem oder mehreren Sprechern des Französischen untergekommen sein. Folgt man der These der Bedeutungsentlehnung, so muss dabei auch die engl. Bezeichnung *mouse* für diesen Gegenstand übermittelt worden sein. Weitere Voraussetzung für das Eintreten einer sogenannten Bedeutungsentlehnung wäre dann, dass mindestens ein Sprecher des Französischen über ausreichende Englischkenntnisse verfügt, um zu erkennen, dass engl. *mouse* nicht nur ‚Computermaus‘, sondern auch ‚(tierische) Maus‘ bedeutet – hierauf weist auch Gévaudan hin und spricht von „Transparenz“ der Zusammensetzung der lexikalischen Einheit (vgl. Gévaudan 2007: 66). In einem nächsten Schritt würde dann die Bedeutung ‚(tierische) Maus‘ als der frz. lexikalischen Einheit *souris* ‚(tierische) Maus‘ innewohnend erkannt und mit dieser in Verbindung gebracht, ehe dem Ausdruck frz. *souris* in Analogie zum engl. *mouse* die Bedeutung ‚Computermaus‘ bedeutungsinnovativ beigefügt wird, wodurch eine neue lexikalische Einheit im Frz. entsteht. Dabei wird sich in dieser konkreten Situation gleichsam auch – ob intendiert oder nicht intendiert, bewusst oder unbewusst – gegen eine Entlehnung der lexikalischen Einheit engl. *mouse* ‚Computermaus‘ ins Französische entschieden.¹⁹⁵ Man könnte also gewissermaßen von einer paradigmatischen Bedeutungsinnovation im Zuge sprachlichen Kontakts sprechen und würde den Sachverhalt wohl treffender beschreiben als mit dem Terminus *Bedeutungsentlehnung* bzw. *Lehnbedeutung* (wobei Ersteres eher den Vorgang, Zweiteres eher das Resultat meint) (s. dazu wiederum Gévaudan 2007: 66f).

Allerdings wird in diesem Zusammenhang ein durchaus wichtiger Sachverhalt weder von Blank noch von Gévaudan, die sich beide mit besagtem Beispiel auseinandersetzen, erwähnt bzw. expliziert (s. Blank 1997: 377 u. Gévaudan 2007: 66f), vielleicht, weil er so trivial ist: Die Übertragung des Ausdrucks frz. *souris* für ‚(tierische) Maus‘ auf ‚Computermaus‘ erscheint nicht nur paradigmatisch vergleichbar und analog zur Übertragung von engl. *mouse* für ‚(tierische) Maus‘ auf ‚Computermaus‘, sondern birgt die gleiche Möglichkeit der metaphorischen Bedeutungsinnovation in sich wie im Englischen. Denn auch im Frz. ließe sich der Ausdruck der lexikalischen Einheit frz. *souris* ‚(tierische) Maus‘ metaphorisch auf ‚Computermaus‘ übertragen, da die äußere Ähnlichkeit des technischen Geräts und des Tieres sprachunabhängig ist, also für Französischsprachige ebenso wie für Englischsprachige gleichermaßen erkennbar bleibt (sofern

¹⁹⁵ Eine derartige Entlehnung wäre natürlich zusätzlich noch denkbar, womit die lexikalischen Einheiten frz. *souris* ‚Computermaus‘ und frz. **mouse* ‚Computermaus‘ miteinander in Konkurrenz träten.

sie sowohl für das Gerät als auch das Tier über eine geistige Repräsentation verfügen). Die paradigmatisch analoge Beziehung zwischen Ausdruck und den beiden Inhalten, die ausdrucksseitig zwei lexikalische Einheiten miteinander verbindet, kann demnach im Frz. unabhängig von englischen Einflüssen entstanden sein – im Wechselspiel des Sprachsystems (des Französischen auf Kollektiv- wie auch auf Individualebene) mit seiner Umwelt bestand diese Möglichkeit ebenso wie es für das Englische der Fall war.

Ich möchte dies anhand eines Gedankenspiels verdeutlichen: Bisher scheint – etwa gemäß der in dieser Arbeit diesbezüglich heranzitierten Literatur – für sogenannte *Bedeutungsentlehnung* nach wie vor die Annahme zu gelten, dass die Ausdrucksseite des Vorbilds in der Ausgangssprache zwei lexikalischen Einheiten zugeordnet ist, von denen eine identisch mit einer lexikalischen Einheit in der Zielsprache ist; der entsprechende Ausdruck dieser lexikalischen Einheit der Zielsprache übernimmt dann auch die zweite Bedeutung seines Pendantes in der Ausgangssprache und ist somit ebenfalls Teil zweier lexikalischer Einheiten. Hinsichtlich des Beispiels von frz. *souris* und engl. *mouse* hätte es, wenn diese Regel schon die ganze Wahrheit wäre, aber auch ganz anders kommen können: Den Ausdruck engl. *mouse* ‚Computermaus‘ kann man nicht nur mit der lexikalischen Einheit engl. *mouse* ‚(tierische) Maus‘ in Verbindung bringen, sondern ebenso mit engl. *mouse* ‚schüchterner Mensch‘ (vgl. lexikografisch Stevenson 2010: 1157) (hierbei ist also von einer ähnlichen metaphorischen Übertragung der Ausdrucksseite von engl. *mouse* ‚(tierische) Maus‘ auf ‚schüchterner Mensch‘ auszugehen wie es bei der Bedeutung ‚Computermaus‘ der Fall war). Wäre dies im Prozess der sogenannten Bedeutungsentlehnung geschehen, so wäre es – falls auch hierbei ein Vorgang der Bedeutungsentlehnung stattgefunden hätte – nicht zu einer Verknüpfung mit frz. *souris*, sondern vielleicht eher mit frz. *timide* ‚schüchterner Mensch‘ (vgl. lexikografisch Dralle/Wirth 2015: 721) gekommen.¹⁹⁶ Der einleuchtendeste Grund für das Durchsetzen von frz. *souris* für ‚Computermaus‘ scheint daher die Tatsache, dass zwischen frz. *souris* ‚(tierische) Maus‘ und ‚Computermaus‘ eine größere semantische Schnittmenge besteht als zwischen frz. *timide* ‚schüchterner Mensch‘ und ‚Computermaus‘. Die metaphorische Übertragung, die als Grundlage der Bedeutungsinnovation im Englischen (also der Übertragung des Ausdrucks *mouse* ‚(tierische) Maus‘ auf ‚Computermaus‘) gelten kann, wirkt hier im Französischen offenbar weiter. Eine rein paradigmatische Übertragung auf sprachlicher Ebene, die man gemeinhin *Bedeutungsentlehnung* nennt, kann hier viel, aber keinesfalls alles erklären.

¹⁹⁶ Für das Deutsche wäre analog dazu eine Verbindung von ‚Computermaus‘ zum Ausdruck dt. *Mauerblümchen* prinzipiell denkbar gewesen.

Nun ist gerade im Fall von engl. *mouse* ‚Computermaus‘ zu engl. *mouse* ‚(tierische) Maus‘ die Liste mutmaßlicher Bedeutungsentlehnungen lang: Neben frz. *souris* ‚(tierische) Maus‘, spanisch *ratón* ‚(tierische) Maus‘, portugiesisch *rato* ‚(tierische) Maus‘ und natürlich dt. *Maus* ‚(tierische) Maus‘¹⁹⁷ nahmen etwa auch litauisch *pelė* ‚(tierische) Maus‘, finnisch *hiiri* ‚(tierische) Maus‘ und baskisch *sagu* ‚(tierische) Maus‘ die Bedeutung ‚Computermaus‘ an (s. für das Spanische Galimberti Jarman/Russell 2008: 695, für das Portugiesische Langenscheidt-Redaktion 2001: 520, für das Litauische, das Finnische und das Baskische s. folgende Fußnote:¹⁹⁸); in all diesen Sprachen ist eine analoge Ambiguität entstanden. Es ist nicht auszuschließen, dass in diesen Sprachen eine metaphorische Bedeutungsinnovation unabhängig voneinander zugrunde liegt, allerdings erscheint dies angesichts der Häufigkeit des Auftretens unwahrscheinlich (denn die Ähnlichkeit einer tierischen Maus mit einer Computermaus ist durchaus abstrakter Natur). Dass die ausdrucksseitige Verbindung von engl. *mouse* ‚(tierische) Maus‘ mit engl. *mouse* ‚Computermaus‘ in diesen Sprachen Einfluss auf die Bezeichnung für ‚Computermaus‘ ausübte, scheint also alles andere als unglaublich. Möglich ist dieses Wirken jedoch vor allem dadurch, dass die metaphorische Übertragung, die im Englischen erfolgt ist, in all diesen Sprachen ebenso möglich und somit nachvollziehbar ist. Doch welche Konsequenzen sind aus dieser Erkenntnis zu ziehen? Und welche Rolle spielt die Transparenz des ausdrucksseitigen Zusammenhangs der beiden lexikalischen Einheiten zu engl. *mouse*, die Gévaudan als zentral ansieht (vgl. Gévaudan 2007: 66), in diesem Zusammenhang?

Zunächst sollte man sich vergegenwärtigen, dass sogenannte Lehnbedeutungen nur schwerlich zweifelsfrei ausfindig zu machen sind (s. dazu etwa Durkin

¹⁹⁷ Hinsichtlich des Deutschen ist eine zweifelsfreie Einschätzung der Bedeutungsinnovation ‚Computermaus‘ zum Ausdruck dt. *Maus* nicht möglich: Neben der sogenannten Bedeutungsentlehnung wäre auch eine Entlehnung der gesamten lexikalischen Einheit engl. *mouse* ‚Computermaus‘ denkbar, die aufgrund beinahe vollständiger lautlicher Identität mit dt. *Maus* phonetisch kaum erkennbar wäre und orthographisch der deutschen Schriftsprache angeglichen sein könnte (also ‚Maus‘ statt ‚mouse‘ oder ‚Mouse‘).

¹⁹⁸ Für das Litauische, das Finnische und das Baskische waren gedruckte bilinguale Wörterbücher während der Erstellung dieser Arbeit nur in veralteter Form, d.h. ohne Berücksichtigung von Termini der Computertechnik oder mit fehlender erkennbarer Ausdifferenzierung zwischen einem zoologischen und einem informatischen Wortgebrauch von Bezeichnungen für ‚Maus‘, rechtzeitig aufreibbar; es sei daher auf entsprechende online-Angebote verwiesen: für das Baskische etwa <http://www1.euskadi.net/morris/dictionary.htm> unter Verwendung des Suchbegriffs (baskisch) „sagu“ (zuletzt abgerufen am 23.11.2017, 11:39 MEZ), für das Litauische <https://en.wiktionary.org/wiki/pel%C4%97> (zuletzt abgerufen am 23.11.2017, 11:54 MEZ) und für das Finnische <https://en.wiktionary.org/wiki/hiiri> (zuletzt abgerufen am 23.11.2017, 11:51 MEZ).

2014: 162f). So ist etwa nhd. *taufen* auf protogermanisch **daupjan-* (belegt in gotisch *daupjan* ‚(ein)tauchen, taufen‘ (vgl. Köbler 1989: 114)) zurückzuführen, welches ursprünglich in der Bedeutung ‚(ein)tauchen‘ angenommen werden kann (vgl. Kluge 2011: 909 u. Kroonen 2013: 91). Im Althochdeutschen erscheint es als ahd. *toufen* unter anderem bereits in der Bedeutung ‚taufen‘ (vgl. John Wells 1990: 630), was bedeutet, dass in ahd. Zeit oder davor eine Bedeutungsinnovation stattgefunden haben muss, die dem Ausdruck *toufen* neben ‚(ein)tauchen [u.Ä.]‘ noch die Bedeutung ‚taufen‘ beifügte. Dies kann in Anlehnung an den Zusammenhang von griechisch *baptizein* ‚taufen‘ und griechisch *báptein* ‚untertauchen‘ geschehen sein (vgl. Kluge 2011: 909), aber diese Sichtweise kommt der Wahrheit nicht zwangsläufig am nächsten. Wenn man annimmt, dass ahd. *toufen* zunächst nur als ‚eintauchen‘ in einer Übersetzung mythologischer Texte abrahamitischer Kulte (wie vor allem wohl einer christlichen Taufgeschichten aus den sogenannten „Evangelien“) verwendet wurde, spricht nichts gegen die Annahme, dass die Bedeutung ‚taufen‘ wie sie in der Terminologie christlicher Mythologie verwendet wird und etwa auf die Aufnahme in die Gemeinschaft der Christen verweist, für ahd. *toufen* aus dem Kontext erschließbar war. In diesem Falle käme es ohne jegliche Form der Bedeutungsentlehnung und der direkten Beeinflussung durch eine andere Einzelsprache zu besagter Bedeutungsinnovation.

Vergleichbares lässt sich für viele sogenannte Lehnbedeutungen beobachten, so etwa für altenglisch *þrōwung* ‚Leid, Leiden‘, dem nachgesagt wird, dass es die Bedeutung ‚Passion (Christi)‘ vom lateinischen Vorbild *passiō* ‚Leid, Leiden; Passion (Christi)‘ übernommen habe – auch hier könnte die Bedeutungsinnovation schlicht aus dem Kontext der altenglischen Verwendung von *þrōwung* erschlossen worden sein und sich davon ausgehend lexikalisiert haben (vgl. Durkin 2014: 162f). Derartiges kann überdies „Lehnbedeutungen“ erklären, die auf einer deutlich geringeren semantischen Schnittmenge beruhen als es etwa bei frz. *souris* und engl. *mouse* der Fall ist, wo sich beide Ausdrücke als lexikalische Einheiten mit der Bedeutung ‚(tierische) Maus‘ fassen ließen, ehe es zur Bedeutungsentlehnung hinsichtlich der Bedeutung ‚Computermaus‘ kam. So weist beispielsweise Durkin darauf hin, dass etwa altengl. *cnihht* ‚Kind, Diener‘ die Bedeutung ‚Jünger (Jesu)‘ von lat. *discipulus* ‚Schüler; Jünger (Jesu)‘ übernommen haben soll, und vermutet, dass es sich zunächst mangels einer geeigneteren lexikalischen Einheit um eine Übersetzung von lat. *discipulus* ‚Schüler; Jünger (Jesu)‘ durch altengl. *cnihht* ‚Kind, Diener‘ handelte, in deren Folge die Bedeutung ‚Jünger (Jesu)‘ aus dem Kontext erschlossen und schließlich für altengl. *cnihht* lexikalisiert werden konnte – und zwar wiederum ohne direkte Beeinflussung durch die vermeintliche Ausgangssprache Latein (vgl. Durkin 2014: 163).

Die Beispiele um engl. *mouse*, ahd. *toufen* und altengl. *cniht* zeigen deutlich, dass sogenannte Bedeutungsentlehnung, die man in einer Zielsprache zu beobachten glaubt, nicht auf bloße paradigmatische Analogie zu vergleichbaren sprachlichen Elementen einer Ausgangssprache reduziert werden können. Es gehört offensichtlich mehr dazu. Doch was ist dieses „Mehr“?

Im Fall der Beispiele um engl. *mouse* muss das „Mehr“ in der Möglichkeit der metaphorischen Übertragung zwischen Ausdrücken für ‚(tierische) Maus‘ und ‚Computermaus‘ liegen, die durch eine äußerliche Ähnlichkeit der beiden unterschiedlichen Referenzobjekte in der Welt begründet ist. Diese Ähnlichkeit, die als semantische Schnittmenge die Grundlage für das Gelingen der Metaphorik bildet, ist unverkennbar außersprachlicher Natur.¹⁹⁹ Dass eine Sprache den in ihr konventionell der Bedeutung ‚(tierische) Maus‘ zugeordneten Ausdruck auch der Bedeutung ‚Computermaus‘ konventionell zuordnen kann, ist erstens auf besagte außersprachliche Ähnlichkeit, die innersprachlich (d.h. hier konkret: innersprachlich) die metaphorische Übertragung ermöglicht, zurückzuführen und zweitens auf die Tatsache, dass ‚(tierische) Maus‘ bereits zuvor überhaupt konventionell mit einem sprachlichen Ausdruck verbunden war. Die Rolle, die im Rahmen einer sogenannten Bedeutungsentlehnung das Englische mit dem Vorbild engl. *mouse* ‚(tierische) Maus; Computermaus‘ gespielt haben kann, reduziert sich demnach in erheblicher Weise: Das Englische tritt nicht als belehrend auf, sondern ist prinzipiell für Vorgang und Gelingen der metaphorischen Bedeutungsinnovation nicht zwingend vonnöten, denn jede Sprache, die eine Bezeichnung für ‚Computermaus‘ „sucht“ und bereits eine Bezeichnung für ‚(tierische) Maus‘ lexikalisiert hat, verfügt über die notwendigen Grundlagen, eine zu engl. *mouse* ‚(tierische) Maus; Computermaus‘ paradigmatische Analogie aus sich selbst heraus zu kreieren.²⁰⁰ Stützig machen kann dabei höchstens die Tatsache, dass die Computermaus im englischsprachigen Raum entwickelt wurde und dass uns besagte paradigmatische Analogien gehäuft, d.h. in vielen unterschiedlichen und mitunter nicht nachweislich verwandten Einzelsprachen begegnet. Und tatsächlich erscheinen diese beiden Einwände berechtigt und ge-

¹⁹⁹ Es sei hierbei auf die in der Einleitung erfolgten Ausführungen zu Metaphern und die dabei heranzitierte Literatur verwiesen.

²⁰⁰ Da das Lexikon einer Einzelsprache ein Lexikon der Kollektivebene ist und als solches abhängig von den Mentalen Lexika der Individuen, die dem jeweiligen Kollektiv angehören, kann diese Aussage folgendermaßen präzisiert werden: Jedes Individuum, das eine Bezeichnung für ‚Computermaus‘ „sucht“ und in seinem Mentalen Lexikon bereits über eine Bezeichnung für ‚(tierische) Maus‘ verfügt, besitzt die notwendigen Grundlagen, eine zu engl. *mouse* ‚(tierische) Maus; Computermaus‘ paradigmatische Analogie aus sich selbst heraus hervorzubringen.

wichtig; an der Feststellung, dass das Englische aber prinzipiell für besagte Innovation nicht zwangsläufig als beeinflussender Faktor nötig ist, ändert dies jedoch nichts. „Prinzipiell nicht nötig“ bedeutet aber auch nicht, dass das Englische hinsichtlich der in so vielen Sprachen paradigmatisch analog erfolgten Innovation tatsächlich einflusslos war.

Eine zweifelsfreie Klärung des Sachverhaltes werden wir vielleicht nie erreichen, allerdings möchte ich folgende Interpretation vorschlagen: Bei paradigmatisch analogen Bedeutungsinnovationen zu engl. *mouse* ‚Computermaus‘, welches in metaphorischer Übertragung zu engl. *mouse* ‚(tierische) Maus‘ entstanden ist, handelt es sich um ein Phänomen, das in der Natur der Sache verankert liegt, also in außersprachlicher Ähnlichkeit der Referenzobjekte und der Tatsache, dass eines der beiden Referenzobjekte – hierbei ist im Allgemeinen wohl von der ‚(tierischen) Maus‘ auszugehen – bereits vor Zustandekommen der Innovation in der Einzelsprache, die die paradigmatische Analogie zu engl. *mouse* aufweist, lexikalisiert war. Das Englische tritt in diesem Zusammenhang nicht belehnend, sondern bestenfalls initiiierend als Beeinflusser von entsprechenden Wahrscheinlichkeitsverteilungen auf: Das englische Paradigma von engl. *mouse* ‚(tierische) Maus; Computermaus‘ kann gewissermaßen die Innovation in anderen Sprachen auslösen, weil es die Wahrscheinlichkeit, dass ein entsprechendes Paradigma phänotypisiert wird, deutlich zu erhöhen vermag. Hierfür muss der Zusammenhang von engl. *mouse* ‚(tierische) Maus‘ und engl. *mouse* ‚Computermaus‘ transparent sein, also mindestens für die Person oder die Personen, die die Innovation als Kreativleistung hervorbringen, erkenn- und nachvollziehbar sein (hierbei folge ich also Gévaudan 2007: 66). Die Innovation an sich ist dabei aber unabhängig von den Verhältnissen innerhalb der engl. Sprache als Entwicklungsmöglichkeit bereits vorher vorhanden gewesen; man könnte sagen: diese Entwicklungsmöglichkeit ist schon vor dem Eintreten der entsprechenden Entwicklung nicht wahrnehmbar gespeichert – die Information, die diese Entwicklungsmöglichkeit in sich birgt, ist also rezessiv vorhanden, ehe sie sich in der jeweiligen Sprache wahrnehmen lässt, d.h. „phänotypisch“ wird. Sprachkontakt mit dem Engl. kann sich hierbei positiv auf die entsprechende Phänotypisierungswahrscheinlichkeit dieser Phänotypisierungsmöglichkeit auswirken. Doch wo genau ist diese Information nun gespeichert?

Auf der Suche nach dem Speicherort ist – gemäß dem, was wir uns bereits erarbeitet haben, sowie der dabei heranzitierten Literatur – also Folgendes zu berücksichtigen:

- 1.) Grundsätzlich verfügt der Mensch zur Erweiterung bzw. (genauer) Veränderung seines Mentalen Lexikons über die Fähigkeit der metaphorischen

2 – Die Theorie rezessiver Information in Sprache und die Speicherung

Übertragung bei vorhandener Ähnlichkeit zwischen zwei möglichen Referenzobjekten sprachlicher Zeichen.

- 2.) Das (kollektive) Lexikon einer Einzelsprache ist ein Zusammenschluss der Mentalen Lexika der Angehörigen der entsprechenden Sprachgemeinschaft, genauer: es ist das Ergebnis zahlreicher Synchronisierungsprozesse (gemäß dem Synchronisierungsmodell nach Herrgen/Schmidt 2011).
- 3.) Lexikalisierungs- und Konventionalisierungsprozesse nehmen ihren Anfang bei einem Individuum (oder mehreren (im Innovationsprozess möglicherweise unabhängig voneinander befindlichen) Individuen) und breiten sich aus, indem die neue lexikalische Einheit Eingang in eine relevante Zahl von Mentalen Lexika der jeweiligen Sprachgemeinschaft findet.
- 4.) Es existiert ein Ähnlichkeitsverhältnis zwischen ‚(tierische) Maus‘ und ‚Computermaus‘ im außersprachlichen Bereich.
- 5.) Eine der beiden Entitäten ist in der Einzelsprache der zu untersuchenden Sprachgemeinschaft (konventionell) lexikalisiert, d.h. ihr ist ein Ausdruck zugeordnet, der (innersprachlich) auf sie referiert.
- 6.) Es gibt ein fremdsprachliches paradigmatisches Vorbild, das die metaphorische Übertragung und somit die ausdrucksseitige Verbindung von ‚(tierische) Maus‘ und ‚Computermaus‘ bereits vollzogen und lexikalisiert hat. Dieses Vorbild ist – aufgrund von Sprachkontakt – der Sprachgemeinschaft oder zumindest einzelnen Angehörigen der Sprachgemeinschaft der Untersuchungssprache bekannt und transparent.

Wir haben es insgesamt also mit einem vielschichten Phänomen zu tun, das Individual- und Kollektivebene, Inner- und Außersprachliches, Inner- und Außer-einzelsprachliches (im Hinblick auf die jeweilige Untersuchungssprache) sowie Mechanismen und Organisation des Mentalen Lexikons miteinander verbindet. Betrachten wir die sechs Punkte noch einmal näher, so können wir Folgendes feststellen:

Punkt 2 und 3 können im Sinne unserer Fragestellung ignoriert werden, da sie zwar auf die Verbreitung und Lexikalisierung bzw. Konventionalisierung der Innovation abzielen, den Innovationsprozess selbst aber bereits zur Voraussetzung haben. Somit können sie auch keine Hinweise auf den Speicherort rezessiver Information liefern.

Punkt 1 beschreibt einen Mechanismus und hebt auf die Organisationsstrukturen des Mentalen Lexikons ab. Diese stehen daher offenbar in Verbindung mit dem Speicherort rezessiver Information, scheinen aber nicht mehr als die Voraussetzung für den Innovationsprozess zu sein, da sie die dafür benötigten kognitiven Werkzeuge bereitlegen.

Punkt 4 hingegen wirkt durchaus, als verweise er auf einen – wenn auch abstrakt anmutenden – Speicherort. Die Ähnlichkeit zwischen den beiden Entitäten ist außersprachlich begründet, lässt aber, wenn die Voraussetzung aus Punkt 5 erfüllt ist, aufgrund der in Punkt 1 beschriebenen Sachverhalte ein Wirken in den sprachlichen Bereich hinein zu. Wie aber lässt sich eine Ähnlichkeitsbeziehung als Informationsspeicher beschreiben?

Dazu sollten wir uns zunächst die Frage stellen, was „Ähnlichkeit“ hier überhaupt bedeutet. Es geht, wie bereits erwähnt wurde, um eine Ähnlichkeit der äußeren Gestalt zwischen einer Computerm Maus und einer tierischen Maus. Wohl niemand würde auf die Idee kommen, zu behaupten, dass diese Ähnlichkeit selbst Ausgangspunkt für die Gestalt der beiden Entitäten war oder ist; die Ähnlichkeit ist vielmehr ein Ergebnis. Für die tierische Maus kann die (biologische) Evolution als Prozess angenommen werden, der deren äußere Gestalt hervorgebracht hat.²⁰¹ Diese äußere Gestalt – die als Phänotyp zu bezeichnen ist – liegt wiederum weitgehend, wenn auch nicht ausschließlich,²⁰² im Genotyp verwurzelt, d.h. die äußere Gestalt der Maus ist auf genetisch gespeicherte Informatio-

²⁰¹ Es sei hierbei eine exkurshafte Anmerkung gestattet: Wer kulturwissenschaftlich oder speziell an Bildender Kunst interessiert ist, mag sich angesichts obiger Aussage, die hier angemerkt wird, an die Plastik-Definition von Joseph Beuys erinnern fühlen, der jeglichen gestalterischen, ja jeglichen Entwicklungsprozess als Kunst bzw. als „plastisch“ begriff (vgl. Lorenz 1989: 17). Dabei rückt Beuys (im biologischen Sinne) evolutionäre und durch den Menschen erfolgende Gestaltungsprozesse eng zusammen, was für uns dahingehend von Interesse ist, als es eine Integration oder Beiordnung menschlicher Gestaltung in bzw. neben die biologische Evolution bedeutet, wie sie von naturwissenschaftlicher Seite Dawkins mittels seiner Vorstellung vom erweiterten Phänotyp (s. Dawkins 1999) ebenfalls vollzieht. Wir werden an späterer Stelle noch sehen, dass eine auf systemtheoretischen Grundlagen fußende Annahme bedeutsamer Schnittmengen zwischen Systemen wie menschlichen Organismen, Mentalen Lexika und Sprache sowie dabei auch zwischen Prozessen wie biologischer Evolution, menschlicher Sprachgeschichte und physikalischer Entwicklungen geeignet ist, die engen Verflechtungen menschlicher Sprache und Existenz mit Umweltentwicklungen herauszuarbeiten; allerdings ist dabei stets terminologische Sorgfalt zu wahren, um die Zusammenhänge nicht zu verwirren (dabei wird sich diese Arbeit beispielsweise gegen die Behauptung, Sprache sei als Organismus zu betrachten, positionieren (s. Kapitel 6)).

²⁰² Man denke etwa an die vom Genotyp unabhängige Möglichkeit des Verlusts einer Gliedmaße im Laufe des Lebens eines *Homo sapiens* (vgl. dazu ferner wieder den in der Einleitung erwähnten biologischen Terminus *Modifikation* (s. dazu etwa Sauermost 2002b: 301)).

nen zurückzuführen.²⁰³ Die äußere Gestalt der Computermaus kann ebenso beurteilt werden, nur dass es dabei keine biologischen Gene gibt, die die Gestalt definieren. Vielmehr muss die Information, die die Gestalt der Computermaus ausmacht, als im Material und der Art, wie es bearbeitet und zusammengefügt wurde, gespeichert betrachtet werden. Anders als die tierische Maus ist die Computermaus von Menschen erdacht und von Menschen oder Maschinen gestaltet. Dennoch spricht nichts dagegen, die Gestalt der Computermaus als etwas zu beschreiben, das aufgrund von Informationen, die in ihm gespeichert sind, so besteht, wie es besteht. Diese Information mag man physikalisch in der Struktur aller Teilchen, aus denen eine Computermaus besteht, und wie diese zusammenwirken, sehen. Fakt ist, dass wir Menschen diese Information – zumindest in Teilen – sinnlich wahrnehmen können: Wir können die äußere Gestalt einer Computermaus etwa sehen oder erfühlen.

²⁰³ Natürlich bestimmt der Genotyp mehr als die äußere Gestalt eines Lebewesens, so etwa auch das Verhalten. Wir wollen uns hier aber auf den für diese Arbeit relevanten Parameter der äußeren Gestalt beschränken. Erwähnt werden sollte hierbei, dass wir die tierische Maus prototypisch betrachten, d.h. wir differenzieren nicht zwischen verschiedenen Arten wie etwa *Mus musculus* (Hausmaus) oder *Mus spicilegus* (Ährenmaus) oder gar Individuen; genauso wenig gibt es Grund die lexikalische Einheit *Maus* ‚(tierische) Maus‘ nur auf die Gattung *Mus* (Mäuse) oder die Überfamilie *Muroidea* (Mäuseartige) zu beschränken, vielmehr können wir bedenkenlos verschiedene Formen von Kleinnagern als vom Ausdruck dt. *Maus* als erfasst betrachten (zumindest sofern wir davon ausgehen, dass die Mehrheit der Angehörigen der Sprachgemeinschaft des Deutschen nicht über entsprechend umfassende zoologische Kenntnisse verfügt, die diesen Angehörigen dt. *Maus* nur eingeschränkt auf bestimmte Arten anwendbar machen). Eine Differenzierung wäre hierbei sicher möglich, aber nicht zielführend. Entscheidend ist, dass unabhängig davon, welche Spezies wir unter dt. *Maus* verstehen wollen, für jedes Tier gilt, dass genetische Information (gemeinsam mit Umwelteinflüssen) den Phänotyp bestimmt. Doch auch hier legen wir eine prototypische Betrachtungsweise an, denn natürlich ist von insbesondere aufgrund von Modifikationen (s. Sauermost 2002b: 301) bestehenden individuellen Abweichungen auszugehen: Eine bestimmte Maus kann etwa durch Gendefekt ohne Schwanz geboren werden oder durch Unfall im Laufe ihres Lebens ihren Schwanz oder ein Bein verloren haben. Wir bleiben in unseren Betrachtungen aber auf der Kollektivebene, wo wir Prototypen ermitteln. In diesem Sinne arbeiten die Naturwissenschaften Biologie und Linguistik immer zu einem gewissen Grade willkürlich: In der Linguistik zeigt sich die Willkür beim Verlassen der Individualebene etwa dort, wo wir von einer Lexikalisierungsschwelle auf der Kollektivebene sprechen; in der Biologie sind Festlegungen von Gattungsmerkmalen ebenso in Teilen willkürlich; in beiden Fällen werden bestimmte Individuen notwendigerweise ignoriert bzw. ausgeblendet. Es handelt sich dabei um Vereinfachungsprozesse, die ob der Tatsache, dass keine Wissenschaft alle für sie relevanten Einzelfälle beschreiben kann, unabdingbar sind.

In diesem Sinne verhält es sich mit den Informationen zur äußeren Gestalt bei einer tierischen Maus und einer Computermaus, aber auch denkbarerweise bei einem Stein gleichermaßen: Entscheidend sind zuletzt physikalische Eigenschaften und wie wir als Menschen sie wahrzunehmen in der Lage sind. Der diesbezügliche Unterschied zwischen tierischer Maus und Computermaus besteht letztlich vor allem darin, dass die tierische Maus als Lebewesen keine Beeinflussung durch den Mensch oder dessen Maschinen benötigt, um ihre Gestalt anzunehmen; aber natürlich ist es auch bei der tierischen Maus nicht allein mit genetischer Information getan, entscheidend ist auch die Umwelt: Findet das Muttertier genug Nahrung, um den Nachwuchs überlebensfähig zu säugen? Oder wird die Mutter gar nach der Befruchtung getötet, so wäre die genetische Information, die das Ungeborene zur äußeren Gestalt einer prototypischen Maus bringen könnte, zwar vorhanden gewesen, hätte aber ihre „Wirkung“ nie entfalten können. Auch Temperatur spielt eine Rolle: Eine gerade Geborene Maus wird sich trotz ihrer intakten genetischen Informationen nicht zu einer erwachsenen Maus samt deren prototypischen Gestalt entwickeln, wenn man sie in einer Umgebung mit einer Temperatur von beispielsweise 100°C gibt. Sowohl die Computermaus als auch die tierische Maus – und natürlich auch der Mensch – sind auf geeignete Umweltfaktoren angewiesen, um ihre Form anzunehmen und zu erhalten (es sei auch an die Möglichkeit der Modifikation des Phänotyps erinnert, die in der Einleitung Erwähnung fand), die uns jeweils vertraut ist. Entscheidend ist letztlich das Ergebnis: Die tatsächliche, für uns wahrnehmbare äußere Gestalt, die in der jeweiligen Entität physikalisch (als Information) gespeichert ist.

Kommen wir nun zurück zu der Frage, was die Ähnlichkeit in der äußeren Gestalt der beiden Entitäten bedeutet. Wenn wir der gerade erfolgten Argumentation folgen, so können wir nun feststellen, dass beide Entitäten in ihrer jeweiligen Gestalt Informationen tragen, die diese jeweilige Gestalt determiniert. Die Ähnlichkeit ist demnach eine gemeinsame Schnittmenge dieser Informationen. Die Schnittmenge kann etwa auf Parallelen in der Form oder der Färbung beruhen, die von einem Rezipienten – d.h. hier konkret: einem menschlichen Rezipienten, der Teil einer Sprachgemeinschaft ist – auch als Parallelen wahrgenommen werden können. Man könnte hier in Anlehnung an die Komponentialsemantik (s. dazu einfürend etwa Linke et al. 2004: 163-166) beispielsweise Merkmale wie KLEIN (vermutlich ergänzt um räumlich-relationale Vorstellungen wie der, dass es – die tierische Maus und die Computermaus – gut in eine menschliche Hand passt), (für Menschen wahrnehmbar) DREIDIMENSIONAL oder ÜBERSCHNURÄHNLICHES ANHÄNGSEL VERFÜGEND (bei einer tierischen Maus

also der Schwanz, bei einer Computermaus das Verbindungskabel²⁰⁴) als Beschreibung der außersprachlichen Informationen heranziehen, auch typische Proportionen sind davon erfasst. Die Informationsschnittmenge selbst ist ebenfalls eine (zusammengesetzte, neue) Information. Diese Information wiederum bildet den außersprachlichen Teil der rezessiv gespeicherten Informationen, die innersprachlich die metaphorische Verknüpfung der Bedeutungen ‚(tierische) Maus‘ und ‚Computermaus‘ und schließlich auch die paradigmatische Analogie zu engl. *mouse* in anderen Sprachen als dem Englischen ermöglichen.

Das Vorhandensein eines sprachlichen Ausdrucks in der Einzelsprache der zu untersuchenden Sprachgemeinschaft, der konventionell auf eine der beiden Entitäten verweist (vgl. Punkt 4), schlägt die Brücke zwischen außer- und innersprachlichem Bereich. Es handelt sich bei der diesbezüglichen lexikalischen Einheit um im Mentalen Lexikon gespeicherte Informationen, die auf außersprachlichen Informationen fußen und auf diese referieren, also die Verbindung zwischen inner- und außersprachlichem Bereich wechselseitig gestalten. Der Vorgang metaphorischer Übertragung als Form lexikalischer Innovation in unserem Beispiel ist möglich, weil im Mentalen Lexikon eines Individuums bei der Speicherung einer lexikalischen Einheit wie dt. *Maus* ‚(tierische) Maus‘ zusätzliche Informationen eingespeist werden, die man linguistisch wiederum als *Merkmale* bezeichnen würde (vgl. dazu etwa Linke et al. 2004: 163-166). So könnte man für die tierische Maus Merkmale wie KLEIN, (für Menschen wahrnehmbar) DREIDIMENSIONAL, NICHT-KANTIG, FELLIG, WEICH oder ÜBER SCHNURÄHNLICHES ANHÄNGSEL VERFÜGEND annehmen. Anhand der jeweiligen Merkmalsliste können tierische Mäuse im Allgemeinen erkannt und mit dem Ausdruck dt. *Maus* in Verbindung gebracht werden; dafür muss die Schnittmenge der Merkmale nicht 100% betragen, sondern nur ausreichend groß sein: So ist es denkbar, dass jemand bei der Speicherung der lexikalischen Einheit dt. *Maus* ‚(tierische) Maus‘ das Merkmal GRAU in sein Mentales Lexikon einspeist, aber später dennoch auch eine ihm begegnende Maus mit brauner Fellfärbung mit dem Ausdruck *Maus* in Verbindung bringt.

Ebenso darf man sich natürlich den Vorgang metaphorischer Übertragung vorstellen:²⁰⁵ Nimmt ein der Sprachgemeinschaft des Gegenwartsdeutschen angehörendes Individuum, das besagte Merkmale zu dt. *Maus* im Mentalen Lexikon

²⁰⁴ In einer Zeit, in der im technischen Bereich meist auf Funkmäuse zurückgegriffen wird, sei daran erinnert, dass hinsichtlich der ersten Jahre nach der Erfindung der Computermaus ein Verbindungskabel bekanntlich als obligatorisch für das Gerät gelten muss.

²⁰⁵ Im Folgenden werde ich eine Interpretation von Metaphernverstehen bzw. Metaphernentwicklung detailliert darstellen, die insbesondere in psycholinguistischen

gespeichert hat, eine Computermaus wahr, so wird es die Merkmale dieses Gegenstandes wahrnehmen, die etwa KLEIN, DREIDIMENSIONAL, ELEKTRISCH BETRIEBEN, ÜBER SCHNURÄHNLICHES ANHÄNGSEL VERFÜGEND oder MIT TASTEN VERSEHEN sein können und anschließend „feststellen“, dass beispielsweise hinsichtlich der Merkmale KLEIN, DREIDIMENSIONAL und ÜBER SCHNURÄHNLICHES ANHÄNGSEL VERFÜGEND eine Deckungsgleichheit mit den Merkmalen besteht, die das Individuum mit dem Ausdruck dt. *Maus* in Verbindung gesetzt hat. Ist ein relevanter Anteil von Merkmalen deckungsgleich, besteht für die Möglichkeit, dass eine Computermaus mit dem Ausdruck dt. *Maus* verbunden und als lexikalische Einheit in das Mentale Lexikon des Individuums eingespeist wird, eine relativ hohe Wahrscheinlichkeit.²⁰⁶ Das bedeutet aber

und semantischen Ansätzen bereits oft angenommen wurde, nämlich die, dass metaphorische Übertragung auf Merkmalsvergleich beruht (s. dazu etwa Schwarz 2008: 69). Allerdings beschränke ich mich angesichts unseres Beispiels natürlich auf metaphorische Übertragung im Zusammenhang mit lexikalischer Innovation, die zur Ausformung einer neuen lexikalischen Einheit führt. Selbstverständlich ist dies nicht vollständig auf metaphorische Zuschreibungen anzuwenden, wie sie Schwarz etwa in ihrem Beispielsatz „Der Junge ist ein Granitblock“ formuliert, in dem sie „dem Jungen“ Eigenschaften bzw. Merkmale des „Granitblocks“ zuschreibt (vgl. Schwarz 2008: 68-71). Ihre Einwände gegen den Ansatz des Merkmalsvergleichs oder -transfers als Erklärung der Metaphorik (vgl. Schwarz 2008: 69) sind in dem Zusammenhang, den sie diskutiert, sicher berechtigt. Die Forschung zu Metaphern hat gezeigt, dass es gute Gründe gibt, Metaphorik als etwas zu begreifen, was hinsichtlich Merkmalen in zwei Richtungen wirken kann: Einerseits kann eine metaphorische Übertragung einen Merkmalstransfer bewirken (so erhält im erwähnten Beispiel von Schwarz (2008) der *Junge* Merkmale des *Granitblocks* zugeschrieben), andererseits scheinen Merkmalsparallelen eine metaphorische Übertragung erst zu ermöglichen (wie das Beispiel um die Bedeutungen ‚(tierische) Maus‘ und ‚Computermaus‘ zeigt). Letzteres mag damit zusammenhängen, dass „Metaphern [...] begünstigt [werden] durch den Umstand, daß die Anwendung eines Begriffs nicht erfordert, daß seine sämtlichen Merkmale erfüllt sein müssen“ (Rolf 2005: 275 (in Anlehnung an die Arbeit von Sperber/Wilson 1986)). Genau dieser Umstand wird in den hiesigen Ausführungen um engl. *mouse* und dessen vermeintliche Wirkung in andere Einzelsprachen hinein deutlich werden.

²⁰⁶ Was genau in diesem Zusammenhang unter einem relevanten Anteil verstanden werden kann, lässt sich wohl nicht definitiv sagen. Es ist anzunehmen, dass dies sehr unterschiedlich ausfallen kann, zumal wohl nicht jedes Merkmal gleichgewichtet ist. Die meisten Menschen haben für tierische Mäuse sicher Fellfärbungen wie GRAU, BRAUN, WEISS oder SCHWARZ als Merkmale gespeichert, dennoch hätte man vermutlich kein Problem eine Maus mit blau gefärbtem Fell als Maus zu identifizieren und mit dem Ausdruck dt. *Maus* in Verbindung zu setzen, mag man die Fellfärbung auch als höchst ungewöhnlich interpretieren. Hingegen ist zu erwarten, dass eine Maus, die statt eines Fells Federn trägt schwerer sprachlich als Maus zu identifizieren wäre (obgleich ein Gelingen der Identifikation als Maus auch hier sicher nicht per se ausgeschlossen werden kann).

auch, dass die außersprachliche Ähnlichkeit zwischen tierischer Maus und Computermaus nur sekundär für die Möglichkeit einer erfolgreichen metaphorischen Übertragung vonnöten ist. Entscheidend sind nicht außersprachliche Zusammenhänge, sondern innersprachliche, nämlich dass im Mentalen Lexikon des Individuums, das die lexikalische Innovation vollziehen kann, für einen Ausdruck (hier: dt. *Maus*) inhaltsseitig Merkmale (hier: Merkmale einer tierischen Maus) gespeichert sind, die bei Wahrnehmung des neuen Objekts (hier: Computermaus) eine ausreichende Schnittmenge mit der Gesamtheit der Merkmale des neuen Objekts, die wahrgenommen werden, erkennen lassen.

Natürlich muss es als unwahrscheinlich gelten, dass die Merkmale der tierischen Maus, die zum Ausdruck dt. *Maus* inhaltsseitig eingespeist wurden, unabhängig von außersprachlicher Realität waren. Aber zumindest theoretisch könnte sich die außersprachliche Realität ändern. Nehmen wir in einem Gedankenspiel an, von einem Tag auf den anderen hätten alle tierischen Mäuse der Welt kein Fell mehr, so wäre das Merkmal FELLIG damit nicht automatisch aus dem Mentalen Lexikon der Menschen für die lexikalische Einheit *Maus* ‚(tierische) Maus‘ verschwunden (aber natürlich könnte eine Änderung des Eintrags im Mentalen Lexikon nachträglich erfolgen). Dieses Gedankenspiel macht deutlich, dass das Mentale Lexikon zwar nicht gänzlich unabhängig von außersprachlichen Realität ist, dass es aber sehr wohl zu Divergenzen zwischen dem gespeicherten Wissen und der Realität kommen kann. Doch allein die Informationen, über die das Mentale Lexikon verfügt, können für Prozesse wie metaphorischer Übertragung herangezogen werden (s. hinsichtlich derartiger Merkmalsanalysen im Zusammenhang mit Metaphern etwa die bereits heranzitierten Fricke 2000: 571f, Jeßing/Köhnen 2012: 228, Linke et al. 2004: 163-166, Lipka 1995, Schmid 1993: 86 u. Schwarz 2008: 68-71).

Die Informationen, die die Möglichkeit der metaphorischen Übertragung eines Ausdrucks für tierische Maus auf Computermaus – oder denkbarerweise auch umgekehrt – in sich bergen, lassen sich also zusammenfassend auf eine einfache Formel bringen: Es ist die Gesamtheit an Merkmalen, die inhaltsseitig einem sprachlichen Ausdruck im Mentalen Lexikon eines Individuums zugeordnet ist – entscheidend sind also die Relationen, die zwischen entsprechenden sprachlichen Elementen (wie z.B. Merkmalen) bestehen. Dieses inhaltsseitige „Informationspaket“ umfasst eine Vielzahl denkbarer metaphorischer Übertragungsmöglichkeiten, für deren Eintreten die Wahrnehmung einer Entität, die einen relevanten Anteil an Informationen dieses Pakets teilt, die Voraussetzung ist. D.h., dass in dem Moment, in dem eine Computermaus vom Träger eines über ein „Informationspaket“ zur tierischen Maus verfügenden Mentalen Lexikons wahrgenommen und hinsichtlich Merkmalen analysiert wird, die metaphorische

Übertragung des Ausdrucks für ‚(tierische) Maus‘ auf die Computermaus möglich und zu einem gewissem Maße wahrscheinlich ist. Die rezessiv gespeicherte Information entspricht in diesem Fall der Bedeutung ‚Computermaus‘ für den Ausdruck dt. *Maus*, der bisher nur ‚(tierische) Maus‘ bedeutet hat, zuzüglich der in der Umwelt wahrnehmbaren Information eines Objekts, das die entsprechende metaphorische Übertragung auf sich zulässt – oder anders formuliert: Die Bedeutung ‚Computermaus‘ ist einem beliebigen Ausdruck, dem die (aus Merkmalen zusammengesetzte oder auf eine Merkmalsmenge referierende) Bedeutung ‚(tierische) Maus‘ zugeordnet ist, rezessiv als zusätzliche Bedeutung anhänglich, was merkmalssemantisch und aufgrund der Möglichkeit metaphorischer Übertragungen bei Vorhandensein eines zur Referenz geeigneten Übertragungsobjekts in der Welt zu begründen ist. Sie ist also in der Schnittmenge der Merkmale und den entsprechenden Relationen sprachlicher Elemente verankert bzw. gespeichert – die Schnittmenge gespeicherter Merkmale bzw. der Ort, wo diese gespeichert sind, entspricht demzufolge auch einem „Speicherort“ rezessiver Informationen; die Relationen im Sprachsystem auf Individualebene können einen solchen Speicherort bergen. Die rezessiven Informationen können die Wahrscheinlichkeit, zu einer „phänotypischen“ Ausformung zu gelangen, signifikant erhöhen, sobald besagte metaphorische Übertragung des Ausdrucks dt. *Maus* als Form einer Innovation realisiert wird, die lexikalische Einheit dt. *Maus* ‚Computermaus‘ entsteht und sich fortan im Sprachgebrauch äußern kann. Die „Innovation“ generiert also letztlich nichts Neues, sondern bringt lediglich vorhandene Informationen wahrnehmbar zum Vorschein,²⁰⁷ man kann sagen: Durch die Innovation wird eine rezessiv gespeicherte Information, hier die Bedeutung ‚Computermaus‘, aktiviert, d.h. für den Sprachgebrauch nutzbar gemacht, phänotypisch wahrnehmbar – zunächst erfolgt demnach eine Phänotypisierung auf Individualebene, die unter bestimmten Umständen schlussendlich – via Synchronisierungsprozessen – zu einer Lexikalisierung im Lexikon der jeweiligen (abstrakt und modellhaft zu verstehenden) Kollektivebene führen kann.

Obleich Gévaudan bei seiner Betrachtung zu sogenannten Bedeutungsentlehnungen nach dem Vorbild von engl. *mouse* ‚(tierische) Maus; Computermaus‘ keine vergleichbaren Annahmen etwa hinsichtlich einer Merkmalsanalyse

²⁰⁷ Diese Aussage zu lexikalischer Innovation beschränkt sich zunächst nur auf den beschriebenen Einzelfall. Natürlich ist es möglich, sachgemäß zu rechtfertigen, ihr eine generelle Gültigkeit für metaphorische Übertragungen im Zusammenhang mit lexikalischer Innovation zuzusprechen. Nichtsdestoweniger kann keine allgemeine Gültigkeit dieser Aussage für alle Formen lexikalischer oder gar sprachlicher Innovation abgeleitet werden. Hierfür bedarf es jeweils gesonderter Überprüfung relevanter Einzelfälle.

und der Möglichkeit der metaphorischen Übertragung in vermeintlich entlehrenden Sprachen diskutiert (s. Gévaudan 2007: 66f) – vielleicht, weil dies so trivial erscheint –, gibt er an anderer Stelle zu verstehen, dass auch er etwa für Prozesse von Lehnbedeutungen und Lehnübersetzungen als zentral erachtet, dass „die eigentliche Imitation auf der Basis der innersprachlichen Vorgänger stattfindet“ (Gévaudan 2007: 148). Diese Aussage zeigt in ihrer Konsequenz eine gewisse Nähe zur Vorstellung rezessiver Information, da sie ebenfalls betont, dass beispielsweise bei sogenannter Bedeutungsentlehnung die außereinzelsprachliche Einwirkung auf den innereinzelsprachlichen Prozess in der vermeintlichen Zielsprache sehr gering, vielleicht nur initiiierend ist.

Die Frage, warum es etwa im Englischen bei engl. *mouse* tatsächlich zu einer derartigen Innovation kam, ist letztlich nichts anderes als die Frage, nach Ursachen und Vorhersagbarkeit lexikalischen Wandels – entscheidend ist, dass die Möglichkeit dazu bestand. Und da derartige Wandel bekanntlich nicht alle Angehörigen einer Sprachgemeinschaft zugleich erfasst, sind seine Ursachen, die zur Erhöhung der jeweiligen Phänotypisierungswahrscheinlichkeit führen, stets in konkreten kommunikativen Situation zu suchen und hängen mit der individuellen Gestalt des Mentalen Lexikons des Individuums zusammen, das die Innovation jeweils hervorbringt. Insgesamt ist anzunehmen, dass bei einem solchen Innovationsprozess derart viele und allgemein oder in ihrer genauen Ausprägung unbekannte Faktoren eine Rolle spielen, dass ein vollständiges Verstehen konkreter lexikalischer Wandel nicht möglich ist und wohl nie oder zumindest auf absehbare Zeit nicht sein wird. Nichtsdestoweniger kann man durchaus annehmen, dass – wenn man alle Faktoren genau kennen würde – ein lexikalischer Wandel theoretisch vorhersagbar wäre, dass alle Faktoren zusammen eben nicht das Bild verschiedener Entwicklungsmöglichkeiten ergeben, sondern nur eine zulassen. Angesichts der Tatsache, dass wir zurzeit aber nicht alle Faktoren kennen, müssen wir uns darauf beschränken, anhand derer, die wir identifizieren können, Entwicklungsmöglichkeiten aufzuzeigen und deren Wahrscheinlichkeiten bestmöglich abzuschätzen. Ein wichtiger Faktor kann etwa das sein, was man oft – in Anlehnung an diesbezügliche Ausführungen von Stephen Ullmann (s. Ullmann 1964: 209f) – *Bezeichnungsnot* nennt (vgl. etwa Blank 1997: 348f u. 377), nämlich die Tatsache, dass etwa für ein mögliches Referenzobjekt oder Konzept ein sprachliches Zeichen benötigt wird, das darauf verweist, dass wir also „ein prägnantes Wort für einen neuen Sachverhalt, eine technische Erfindung, ein neues Konzept [...] benötigen und eine längere, eventuelle uneffektive Umschreibung dafür vermeiden wollen“ (Platz-Schliebs et al. 2012: 87).

Die metaphorische Übertragung eines Ausdrucks für ‚(tierische) Maus‘ auf die Bedeutung ‚Computermaus‘ ist eine derartige Entwicklungsmöglichkeit und

sie ist auf das zurückzuführen, was wir hier als rezessiv gespeicherte Information beschreiben wollen. Im Englischen trat die Innovation ein und lexikalisierte sich, fand also Einzug ins (kollektive) Lexikon dieser Einzelsprache, d.h. in eine signifikante Anzahl Mentaler Lexika der Angehörigen der entsprechenden Sprachgemeinschaft. Betrachten wir nun mit diesem Wissen die Situation im Französischen, so kann man hier genauso davon ausgehen, dass die Möglichkeit einer metaphorischen Übertragung von frz. *souris*, das der Bedeutung ‚(tierische) Maus‘ zugeordnet war und ist, auf die Bedeutung ‚Computermaus‘ aufgrund rezessiv gespeicherter Informationen bereits bestand und ihr Eintreten somit möglich war, spätestens sobald erstmals ein Angehöriger der frz. Sprachgemeinschaft eine Computermaus wahrnahm.

Nun ist es aber nicht unwahrscheinlich, dass ein Angehöriger der französischen Sprachgemeinschaft das technische Gerät tatsächlich unter dem engl. Ausdruck *mouse* kennenlernte und ihm der Zusammenhang mit der lexikalischen Einheit engl. *mouse* ‚(tierische) Maus‘ transparent war; in diesem Fall kann er kognitiv das Paradigma analog dazu ins Französische übertragen, wo die metaphorische Übertragung ebenso möglich erscheint. Dies kann zum Eintritt der Innovation im Französischen geführt haben. Der Sprachkontakt mit dem Englischen – konkret: das paradigmatische Vorbild um den Ausdruck engl. *mouse* – kann dementsprechend als ein weiterer Faktor interpretiert werden, der das tatsächliche Eintreten der rezessiv veranlagten Innovation bewirkt bzw. hinsichtlich seiner Eintrittswahrscheinlichkeit positiv beeinflusst hat.²⁰⁸ Das englische

²⁰⁸ Interessant ist in diesem Zusammenhang auch eine Äußerung von Betz (1974) dazu, der nämlich insbesondere hinsichtlich Lehnbedeutungen zwischen „entwickelnder“ und „bereichernder“ unterscheidet: „Dann würde beispielsweise die Lehnbedeutung *intellectus*, die das deutsche Wort Geist angenommen hat, eine entwickelnde Lehnbedeutung sein, weil man wohl mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen kann, daß sich diese Bedeutung auch ohne fremden Einfluß hätte entwickeln können, daß also in diesem Fall eine vorhandene Anlage durch den äußeren Einfluß lediglich schneller entwickelt wurde. Hingegen wäre die Lehnbedeutung *spiritus (sanctus)*, die das deutsche Wort Geist ja gleichfalls angenommen hat, als eine bereichernde Lehnbedeutung zu bezeichnen, da wohl kaum anzunehmen ist, daß das deutsche Wort diese Bedeutung allein aus sich heraus entwickelt hätte“ (Betz 1974: 137). Die Parallele zu der von mir vorgeschlagenen Lesart liegt auf der Hand: Was Betz als „entwickelnde Lehnbedeutung“ bezeichnet, ist vergleichbar mit der hier vorgeschlagenen Vorstellung von Sprachkontakt als zusätzlichen Faktor, der zu einer veranlagten – rezessiv (vor)gespeicherten – Entwicklung führt. Allerdings ist der Ansatz von Betz aus mehreren Gründen abzulehnen: Erstens geht Betz davon aus, dass die jeweilige Entwicklung nicht mehr initiiert wurde, sondern lediglich beschleunigt, was jeder wissenschaftlichen Grundlage entbehrt, da lexikalische Innovation kein Prozess ist, der sich über einen Zeitraum erstreckt, der eine schnellere oder langsamere Entwicklung ermöglicht, vielmehr findet lexikalische Innovation entweder statt oder nicht

Vorbild kann die Entwicklung begünstigt, vielleicht sogar initiiert haben (für eine präzise Einschätzung dessen wäre wiederum die Kenntnis aller für das Eintreten der Innovation relevanten Faktoren nötig). In diesem Sinne ist das Konzept der Lehnbedeutung bzw. Bedeutungsentlehnung nicht gänzlich zu verwerfen. Es muss allerdings gerade bei unserem Beispiel um engl. *mouse* differenzierter und reduzierter betrachtet werden. Gleichsam haben uns die soeben erfolgten Ausführungen einen ersten „Speicherort“ rezessiver Information in Sprache offenbart, was allerdings keinesfalls bedeutet, dass Lehnbedeutungen im klassischen Verständnis nicht existieren können. Nicht jeder Fall, der bisher als Fall von Lehnbedeutung beschrieben wurde, muss zwangsläufig mit rezessiver Informationsspeicherung in Verbindung stehen; hier können nur Einzelfalluntersuchungen Klarheit verschaffen. Ziel meiner Ausführungen war lediglich, unter Verweis auf Trivialitäten und ausgewählte schon vorhandene und dabei heranzitierte Forschungsarbeiten darauf hinzuweisen, dass – mindestens in den allermeisten Fällen – Ausdrücke, denen vermeintliche Lehnbedeutungen zugeordnet

(bestenfalls der Prozess der Lexikalisierung auf Kollektivebene könnte schließlich beschleunigt oder verlangsamt werden). Natürlich mag man etwa in metaphorischer Übertragung einen Prozess erblicken und dieser benötigt selbstredend etwas Zeit, jedoch nur sehr wenig und findet in einem einzelnen Individuum, d.h. auf einer bestimmten Individualebene statt. Sprachkontakt kann den Prozess bestenfalls überhaupt oder zu einem früheren Zeitpunkt einsetzen lassen, aber keineswegs in einer Weise beschleunigen, die Betz beansprucht. Zweitens nehme ich den Faktor des Sprachkontakts als optionalen Faktor der lexikalischen Entwicklung wahr. Eine gesicherte Aussage darüber, ob die Entwicklung dank ihm eintrat oder ohne ihn nie oder doch zu einem späteren Zeitpunkt eingetreten wäre, ist nicht möglich. Und drittens ist wissenschaftlich unbegründbar, warum dt. *Geist* die Bedeutung ‚intellectus‘ aus sich selbst entwickeln können sollte, ‚spiritus (sanctus)‘ aber nicht. Unter Verweis auf die bereits beschriebenen Problematiken bei der Feststellung sogenannter Lehnbedeutungen (s. Durkin 2014: 162f) muss eine innereinzelsprachliche Herleitung der Bedeutung ‚spiritus (sanctus)‘ für dt. *Geist* durchaus als kontextuell möglich erscheinen, wenn etwa dt. *Geist* in einer Übersetzung lat. *spiritus* ersetzt bzw. repräsentiert. Im Zusammenhang mit christlicher Terminologie ist aber Kulturkontakt in seiner Bedeutung vermutlich höher einzustufen als Sprachkontakt (der wiederum Teil von Kulturkontakt sein kann), weil auch ohne Sprachkontakt Entitäten, die von außen in einen Kulturraum eindringen benannt werden müssen, was innereinzelsprachlich lösbar ist. Da sich dt. *Geist* auf westgermanisch **gaista-* zurückführen lässt, das wohl ‚überirdisches Wesen, Geist, Gemütsverfassung‘ bedeutete (vgl. Kluge 2011: 342 u. Kroonen 2013: 163), ist im Übrigen das Beispiel von Betz für „bereichernde Lehnbedeutung“ generell zu hinterfragen. Warum sollte sich – um in Betz Sprachgebrauch zu bleiben – nicht die Bedeutung ‚überirdisches Wesen‘ zur Bedeutung ‚spiritus (sanctus)‘ „entwickeln“ können, wenn Betz doch gleichzeitig davon ausgeht, dass ‚intellectus‘ wohl aus ‚Gemütsverfassung‘ entwickelt werden kann? Es zeigt sich also, dass die Argumentation von Betz nicht nur wissenschaftlich fragwürdig, sondern auch in sich nicht schlüssig ist.

werden, nicht willkürlich „ausgewählt“ sind, sondern dass es dafür tiefer liegende Ursachen gibt, die sich durch rezessiv gespeicherte Information beschreiben oder erklären lassen.²⁰⁹

2.1.3.2 – Lehnübersetzungen, Lehnübertragungen und rezessive Information

Wenden wir uns nun dem zu, was Betz als *Lehnübersetzungen* und *Lehnübertragungen* unter dem Oberbegriff *Lehnformung* zusammenfasst (s. Betz 1974: 136). Dabei wollen wir uns wieder naiv die Frage stellen, was die jeweilige Lehnformung dafür qualifiziert, Lehnformung eines fremdsprachlichen Vorbilds zu sein, und in diesem Zusammenhang auch den Mechanismus der Wortbildung näher betrachten.

2.1.3.2.1 – Lehnübersetzungen und rezessive Information

Beginnen wir mit einem Beispiel für eine sogenannte Lehnübersetzung, die Betz als „Glied-für-Glied-Übersetzung“ (Betz 1974: 136) charakterisiert: dt. *Erdapfel* („Kartoffel“). Dieses geht auf lat. *mālum terrae* zurück (vgl. Kluge 2011: 253), wobei lat. *mālum* als dt. *Apfel* übersetzt werden kann (es handelt sich hierbei formal um einen Nominativ) und *terrae* (eine Genitivform von lat. *terra*) als dt. *Erde*. Das Kompositum dt. *Erdapfel* ist also eine Glied-für-Glied-Übersetzung von lat. *mālum terrae* mit Zusammenziehung beider lateinischer Ausdrücke und damit

²⁰⁹ Dass es sich bei den beschriebenen Szenarien immer nur um Möglichkeiten handelt, zeigt auch das Italienische, in das engl. *mouse* ‚Computermaus‘ als italienisch *mouse* ‚Computermaus‘ entlehnt wurde und neben italienisch *topo* ‚(tierische) Maus‘ steht (vgl. Giacomini/Kolb 2014: 2003 u. 2485). Allerdings muss man sich auch hier den Unterschied zwischen Individual- und Kollektivebene bewusst machen: Auf der Kollektivebene wurde mit *mouse* ein Lehnwort für die Bedeutung ‚Computermaus‘ lexikalisiert. Dies bedeutet aber keinesfalls, dass es nicht auch Individuen gegeben haben kann, die für das Italienische die Bedeutung ‚Computermaus‘ metaphorisch übertragend dem Ausdruck italienisch *topo* zuordneten, sondern es bedeutet lediglich, dass die lexikalische Einheit *mouse* ‚Computermaus‘ im Italienischen (auf der Kollektivebene) lexikalisiert wurde und nicht ein denkbare italienisch **topo* ‚Computermaus‘ (die Phänotypisierungsmöglichkeit für letzteres besteht natürlich auch gegenwärtig noch jederzeit).

verbundener Umgehung der Genitivkonstruktion, die im Deutschen etwa als *Apfel der Erde* hätte übersetzt werden können. Das Kompositum ist bereits für das Ahd. als *erdaphul* (und in weiteren graphematischen Varianten) belegt (vgl. Große 1985: 370f), die lateinische Form ist jedoch älter, zudem finden sich analoge Lehnübersetzungen auch in anderen europäischen Sprachen wie dem Französischen (vgl. frz. *pomme de terre*) (vgl. Kluge 2011: 253).

Im Lateinischen wie auch in den Sprachen, die eine Lehnübersetzung von lat. *mālum terrae* aufweisen, ist die Bedeutung zunächst sehr allgemein als ‚Frucht, die im oder auf dem Boden wächst‘ zu fassen (vgl. Kluge 2011: 253). Erst später findet die Übertragung – man könnte auch von einer Spezialisierung oder Bedeutungsverengung sprechen – auf ‚Kartoffel‘ statt, ein Wandel, den die Lehnübersetzungen von lat. *mālum terrae* in vielen Sprachen durchlebten, so etwa im Deutschen, im Französischen oder auch im Niederländischen (als niederländisch *aardappel*) (vgl. Norren 1993: 28 u. Philippa 2004: 79).

Mehrfach in der Geschichte dieser Wortbildung scheinen daher Beschreibungen in Analogie zu den bereits zu engl. *mouse* getätigten zur Erklärung nötig: So wird offensichtlich schon im Lateinischen der Ausdruck lat. *mālum* – wohl ausgehend vom Merkmal FRUCHT²¹⁰ (bzw. etwa PFLANZLICH und ESSBAR), das einem dem Ausdruck zugeordneten Denotat wie ‚Apfel‘ beigeordnet erscheint – generalisierend zur Bezeichnung von Früchten im Allgemeinen gebraucht (vgl. dazu auch Baier 2013b: 2982); dieser Vorgang ließe sich wiederum anhand von Merkmalsparallelen zwischen der Frucht Apfel im Besonderen und Früchten im Allgemeinen erklären, womit die gleichen Prinzipien und Mechanismen als verantwortlich ausgemacht werden können wie bei der metaphorischen, ausdrucksseitigen Verbindung von ‚(tierische) Maus‘ und ‚Computermaus‘. Ganz ähnlich hat man sich dann auch den spezialisierenden Wandel vorzustellen, der hier zu einer Bedeutungsverengung auf die Bedeutung (d.h. das Denotat) ‚Kartoffel‘ führte; auch hierbei sind unverkennbar Merkmalsparallelen Voraussetzung

²¹⁰ Es ist darauf hinzuweisen, dass das, was im Gegenwartsdeutschen gemeinhin als *Kartoffel* bezeichnet wird, aus biologischer Sicht keine Frucht, sondern eine Knolle darstellt (im biologischen Sinne sind die Früchte der Kartoffelpflanze allein jene Beeren, die (überirdisch) aus den bestäubten Blüten erwachsen). Da aber die Kartoffelknollen wie viele Früchte essbar und rundlich sind sowie ferner „fruchtbar“ in dem Sinne, dass sie eine neue Kartoffelpflanze hervorbringen können, kann die Kartoffel umgangssprachlich auch sinnvoll als *Frucht* bezeichnet werden (vgl. zur biologischen Einordnung Sauermost 2002a: 9-11 u. 104); weil für Sprachentwicklung eben jene umgangssprachlichen Gepflogenheiten bedeutender sind als die fachsprachlicher Varietäten (zumal sich der Großteil fachsprachlicher Gebräuche erst in der Neuzeit, also lange nach Entstehung von ahd. *erdaphul*, herausbildete), sei die Kartoffelknolle im Folgenden unter Primat der Umgangssprache als Frucht interpretiert bzw. bezeichnet.

für Ermöglichung und Gelingen, d.h. schlussendliche Lexikalisierung bzw. Konventionalisierung des Wandels, gewesen. All dies soll hier nicht noch einmal wie bei engl. *mouse* im Detail dargestellt werden; wir wollen dessen jedoch eingedenk bleiben, um im Folgenden die logischen Konsequenzen daraus zu ziehen.

Fragen wir an dieser Stelle, warum lat. *mālum terrae* im Deutschen ausgerechnet als dt. *Erdapfel* wiederzufinden ist. Zunächst kann man – wieder Gévaudans Ausführungen zu Lehnbedeutungen folgend (s. Gévaudan 2007: 66) – vermuten, dass zumindest ein Teil der Begründung hierfür in der Transparenz der lateinischen Bezeichnung zu finden ist: Ein Angehöriger der Sprachgemeinschaft der Zielsprache (hier: das Deutsche) identifiziert lat. *mālum* mit dt. *Apfel* (bzw. ahd. *aphul*) und lat. *terrae* mit dt. *Erde* (bzw. ahd. *erda*), erkennt dabei womöglich sogar den Genitiv der Form *terrae*, und kann somit ein entsprechendes Kompositum auf Grundlage des lateinischen Vorbilds bilden.

Doch wieder ist diese Transparenz alleine nicht das Entscheidende, das diese Lehnübersetzung ermöglicht, denn immerhin könnte lat. *mālum* insbesondere für Personen mit geringen Lateinkenntnissen auch mit lat. *malum*, das ‚Unglück‘ oder ‚Leid‘ bedeutet (vgl. lexikografisch Baier 2013b: 2982-2984), verwechselt werden, zumal beide Bezeichnungen im gewöhnlichen Schriftgebrauch aufgrund fehlender Längezeichen ausdrucksseitig identisch dahergekommen wären und beide derselben Deklinationsklasse bei selben Genus (Neutrum) angehören. Hätten Angehörige der dt. (bzw. ahd.) Sprachgemeinschaft aus unserem Beispiel diese Bedeutung für den Ausdruck lat. *mālum* rezipiert, würden wir heute womöglich statt dt. *Erdapfel* dt. **Erdleid* sagen. Doch egal, für wie wahrscheinlich man eine derartige Verwechslung halten mag, entscheidend ist Folgendes: Sprachliche Zeichen werden – wie bereits mehrfach erwähnt – in konkreten Situationen und Kontexten erlernt, d.h. die Bezeichnung lat. *mālum terrae* wird niemandem, der sie sich eingepägt oder gar in seine Muttersprache übertragen hat, als bloße, kontextlose Äußerung begegnet sein. Und im jeweiligen Kontext wird unter anderem anhand der ableitbaren Merkmale des zu erkennenden Referenzobjekts klar geworden sein, dass sich lat. *mālum* auf eine Frucht, vielleicht sogar konkret auf einen Apfel bezieht und eben nicht auf etwas Negatives und Abstraktes wie ein Unglück oder Leid. In der konkreten kommunikativen Situation – und sei sie schriftlicher Natur gewesen – mag man erfahren haben, dass man das, was lat. *mālum terrae* meint, essen (Merkmal: ESSBAR) oder dass aus ihm eine Pflanze erwachsen kann (Merkmal: PFLANZE HERVORBRINGEND). Beides würde selbst einer Person mit geringen Lateinkenntnissen deutlich machen, dass lat. *mālum* hier eher ‚Apfel‘ als ‚Unglück‘ bedeutet; selbst wenn man

die Bedeutung ‚Apfel‘ nicht erkennen würde, läge die Bedeutung ‚Unglück‘ wohl weit weniger in der Erwartung des Rezipienten.²¹¹

Die sogenannte Lehnübersetzung dt. *Erdapfel* ist also keinesfalls allein durch bloßen Sprachkontakt zu erklären; wie schon anhand des Beispiels der sogenannten Lehnbedeutung um engl. *mouse* wird hier deutlich, dass der außersprachliche Bereich die nötigen Grundlagen für eine gelingende Lehnübersetzung liefert. Das bedeutet aber auch, dass in diesem Fall ebenso Informationen rezessiv vorliegen müssen, denn die Anwendung der Kombination von Ausdrücken für ‚Apfel‘ und ‚Erde‘ übertragend auf ‚Frucht, die im oder auf dem Boden wächst‘ oder ‚Kartoffel‘ ist anders nicht plausibel zu begründen, schon gar nicht angesichts der Tatsache, dass dieser Vorgang in mehreren Einzelsprachen stattfindet, in denen jeweils eine Verwechslung von lat. *mālum* mit lat. *malum* möglich gewesen wäre. Eine derartige Fehlübersetzung hätte durchaus jederzeit stattfinden können, gerade weil man es im europäischen Mittelalter für gewöhnlich nicht mehr mit Muttersprachlern des Lateinischen zu tun hat; dann muss man sich aber umso mehr fragen, wieso eine derartige Verwechslung in keiner Einzelsprache lexikalisiert bzw. konventionalisiert wurde – oder aber es gibt rationale Gründe dafür, dass diese Verwechslungen unterbleiben, und genau diese finden sich in außersprachlichen Begebenheiten, die aufgrund der Merkmale, die bereits etwa mit der Bedeutung von Ausdrücken für ‚Apfel‘ in das Mentale Lexikon eingespeist wurden, rezessiv im Mentalen Lexikon eines Individuums gespeichert sind, genauer: Ein Ausdruck ahd. *erdaphul* für ‚Frucht, die im oder auf dem Boden wächst‘ muss für das Ahd. auch unabhängig von Sprachkontakten (etwa mit dem Lat.) als rezessiv vorhanden gelten, wenn mit ahd. *erda* ‚Erde, Boden‘ und ahd. *aphul* ‚Apfel; Frucht‘ zwei lexikalische Einheiten im Lexikon einer ahd. Kollektivebene vorliegen, die mittels des Mechanismus der Wortbildung miteinander kombiniert werden können.²¹² Die Wahrscheinlichkeit einer Verwechslung, die etwa zu dt. **Erdleid* ‚Kartoffel‘ geführt hätte, ist schlicht als signifikant niedriger einzuschätzen als die für dt. *Erdapfel* ‚Kartoffel‘ (was nicht bedeutet, dass erstere Wahrscheinlichkeit 0 ist).

Aufgrund der Konventionalität sprachlicher Zeichen finden sich schließlich derartig umfangreiche Parallelen zwischen den Informationen, die die einzelnen Angehörigen einer Sprachgemeinschaft in ihren individuellen Mentalen Lexika

²¹¹ Eine derartige Erwartung kann im Übrigen als probabilistisch veranlagt interpretiert werden (es sei hier noch einmal auf die diesbezüglichen Ausführungen in der Einleitung (Kapitel 1.4.2) verwiesen).

²¹² Auch in diesem Fall ist natürlich hinsichtlich eines erstmaligen Gebrauchs bzw. einer erstmaligen Phänotypisierung von ahd. *erdaphul* zu beachten, dass Phänotypisierungen immer im Konkreten, d.h. auf Individualebene stattfinden und eine Lexikalisierung auf Kollektivebene stets dort ihren Anfang nimmt.

mit einem Ausdruck in Verbindung gesetzt haben, dass besagte Innovation um dt. *Erdapfel* in Form einer Lehnübersetzung für jeden Angehörigen der Sprachgemeinschaft möglich wäre, der versteht, was der lat. Ausdruck *mālum terrae* meint, mehr noch: Lateinkenntnisse und Sprachkontakt mit dem Lateinischen sind nicht einmal zwingend nötig, da die metaphorische Übertragung eines Kompositums bestehend aus Ausdrücken für ‚Erde‘ und ‚Apfel‘ auf die Bedeutung ‚Frucht, die im oder auf dem Boden wächst‘ auch unabhängig davon, also inner-einzelsprachlich, möglich ist.²¹³

Zusammenfassend lässt sich also auch für das Beispiel der sogenannten Lehnübersetzungen um lat. *mālum terrae* feststellen, dass Komposita (oder auch satz-ähnliche Ausdrücke), die aus Ausdrücken für ‚Erde‘ und ‚Apfel‘ einer Einzelsprache bestehen, die Bedeutung ‚Frucht, die im oder auf dem Boden wächst‘ bereits rezessiv als inhaltsseitige Information gespeichert haben; aber nicht nur die Bedeutung – also inhaltsseitige Information – ist davon betroffen: Auch der (zusammengefügte) Ausdruck muss im Sprachsystem rezessiv gespeichert gewesen sein, d.h. die Kombinierbarkeit von etwa ahd. *erda* und ahd. *aphul* ist nicht erst im Sprachkontakt mit dem Lateinischen möglich geworden, sondern unabhängig davon im Sprachsystem des Ahd. verankert (die Relation zwischen beiden sprachlichen Elementen kann als schon vorher bestehend angenommen werden, erfuhr aber eine Erhöhung ihrer Gewichtung). Dies bedeutet alles in allem, dass die gesamte lexikalische Einheit ahd. *erdaphul* ‚Apfel der Erde‘ bzw. generalisierend ‚Frucht, die im oder auf dem Boden wächst‘ rezessiv im ahd. Sprachsystem als Information gespeichert war. Diese Information muss, wenn die Folge eine Wahrnehmbarkeit bzw. eine Phänotypisierung ist, nur noch aktiviert bzw. genutzt werden. Der Aktivierungsvorgang kann durch Sprachkontakt motiviert werden (d.h. die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für besagte Phänotypisierungsmöglichkeit würde durch Sprachkontakt positiv beeinflusst), muss es aber nicht (andernfalls hätte auch das Lateinische die lexikalische Einheit lat. *mālum terrae* ‚Frucht, die im oder auf dem Boden wächst‘ nicht hervorbringen können).

Anders als bei den Beispielen um engl. *mouse* handelt es sich hierbei aber um eine komplexere Ebene des Speicherns rezessiver Informationen, da eine Komposition zweier lexikalischer Einheiten das gespeicherte Objekt darstellt. Doch handelt es sich somit um etwas, das man inhaltsseitig als zusammengesetzte Bedeutung fassen sollte? Dies ist zu verneinen: Das Referenzobjekt von dt. *Erdapfel* bzw. lat. *mālum terrae* ist nichts, das einer zusammengesetzten Bedeutung bedarf

²¹³ Eine Diskussion vergleichbarer Ansätze in der linguistischen Forschung zu Wortbildungen erfolgt im nachfolgenden Unterkapitel zum Zwecke eines Vergleichs der hiesigen Herangehensweise mit der in anderen Arbeiten (insbesondere Laca 1986 ist diesbezüglich zu nennen).

– aus diesem Grund kann auch ein Simplex wie engl. *potato* oder dt. *Kartoffel* auf dasselbe Referenzobjekt verweisen. Die Komposition bei dt. *Erdapfel* bzw. lat. *mālum terrae* ist zunächst nur ausdrucksseitiger Natur, verweist dann aufgrund zweier Ausdrücke auf zwei Bedeutungen, diese aber werden letztlich zu ‚Kartoffel‘ oder ‚Frucht, die im oder auf dem Boden wächst‘ synthetisiert (eine Bedeutung, die zwar umfangreich paraphrasiert werden kann, aber letztlich eben nicht zusammengesetzt dargestellt werden muss; man könnte auch sagen: die Information der Bedeutung ist aus ursprünglich separierten Bedeutungsinformationen zu einer neuen synthetisiert (aber eben nicht „zusammengesetzt“) worden²¹⁴). Auch letzteres – ‚Frucht, die im oder auf dem Boden wächst‘ – ist keineswegs eine zusammengesetzte Bedeutung, vielmehr beschreibt diese Bedeutung eine Frucht, die bestimmte Merkmale aufweist. Die Vorstellung zusammengesetzter Bedeutungen ist daher hier zu verwerfen oder grundsätzlich immer anzunehmen, da sie keinen anderen Fall neben sich zulässt: Auch ‚(tierische) Maus‘ müsste demnach als zusammengesetzte Bedeutung verstanden werden, da sie Merkmale, wie sie bereits beschrieben wurden, umfasst und würde sie das nicht tun, hätte man keine Chance eine beliebige tierische Maus mit dem Ausdruck dt. *Maus* in Verbindung zu setzen, denn dann hätte man ausschließlich einen Prototyp für die Inhaltsseite von dt. *Maus* ohne Merkmalsdifferenzierung

²¹⁴ Der Unterschied zwischen Synthese und Zusammensetzung kann anhand eines Gedankenspiels veranschaulicht werden: Wenn etwa die lexikalischen Einheiten zu den Ausdrücken dt. *Erde* und dt. *Apfel* (vollständigem) Schwund unterliegen würden, dt. *Erdapfel* ‚Kartoffel‘ aber nicht, so wäre letztere lexikalische Einheit nach wie vor intakt und gebräuchlich; allerdings ließen sich von ihr nicht mehr Ausdrücke für Bedeutungen wie ‚Erde‘ und ‚Apfel‘ durch Angehörige der Sprachgemeinschaft des Deutschen ableiten, weil die Wortbildung nicht mehr transparent bzw. nicht mehr als Wortbildung zu erkennen wäre (dies bezieht sich also sowohl auf die Ausdrucks- als auch auf die Inhaltsseite). Der Terminus *Zusammensetzung* suggeriert jedoch das Gegenteil: Man kann ein Puzzle zusammensetzen, aber, da dessen Teile nicht zu einem Ganzen synthetisiert werden, kann man es wieder in den vorigen Zustand zurückversetzen, indem man die Teile wieder voneinander löst. Dies ist bei Wortbildungen eben nicht mehr möglich; sie bewahren ihre Transparenz nur solange deren Bestandteile auch autonom im Sprachgebrauch erhalten bleiben. Ausnahmen bestehen hierbei bestenfalls dann, wenn bestimmte Bestandteile in mehreren Komposita auftreten: Angenommen dt. *Apfel* wäre geschwunden, Komposita wie dt. *Erdapfel*, dt. *Augapfel* oder dt. *Reichsapfel* blieben aber noch erhalten, so wären inhaltsseitige Informationen für dt. *-apfel* weiterhin herleitbar (so etwa hinsichtlich Merkmalen wie KUGELFÖRMIG) (hierbei könnte man gar von einer Degradierung des Lexems zu einem Derivationsmorphem sprechen (nicht auszuschließen wäre im Übrigen eine auf dieses „Derivationsmorphem“ und dessen Semantik fußende Rekonstruktion einer neuen lexikalischen Einheit zu dt. *Apfel*, wobei dabei womöglich ein auf eine Frucht referierendes Denotat nicht wiederhergestellt würde, stattdessen aber vielleicht ‚Kugel‘)).

gespeichert und würde dementsprechend auch nur diesen Prototypen mit dem Ausdruck dt. *Maus* verbinden können (der Prototyp würde demnach die Funktion eines Prototypen nicht länger erfüllen).

Die Komposition dt. *Erdapfel* bzw. lat. *mālum terrae* zur Bezugnahme auf ‚Frucht, die im oder auf dem Boden wächst‘ kann daher nicht als kognitiv anspruchsvoller und somit unwahrscheinlicher gelten als die Bezugnahme von dt. *Maus* auf ‚(tierische) Maus‘ und ‚Computermaus‘. Die Prozesse sind vergleichbar komplex, finden aber auf unterschiedlichen Ebenen statt: Während eine ausdrucksseitige Komposition eine inhaltsseitige nach sich zieht und die Information, dass der Referenzgegenstand im oder auf dem Boden befindlich ist, morphologisch in einem Glied des Kompositums verankert ist, sind bei metaphorischen Übertragung von Simplexen wie engl. *mouse* bzw. auch dt. *Maus* die Informationen als Merkmale verankert, sind also nicht morphologisch separiert. Entscheidend ist, wie viele Informationen verarbeitet werden müssen, aber weniger, wie diese sprachlich verpackt sind.²¹⁵

Nicht nur bei Komposita, sondern auch bei Derivationen lassen sich sogenannte Lehnübersetzungen finden und auch in diesen Fällen ist von einer Aktivierung (d.h. signifikanten Erhöhung der Phänotypisierungswahrscheinlichkeit) rezessiv gespeicherter Informationen auszugehen. Betrachten wir hierfür ein Beispiel, das etwa Christopher Wells in seinem Werk zur Sprachgeschichte des Deutschen anführt: nhd. *hübsch* (s. Christopher Wells 1990: 131). Dieses lässt sich auf mhd. *hövesch* oder gar mittelniederländisch *hovesch* zurückführen, das vermutlich als Lehnübersetzung an altfrz. *courtois* orientiert ist; die Bedeutung lässt sich dementsprechend zunächst als ‚höfisch‘, ‚wie es sich am Hof geziemt‘ und ‚zum Gefolge des Königs gehörig‘ fassen (vgl. Kluge 2011: 428). Die Bestandteile des Vorbilds würden dementsprechend als altfrz. *court* ‚Hof‘ und Derivationsuffix *-ois* erkannt und mit entsprechendem sprachlichen Material der lehnübersetzenden germanischen Sprache übersetzt. Interessant ist, dass dabei nicht nur das Substantiv, sondern auch das Suffix mit einer funktionalen Entsprechung übertragen wurde, nämlich *-isc* bzw. *-isch/-esch*, was als Derivationsuffix gewöhnlich

²¹⁵ Ziehen wir hierfür zur Veranschaulichung den Ausdruck *Duden* heran: Dieser ließe sich auch als dt. *Buch*, in dem *Wörter der deutschen Gegenwartssprache alphabetisch geordnet beschrieben sind* bezeichnen. Sicherlich wird das Referenzobjekt bei Verwendung des Ausdrucks *Duden* schneller und zielsicherer erkannt als bei der kompositionellen, zweiten Variante. Aber das Erkennen des Referenzobjekts ist bekanntlich nicht mit der Bewusstwerdung all der Inhalte gleichzusetzen, die die zweite Variante direkt beschreibt. Um aus dem Ausdruck *Duden* diese Bedeutungen herauszulesen, wird man nicht weniger Zeit benötigen als zum Verständnis der kompositionellen Umschreibung, sofern man sie erst einmal entschlüsselt hat. Entscheidend sind also die Informationen, die man auswertet, nicht deren „Verpackung“.

zur Herstellung von Herkunftsbezeichnungen dient (vgl. Kluge 2011: 451) und somit einen Ausdruck formt, dem aufgrund konventioneller Zuordnungen inhaltsseitiger Informationen seiner Bestandteile die Bedeutung ‚vom Hof her‘ oder ‚dem Hof zugehörig‘ zuzuordnen ist.²¹⁶

Wie bereits bezüglich des Beispiels dt. *Erdapfel* ist auch bei mhd. *hövesch* bzw. mittelniederländisch *hovesch* zu konstatieren, dass wegen des Vorhandenseins entsprechender Bestandteile im Lexikon und der Möglichkeit der Kombination von Substantiv und Suffix in diesem Fall aufgrund vorhandener konventioneller Ausdrucks-Inhalts-Beziehung der Bestandteile die letztlich zustande kommende, synthetisierte Bedeutung bereits vor ihrem ersten Auftreten im sprachlichen Phänotyp rezessiv vorlag (erneut wird augenfällig, dass das entscheidende die Relationen zwischen sprachlichen Elementen sind). Während bei dt. *Erdapfel* aber beide Bestandteile für sich ein in der Welt klar erkenn- und wahrnehmbares Referenzobjekt aufweisen, trifft dies bei mhd. *hövesch* nur auf den ersten Bestandteil mhd. *hof* ‚(Fürsten-/Adels-)Hof‘ (vgl. Benecke et al. 1990a: 698) zu, wogegen das Suffix von abstrakterem Inhalt ist, bei dem ein funktionaler – man könnte gar sagen: grammatischer – Aspekt ausschlaggebend ist. Für die Möglichkeit der Speicherung rezessiver Information in Sprache ist es also unerheblich, ob inhaltsseitige Information auf ein Konkretum oder Abstraktum verweist oder ob die Information gar funktionaler oder grammatischer Natur ist. Auffällig ist, dass unabhängig von einem etwaigen fremdsprachlichen Vorbild die Derivation des Substantivs mhd. *hof* mittels des Suffixes mhd. *-isch/-esch* aufgrund bestehender Konventionen mit hoher Wahrscheinlichkeit zunächst eine Bedeutung wie ‚vom Hof her‘ oder ‚dem Hof zugehörig‘ annehmen musste. Voraussetzung hierfür war erstens das Vorhandensein eines Ausdrucks, dem die Bedeutung ‚Hof‘ zugeordnet ist (z.B. mhd. *hof*), zweitens das Vorhandensein eines Ausdrucks, der derivierend aus einem anderen Ausdruck eine Herkunftsbezeichnung formt (z.B. mhd. *-esch*), und drittens die auf Ebene des Sprachsystems oder der Kognition gespeicherte Möglich- bzw. Fähigkeit der Kombinierung beider Ausdrücke bzw. lexikalischen Einheiten (also ein Wortbildungsmechanismus). Spätestens sobald diese drei Bedingungen erfüllt waren, war gleichsam die lexikalische Einheit mhd. *hövesch* ‚dem Hof zugehörig‘ rezessiv im jeweiligen (hier: mhd.) Sprachsystem gespeichert und für eine Aktivierung – d.h. relativ wahr-

²¹⁶ Das Erkennen und Übertragen von Derivationsuffixen oder auch Präfixen ist im Übrigen kein Phänomen, das seltener zu beobachten ist, als das Erkennen und Übertragen von Lexemen. So weisen etwa spätmittelalterliche deutschsprachige Texte vielfache schematische Strukturübertragungen lateinischer Vorbilder auf, die erkennen lassen, dass die sprachliche Struktur der lateinischen Vorbilder korrekt erfasst und mit deutschen Entsprechungen übertragen wurde (vgl. Christopher Wells 1990: 142f).

scheinliche Phänotypisierung – bereitstehend. Regeln des entsprechenden Lautsystems können dabei zusätzlich zu ausdrucksseitigen Veränderungen führen: So ist etwa der i-Umlaut von *hof* zu *höv-* als kombinatorischer Lautwechsel erklärbar (s. zum i-Umlaut im Deutschen etwa Die Ausführungen in Kapitel 2.2.2.1). Dass sich besagte mhd. lexikalische Einheit zum nhd. zu *hübsch* ‚hübsch, schön‘ wandelte, ist hierbei nicht von Belang, da hier zur Interpretation der Rezessivität nur Vorgang und Voraussetzung der ursprünglichen lexikalischen Innovation heranzuziehen ist.²¹⁷

2.1.3.2.2 – Anmerkungen zur Interpretation von Wortbildung im Zusammenhang mit Rezessivität

Blickt man nun in die bisherige linguistische Forschung zu Fragen der Wortbildung, wie wir sie soeben besprochen haben, so wird man unweigerlich auf die bereits zu Beginn dieser Arbeit erwähnte Untersuchung von Brenda Laca (1986) zu sprechen kommen müssen. Laca unterscheidet zwischen *Wortbildungsbedeutung* und *Wortschatzbedeutung* und führt dazu aus, dass

„Wortschatzbedeutung einer sekundären lexikalischen Einheit [...] ihrem tatsächlich realisierten Inhalt gleich[kommt,] ihre Wortbildungsbedeutung [...] hingegen eine systematisch begründbare Bedeutung, die sich aus der Operation eines inhaltlichen Wortbildungsverfahrens der Sprache auf ihre jeweilige Grundlage ergibt“ (Laca 1986: 129f).

Sie weist ferner darauf hin, dass eine Wortschatzbedeutung für gewöhnlich eine bestimmte, „spezifizierte Lesart seiner Wortbildungsbedeutung“ (Laca 1986: 130) darstellt, veranschaulicht dies anhand des Beispiels dt. *Geher* ‚Sportbewerber im Gehen‘ (vgl. Laca 1986: 130) und schließt mit der Feststellung, dass die Bedeutung von Wortbildungen nur partiell funktional begründbar und der jeweilige Inhalt ebenfalls nur partiell vorhersagbar sei (vgl. Laca 1986: 599).

Anhand der Behauptung, das Kompositum ahd. *erdaphul* ‚Frucht, die im oder auf dem Boden wächst‘ sei bereits vor seiner Bildung rezessiv im Lexikon des Ahd. vorhanden gewesen, zeigt sich dabei die Vereinbarkeit von Lacas an dem Konzept der Motiviertheit orientierten Terminologie mit der hiesigen: Die (kon-

²¹⁷ Der spätere lexikalische Wandel folgt zwar ebenfalls den Regeln lexikalischer Innovation, wie sie bereits zuvor in dieser Arbeit diskutiert wurden, macht aber keine Aussage über die Etymologie, wie wir sie hier betrachtet haben.

ventionelle) Bedeutung der beschriebenen lexikalischen Einheit ist, sobald sie lexikalisiert ist, als Wortschatzbedeutung selbiger zu verstehen; zur Wortbildungsbedeutung gehört eher ‚Apfel, der in der Erde wächst‘. Es lässt sich jedoch zielführender behaupten, dass für eine Wortbildung wie ahd. *erdaphul* mehrere Lesarten rezessiv vorhanden sein können (es bestehen mehrere Phänotypisierungsmöglichkeiten); diese bilden gewissermaßen in ihrer Summe die Gesamtheit an Möglichkeiten, die nach Laca der Wortbildungsbedeutung entsprechen. Die Bedeutung ‚Frucht, die im oder auf dem Boden wächst‘, die für ahd. *erdaphul* nachweisbar ist, stellt also eine einzelne Realisierung der Bedeutungsmöglichkeiten der Wortbildungsbedeutung dar – im Rahmen der Terminologie dieser Arbeit ist hierbei besser von „Phänotypisierung“ statt „Realisierung“ zu sprechen, d.h. für die Wortbildung ahd. *erdaphul* kann die Bedeutung ‚Frucht, die im oder auf dem Boden wächst‘ als (regelmäßig) phänotypisiert, also im Sprachgebrauch wahrnehmbar gelten, wenn der Ausdruck gebraucht wird. Diese Phänotypisierung entspricht hier weitgehend dem, was Laca wohl unter *Wortschatzbedeutung* versteht, nämlich „der Realisierung dieser [vom Wortbildungssystem vorgezeichneten] Möglichkeiten in der Norm“ (Laca 1986: 599); allerdings scheint sich Laca auf ein Lexikon der Kollektivebene zu beziehen, wobei wir hier zunächst davon ausgehen, dass Phänotypisierungen immer auf Individualebene erfolgen und erst infolge häufigeren Auftretens und der Phänotypisierung durch immer mehr Angehörige der entsprechenden Sprachgemeinschaft auch eine Verankerung in der Kollektivebene erkenn- und beschreibbar wird.

Laca und der hiesigen Darstellung ist also gemeinsam, dass die Annahme besteht, dass es für Wortbildungen mitunter mehrere semantische Möglichkeiten gibt, die sich phänotypisch wahrnehmbar äußern können (*Wortbildungsbedeutungen* bei Laca, hier eher *Phänotypisierungsmöglichkeiten*), dass aber nicht notwendigerweise all diese Möglichkeiten tatsächlich phänotypisiert werden (also – nach Lacas Terminologie – zu *Wortschatzbedeutungen* werden); die tatsächliche Gestalt einer Phänotypisierung hängt unter anderem davon ab, welche der Phänotypisierungsmöglichkeiten in der jeweiligen Phänotypisierungssituation (d.h. in der Regel: Kommunikationssituation) aus welchen Gründen auch immer am ehesten benötigt wird oder am ehesten Erfolg verspricht.²¹⁸

Die Diskrepanz zwischen rezessiv gespeichert vorliegenden Entwicklungsmöglichkeiten und der tatsächlichen, künftigen Realität wird an späterer Stelle noch zur deutlicheren Ausformulierung des probabilistischen Charakters der

²¹⁸ Da Wortschatzbedeutungen – um in Lacas Terminologie zu bleiben – aufgrund ihrer Konventionalität im Sprachgebrauch üblicher sind und guten kommunikativen Erfolg versprechen, muss ihre Phänotypisierungswahrscheinlichkeit als höher eingestuft werden, als es bei bloßen Wortbildungsbedeutungen der Fall ist.

sprachlichen Rezessivitätstheorie führen; ein probabilistischer Ansatz wird bei Laca jedoch bestenfalls vorsichtig umrissen, zumal sie sich dabei allein auf die Wortbildung beschränkt. Da in der vorliegenden Arbeit jedoch allgemeinere Strukturen und Prozesse beschrieben werden sollen, bleibt die entworfene Terminologie (etwa mit Termini wie *rezessiver Information* oder *Phänotypisierungsmöglichkeiten*) der von Laca, die etwa nicht auf Fragen der Phonologie anzuwenden ist, vorzuziehen.

Ferner sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass die Vorstellung rezessiver Information im Zusammenhang mit Wortbildung unter anderem an das sogenannte „Kompositionalitätsprinzip“ der Semantik anknüpft: Nach diesem baut sich die „Bedeutung eines komplexen Ausdrucks [...] aus der Bedeutung der Teile und der Art, wie der komplexe Ausdruck daraus gebaut ist“ (Linke et al. 2004: 157), auf. „Wie wir fähig sind, immer wieder neue komplexe Ausdrücke zu formen, so sind wir fähig, parallel dazu die Bedeutungen dieser komplexen Ausdrücke zu konstruieren“ (Linke et al. 2004: 157).

Im Rahmen dieser Arbeit beurteilen wir derartige kompositionelle Strukturen wie Wortbildungen allerdings als etwas bereits vor ihrem ersten Gebrauch – d.h. Auftreten im Phänotyp der Sprache – Gegebenes und etwas Probabilistisches: Mögliche Wortbildungen sind unabhängig davon, ob sie bereits phänotypisiert wurden oder nicht,²¹⁹ als rezessiv im jeweiligen Sprachsystem gespeichert zu begreifen, wenn die Bestandteile, aus denen sie geformt werden, und deren Kombinierbarkeit selbigem inhärent sind. Während die Ausdrucksseite einer Wortbildung etwa durch Phänomene wie Synkopen, Svarabhakti oder Sandhi (Assimilationen) unterschiedliche Phänotypisierungsmöglichkeiten aufweist,²²⁰ kann es auch inhaltsseitig zu unterschiedlichen Phänotypisierungen kommen, die etwa kontextabhängig sind: So kann das Kompositum dt. *Schweineschnitzel* aufgrund seiner Bestandteile und den damit konventionell im Gegenwartsdeutschen verbundenen Bedeutungen als ‚Schnitzel aus Schweinefleisch‘ verstanden werden, dennoch lassen die Bestandteile prinzipiell auch eine Interpretation als ‚Schnitzel für Schweine‘ zu (hier ist gemäß Laca wieder zwischen Wortschatzbedeutung und Wortbildungsbedeutung(en) zu unterscheiden). Dies wird in der Linguistik gemeinhin mit dem Terminus *Unterdeterminiertheit* bezeichnet, der das Phänomen beschreibt, „dass die Bedeutung eines komplexen Ausdrucks durch die Bedeutung der Teile sowie durch die Konstruktion tendentiell immer

²¹⁹ Der Zustand der Rezessivität wird freilich aufgehoben, während eine Phänotypisierung geschieht (wir werden später noch im Detail auf diesen Umstand eingehen).

²²⁰ So kann beispielsweise die Wortbildung dt. *unbedingt* aufgrund von Assimilation in Form eines (internen) Sandhi als [ˈʊnbəˌdɪŋt] phänotypisiert werden, da der Nasal des Präfixes offensichtlich – abhängig vom lautlichen Umfeld – mehrere Erscheinungsmöglichkeiten (wie /n/ oder /m/) besitzt.

nur in mehr oder weniger grosser Annäherung, nicht aber vollumfänglich erklärt werden kann“ (Linke et al. 2004: 158). Im Rahmen des Rezessivitätsmodells spiegelt dies den probabilistischen Charakter von Wortbildungen wieder: Eine Wortbildung verfügt – wie es auch für ihre Bestandteile gelten kann – semantisch für gewöhnlich über mehrere Möglichkeiten, in denen sie phänotypisiert werden kann; je nach Umständen wie Kontext oder Lexikalisierungsgrad divergiert die Wahrscheinlichkeit, mit der eine dieser Phänotypisierungsmöglichkeiten tatsächlich phänotypisiert werden wird.

Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang darüber hinaus eine aus dem Bereich der Computerlinguistik stammende Arbeit von Luong et al. (2013), die Vektoren nicht – wie in der Computerlinguistik zunächst üblich – zur Repräsentation der Semantik von Wörtern, sondern von Morphemen nutzen (d.h. auf Grundlage der Begleitmorpheme mit denen ein fragliches Morphem auftaucht sowie des größeren Kontexts – auf Wort- oder Satzebene – wird aus einem Korpus eine numerische Darstellung eines Morphems (bzw. stellvertretend dessen Verbindungen zu anderen Morphemen) in Gestalt eines Vektors generiert und mithilfe eines künstlichen neuronalen Netzes anhand der zur Verfügung stehenden Sprachdaten optimiert); so wird durch maschinelles Lernen „Wissen“ um die Semantik von Morphemen und deren Kompositionalität erwirkt, was es ermöglicht, auch neue, nicht im Korpus enthaltene Morphemzusammenschlüsse (d.h. etwa auf „Wortebene“) rechnerisch als Vektoren darzustellen und somit Informationen über deren Semantik sowohl darzustellen als auch zu erhalten (s. Luong et al. 2013, insbesondere S. 1f). Ähnlich wie im hiesigen linguistischen Rezessivitätsmodell werden also bisher noch nicht gebildete oder (mindestens dem Computer) unbekannte – d.h. bisher nicht-phänotypisierte – Wortbildungen als auf Grundlage ihrer Bestandteile herleitbar erachtet. Explizit betrachtet das linguistische Rezessivitätsmodell diese jedoch bereits als Teil des sprachlichen Genotyps und nicht als etwas, das erst durch seine Phänotypisierung – also seine tatsächliche Bildung – Teil desselben wird. Beschränkt auf Morphologie und die Verbindung von Morphemen mit deren Semantik zeigen Luong et al. allerdings, dass Elemente der Theorie um das linguistische Rezessivitätsmodell auch praktisch umsetzbar und nützlich sein können – so etwa im Bereich des Natural Language Processing. Insbesondere bei den noch folgenden Betrachtungen zu Phonologie und Syntax wird sich jedoch die Wirkungsmächtigkeit des linguistischen Rezessivitätsmodells als umfassender und weit über die Morphologie hinausreichend erweisen, wenn auch hier zunächst nur auf Theorieebene. Nichtsdestoweniger ist es ein zentrales Anliegen dieser Arbeit, computerlinguistische Modelle theoretisch zu untermauern und in letzter Konsequenz auch praktisch zu verbessern, indem ein tieferes Verständnis des informationellen Wesens von Sprache

erreicht wird und der Computerlinguistik neue Ansätze und Herangehensweisen eröffnet werden.

2.1.3.2.3 – Lehnübertragungen und rezessive Information

Betrachten wir lexikalische Einheiten, die Betz als *Lehnübertragungen*, also „frei-ere[.] Teilübersetzungen“ (Betz 1974: 136), bezeichnet, so stellen wir fest, dass auch diese als Information rezessiv vorgelegen haben müssen, ehe es zu einer Aktivierung, d.h. Phänotypisierung kam. So ist dt. *Vaterland* nach Betz als Lehnübertragung von lat. *patria* zu verstehen (vgl. Betz 1974: 136). Letzteres kann als feminine Substantivierung des Adjektivs lat. *patrius* ‚väterlich; heimisch‘, aber auch ‚heimatlich; heimisch‘ interpretiert werden, das in Verbindung zu lat. *pater* ‚Vater‘ steht (vgl. Vaan 2008: 449f), sodass man bei lat. *patria* schlussendlich gar von einer Derivation von lat. *pater* sprechen kann. Die Bedeutung von lat. *patria* lässt sich als ‚Vaterland, Heimat; Vaterstadt‘ fassen (vgl. Baier 2013b: 3529f). Dt. *Vaterland* ist demzufolge keine Glied-für-Glied-Übertragung und somit auch keine Lehnübersetzung von lat. *patria*, vielmehr handelt es sich um eine Umschreibung inhaltsseitiger Informationen des sprachlichen Zeichens lat. *patria* durch Komposition, von der nur der erste Teil des deutschen Ausdrucks ein Vorbild im lateinischen Ausdruck findet. Dies mag man auf fehlende Transparenz der Derivation von lat. *patria* zurückführen, die wohl – anders als bei der Übertragung von altfrz. *-ois* mit mhd. *-isch/-esch* – nur schwer erkannt wird; denkbar und dabei nicht weniger plausibel ist aber, dass die nicht äquivalente Übertragung der Derivation schlicht daran gescheitert ist, dass sich im Deutschen keine vergleichbare konventionelle Derivationsmöglichkeit bot. Gemäß dieser Interpretation wäre eine Lehnübertragung wie lat. *patria* zu dt. *Vaterland* nicht an fehlender Transparenz gescheitert, sondern am Zustand des Sprachsystems der Zielsprache (also des Deutschen). D.h., eine sogenannte Lehnübersetzung im Dt. wäre daran gescheitert, dass die entsprechende lexikalische Einheit ausdrucksseitig nicht bereits rezessiv im deutschen Sprachsystem gespeichert bzw. veranlagt gewesen war – zumindest nicht konventionell.

Die Vermutung liegt nahe, dass tatsächlich beide skizzierten Fälle eingetreten sind: Eine analoge Derivation von dt. *Vater* wie lat. *pater* zu lat. *patria* war im Deutschen nicht möglich, weil sich die Möglichkeit dazu im Sprachsystem konventionell nicht geboten hat, nicht (primär) rezessiv gespeichert war. Gleichzeitig muss aber auch davon ausgegangen werden, dass denjenigen, die die Innovation ins Deutsche brachten, nicht transparent war, dass es sich bei lat. *patria* um

eine Ableitung des Adjektivs lat. *patrius* (bzw. des Substantivs lat. *pater*) handelt, die in femininer Form substantiviert wurde. Eine annähernde Lehnübersetzung wäre also möglich gewesen, hätte man das lateinische Adjektiv als Grundlage von lat. *patria* erkannt und etwa mit dt. *väterlich* oder dt. *heimatlich* übersetzt und zu das *Väterliche* oder das *Heimatliche* substantiviert.

Der Ausdruck dt. *Vaterland* betrifft im Übrigen jedoch nicht alle lexikalischen Einheiten, denen der Ausdruck lat. *patria* angehört: Die Einheit lat. *patria* ‚Vaterstadt‘ wird mit diesem Kompositum etwa nicht bedient, sondern bedarf eines neuen Ausdrucks, der sich in dt. *Vaterstadt* in Analogie zu dt. *Vaterland* findet. Entscheidend erscheint hierbei, dass zwischen lateinischem Vorbild besagter lexikalischer Einheiten und der jeweiligen deutschsprachigen Entsprechung inhaltsseitig (weitgehend) Identität besteht, ausdrucksseitig aber nur eine teilweise Ähnlichkeit vorliegt – so eben jeweils der dt. Bestandteil *Vater-*, der lat. *pater* entspricht, das in lat. *patria* durch Derivation aber eine Bedeutungsveränderung erfahren hat. Die in der Wortbildung lat. *patria* vorhandenen zusätzlichen, bedeutungsverändernden Informationen zur Bedeutung ‚Vater‘ werden im Deutschen durch ein eigenes Lexem ausgedrückt (dt. *Land* oder dt. *Stadt*), was zur Folge hat, dass zwei lexikalische Einheiten, die im Lateinischen über dieselbe Ausdrucksseite verfügen, im Deutschen auch ausdrucksseitig ausdifferenziert werden. Doch wie bei sogenannten Lehnbedeutungen und Lehnübersetzungen scheint das fremdsprachliche Vorbild auch hier bestenfalls Initiator – oder genauer: Aktivator – einer rezessiv bereits zuvor veranlagten Phänotypisierungsmöglichkeit im Sprachsystem zu sein. Die Fähigkeit der deutschen Sprache, eine Bedeutung wie ‚Vaterland, Heimat‘ oder ‚Vaterstadt, Heimatort‘ durch die Ausdrücke dt. *Vaterland* und dt. *Vaterstadt* ausdrücken zu können, ist zunächst inhereinzelsprachlicher Natur und hängt von der konventionell mit dem Ausdruck dt. *Vater* verknüpften Information familiärer, genetischer oder sozialer Herkunft sowie den (unterschiedlichen) Lokalbezeichnungen dt. *Land* und dt. *Stadt* ab unter der Voraussetzung, dass letztere sprachlich mit dt. *Vater* kombiniert werden können.

Abschließend ist noch darauf hinzuweisen, dass die definitive Feststellung von Entlehnung generell schwierig ist, da dabei zunächst erkannt werden muss, welche Einzelsprache Ausgangs- und welche Zielsprache ist, was letztlich idealerweise nur dann zweifelsfrei möglich ist, wenn klar ist, wann die jeweilige Entlehnung bzw. vermeintliche Entlehnung in den beiden Vergleichssprachen erstmals auftrat (die mit dem diesbezüglich frühesten Datum kann dann als Ausgangssprache gelten). In der Praxis ist dies natürlich kaum nachweisbar, obgleich man etwa aufgrund Wissens aus der historischen Forschung anhand bekannter kultureller oder politischer Strömungen Plausibilitätsüberlegungen anstellen

kann (vgl. Kowallik 1993: 18). Hinzu können Schwierigkeiten der Interpretation und Kategorisierung von Entlehnungen treten. So sei gemäß Betz dt. *Halbinsel* eine Lehnübertragung von lat. *paeninsula* ‚Halbinsel‘ (vgl. Betz 1974: 136). Der deutsche Ausdruck ist erstmals für das 17. Jahrhundert nachweisbar, der lateinische bedeutet gemäß seiner morphologischen Bestandteile eigentlich ‚fast eine Insel‘ (vgl. Kluge 2011: 387) oder genauer ‚Fast-Insel‘ (so lässt sich lat. *paeninsula* auf lat. *paene* ‚fast, beinahe, ungefähr‘ (vgl. lexikografisch Baier 2013b: 3471) und lat. *insula* ‚Insel‘ (vgl. lexikografisch Baier 2013b: 2647) zurückführen). Dt. *halb-* lässt sich als Präfixoid interpretieren, das vom Adjektiv dt. *halb* herrührt (vgl. Kluge 2011: 387). Es findet sich bereits im Mhd. als Mittel „zur Bezeichnung von einem geringeren Grad“ (Kluge 2011: 387), so etwa in mhd. *halplebentic* ‚beinahe tot‘ (vgl. lexikografisch Gärtner et al. 2016: 1123), mhd. *halpliute* ‚Halbmenschen‘ (vgl. lexikografisch Gärtner et al. 2016: 1123) oder *halpzogen* ‚beinahe aufgezogen; noch nicht vollständig aufgezogen‘ (vgl. lexikografisch Gärtner et al. 2016: 1125). In diesem Zusammenhang lässt sich also erkennen, dass nichts dagegen spricht, dt. *Halbinsel* in die von Betz vorgeschlagene Kategorie der Lehnübersetzung einzuordnen. Die diesbezügliche Fehleinschätzung von Betz, der dt. *Halbinsel* selbst als Lehnübertragung auffasste (s. Betz 1974: 136), muss daher rühren, dass er die Bedeutung des Wortbestandteils dt. *Halb-* als Präfix nicht so verstanden hat, wie sie seit dem Mhd. nachweisbar ist. Stattdessen schlug er als denkbaren Ausdruck für eine entsprechende Lehnübersetzung dt. **Fastinsel* vor, wogegen sich die deutsche Sprache aber gewehrt habe, weil diese Wortbildung „eine ihrer Gewohnheit widersprechende Bildung“ (Betz 1944: 289) darstelle. Womöglich hätte er dt. *Halbinsel* aber für lat. **semi-insula* oder lat. **insula dimidia* als Lehnübersetzung durchgehen lassen.

Es zeigt sich also, dass die Terminologie von Entlehnungen und deren Subkategorien einige Probleme mit sich führt und man selten sichere Aussagen treffen kann. Umso wichtiger muss es uns darum erscheinen, auf erkennbare, inner-sprachliche Voraussetzungen von Innovationen hinzuweisen, hinter denen man Entlehnungsphänomene vermutet. Der – oft triviale – Nachweis rezessiv im Sprachsystem gespeicherter Informationen bietet genau diese Möglichkeit. Kategorien wie Lehnbedeutungen, Lehnübersetzungen und Lehnübertragungen werden dabei nicht generell in Frage gestellt, sondern stellen nach wie vor ein wichtiges Beschreibungsinstrument der Linguistik dar; aber es sollte ebenso deutlich gemacht werden, dass diese Kategorien und das, was sie meinen, keine vollständige Erklärung liefern können und dass insbesondere für die Herausbildung einer Ausdrucksseite vorhandene lexikalische Einheiten und Regeln des Sprachsystems der untersuchten Einzelsprache Voraussetzung für diese Entlehnungsphänomene bilden. Wenn derartige Voraussetzungen, die sich auf rezessiv

gespeicherte Informationen zurückführen lassen, nicht gegeben sind, muss etwa mit Okkasionalismen oder Lehn- bzw. Fremdwörtern eine Ausdrucksseite hergestellt werden, die weitgehend unabhängig von Strukturen und Mechanismen des Sprachsystems der Zielsprache sein kann.

2.1.3.3 – Rückentlehnungen und perspektivitätsbedingte Schwierigkeiten

Werfen wir an dieser Stelle noch einen Blick auf eine besondere Form der Entlehnung: der sogenannten „Rückentlehnung“. Genau genommen wollen wir Lexeme betrachten, die als rückentlehnte Fremd- oder Lehnworte gelten können. Unter *Rückentlehnungen* können wir in diesem Zusammenhang „solche Wörter, die aus einer Ausgangssprache in eine Zielsprache und von dieser dann zu einem späteren Zeitpunkt zurück in die Ausgangssprache entlehnt wurden“ (Bär 2017: 65), verstehen. Ein Beispiel hierfür ist dt. *Biwak* ‚(behelfsmäßiges) Nachtlager im Freien‘, das als eine Entlehnung des gleichbedeutenden frz. *bivac/bivoie* ins Deutsche gilt (vgl. Paraschkewow 2004: 39) und zuvor aus einer kontinentalgermanischen Sprache ins Französische geriet, wobei in der Forschung strittig ist, aus welcher genau: Nach Paraschkewow handelt es sich um eine Entlehnung aus einem schweizerischen Dialekt des Hochdeutschen (schweizerdt. *biwach* ‚Beiwache, im Freien postierte Hilfswache‘) (vgl. Paraschkewow 2004: 39), das etymologische Wörterbuch von Kluge wiederum gibt das Niederdeutsche (niederdt. *biwachte* ‚Beiwache, Hilfswache‘) als Ausgangssprache an (vgl. Kluge 2011: 127).

Die Frage, ob *Biwak* also als Rückentlehnung gelten kann, ist letztlich ausgehend von einer zu wählenden Perspektive zu beantworten: Im Falle einer Herkunft von *Biwak* aus dem Schweizerdeutschen läge, da das Schweizerdeutsche (sprachhistorisch und -typologisch betrachtet) hochdeutscher Natur ist, zweifelsfrei eine Rückentlehnung vor. Da aber das Niederdeutsche keinen Dialekt des gemeinhin nur als *deutsch* bezeichneten Hochdeutschen darstellt, sondern typologisch als eigenständige Einzelsprache gelten kann, könnte man, wenn *Biwak* von einer niederdeutschen Wortbildung herrühren sollte, hinsichtlich des Hochdeutschen nur dann von einer Rückentlehnung sprechen, wenn man eine mindestens kontinentalgermanische Perspektive wählt; dann könnte man sagen: Bei *Biwak* handelt es sich um ein Lexem, das etymologisch eine kontinentalgermanische Wortbildung darstellt, die über das Französische in den kontinentalgermanischen Sprachraum rückentlehnt wurde. Die Wahl der Perspektive meint

hier im Übrigen nichts anderes als die Bestimmung eines Systems bzw. dessen Grenzen (also die Abgrenzung von System und der Umwelt des Systems).²²¹

Jochen Bär (2017) hat diese Problematik der Kategorie *Rückentlehnung* erkannt. Er weist darauf hin, dass – ähnlich wie wir es schon hinsichtlich anderer Formen von Entlehnung bemerkt haben – zunächst festgestellt werden muss, wie die Etymologie einer vermeintlichen Rückentlehnung tatsächlich zu beschreiben und was als Ausgangs- und was als Zielsprache zu bezeichnen ist, wobei in vielen Fällen etwaiger Rückentlehnungen bisher keine Klarheit gewonnen werden konnte (vgl. Bär 2017: 90). Des Weiteren beschreibt er drei unterschiedlich weit gefasste Lesarten von *Rückentlehnung*: Erstens bezeichnet er eine Rückentlehnung in dieselbe Sprache, „aus der [die sprachliche Struktur] zuerst entlehnt worden war“ (Bär 2017: 90) als „Rückentlehnung im engsten Sinne“ (Bär 2017: 90); liegt – zweitens – eine „Rückentlehnung in eine andere – jüngere – historische Varietät [vor], als es die war, von der die Hinentlehnung ausgegangen war“ (Bär 2017: 90) spricht er von „Rückentlehnung im weiteren Sinne“ (Bär 2017: 90); und drittens bezeichnet Bär den Fall, dass „es sich bei der Ausgangssprache der Hin- und der Zielsprache der Rückentlehnung um ganz unterschiedliche, allenfalls verwandte Sprachen handelt, von denen die eine zeitlich vor der anderen angesiedelt ist[, als] Rückentlehnungen im weitesten Sinne“ (Bär 2017: 90). Zu letzterem Fall erklärt er des Weiteren, dass man dabei „genau genommen gar nicht von Rückentlehnung sprechen [sollte], denn der Ausdruck setz[e] eine historische Kontinuität zwischen der Ausgangssprache der Hin- und der Zielsprache der Rückentlehnung voraus“ (Bär 2017: 90). Im Falle einer ursprünglich niederdeutschen Wortbildung von dt. *Biwak* läge demzufolge keine Rückentlehnung vor und wir haben bereits gesehen, dass sich eine Bezeichnung dieses Falls als Rückentlehnung hierbei tatsächlich nur mittels einer übereinzelsprachlichen Perspektive rechtfertigen ließe.

Schwieriger wird es, wenn man nach der Kontinuität bzw. dem Kontinuum (oder Stratum) des (Hoch)Deutschen fragt: Gut nachweisbar ist eine Kontinuität vom Althochdeutschen über das Mittel- und Frühneuhochdeutsche zum Deutsch der Gegenwart. Die voralthochdeutsche Zeit liegt jedoch aufgrund dürftiger Überlieferungslage weit mehr im Dunkeln. Eine Kontinuität vom Protogermanischen zum Althochdeutschen (und somit zum Deutsch der Gegenwart) ist anzunehmen, genauer: Es muss eine voralthochdeutsche Kontinuität geben, wenn man nicht annehmen will, dass das Althochdeutsche unabhängig von anderen Einzelsprachen etwa um 700 erst entstanden sei, eine Annahme, die schon aufgrund der Vielzahl protogermanischer „Erbworte“, die durch Vergleich mit dem

²²¹ Es sei an dieser Stelle auf das einführende Kapitel zur systemtheoretischen Betrachtung des Mentalen Lexikons verwiesen (Kapitel 1.5.2.4.2).

lexikalischen Material anderer germanischer Sprachen erkennbar sind, oder auch syntaktischer und flexionsmorphologischer Parallelen abzulehnen ist (s. diesbezüglich etwa die Abhandlung zum Westgermanischen von Wolfram Euler (Euler 2013)). Es erscheint also durchaus möglich, eine Kontinuität vom Proto-germanischen bis zum Gegenwartsdeutschen zu zeichnen, wohl wissend, dass während der diesbezüglichen Zeitspanne ständiger Kontakt zu anderen, auch nicht-germanischen Sprachen Einfluss auf die Entwicklung des Deutschen genommen hat, sodass man neben der germanischen eine Vielzahl von Kontinuitäten anzusetzen hätte; ebenso ist eine Kontinuität zum Proto-germanischen keineswegs auf das Deutsche beschränkt, sondern betrifft definitionsgemäß alle heutigen germanischen Sprachen wie etwa auch das Englische oder das Isländische.²²²

Hinzu kommt, dass die Geschichte und Aufspaltung der germanischen Sprachfamilie nicht zweifelsfrei geklärt ist: So kann etwa nhd. *Attacke* bzw. nhd. *attackieren* als Rückentlehnung gelten, weil es über das Französische (frz. *attaquer*, 'angreifen') ins Deutsche kam, die französische Form wiederum als germanischen Ursprungs einzustufen ist (vgl. Bär 2017: 68). „Zugrunde liegt vermutlich ein germanisches Substantiv, möglicherweise ein zu erschließendes gotisches [*] *stakka*“ (Bär 2017: 68). Nun kann das Gotische allerdings nicht als Vorläufer des Deutschen gelten – es besteht nach allgemein anerkanntem Wissensstand zwischen beiden Sprachen keine Kontinuität, wohl aber eine Verwandtschaft (beide gehören der germanischen Sprachfamilie an). Es ist nicht klar, wann die Entlehnung ins Französische bzw. eine Vorstufe des Französischen, die eine Kontinuität zum Französischen der Gegenwart aufweist, stattfand und aus welcher germanischen Sprache sie genau stammt. Meines Erachtens spräche nichts dagegen, dt. *attackieren* als Rückentlehnung zu bezeichnen, wenn die Entlehnung ins Französische etwa aus dem Proto-germanischen oder dem Westgermanischen – also Sprachen, die eine Kontinuität zum Gegenwartsdeutschen aufweisen – erfolgte. Dies ist allerdings bisher nicht nachweisbar – doch bekanntlich tauchen immer wieder neue Sprachzeugnisse aus der Frühzeit germanischer oder romanischer Sprachen auf, so etwa in Gestalt von Runeninschriften, sodass auch hier eine endgültige Klärung nicht auszuschließen ist.²²³ Sollte die Entlehnung aber aus einer germanischen Sprache erfolgt sein, die keine Kontinuität zum Deutschen aufweist, wie etwa das Niederländische, das Altnordische oder auch

²²² Hieran wird im Übrigen wieder deutlich, weshalb Kollektivebenen von Sprachsystemen als abstrakte Modelle zu betrachten sind; tatsächliche Träger von Sprachsystemen bleiben Individuen, die miteinander in Kontakt treten (können).

²²³ Siehe hierzu etwa exemplarisch die Ausführungen zu jungen Runeninschriftsfunden auf den Orkneyinseln von Michael Barnes (s. Barnes 2015).

das Gotische, so wäre der Terminus *Rückentlehnung* fehl am Platz. All dies ist jedoch nicht nachweisbar und aus diesem Grund ist Bärns Kritik an „Rückentlehnungen im weitesten Sinne“ völlig berechtigt und die Ablehnung des Terminus *Rückentlehnung* für derartige Zweifelsfälle durchaus begründbar, was jedoch nicht zwangsläufig bedeutet, dass es sich in diesen Fällen mitunter nicht doch um Rückentlehnungen im eigentlichen Sinne handeln könnte (was zu überprüfen bleibt).

Durch die Wahl der Perspektivität lässt sich das Phänomen der Rückentlehnungen aber auch ad absurdum führen: Mit einer indoeuropäischen Perspektive etwa wäre möglicherweise kaum einer der genannten Fälle als Rückentlehnung zu bezeichnen, da wir uns dabei stets innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie befänden, in der wir Einzelsprachen in ähnlichem Verhältnis zueinander betrachten würden wie Dialekte bei einzelsprachlicher Perspektive und somit wäre jede im Proto-Indoeuropäischen vorhandene lexikalische Einheit, deren Folgeform von einer indoeuropäischen Einzelsprache in eine andere entlehnt wurde, nicht länger als Entlehnung zu betrachten.

Dann jedoch muss man feststellen, dass die Kategorie der Rückentlehnungen für gewöhnlich als wenig sinnvoll erschiene: Dt. *Biwak* wäre als Rückentlehnung äußerst fragwürdig, selbst dann, wenn es aus dem schweizerischen Dialekt des Hochdeutschen stammt, denn wenn es vor der sogenannten Rückentlehnung nie in anderen hochdeutschen Dialekten wie beispielsweise dem Thüringischen existierte, so kann letztlich nur hinsichtlich des schweizerdeutschen Dialekts, nicht aber für die übrigen Dialekte von Rückentlehnung die Rede sein. Entscheidend ist also der (durchaus subjektiv und willkürlich) gewählte Zuschnitt eines Sprachsystems – d.h. die Abgrenzung von System und Umwelt –, das man betrachtet. In diesem Sinne können Rückentlehnungen nur in bestimmten Fällen und bei klarer Eingrenzung des Untersuchungsgegenstands als Verständnishilfen und Erklärungsmodelle dienen.

Betrachten wir nun aber das Stratum des Deutschen – gerne auch beschränkt auf die nachweisbare Kontinuität seit althochdeutscher Zeit –, so lässt sich an diesem Beispiel anhand des Phänomens der Rückentlehnung jedoch auch unser Verständnis rezessiver Informationen in Sprache und deren Speicherung erweitern. Gehen wir also beispielhaft davon aus, dass eine lexikalische Einheit X , Y' etwa aus dem Mittelhochdeutschen in eine romanische Sprache als X oder – mit einer Innovation versehen – als X_1 mit der Bedeutung Y' oder Y_1' entlehnt wurde und anschließend im Deutschen (vollständigem) Schwund unterliegt, später aber aus der jeweiligen romanischen Sprache etwa ins Neuhochdeutsche als X bzw. X_1 oder gar X_2 mit der Bedeutung Y' , Y_1' oder Y_2' rückentlehnt wird. In

diesem Fall ist die entsprechende lexikalische Einheit, die in der jeweiligen romanischen Sprache lexikalisiert ist, d.h. dort regelmäßig phänotypisiert wird, während sie im Deutschen bereits geschwunden, aber noch nicht dorthin rückentlehnt wurde, für das Deutsche rezessiv, weil seine Phänotypisierungswahrscheinlichkeit höchst gering (wenn auch nicht 0) ist. Ihre Rückentlehnbarkeit aber zeigt, dass die Information für das Stratum des Deutschen nicht verloren ist; Grund hierfür ist die Möglichkeit des Sprachkontakts und die Adaptionsfähigkeit von fremdsprachsystemischen Elementen in das eigene Sprachsystem (zunächst auf Individual-, dann auf Kollektivebene). Diese Aufnahmemöglichkeit bedeutet, dass das Sprachsystem prinzipiell zur Phänotypisierung des fraglichen sprachlichen Elements in der Lage ist – die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit hierfür ist allerdings höchst gering, kann jedoch durch den Sprachkontakt signifikant erhöht werden und zu einer neuerlichen Lexikalisierung führen).

Es wird also deutlich, dass das linguistische Rezessivitätsmodell nicht oder nur sehr begrenzt von der Möglichkeit vollständigen Schwundes eines sprachlichen Elements im Sprachsystem ausgeht. Da viele sprachliche Elemente als „inaktiv“ bzw. für lange Phasen rezessiv gelten müssen, ist die Informationsmenge, die einer Einzelsprache wie dem Deutschen hier als rezessiv zugeordnet wird, enorm groß, doch keineswegs unendlich. Nichtsdestoweniger mag eine Erweiterung unserer Terminologie in einigen Fällen hilfreich sein, um den Allgemeinen Rezessivitätsbegriff in der Praxis zielgerichteter anwenden zu können. Hierzu sei vorgeschlagen, nach *Rezessivitätsgraden* etwa zwischen *primärer* und *sekundärer Rezessivität* unterscheiden. Von *primärer Rezessivität* wollen wir dann sprechen, wenn Informationen in einer Weise vorliegen, die jederzeit eine Phänotypisierung selbiger ermöglicht, d.h. die entsprechende Information bzw. die entsprechenden Informationen liegt bzw. liegen zum Zeitpunkt der Betrachtung bereits vollständig als rezessiv gespeichert vor.

Derartige Fälle haben wir bereits mehrfach untersucht: So war für frz. *souris* ‚(tierische) Maus‘ aufgrund von Merkmalsähnlichkeit des Referenzobjekts zu einer Computerm Maus spätestens von dem Augenblick an die Bedeutung ‚Computerm Maus‘ rezessiv gespeichert, als die lexikalische Einheit frz. *souris* ‚(tierische) Maus‘ und der Mechanismus bzw. die Fähigkeit der metaphorischen Übertragung im Mentalen Lexikon gemeinsam mit dem realen, in der Welt befindlichen Objekt der Computerm Maus existierten und ein Individuum diese drei Faktoren in seinem Mentalen Lexikon zusammenführen konnte. Ab diesem Moment lag demnach primäre Rezessivität im Sinne des Allgemeinen Rezessivitätsbegriffs vor. Ähnlich verhält es sich hinsichtlich dt. *Erdapfel* ‚Frucht, die im oder auf dem Boden wächst‘: Diese lexikalische Einheit war spätestens von dem Moment an

rezessiv im Sprachsystem des Deutschen gespeichert, als erstmals zeitgleich die lexikalischen Einheiten dt. *Erde* ‚Erde, Boden‘ und dt. *Apfel* ‚Apfel‘ samt der damit jeweils verbundenen Merkmale, die Möglichkeit der Komposition beider Einheiten sowie die Fähigkeit zur Generalisierung von ‚Apfel‘ zu ‚Frucht‘ im Mentalen Lexikon eines Individuums vorlagen.²²⁴

Sekundäre Rezessivität wiederum setzt voraus, dass noch ein Zwischenschritt nötig ist, ehe die Rezessivität primär werden kann, die Informationen, die Voraussetzung für diesen Zwischenschritt sind, aber bereits vorliegen: Dies wäre etwa der Fall, wenn also im vorigen Beispiel von dt. *Erdapfel* die lexikalische Einheit dt. *Apfel* ‚Apfel‘ gefehlt hätte, aber aufgrund bestehenden Sprachkontakts mit einer Einzelsprache, die diese Einheit aufweist, jederzeit hätte entlehnt werden können; genauso hätte dazu aber eine Bezeichnungsnot für reale, in der Welt existierende Äpfel, die bisher nicht durch ein sprachliches Zeichen beschrieben werden konnten, führen können, in deren Folge ein völlig neuer Ausdruck phänotypisiert worden wäre. Im ersten Fall wird lediglich die Fähigkeit der Zielsprache zur Entlehnung sowie tatsächlich vorhandener Sprachkontakt vorausgesetzt, im zweiten die Fähigkeit zur (ausdrucksseitigen) lexikalischen Innovation (in welcher Weise auch immer), wobei beide Prozesse zuletzt nur die Phänotypisierungswahrscheinlichkeitsdistributen eines Sprachsystems verschieben. Weitere Beispiele für sekundäre Rezessivität werden uns begegnen, wenn wir an späterer Stelle erneut Wortbildung in das Zentrum unseres Interesses stellen und dabei konstatieren werden, dass Wortbildungen, die aus primär rezessiven Wortbildungen gebildet werden, als sekundär rezessiv zu gelten haben. In diesem Sinne wäre natürlich eine weitere Reihung von „tertiärer“ oder gar „quartärer Rezessivität“ (usw.) denkbar, sodass dieses Prinzip der Rezessivitätsgradbestimmung je nach Belieben und Zielsetzung erweiterbar ist.²²⁵

²²⁴ Obgleich wir hierbei vom „Französischen“ und vom „Deutschen“ sprechen, ist zu beachten, dass sich die beschriebenen Vorgänge zuletzt stets auf Lexika der Individual-ebene beziehen und erst sekundär und abstrahierend (über den Umweg von Synchronisierungsprozessen) auf Lexika einer Kollektivebene.

²²⁵ Da die Frage, wie viele Zwischenschritte jeweils für eine Realisierung bzw. Phänotypisierung erfolgt sein müssen, nicht immer eindeutig zu beantworten ist, ist auch eine bloße zweibereichige Unterteilung in primäre und sekundäre Rezessivität denkbar, wobei von primärer weiterhin dann gesprochen wird, wenn Informationen in einer Weise vorliegen, die jederzeit eine Phänotypisierung ermöglicht, und sekundäre Rezessivität alle übrigen Fälle umfasst (also jene, in denen Zwischenschritte zur Phänotypisierung nötig sind und zwar unabhängig davon, wie viele). (Sollte man tatsächlich in bestimmten Fällen eine Vielzahl von Zwischenschritten präzise herausarbeiten können und diese im Sinne des linguistischen Rezessivitätsmodells beschreiben zu wollen, sei hier vorgeschlagen, in einem derartigen Fall von Rezessivitätsgra-

Natürlich könnten dabei theoretisch auch dem Deutschen höchst fremde sprachliche Muster wie ein morphologisch markiertes Antipassiv als rezessiv veranlagt nachgesagt werden, allerdings erscheinen hierfür mehrere Zwischenschritte nötig, sodass wir uns schließlich im Sinne einer besseren Übersicht und eben, um uns nicht zu sehr im Dschungel aller möglichen Optionen bzw. möglichen Welten zu verlaufen, – von wenigen Ausnahmen abgesehen – darauf beschränken mögen, in dieser Arbeit nur Fällen primärer Rezessivität Aufmerksamkeit zu schenken, da sie leichter auffindbar sind, präziser beschrieben werden können und auch keine größeren spekulativen Umwege von uns und unseren Gedanken verlangen. Wenn wir aber den Allgemeinen Rezessivitätsbegriff nur mehr auf primäre Rezessivität beschränken, so kann auch ohne weitere Umschweife festgestellt werden, dass dem Deutschen durch ein derartiges Verständnis sprachlicher Rezessivität eben keine unendliche Menge an Informationen als (primär oder sekundär) rezessiv veranlagt nachgesagt wird. So kann ein morphologisches Antipassiv, wie es etwa die australische Sprache Dyirbal aufweist, im Gegenwartsdeutschen mit den Voraussetzungen, über die es verfügt, nicht jederzeit gebildet werden, ist also nicht primär rezessiv verankert.²²⁶ Die Tatsache, dass mit diesem Rezessivitätsbegriff keine willkürliche Sammlung aller möglichen Welten für das Deutsche verbunden ist, lässt sich noch deutlicher herausarbeiten, wenn man sich klar macht, dass die Möglichkeit, dass die deutsche Sprache mit all den in ihr (bzw. in den Kognitionsapparaten und Mentalen Lexika ihrer Angehörigen) enthaltenen Informationen zu einer glühend heißen und op-

den zu sprechen: So würde Rezessivität ersten Grades primärer Rezessivität entsprechen, Rezessivität zweiten Grades sekundärer usw., was eine Erleichterung der Zählweise bedeutet.)

²²⁶ Das Antipassiv tritt oft in Ergativsprachen auf und ist eine meist morphologisch markierte Diathese, die einen relationalen Bezug zu einem transitiven Satz aufweist, aus dem es einen intransitiven formt, indem es das Objekt abwertet (vgl. Dixon 1994: 146). Im Deutschen fehlen eine morphologische Antipassiv-Markierung und somit auch das Antipassiv an sich weitestgehend. Eine vergleichbare Objektabwertung findet sich etwa bei dem Verb dt. *warten* auf gegenüber dt. *erwarten*. So steht bei dt. *Hans erwartet Grete*. das Subjekt *Hans* als Agens im Nominativ, *Grete* als Patiens im Akkusativ; bei dt. *Hans wartet auf Grete*. hingegen lässt sich das Patiens als obliques Argument interpretieren, da es als Präpositionalobjekt realisiert wird (diese Beispiele sind entnommen aus <http://www.glottopedia.org/index.php/Antipassiv>, abgerufen am 03.08.2017, 16:05 MEZ). Nähere Informationen zum Antipassiv finden sich etwa bei Dixon 1994: 8-18 u. 146-152. Ein allgemeines, morphologisch markiertes Antipassiv ist im Gegenwartsdeutschen nicht ohne Weiteres zu realisieren; um eine antipassive Form aus einer Sprache wie Dyirbal zu lehnübersetzen, bedürfte es Zwischenschritten in der Entwicklung des deutschen Sprachsystems, weshalb das Antipassiv im Deutschen nicht als primär rezessiv veranlagt gelten kann.

tisch wahrnehmbaren Feuerkugel wird, nicht durch die Anwendung unseres Allgemeinen Rezessivitätsbegriffs in dieser Arbeit behauptet werden kann. Wir beschränken uns in der Anwendung des Rezessivitätsbegriffs auf Sprache, obgleich wir anerkennen, dass die Begründung für Rezessivität in Sprache durchaus außersprachlicher Natur ist: Sie findet sich tief verankert in der Annahme eines hermetischen Universums, das seit dem Urknall keine neue Information generiert, sondern lediglich bestehende umgewandelt und neu in Relation zu anderer Information gesetzt hat. Genau dieses (triviale) Prinzip wird hier auf Sprache übertragen und zunächst mithilfe der Kategorisierbarkeit von sprachlicher Information in die Mengen Genotyp G , rezessive Information R und Phänotyp P , für die gilt $G = R \dot{\cup} P$, ausdifferenziert; ferner wird es – da es alle dem Menschen (kognitiv wie hinsichtlich seiner In- und Outputmöglichkeiten) zugängliche sprachliche Information als rezessiv anzuerkennen hat – durch die Staffelung nach Rezessivitätsgraden der Forschung auch praktisch nutzbar und nützlich gestaltet.²²⁷

²²⁷ In diesem Zusammenhang ist die Frage nach der Existenz sprachlicher Universalien wie folgt zu beantworten: Das Wesen sprachlicher Rezessivität liegt in der Fähigkeit zur permanenten Neubewertung von Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten und mitunter auch der Umwandlung bestehender Information, die im Wesentlichen durch direkte Verknüpfung entsteht oder aber durch indirekte Verknüpfungen im Sinne der Herstellung immer neuer Relationen zwischen Informationen (daher setzt das linguistische Rezessivitätsmodell auch keinesfalls unendliche Speicherkapazitäten voraus (ähnlich wie dies die linguistische Forschung auch hinsichtlich des Phänomens der Rekursion nie tun musste)). Was nun eine „Universalie“ ist, bestimmt sich vor allem dadurch, ob das fragliche sprachliche Element bzw. die entsprechende Information in jedem Sprachsystem vorliegt oder nicht. Sprachsysteme sind zunächst die Individualebenen, die einzelnen zur Sprachverarbeitung fähigen Systeme (was in der Regel Angehörige der Art *Homo sapiens* meint). Zwei sprachsystemische Individualebenen verfügen über gleichmächtige Mengen rezessiver Information R , wenn sie über die gleiche Anzahl sprachlicher Elemente sowie die gleiche Anzahl an möglichen Relationen zwischen diesen Elementen und die gleiche Anzahl möglicher direkter Verknüpfungen verfügen, wobei die beiden letztgenannten Anzahlen von der jeweiligen Befähigung des Trägers des fraglichen sprachlichen Systems auf Individualebene zur Herstellung entsprechender Verknüpfungen und Relationen abhängig sind (siehe hierzu genauer Kapitel 2.6). Insofern die Kardinalität der Menge R auf einer Individualebene stets von der Anzahl gespeicherter sprachlicher Elemente abhängig ist, könnte hierbei von der Gesamtheit rezessiver Information als einer Universalie auch nur dann die Rede sein, wenn alle Individualebenen dieselbe Anzahl an sprachlichen Elementen gespeichert hätten. Dass dies für 0-gradig Rezessivität genauso wenig gilt wie für primäre und sekundäre ist leicht einsichtig; grundsätzlich mag man dies in letzter Konsequenz für „höchstgradige“ Rezessivität dennoch annehmen, ebenso wie man in der Fähigkeit der Herstellung von Kompositionen oder Relationen eine Universalie erblicken kann – und so werden wir an späterer Stelle auch feststellen, dass für den sprachlichen Genotyp eine allgemeingültige Konstanz

Hinsichtlich des Beispiels der Wortbildung ist dabei zu betonen, dass eine Wortbildung dann als primär rezessiv vorliegend gilt, wenn ihre Bestandteile bereits Phänotypisierung erfahren haben bzw. 0-gradig rezessiv sind (d.h. sie fanden aufgrund einer Phänotypisierung Eingang ins Mentale Lexikon) sowie – und das ist entscheidend – auch die Möglichkeit und Fähigkeit zu ihrer Verknüpfung im jeweiligen Sprachsystem zum fraglichen Zeitpunkt gegeben ist.²²⁸

angenommen werden darf, seine Elemente aber in ihrer Fähigkeit phänotypisiert zu werden mitunter durch äußere, nicht dem System „Genotyp“ angehörigen Faktoren stark eingeschränkt sind. Da all dies jedoch wesentlich von physikalischen bzw. bei Lebewesen wie dem Menschen vor allem von (wiederum physikalisch determinierten) anatomischen und kognitiven Rahmenbedingungen abhängig ist, erscheint dies insgesamt determiniert. In diesem Sinne halte ich den Terminus *sprachliche Universalie* für ungeeignet, da er mehr zu versprechen scheint, als er tatsächlich meinen kann; es wäre hierbei alles als „Universalie“ zu bezeichnen, es gäbe keine sprachlichen Elemente, die nicht auch Universalien sind.

Natürlich scheint es sich bezüglich des hier entwickelten Modells zunächst ähnlich zu verhalten, wenn davon ausgegangen wird, dass alle sprachliche Information rezessiv sein kann; doch gerade die Unterscheidung von genotypischer, rezessiver und phänotypischer Information eröffnet eine Gegenüberstellung, die der Universalienbegriff hier nicht mehr leisten kann, weil alles immer universell wäre. Zudem wird das linguistische Rezessivitätsmodell nicht zuletzt durch die Staffelung nach Rezessivitätsgraden vom Trivialen ins Nützliche bewegt, weil es zwar weiterhin davon ausgeht, dass alle mögliche sprachliche Information rezessiv ist, nun jedoch ein Instrument bereitstellt, mit dessen Hilfe die Forschung zielgerichtet arbeiten kann und zunächst primär rezessiven Informationen nachspüren kann, die einen sehr direkten Einfluss auf das tatsächliche (phänotypische) Sprachgeschehen in Kommunikationssituationen nehmen können und nehmen.

²²⁸ Dies wird später noch von Relevanz sein, wenn wir das linguistische Rezessivitätsmodell wesentlich um den Ansatz des Probabilismus ergänzen: In diesem Zusammenhang werden wir zu der Erkenntnis gelangen, dass prinzipiell alle Einträge des Mentalen Lexikons als rezessiv gelten können, wenn sie nicht gerade phänotypisiert werden. Dies ist etwa damit zu begründen, dass man nie wissen kann, ob ein sprachliches Element wie z.B. ein Lexem, das in der Vergangenheit phänotypisiert worden sein mag, in Zukunft je wieder phänotypisiert werden wird. In diesem Sinne haben bei einer noch nie phänotypisierten Wortbildung nicht nur die Wortbildung selbst, sondern auch ihre Bestandteile als rezessiv vorliegend zu gelten. Dies mag zunächst paradox wirken, ist es aber keineswegs, da ja auch die Möglichkeit der Kombination der Bestandteile im Sprachsystem vorliegt. Nähme man weiter an, dass dt. Erdapfel noch nie phänotypisiert wurde, aber dt. *Erde* und dt. *Apfel* konventionell im Lexikon der Kollektivebene vorliegen, so wäre erst eine weitere Derivation wie ein Adjektiv dt. **erdapfelhaft* – gemäß der Vorstellung des zweigliedrigen Charakters von Wortbildungen, auf die an späterer Stelle noch eingegangen wird – eine sekundär rezessive Wortbildung, die entweder eine Ableitung der primär rezessiven Wortbildung dt. *Erdapfel* mittels des (ebenfalls nullgradig rezessiv vorliegenden) Suffixes dt. *-haft* oder aber eine Wortbildung bestehend aus (dem nullgradig rezessiv vorliegenden) dt. *Erd-* und der primären rezessiven Wortbildung dt. **apfelhaft* darstellt (bezüglich der

Kehren wir nun vom Allgemeinen Rezessivitätsbegriff, den wir für diese Arbeit soeben auf primäre Rezessivität beschränkt haben, zurück zum Allgemeinen Rezessivitätsmuster. Dieses zeichnet sich, wie an anderer Stelle bereits erwähnt, vor allem dadurch aus, dass es davon ausgeht, dass Information zunächst phänotypisch wahrnehmbar war, ehe sie rezessiv – man könnte auch, ohne zu sehr über ein etwaiges Agens spekulieren zu wollen, sagen: deaktiviert – wurde (sich also quasi aus dem sprachlichen Phänotyp in den sprachlichen Genotyp zurückzog), um dann zu einem späteren Zeitpunkt wieder aus der Rezessivität zurückzukehren, d.h. reaktiviert und phänotypisiert, also erneut wahrnehmbar zu werden. Angesichts der Feststellung, dass Phänotypisierungen immer auf Individualebene stattfinden, wird zu einer sinnvollen Anwendbarkeit des zur Veranschaulichung gedachten Allgemeinen Rezessivitätsmuster eine Präzisierung hinsichtlich der Kollektivebene benötigt, die wie folgt lauten kann: Eine Information gilt im Lexikon der Kollektivebene als vollständig rezessiv, wenn sie über einen Zeitraum rezessiv geblieben ist, der groß genug ist, dass angenommen werden muss, dass kein der entsprechenden Sprachgemeinschaft angehörendes Individuum, das die jeweilige Information zu einem früheren Zeitpunkt zuletzt phänotypisiert hatte, zeitgleich mit einem Individuum lebte, das eine derartige Phänotypisierung später neuerlich hervorbrachte.²²⁹

Unter diesem Gesichtspunkt findet sich gerade die für das Allgemeine Rezessivitätsmuster kennzeichnende Wiederkehr immer dort, wo Rückentlehnungen nachgewiesen werden können. Somit können Rückentlehnungen, sofern man sie in ihrer Reinform („Rückentlehnungen im engeren Sinne“) anerkennt, prototypische Beispiele für ein Rezessivitätsmuster und damit auch für die rezessive Informationserhaltung in Sprache sein. Der Speicherort der rezessiven Informationen liegt in diesem Fall jedoch nicht, wie man zunächst voreilig schließen könnte, außerhalb des Stratums der jeweiligen (rückentlehnenden) Untersuchungssprache in einer anderen Einzelsprache verhaftet; vielmehr ist die rezessive Information im „rückentlehnenden“ Sprachsystem selbst vorhanden. Der Einfluss der Kontaktsprache ist hierbei nicht, wie er in der klassischen Linguistik

definitorischen Unterscheidung zwischen 0-gradiger und primärer Rezessivität sei an dieser Stelle noch auf das Glossar im Anhang dieser Arbeit verwiesen (→ *Rezessivitätsgrad*), wir werden aber auch später noch darauf zurückkommen; wichtig ist vor allem, dass nur rezessive Information dieser beiden Rezessivitätsgrade für eine Phänotypisierung unmittelbar bereitliegt).

²²⁹ Diese Definition ist der Feststellung geschuldet, dass jede sprachliche Information außerhalb einer Phänotypisierung als rezessiv gelten muss – auch solche, die als in einem Lexikon der Kollektivebene lexikalisiert gilt. Auf diesen Umstand wird in späteren Kapiteln noch detailliert eingegangen.

eingeschätzt wird, einer, bei dem „neue“ sprachliche Elemente transmittiert werden; stattdessen werden Informationen bezüglich der Phänotypisierungswahrscheinlichkeit bestimmter sprachlicher Elemente transmittiert: Gemäß des hiesigen Modells ist die Aufnahmebereitschaft für eine Rückentlehnung also dadurch gewährleistet, dass das rückzuentlehnende sprachliche Element im rückentlehnenden Sprachsystem rezessiv vorhanden ist und der Sprachkontakt lediglich dessen Phänotypisierungswahrscheinlichkeit signifikant erhöht.²³⁰

Die Konsequenz dessen ist auf Individualebene, dass ein Mitglied einer Sprachgemeinschaft, das etwa als Zweitsprachler²³¹ an einer oder mehreren weiteren Sprachgemeinschaften partizipiert, als Schnittstelle zwischen verschiedenen Strata fungieren kann; insofern erhöhen Kenntnisse mehrerer Einzelsprachen die Menge an primär rezessiven Informationen, die das Mentale Lexikon eines Individuum für diese Sprachen aufweist.²³² Und so können etwa die Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten bestimmter Seme, die mit hoher Phänotypisierungswahrscheinlichkeit mit einem analogen Ausdruck einer Fremdsprache verbunden sind, auch in der Muttersprache eine Erhöhung der Phänotypisierungswahrscheinlichkeit erfahren (hierbei gelten dann die Feststellungen, die hier bereits zu sogenannten Lehnbedeutungen formuliert wurden), gleichsam ist eine kurz- oder mittelfristige Übertragung von Wortbildungsmustern oder syntaktischen Strukturen zwischen Strata möglich, wenn dazu nötige analoge primär Strukturen vorliegen, die jeweils Rezessivität konstituieren.

2.1.4 – Semantische Relationen und rezessive Information

Im Rahmen unserer Betrachtungen zum Mentalen Lexikon sind wir bereits semantischen Relationen und semantischen Netzwerken, aber auch Frames und Scripts begegnet und haben gesehen, dass ihnen gemeinsam ist, dass sie Aussagen dazu erlauben, wie – vor allem lexikalisches – Wissen bei Menschen (*Homo sapiens*) kognitiv organisiert ist. In ihnen lassen sich aber auch Informationen

²³⁰ Unter Verweis auf Bär's „Rückentlehnungen im engsten Sinne“ kann man hierbei etwa *Arkebuse*, *Hugenotte*, *Losung*, *schick* und möglicherweise *Biwak*, die er dieser Kategorie zuschreibt (vgl. Bär 2017: 67, 70, 80, 82, 86 u. 90), als konkrete Beispiele für das Allgemeine Rezessivitätsmuster in der deutschen Sprache anführen.

²³¹ *Zweitsprachler* wollen wir hierbei von *Muttersprachlern* scheiden, wobei wir unter einer *Muttersprache* eine Sprache verstehen wollen, die im Rahmen des (früh)kindlichen Spracherwerbs erlernt wurde.

²³² Sekundär (oder höhergradig) lagen diese Informationen aber schon vorher rezessiv vor.

erkennen, die für sprachliche Zeichen zunächst inhaltsseitig zu verorten sind, durchaus aber rege Verknüpfungen zu Ausdrucksseiten dar- oder herstellen. Es wird sich im Folgenden zeigen, dass diesbezüglich zwischen aktiven und inaktiven – d.h. wiederum: rezessiven – Informationen unterschieden werden kann. Dabei werden wir unsere Betrachtungen auf semantische Relationen beschränken, schon weil diese sowohl semantische Netzwerke als auch Frames und Scripts umfassen können (hierzu ist die große Zahl semantischer Relationen als Beschreibungsinstrument dienlich wie z.B. die Symparontonymie, die auf mitanwesende Größen referiert (vgl. Bär 2015: 746) und somit wesentliche Elemente eines Frames beschreibt).²³³

2.1.4.1 – Semantische Relationen und ihre Speicherhaftigkeit

Es gibt semantische Relationen, die besonders viel besprochen sind, weil sie augenfällig und scheinbar häufig auftretend sind. Dies trifft wohl vor allem auf Bedeutungsverwandtschaften zu, die etwa Jochen Bär – in Anlehnung an Oskar Reichmann – in positive und negative unterteilt, wobei ersteres meint, dass zwei lexikalische Einheiten „mehr oder weniger das Gleiche“ (Bär 2015: 717), und letzteres, dass sie „mehr oder weniger Gegensätzliches“ (Bär 2015: 717) bedeuten.

²³³ Es sei hinsichtlich semantischer Relationen auf ein Problem terminologischer Art hingewiesen: So bezeichnet ein Terminus wie *Antonym* gemeinhin einen Ausdruck für eine gegensätzliche Größe, der Terminus *Antisemie* wiederum das gleiche auf Bedeutungsebene (vgl. etwa Bär 2015: 720). Dieser Terminologie wohnt aber der Widerspruch inne, dass Antonyme sich zueinander nicht aufgrund ihrer Ausdrucksseite, sondern jeweils aufgrund ihrer Denotate, den Bedeutungen, der Inhaltsseite (oder Teilen selbiger) antonym verhalten; entscheidend für das Vorliegen von Antonymie ist also das Vorliegen von Antisemie. Da man sich diesbezüglich für gewöhnlich aber über Relationen zwischen lexikalischen Einheiten unterhält, in denen man eben von einer wechselseitigen Zuordnung von Ausdruck und Inhalt ausgeht, mag diese Terminologie in der Regel sinnvoll erscheinen. Es wird sich aber zeigen, dass Bedeutungsrelationen auch zwischen Bedeutungen bestehen, denen bisher keine Ausdrucksseite zugeordnet ist. Aus diesem Grunde werden Termini auf *-nymie* in dieser Arbeit immer dann verwendet, wenn von einer Ausdrucksseite oder einer ganzen lexikalischen Einheit als Bezugspunkt ausgegangen wird, wohl wissend, dass Bedeutungen damit verbunden sind, die für die jeweilige semantische Relation entscheidend sind; Termini auf *-semie* finden nur dort Anwendung, wo es ausschließlich um Bedeutungen bzw. inhaltsseitige Relationen geht (s. dazu aber auch Bär 2015: 714, wo ein alternativer Gebrauch derartiger Termini vertreten wird (hierauf wird in dieser Arbeit an anderer Stelle noch eingegangen)).

Ersteres wird gemeinhin auch als *Bedeutungsähnlichkeit*, letzteres als *Bedeutungsunterschiedlichkeit* oder *Bedeutungsverschiedenheit* bezeichnet. Insbesondere Antonymie (also Bedeutungsgegensätzlichkeit), das einen der beiden Pole der Skala von Bedeutungsverwandtschaft bildet, scheint für die Organisation des Mentalen Lexikons und die Verknüpfung lexikalischer Einheiten untereinander von Relevanz zu sein.²³⁴ Dies findet sich etwa in den bereits erwähnten Wortassoziationstests belegt, in denen Antonyme – sofern sie in der jeweiligen Untersuchungssprache konventionalisiert vorhanden sind – besonders oft zur Antwort in Wortassoziationstests gegeben wurden; aber auch etwaige, konventionalisierte Partnerbezeichnungen (Kompleonyme) finden sich hierbei auffällig häufig (vgl. Aitchison 2012: 100). Es scheint sich in beiden Fällen also um Verbindungsmuster zu handeln, die in der Regel stärker wirken als übrige. So reagierten in einem für diese Arbeit durchgeführten Assoziationstest 73,91% der Befragten²³⁵ auf dt. *heute* mit den Kompleonymen²³⁶ dt. *morgen* oder dt. *gestern*,

²³⁴ Den anderen Pol bildet die Synonymie (also Bedeutungsgleichheit). Es wurde an anderer Stelle bereits darauf hingewiesen, dass die Vorstellung von Synonymie im engeren Sinne abzulehnen ist, da zwei unterschiedliche lexikalische Einheiten etwa schon aufgrund unterschiedlicher Konnotation, verschiedener übermittelnder Merkmale, verschiedener Verwendungskontexte oder schlicht Unterschieden auf der Ausdrucksseite, die unterschiedliche Assoziationen zulassen, mit einer Wahrscheinlichkeit nahe 1 nicht semantisch „identisch“ phänotypisiert werden. Daher ist hier unter *Synonymie* stets eine – möglicherweise unendlich große ($x \rightarrow \infty$) – Annäherung der Bedeutung zweier lexikalischer Ausdrücke gemeint, nie aber deren Gleichsetzung (demnach kann für eine Schnittmenge x von einer lexikalischen Einheit A und einer lexikalischen Einheit B denkbarerweise $x \rightarrow \infty$ gelten, aber gleichsam gilt immer $A \neq B$).

²³⁵ Es wurden insgesamt 23 Personen befragt, die (nach eigenen Angaben) allesamt Muttersprachler des Deutschen sind. Dabei antworteten 13 Befragte mit dt. *morgen* (56,52%), 4 mit dt. *gestern* (17,39%), je 2 (d.h. je 8,7%) mit dt. *Tag* bzw. mit der dt. Bezeichnung des jeweiligen Wochentags der Befragung und je 1 Befragter (je 4,35% bzw. insgesamt 8,7%) mit dt. *Abend* und mit dem für den charakteristischen Witterungsumstand des Befragungstages (dt. *Regen*). Die Befragten waren allesamt über 18 Jahre alt, d.h. ihre Sprachentwicklung kann als weitestgehend gefestigt und der eines Erwachsenen entsprechend eingeschätzt werden. Alle Ergebnisse, die in hier Prozent angegeben sind, wurden auf Hundertstel gerundet.

²³⁶ Da auffällt, dass deutlich mehr der Befragten auf dt. *heute* mit dt. *morgen* reagierten als mit dt. *gestern* (56,52% für ersteres gegenüber 17,39% für letzteres), bliebe zu hinterfragen, ob dabei nicht mitunter auf dt. *morgen* mit einer Vervollständigung zu dt. *heute Morgen* reagiert worden ist, wie auch eine Person auf dt. *heute* mit dt. *Abend* reagiert hat – da dies aber nur einmal, d.h. bei 4,35% der Befragten der Fall war, dürfte der Anteil einer diesbezüglichen Vervollständigung unter den Antworten, die dt. *morgen* lauteten, recht gering sein (selbst wenn dies auf knapp über der Hälfte jener Antworten (also 7 Befragte) zuträfe, stellten die Kompleonyme dt. *morgen* und dt. *gestern* zu dt. *heute* noch immer die häufigste Antwortkategorie (mit 10 Nennungen,

und kein einziger mit dt. *vorgestern* oder dt. *übermorgen*, obwohl auch letztere Ausdrucksseiten lexikalischer Einheiten repräsentieren, die fraglos in Relation zu dt. *heute* stehen.²³⁷ Wenn Kompleonyme und Antonyme so starke Verbindungen darstellen, stellt sich erstens die Frage, wieso das so ist, und zweitens die Frage, welche Konsequenzen sich daraus – insbesondere im Sinne der Zielsetzung dieser Arbeit – ergeben.

Zunächst muss festgestellt werden, dass die Forschung zur Gestalt der entsprechenden Informationen semantischer Relationen im Mentalen Lexikon bisher nur wenig Ergebnisse vorgelegt hat. William Croft und Alan Cruse (2004) fallen auf, weil sie sich aus kognitiver Sicht mit semantischen Relationen auseinandergesetzt haben (s. Croft/Cruse 2004), allerdings beschränken sie sich weitgehend auf die Beschreibung der kognitiven Grundlagen semantischer Relationen. So diskutieren sie etwa detailliert die verschiedenen Ausprägungen von Antonymie und welche Art von Skalen sich dabei jeweils eröffnen (s. Croft/Cruse 2004: 169-192). Dennoch beschreiben sie semantische Relationen fast ausschließlich aus der Perspektive der miteinander verbundenen Einheiten und legen somit nur selten das Augenmerk auf eine einzelne Einheit der Relation und die Frage, was diese zur Begründung eines Relationsverhältnisses mit einer anderen Einheit befähigt.

In den vergangenen Jahren wurde vermehrt untersucht, wie sich semantische Relationen kontext- und situationsabhängig konstituieren bzw. im Mentalen Lexikon abgerufen werden (s. dazu etwa Bornkessel-Schlesewsky et al. 2007) oder wie sie Einfluss auf Assoziationsprozesse nehmen (s. dazu Bridger et al. 2013). Insgesamt sind semantische Relationen hinsichtlich ihrer informativen Struktur also – wenn überhaupt – nur beiläufig erfasst worden. Dies mag daran liegen, dass Information, wie sie im Mentalen Lexikon vorliegt, nicht sichtbar gemacht werden kann – anders als etwa in der Genetik, wo zumindest der Informationsträger, das Gen, mittels moderner Technik betrachtbar visuell wird. Die Strukturen des Mentalen Lexikons, das man im menschlichen Gehirn lokalisiert, bleiben aber für unsere Sinne verborgen und können bestenfalls indirekt erschlossen werden. Aus diesen Gründen werden im Folgenden Plausibilitätsüberlegungen angeführt, die oft trivial sind und vor allem einer Veranschaulichung anzunehmender informativer Strukturen semantischer Relationen dienen. Grundsätzlich

d.h. 43,48%; die Vervollständigungen mit dt. *morgen* und dt. *Abend* kämen auf 8 Nennungen, d.h. 34,78%).

²³⁷ Dazu ist freilich einzugestehen, dass dt. *vorgestern* und dt. *übermorgen* Derivationen von dt. *gestern* bzw. dt. *morgen* darstellen, also ihrerseits eine Verbindung zum jeweils derivierten Adverb schaffen, sodass dieses vom Wahrnehmenden kognitiv wohl zumindest voraktiviert wird, wenn eine der Derivationen wahrgenommen wird.

bedarf es aber noch einiger neurologischer und psychologischer Forschung, ehe mit zweifelsfreien Befunden gerechnet werden kann.

Nichtsdestoweniger scheint sich die Frage, wieso bestimmte semantische Relationen besonders starke Verbindungen darstellen, zügig anhand pragmatischer Erwägung beantworten zu lassen, die als allgemein bekannt bzw. nachvollziehbar gelten können:²³⁸ Die Suche nach positiven Bedeutungsverwandtschaften oder gar deren deutlichsten Ausprägung, der Synonymie, ist, wenn man Sprache als Mittel zur Kommunikation und Verständigung begreift, weitgehend unbrauchbar. Natürlich lassen sich dadurch Bedeutungsnuancen versprachlichen und auch stilistische Vielfalt herstellen; nichtsdestoweniger kann zum Verständnis einer lexikalischen Einheit dt. *groß* ‚groß‘ die Verknüpfung mit der Bedeutung ‚klein‘ für gewöhnlich mehr beitragen als eine Verknüpfung mit ‚riesig‘. Nehmen wir folgenden dt. Beispielsatz an: *Er aß eine große Portion*. Es lassen sich daraus mithilfe unseres Welt- und Handlungswissens vielfältige Informationen ziehen, die man mit unterschiedlichen Wahrscheinlichkeitswerten annehmen wird; eine könnte sein, dass man davon auszugehen hat, dass *er* satt wurde oder auch dass *er* zuvor viel Hunger gehabt hat. Aufgrund der semantischen Relation der Antonymie können wir zudem implizit die Information gewinnen, dass die *Portion* NICHT-KLEIN war. Würden wir aber zunächst eine Bedeutungsähnlichkeit zu ‚groß‘ suchen, wüssten wir – gesetzt den Fall wir geraten dabei an die Bedeutung ‚riesig‘ – nur, dass die *Portion* theoretisch auch hätte größer sein können. Eine Ausblendung des Antonyms hätte unweigerlich zur Folge, dass die eröffnete Skala, die zum Verständnis herangezogen wird, eine andere, unbrauchbarere ist. Sinnvoll erscheinen kann eine derartige Verknüpfung aber dann, wenn sie etwa explizit eröffnet wird: *Er aß eine große Portion, sie eine riesige*. In diesem Fall käme es nämlich genau auf die Bedeutungsrelation von dt. *groß* zu dt. *riesig* an. Auf Grundlage selbiger kann man etwa erfahren, dass die *Portion*, die *er* aß, kleiner war, als die, die *sie* aß. Aber selbst hierbei ist zu vermuten, dass die entsprechenden Antonyme (also wohl dt. *klein* (zu dt. *groß*) und dt. *winzig* (zu dt. *riesig*)) zum Verständnis hilfreich sein können, denn im Gegensatz zur Relation dt. *groß* zu dt. *riesig* erfahren wir – aufgrund unseres Welt- und Handlungswissens – erst dank der Antonyme, dass es wahrscheinlich ist, dass beide satt geworden sind, wogegen eine semantische Relation, die auf Bedeutungsähnlichkeit verweist, dies völlig offen lässt (ohne Antonymie wäre denkbar, dass

²³⁸ Hierbei ist es sicherlich auch hilfreich allgemeiner Prinzipien der Entwicklung natürlicher Sprachen eingedenk zu sein, wie etwa dem sprachlichen Ökonomieprinzip oder dem Prinzip größtmöglicher Differenziertheit, die beide darauf aufmerksam machen, dass Bedeutungsunterschiede für die Wahl unterschiedlicher Ausdrücke eine größere Rolle spielen als Bedeutungsähnlichkeit (s. dazu etwa Linke et al. 2004: 171f).

beide, keiner von beiden oder nur einer von beiden als mutmaßlich satt geworden (oder auch gefräßig) zu interpretieren ist – ganz zu schweigen davon, dass wohl jeder subjektiv etwas anderes unter einer „großen Portion“ versteht).²³⁹

Vergleichbar trägt auch ein Kompleonym wie dt. *Ehemann* zu dt. *Ehefrau* gemeinhin mehr zum Verständnis der zum letzten Ausdruck gehörigen lexikalischen Einheit bei als etwa eine Relation wie dt. *Ehemann* zu dt. *Standesbeamter*, obgleich man auch hier eine Verknüpfung finden kann (beide können etwa zum selben Frame gehören). Synonyme wiederum können logischerweise nur dann zugeordnet werden, wenn einem sprachlichen Zeichen bereits eine Bedeutung zugeordnet wurde, es also mit einer Bedeutung phänotypisiert worden ist; sie sind von allen hier genannten semantischen Relationen also am unbrauchbarsten für das Verständnis. Und zuletzt sollten wir auch nicht übersehen, dass Gegensätzlichkeit als besonders relevante Kategorie schon in unserer Wahrnehmung an sich verankert liegt, was etwa Gévaudan anschaulich herausarbeitet, wenn er darauf hinweist, dass „bereits ein bloßer Stimulus aufgrund seiner Binarität (Reiz oder nicht Reiz) kontrastiv [ist]“ (Gévaudan 2007: 107).

Darüber hinaus ist für Relationen der Opposition – zu denen insbesondere Kompleonymie und Antonymie zu zählen sind – ganz allgemein eine paradoxe Situation festzustellen:²⁴⁰ Oppositionelle Bedeutungen sind einander gegensätzlich, aber dennoch höchst ähnlich. Alan Cruse kommt sogar zu dem Schluss, dass

²³⁹ Es wirkt also so, als ob Antonymie im zuletzt genannten Beispielsatz für das Verständnis besonders hilfreich sein kann. Denkbar ist aber neben einer jeweiligen Verknüpfung von dt. *groß* und dt. *riesig* mit Antonymen auch, dass nur das erstgenannte mit einem Antonym in Verbindung gebracht wird, sich dadurch eine Skala eröffnet und diese schließlich zum Verständnis des zweiten in positiver Bedeutungsverwandtschaft zum ersten begriffen wird.

²⁴⁰ Es sei angemerkt, dass es ohnehin sinnvoll erscheinen muss, Relationen der Opposition als eigene Kategorie der semantischen Relationen zu verstehen, da ihre verschiedenen (Sub)Kategorien viele Gemeinsamkeiten aufweisen. Darüber hinaus zeigen Croft und Cruse (2004), dass manche Bedeutungspaare je nach Kontext Kompleonymie oder Antonymie zeigen. So ergibt sich Kompleonymie von dt. *sauber* und dt. *schmutzig* in folgendem Satz: *Ich habe die sauberen Hemden in die Schublade gelegt und die schmutzigen in die Tasche* (im englischsprachigen Original: *I've put the clean shirts in the drawer and the dirty ones in the bag* (Croft/Cruse 2004: 185)). Anders verhält es sich, wenn man folgende zwei Sätze aneinanderreihet: *Dieses Hemd ist schmutziger als das da. Das ist sauberer* (bzw. im englischsprachigen Original: *This shirt is dirtier than that one. and That shirt is cleaner than this one.* (Croft/Cruse 2004: 186)). Bei diesen Sätzen erscheinen dt. *sauber* und dt. *schmutzig* (bzw. deren Komparative) als Antonyme zueinander (vgl. Croft/Cruse 2004: 186), was die hohe Relevanz des Kontexts für die Interpretation eines sprachlichen Zeichens auch hinsichtlich der Einordnung von dessen relationalen Verhältnis zu anderen sprachlichen Zeichen unterstreicht (vgl. auch Lyons 1968: 452f).

sich Gegensätze für gewöhnlich nur hinsichtlich eines einzigen Aspekts unterscheiden (vgl. Cruse 1986: 197) (so besteht etwa eine Ähnlichkeit von der (konventionellen) Bedeutungen zu dt. *groß* und dt. *klein* darin, dass beide auf Größenverhältnisse bzw. -bestimmung referieren). Auch dies bedingt die äußerst enge Beziehung, die derartige semantische Relationen herstellen. Kompleonyme decken überdies eine bestimmte semantische Ebene vollständig ab – zwischen ‚bestehen‘ und ‚durchfallen‘ gibt es etwa in Bezug auf Prüfungen gemeinhin keine dritte Alternative,²⁴¹ was wiederum das einander bedingende Verständnis beider Bedeutungen, von dem auch Cruse auszugehen scheint, unterstreicht.

Kommen wir nun auf die für die vorliegende Arbeit wesentlichere Frage zu sprechen, nämlich, welche Konsequenzen sich aus der Stärke bestimmter semantischer Relationen wie Antonymie und Kompleonymie ergeben, die für unsere Untersuchung von Rezessivität in Sprache relevant sind.

Semantische Relationen stellen offensichtlich Informationen dar, die inhaltsseitiger Natur sind, also (reziproke) Verbindungen zwischen zwei oder mehr inhaltsseitigen Elementen – gemeint sind hier vor allem Denotate – bedeuten. Die Ausdrucksseite erscheint erst sekundär von Relevanz zu sein, wie sich anhand eines üblichen Kommunikationsmodells, wie es bereits im Zusammenhang mit senderinduzierten lexikalischen Wandel skizziert wurde, zeigen lässt: Kommunikation erfolgt demnach nach einem Muster des Enkodierens und Dekodierens; ein Sender möchte einen Inhalt vermitteln und wählt einen Ausdruck, den er – gemäß seinem Mentalen Lexikon – (als mit hoher Wahrscheinlichkeit) mit dem Inhalt in Verbindung sieht; diesen Ausdruck kann ein Empfänger wahrnehmen und muss wiederum dem Ausdruck (durch Wahrscheinlichkeitsabwägung) einen Inhalt zuordnen, den er in seinem Mentalen Lexikon als wahrscheinlich da-

²⁴¹ Der Einschub „gemeinhin“ verweist darauf, dass absolute Aussagen hier kaum möglich erscheinen: Einerseits ist es wichtig, sich bewusst zu machen, dass – wie wohl alle inhaltsseitigen Informationen eines bilateralen sprachlichen Zeichens – auch alle Sinnrelationen stets kontextabhängig sind (vgl. Lyons 1968: 452f); andererseits ist es zumindest theoretisch durchaus möglich Zwischenbedeutungen zu behaupten bzw. zu konstruieren. Ein bekanntes Beispiel hierfür wäre hinsichtlich der Kompleonyme dt. *Tod* – dt. *Leben* die von abrahamitischer bzw. dabei vor allem christlicher Mythologie behauptete Auferstehung oder die Vorstellung eines Weiterlebens der „Seele“ im Jenseits; Cruse wiederum führt die Vorstellung von Geistern oder Vampiren an, die ebenfalls als weder tot noch lebendig gelten könnten (vgl. Cruse 1986: 200); auch mag man umgangssprachlich Zustände wie ein Koma hinsichtlich einer diesbezüglichen Zwischenbedeutung verstehen, die allerdings im medizinischen Sinne die Kompleonymie nicht berührt, da ein Lebewesen im Wachkoma (gemeint ist hier im Wesentlichen das apallische Syndrom) bekanntlich – (z.B. in der BRD) auch rechtlich – noch als lebend gilt.

mit verbunden sieht (sofern er dort überhaupt einen derartigen Inhalt findet, andernfalls wird er womöglich ausgehend vom Kontext „raten“) (s. zu diesem Verständnis von Kommunikation unter Verwendung sprachlicher Zeichen auch Gévaudan 2007: 53f). Inhaltsseitig anzuesiedelnde semantische Relationen verbinden daher in einem Mentalen Lexikon stets nur Inhaltsseiten sprachlicher Zeichen miteinander; erst durch eine (sekundäre) Zuordnung eines mit dem jeweiligen Inhalt in Verbindung gebrachten Ausdrucks wird auch die Ausdrucksseite von semantischen Relationen berührt.

Wenn semantische Relationen als inhaltsseitige Verbindungselemente fungierend lexikalische Einheiten verknüpfen, sind sie als Informationen auch inhaltsseitig zu verorten. Hinsichtlich der lexikalischen Einheit dt. *groß* ‚groß‘ bedeutet dies, dass die semantische Relation der Antonymie (bzw. Antisemie) eine Verbindung zur Bedeutung ‚klein‘ herstellt – aber eben nur eine Verbindung, was heißen soll, dass hierbei die Bedeutung ‚klein‘ keinesfalls gleichberechtigt neben die Bedeutung ‚groß‘ gezogen wird. Für die lexikalische Einheit dt. *groß* ‚groß‘ ist also nicht die Information der Bedeutung ‚klein‘ inhaltsseitig durch die Antonymie gespeichert, sondern die Antonymie (bzw. zunächst nur Antisemie) selbst. Die Information der Antonymie, die inhaltsseitig neben der Bedeutung ‚groß‘ gespeichert ist, entspricht demnach nicht mehr als einer simplen Notiz, dass es einen Gegensatz zu ‚groß‘ gibt. Umgekehrt ist natürlich auch neben der Bedeutung ‚klein‘ die Information eines existierenden Gegensatzes anzunehmen. Die beiden Inhaltsseiten strecken gewissermaßen ihre Arme aus, um eine gegensätzliche (und relationale) Bedeutung zu ergreifen und allein die Tatsache, dass beide dies tun, ermöglicht letztlich eine Verknüpfung, die selbstverständlich wechselseitiger Natur ist. Mathematisch ließe sich eine semantische Relation etwa durch die Zuordnung eines Wertes zwischen -1 und 1 zu einem sprachlichen Element darstellen; so kann etwa eine Antisemie durch einen Wert wie -1 dargestellt werden, wenn die Skala von $|0|$ bis $|1|$ reicht, wobei 0 für keinerlei Ähnlichkeit und 1 für Gleichheit steht und das negative Vorzeichen den jeweiligen Ähnlichkeitswert wiederum negieren kann.

Bezüglich Antonymie könnte man nun einwenden, dass diese ja nur vorliegen kann, wenn die Bedeutungen zweier Ausdrücke – um im Bild zu bleiben – einander tatsächlich die Hände reichen.²⁴² Dann würde sich die Frage stellen, ob man semantische Relationen tatsächlich neben eine jeweilige Bedeutung (d.h. ein Denotat) als Information stellen kann oder ob etwa ‚groß‘ zwangsläufig, um im

²⁴² Hinsichtlich der nun folgenden Ausführungen bezüglich der Struktur von semantischen Relationen sei etwa auf Croft/Cruse 2004: 67 und Langacker 1987: 214-217 verwiesen, die derartige Beobachtungen, wie sie hier am Deutschen exemplarisch dargestellt werden, bereits – teils mit abweichender Terminologie – beschrieben haben.

Sprachsystem seinen Sinn zu erfüllen und eine Versprachlichung einer entsprechenden Eigenschaft zu ermöglichen, sein Antonym zur Bedeutung ‚klein‘ oder gar nur diese Bedeutung (im Sinne einer lexikalischen Lücke) benötigt. Beide Bedeutungen könnten nach dieser Lesart nicht unabhängig voneinander existieren: Wenn ‚groß‘ in einem Mentalen Lexikon vorhanden ist, muss es ‚klein‘ auch sein und zwar unabhängig davon, ob beide Bedeutungen mit einer Ausdrucksseite verbunden konventionalisiert sind und welche Ausdrücke man ihnen zuordnet. Ginge man aber davon aus, würde dies heißen, dass die semantische Relation der Antonymie (bzw. Antisemie) das Zentrum beider Bedeutungen bildet, dass man also – in Folge von Wahrnehmung von Zuständen in der Welt – primär eine Antonymie (oder bloße Antisemie) im Mentalen Lexikon speichert und erst sekundär die entsprechenden Denotate.

Hinsichtlich der Antonymie klingt dies durchaus plausibel: Man kann sie auf Beobachtungen von Unterschieden in der Welt und dem Vergleichen dieser Unterschiede zurückführen. Ein Gegenstand wird als GROSS wahrgenommen (und im Mentalen Lexikon mit einem derartigen Merkmal verknüpft), ein anderer als GRÖßER oder KLEINER. In Relation kann man sie dann mit Ausdrücken zu ‚groß‘ und zu ‚klein‘ beschreiben, indem man eine Antonymie bemüht. Auf diese Weise erscheint es plausibel, semantische Relationen wie die Antonymie als Motivation zur „Bedeutungskultivierung“ zu begreifen. Die Integration einer solchen Bedeutung samt entsprechenden Ausdrucks ins Mentale Lexikon zieht eine Integration der jeweils antisemen Bedeutung nach sich, womöglich auch mitsamt einer Ausdrucksseite, sodass Antonymie vorliegt. Es wird hierbei also unweigerlich eine Skala eröffnet, die selbst den Kern der jeweiligen inhaltsseitigen Informationen darstellt.²⁴³ Wenn in einem weiteren Schritt etwa ein dritter Gegenstand wahrgenommen wird, dessen Größe von den beiden anderen wahrgenommen Gegenständen abweicht, können dann ferner Ergänzungen um Bedeutungen wie ‚riesig‘, ‚normalgroß‘ oder ‚winzig‘ (auch samt entsprechend zugeordneten Ausdrücken) erfolgen.

Aber sollten wir uns semantische Relationen dann nicht als eingliedrige (direkte und eine Skala eröffnende) Verknüpfungselemente vorstellen, anstatt – wie anhand der Metapher der ausgestreckten, einander gereichten Arme veranschaulicht – als zweigliedrig, wobei bei letzterem die Verknüpfung erst entstehen kann, wenn eine Bedeutungen mit ihrem jeweiligen Glied des Verknüpfungselements auf eine zweite und deren Glied trifft?

²⁴³ Siehe hierzu ferner auch Charles van Os (1989), der darauf hinweist, dass insbesondere „Wertung und Skalierung [...] ohne Vergleich nicht möglich [sind], für die Skalierung ist der Begriff der Dimension eine notwendige Bedingung“ (Os 1989: 82).

Dass die Vorstellung von semantischen Relationen als eingliedrige Verbindungselemente nicht immer greifen kann, zeigt sich jedoch sobald man andere Relationen als die bisher betrachteten miteinbezieht: Denn viele – wohl die meisten – semantischen Relationen weisen keine Abhängigkeit der durch sie verbundenen Bedeutungen voneinander auf und demnach kann auch nicht angenommen werden, dass die verbundenen Bedeutungen gemeinsam ihren Weg ins Mentale Lexikon gefunden haben müssen und ohne die jeweils andere nicht existieren könnten. Die Bedeutung ‚(tierische) Maus‘ von dt. *Maus* kann etwa als Hyponym (Unterbegriff) zu dt. *Säugetier* ‚Säugetier‘ begriffen werden. Die semantische Relation der Hyponymie ist aber mit Sicherheit keine Voraussetzung für das Verstehen einer lexikalischen Einheit wie dt. *Maus* ‚(tierische) Maus‘, denn auch wenn man nicht weiß, dass eine Maus ein Säugetier ist oder was ein Säugetier ausmacht, wird man sie mit dieser lexikalischen Einheit in Verbindung bringen können, wenn man einem Exemplar einer Maus in der realen Welt begegnet. Daraus ergibt sich logisch, dass die semantische Relation der Hyponymie, also der Unterordnung, der Bedeutung ‚Maus‘ von dt. *Maus* zu ‚Säugetier‘ offensichtlich möglich ist, aber nicht notwendigerweise vorhanden sein muss. Aus diesem Grund ist die semantische Relation der Hyponymie eindeutig als zweigliedriges Verknüpfungselement zwischen beiden Bedeutungen zu verstehen.²⁴⁴

Diese widersprüchlichen Beobachtungen lassen sich am ehesten mit einer generellen Unterscheidung zwischen relationalen und nicht-relationalen Entitäten erklären, wie sie etwa von Croft und Cruse angeführt werden (vgl. Croft/Cruse 2004: 67). Ronald Langacker, auf den auch Croft und Cruse eingehen, kommt etwa zu der Einschätzung, dass Substantive nicht-relationaler Natur sind, Adjektive und Verben hingegen relationaler (vgl. Langacker 1987: 214-217). Die Beispiele von ‚groß‘ – ‚klein‘ und ‚(tierische) Maus‘ – ‚Säugetier‘ scheinen dies zu belegen, ebenso wie die Annahme, dass die Bedeutung des Verbs ‚laufen‘ zwangsläufig auch auf einen ‚Läufer‘ verweist (vgl. Croft/Cruse 2004: 67).²⁴⁵ Einschränkend kann hierbei jedoch schon Wortbildung wirken, denn immerhin

²⁴⁴ Es sei im Übrigen darauf hingewiesen, dass die Termini *ein-* und *zweigliedrige semantische Relation* nur darauf verweisen, wie die Relation (informativ und hinsichtlich ihres Verbindungsverhaltens) aufgebaut ist und Verknüpfungen herstellt. Über die Anzahl der durch die jeweilige Relation verknüpften Bedeutungen wird dabei keine Aussage getroffen. So kann dt. *Maus* ‚(tierische) Maus‘ etwa sowohl als Hyponym zu Ausdrücken für ‚Säugetier‘ als auch zu ‚Nagetier‘ oder ‚Wirbeltier‘ auftreten. Ähnliches gilt auch für Kompleonyme bzw. Kompleosemie, wie das Beispiel der drei entsprechend verknüpften Bedeutungen ‚gestern‘, ‚heute‘ und ‚morgen‘ zeigt.

²⁴⁵ Croft und Cruse führen hier im Englischen entsprechend das Beispiel anhand von engl. *run* und engl. *runner* vor (vgl. Croft/Cruse 2004: 67).

kann man aus dem Adjektiv dt. *groß* ohne Weiteres das Substantiv dt. *Größe* ableiten, welches aber zumindest dann, wenn es um räumliche Größe geht, die Antonymie des Adjektivs dt. *groß* weiter in sich trägt und relational auf etwas Kleines verweist, selbst wenn man annimmt, dass ein Substantiv dt. **Kleine* im Deutschen nicht konventionalisiert ist, hierbei also eine lexikalische Lücke auf Kollektivebene besteht, denn rein inhaltsseitig kann von einer Lücke keine Rede sein; letzteres trifft im Übrigen auch auf ‚durstig‘ zu, wo zwar lexikalisch eine Lücke besteht (es gibt im Gegenwartsdeutschen kein (lexikalisiertes bzw. konventionalisiertes) Antonym zu dt. *durstig*), inhaltsseitig aber sehr wohl klar ist, dass eine antiseme Bedeutung ‚nicht-durstig‘ zu ‚durstig‘ in Analogie zu ‚hungrig‘ – ‚satt‘ existiert.

Dennoch ist der grundsätzlichen Annahme einer Unterscheidung lexikalischer Einheiten – und bloßen Bedeutungen – nach *relational* und *nicht-relational* nicht zu widersprechen und so sollten wir dieses Verständnis sinnvollerweise ebenso auf semantische Relationen anwenden. Denn was relational und nicht-relational meint, ist nicht etwa, dass nicht-relationale Entitäten wie das Substantiv dt. *Maus* (‚(tierische) Maus‘) in keiner semantischen Relation zu anderen lexikalischen Einheiten stehen können, sondern lediglich, dass relationale sprachliche Elemente wie das Adjektiv dt. *groß* (‚groß‘) zu mindestens einer anderen lexikalischen Einheit in semantischer Relation stehen muss. Letztlich liegt also bei dieser Kategorisierung dasselbe Problem zugrunde, das für die Relationen von ‚groß‘ – ‚klein‘ und ‚(tierische) Maus‘ – ‚Säugetier‘ festzustellen ist. Man könnte daher die vorliegende konträre Antonymie als eine eingliedrige semantische Relation bezeichnen und etwa die vorliegende Hyponymie als zweigliedrig.²⁴⁶ Für die mathematische Darstellung von Wortbedeutungen wäre es in diesem Zusammenhang also sinnvoll, den Wert einer semantischen Relation und einen Zeiger auf das „Ziel“ der Relation per se als Teil der – möglicherweise vektorhaften – numerischen Darstellung der jeweiligen Bedeutung zu betrachten, wenn eine eingliedrige semantische Relation vorliegt; im Falle einer zweigliedrigen semantischen Relation sollte eine derartige Integration – wenn überhaupt – erst sekundär und in der Regel kontextgebunden (Stichwort: *word embeddings*) erfolgen.

Was eine eingliedrige semantische Relation angeht, stellt sich ferner die Frage, ob diese jeweils ganz bestimmte lexikalische Einheiten miteinander verbindet oder nur ein Muster impliziert, das verschiedenartig realisiert werden kann. Betrachten wir hierzu die semantische Relation in der ‚Autor‘ zu ‚schrei-

²⁴⁶ Dass nicht jede Form der Antonymie zwangsläufig als eingliedrig gelten kann, wird sich später noch zeigen.

ben‘ steht: Man kann ‚Autor‘ als Agontosem (handelnde Größe) zu ‚schreiben‘ verstehen (s. dazu etwa Bär 2015: 728, der jedoch vom hiesigen Gebrauch abweichend die Ausdrucksseite stärker betont und dabei dementsprechend von Agontonymie spricht). Dass ein Autor jemand ist, der etwas schreibt (und sprachlich zum Ausdruck bringt), kann als unabdingbares Charakteristikum der konventionellen Verwendung des Begriffs im Gegenwartsdeutschen gelten – ‚Autor‘ ist also unweigerlich mit einem durch ein Verb ausdrückbaren Vorgang verbunden. Die lexikalische Einheit des Verbs dt. *schreiben* ‚schreiben‘ wiederum trägt in sich unzweifelhaft die Information eines Agontonyms, d.h. die Information, dass es jemanden oder etwas gibt, der bzw. das schreibt. Ein Ausdruck für ‚schreiben‘ ist also unweigerlich mit einem Agontonym verbunden. In beiden Fällen ist aber die Zuordnung ‚Autor‘ – ‚schreiben‘ keine zwangsläufige. Man kann auch sagen, dass ein Autor jemand ist, der etwas verfasst. Dt. *verfassen* und dt. *schreiben* wirken in diesem Zusammenhang inhaltsseitig synonym, doch die Existenz von Synonymie im engeren Sinne ist, wie bereits gesehen, zu verneinen und beschränkt sich hierbei höchstens auf das Denotat oder genauer Teile desselben. Die semantische Schnittmenge der lexikalischen Einheiten zu den Ausdrücken dt. *verfassen* und dt. *schreiben* beträgt also nicht einhundert Prozent. Dennoch kann man beiden etwa nachsagen, dass sie auf einen Schreibvorgang referieren.

Separieren wir die Ausdrucksseite zunächst, so kann eine Bedeutung ‚schreiben‘ durchaus für beide Einheiten in Form eines Teildenotats gefunden werden. Erst sekundär, durch die Vernetzung mit weiteren Denotatsteilen und insbesondere der Wahl eines konventionalisierten Ausdrucks (und dadurch auch Lexems) wie dt. *schreiben* oder dt. *verfassen* erwirkt der jeweilige Zeichenbenutzer im Vorgang des Enkodierens der Bedeutung ‚schreiben‘ inhaltsseitige Abweichungen, die die Synonymie beider Einheiten ausschließen. Dies kann ausdrucksseitig etwa damit begründet werden, dass dt. *verfassen* eine Derivation aus den Bestandteilen dt. *ver-* und dt. *-fassen* darstellt, was für den Rezipienten für gewöhnlich transparent ist und unweigerlich andere Nuancen zur Inhaltsseite hinzufügt, als es bei dt. *schreiben* der Fall ist. Dennoch kann man, wenn man ein Denotat zu isolieren sucht, die Bedeutung ‚Autor‘ als zwangsläufig mit der Bedeutung ‚schreiben‘ – wie auch immer man diese dann ausdrucksseitig enkodiert und in Konsequenz auch inhaltsseitig ergänzt oder verändert – in Verbindung sehen.

Ähnlich verhält es sich mit ‚schreiben‘, wenn wir dieses anstelle der Bedeutung ‚Autor‘ in das Zentrum des Untersuchungsinteresses rücken: Ein Autor kann schreiben, aber ein Verwaltungsbeamter auch. Ebenso mag jeder beliebige Eigenname mit ‚schreiben‘ in Verbindung gesetzt zu werden: *Peter schreibt. Anne schreibt.* Wir wissen von *Peter* und *Anne* damit nicht mehr als ihre Namen und

dass sie eine bestimmte Handlung vollziehen. Sie könnten Autoren sein, müssen es aber nicht. Anders als die Verbindung von ‚Autor‘ zu ‚schreiben‘ ist die umgekehrte Verbindung von ‚schreiben‘ zu ‚Autor‘ somit keineswegs eine zwangsläufige,²⁴⁷ sehr wohl aber wiederum die Verbindung eines Ausdrucks für ‚schreiben‘ mit einem zugehörigen Agontonym: Die semantische Relation, die zur Bedeutung ‚schreiben‘ gespeichert ist, weist uns (implizit) darauf hin, dass es einen Verursacher, eine hervorbringende Größe dazu gibt. Dieses Agontonym kann auf unterschiedliche Weise realisiert sein (etwa als dt. *Schreiber*).

Was wir anhand der Beziehung von ‚schreiben‘ zu ‚Autor‘ (und umgekehrt) sehen, ist dass die semantische Relation beider Bedeutungen zueinander sich eben auf die Bedeutungen beschränkt und dass durchaus von Relevanz ist, von welcher Bedeutung man ausgeht (vgl. ferner auch Lyons 1968: 452f). Die Verknüpfung mit Ausdrücken erfolgt sekundär, was heißt, dass die semantische Relation ausdrucksseitig durchaus unterschiedlich realisiert werden kann, aber die inhaltsseitige Information, die in ihr steckt durchaus ganz bestimmte Bedeutungen verlangt. Wenn *Anne*, *Peter*, ein *Verwaltungsbeamter* und ein *Autor* als Agontonyme zu dt. *schreiben* auftreten können, so ist die Schnittmenge, die sich im Zusammenhang mit der semantischen Relation herauslesen lässt, schlicht mit der Bedeutung ‚jemand oder etwas, der bzw. das schreibt‘ zu fassen. Die Relation ergibt sich in diesen Fällen eindeutig aus dem Kontext, denn wohl niemand würde mit einer bloßen Auflistung der vier genannten Agontonymen (*Anne*, *Peter*, *Verwaltungsbeamter*, *Autor*) spontan auf die Idee kommen, sie mit dt. *schreiben* in Verbindung zu bringen. So veranschaulicht das Beispiel um ‚schreiben‘ eine Feststellung, die John Lyons bereits 1968 tätigte: Alle Sinnrelationen sind stets kontextabhängig und somit nicht allgemeingültig und stabil (vgl. Lyons 1968: 452f). Gleichzeitig muss aber auch Langackers Einschätzung, dass Substantive nicht-relationaler Natur sind, relativiert werden, denn es konnte gezeigt werden, dass ‚Autor‘ durchaus relationale Verknüpfungen benötigt.

Eingliedrige semantische Relationen müssen daher als unabhängige Kategorie und Information auf der Inhaltsseite sprachlicher Zeichen begriffen werden; diese Kategorie kann zweierlei Ausprägungen haben: Wie unsere Betrachtungen zu ‚klein‘ – ‚groß‘ gezeigt haben, bedingt dort das Einspeisen der einen Bedeutung in ein Mentales Lexikon notwendigerweise das Einspeisen der anderen; bei ‚Autor‘ – ‚schreiben‘ verhält sich dies anders: Die Bedeutung ‚Autor‘ kann nur

²⁴⁷ Natürlich kann man auch einen Satz wie dt. *Der Autor kauft einen Kaffee* formulieren; ein Autor kann also selbstverständlich mit anderen Verben als jenen mit einer Bedeutung ‚schreiben‘ in Verbindung gebracht werden, nichtsdestoweniger bleibt eben jene Bedeutung unabdingbar mit ihm verbunden, was für ein Verb wie dt. *kaufen* und deren konventionell zugeordnete Bedeutung nicht gilt.

in ein Mentales Lexikon eingespeist werden, es dort mit einer Bedeutung ‚schreiben‘ verknüpft werden kann; ‚schreiben‘ hingegen benötigt nicht notwendigerweise eine Relation zu ‚Autor‘, sondern nur zu einem beliebigen Agontonym bzw. Agontosem (und sei es nur ein Eigenname), um in einem Mentalen Lexikon verankert zu werden. Daher ist die Eingliedrigkeit der semantischen Relation bei ‚klein‘ – ‚groß‘ reziprok, bei ‚Autor‘ – ‚schreiben‘ geht sie jedoch nur von ‚Autor‘ aus. Eingliedrige semantische Relationen sind der Inhaltsseite eines sprachlichen Zeichens inhärent und können so verbundene Denotate als rezessive Information in ein Mentales Lexikon einspeisen (so wird durch die Aufnahme einer lexikalischen Einheit wie dt. *klein* ‚klein‘ in ein Mentales Lexikon zwangsläufig auch die Bedeutung ‚groß‘ in dasselbe Mentale Lexikon eingespeist, da die zugrunde liegende Skala für das Wesen von ‚klein‘ zentral ist – dies gilt auch dann, wenn ‚groß‘ bisher (insbesondere im Rahmen einer lexikalischen Einheit) noch keinen Zugang zum jeweiligen Mentalen Lexikon gefunden hatte; ‚groß‘ liegt dann, da es in diesem Szenario bisher unphänotypisiert ist, primär rezessiv vor, wogegen der Informationsgehalt der Skala selbst mit ‚klein‘ mitphänotypisiert würde (dabei also gewissermaßen „dominant“ ist)). Für unser mathematisches Modell ließe sich bezüglich des Beispiels um ‚Autor‘ und ‚schreiben‘ schließlich eine eingliedrige semantische Relation von ‚Autor‘ zu ‚schreiben‘ als Wert zur numerischen Darstellung von ‚Autor‘ zuordnen; ‚schreiben‘ hingegen verfügt über keine eingliedrige semantische Relation zu ‚Autor‘ wohl aber zu einem Agontosem, welches wiederum als Teil des „Bedeutungspakets“ von Autor ist. Die hohe Relevanz, die semantischen Relationen im hiesigen Modell zukommt wird hieran deutlich, denn auch die Zugehörigkeit zu einem „Bedeutungspaket“, welches wir als Gesamtheit inhaltsseitiger Information eines Zeichens begreifen können, lässt sich durch (zweigliedrige) Relationen zwischen sprachlichen Elementen beschreiben.

Diesbezüglich verhält es sich mit rein zweigliedrigen semantischen Relation – wie der Hyponymie (z.B. dt. *Maus* ‚(tierische) Maus‘ zu dt. *Säugetier* ‚Säugetier‘) – anders: Da sowohl eine Bedeutung ‚Säugetier‘ als auch eine Bedeutung ‚(tierische) Maus‘ prinzipiell ohne Unter- bzw. Überbegriffe denkbar ist, kann man semantische Relationen der Über- bzw. Unterordnung zwar durchaus, wie es hier bereits vorgeschlagen wurde, als Teil der Inhaltsseite zu den entsprechenden Bedeutungen beigeordnet verstehen, der bei Bedarf zur Herstellung einer Verknüpfung in der Lage ist;²⁴⁸ allerdings zieht hierbei die Einspeisung des einen

²⁴⁸ Eine Diskussion bekannter semantischer Relationen hinsichtlich einer Einstufung als ein- oder zweigliedrig führt an dieser Stelle für die weiteren Ausführungen im Sinne der Zielsetzung dieser Arbeit zu weit. Dennoch sollte die Vorgehensweise deutlich

Denotats in ein Mentales Lexikon – anders als bei eingliedrigen semantischen Relationen – jedoch nicht die Einspeisung des jeweils anderen über eine Skala zwangsläufig nach sich (man könnte die jeweils andere Bedeutung als rezessiv erachten, wie es auch hinsichtlich eingliedriger semantischer Relationen vorgeschlagen wurde, nicht aber wird durch die Phänotypisierung einer der beiden Bedeutungen die entsprechende Relation an sich phänotypisiert (auch sie bleibt rezessiv)).

Nichtsdestoweniger sollte sich bereits gezeigt haben, als wie wenig erforscht und gleichzeitig höchst komplex sich derartige Phänomene im Mentalen Lexikon insbesondere hinsichtlich ihrer informationstheoretischen Beurteilung darstellen, weshalb die Kategorien von ein- bzw. zweigliedrigen semantischen Relation nur als Modell verstanden werden sollten, das als Verständnishilfe dienlich ist und in Anlehnung, wenn auch – wie gesehen – nicht in vollständiger Deckungsgleichheit, an das Verständnis relationaler und nicht-relationaler Entitäten nach Croft und Cruse zu begreifen ist (vgl. Croft/Cruse 2004: 67). Eine vollständige Abbildung der Wirklichkeit – sofern dies überhaupt möglich ist – sollte hierbei nicht angenommen werden. Dennoch wird sich an späterer Stelle noch zeigen, dass insbesondere die Vorstellung zweigliedriger Verknüpfung plausible Erklärungen für bereits besprochene Phänomene wie der Wortbildung bei sogenannten Lehnübersetzungen oder Lehnübertragungen auf Informationsebene liefern kann. Ferner lassen sich, wie bereits skizziert wurde, derartige Relationen auch leicht mathematisch darstellen, um objektiv berechenbare Sprachmodellierungen zu ermöglichen.

Nachdem wir uns nun einen Überblick über den Informationsgehalt von semantischen Relationen verschafft haben, können wir aufbauend auf diese Erkenntnisse nach Hinweisen auf Speicherung rezessiver Informationen in semantischen Relationen suchen, die sich soeben schon angedeutet haben. Die Feststellung, dass zweigliedrige semantische Relationen eine Verknüpfung einer Bedeutung mit einer anderen ermöglichen, ohne diese zwangsläufig herzustellen, lässt sich so lesen, dass ein „ins Leere greifendes“ Glied einer zweigliedrigen Verknüpfung, das inhaltsseitig einer Bedeutung (d.h. einem Denotat) eines sprachlichen Zeichens beigeordnet ist, Träger rezessiver Informationen ist (sofern eben keine entsprechende Bedeutung, die damit verknüpft wird, im Lexikon vorhanden ist). Denn angenommen wir könnten ein Substantiv wie dt. *Maus* bzw. genauer die

geworden sein. Eine umfassende Auflistung und Beschreibung semantischer Relationen (ohne Anspruch auf Vollständigkeit) findet sich bei Bär 2015: 738-747. Sie könnte eine Grundlage für besagte Kategorisierung bieten; dennoch ist darauf hinzuweisen, dass bei genauer Betrachtung nicht jeder Fall ein und derselben semantischen Relation zwangsläufig in die gleiche Kategorie einzuordnen ist, wie sich später noch zeigen wird.

lexikalische Einheit dt. *Maus* ‚(tierische) Maus‘ keinem Überbegriff zuordnen, so wäre die Möglichkeit dafür dennoch inhaltsseitig in Form des „ins Leere greifenden“ Gliedes dieser Relation gespeichert, also rezessiv vorhanden. Anders als soeben hinsichtlich eingliedriger semantischer Relationen ist hierbei aber zu beachten, dass nicht nur die relationale Bedeutung als solche rezessiv zu verstehen ist, sondern auch die Relation an sich. Kann ‚klein‘ ohne eine relationale Größe wie das Antisem ‚groß‘ nicht verstanden werden, gilt dies für ‚(tierische) Maus‘ und ein Hyperosem ‚Säugetier‘ so nicht. Im Falle einer Phänotypisierung von ‚klein‘ wird somit die skalahaft semantische Relation mitphänotypisiert, die Bedeutung ‚groß‘ bleibt (primär) rezessiv; im Falle einer Phänotypisierung von ‚(tierische) Maus‘ bleiben hingegen sowohl die semantische Relation der Hyperonymie bzw. Hyperosemie als auch entsprechende hyperonyme bzw. hyperoseme Bedeutungen (ebenfalls primär) rezessiv.²⁴⁹ Zweigliedrige semantische Relationen wie Hyperosemie bzw. Hyperonyme sind daher ebenso als primär rezessiv zu einer lexikalischen Einheit wie dt. *Maus* ‚Maus‘ zu verstehen wie es für eingliedrige semantische Relationen gilt, wobei die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit bei zweigliedrigen in der Regel als niedriger angenommen werden kann, aber stets von den jeweiligen sprachlichen Bedürfnissen etwaiger Phänotypisierer abhängt (so erhöht die eigene Arbeit an einem Klassifizierungssystem von Lebewesen freilich die Wahrscheinlichkeit dafür, dass man ein Hyperonym zu dt. *Maus* phänotypisiert, wogegen dies im Alltag ansonsten vermutlich weit weniger wahrscheinlich ist).

Nicht realisierte semantische Relationen müssen also als Träger rezessiver Informationen verstanden werden und stellen dabei selbst rezessive Informationen dar – aber was bedeutet dies konkret? Sollte man etwa für jede lexikalische Einheit jede semantische Relation als veranlagt betrachten? Dies würde etwa bedeuten, dass wir für das Substantiv dt. *Milch* ‚Milch‘ ein Antisem (nicht aber ein offensichtlich nicht existierendes oder zumindest nicht im Lexikon aufzufindendes Antonym) als (primär) rezessiv veranlagt betrachten müssten. Ebenso müsste man für das Adjektiv dt. *gelb* ‚gelb‘ ein Agontosem, also eine Gelbheit hervorruhende Größe, als grundsätzlich veranlagt verstehen.²⁵⁰ Dies mag ein Gedanke

²⁴⁹ Es sei darauf hingewiesen, dass in diesen Ausführungen zwar zumeist von Denotaten ausgegangen wird, dass diese aber im Falle einer Phänotypisierung, d.h. einer Wahrnehmbarwerdung samt tatsächlicher Wahrnehmung, selbstverständlich mit einem Ausdruck in Verbindung gebracht werden müssen (andernfalls entfele eine sprachliche Wahrnehmbarkeit). Denotate können also nur dann ohne zugeordneten Ausdruck existieren, wenn sie sich im rezessiven Zustand befinden.

²⁵⁰ Da ausgehend von der lexikalischen Einheit dt. *gelb* ‚gelb‘ mittels konventioneller Wortbildungsmechanismen des Gegenwartsdeutschen auch eine Ausdrucksseite zur

sein, der einem zunächst fremd erscheint, ich aber meine, dass wir genau darin eine entscheidende Voraussetzung dafür finden, wie ein Mentales Lexikon erweitert werden kann und wie die Entwicklung natürlicher Sprache im Allgemeinen ausgehend von simplen Strukturen zu einem derart komplexen Gebilde, wie wir es heute vorfinden, vonstattengehen konnte. Die Wahrscheinlichkeit der Phänotypisierung eines Agontosems zu ‚gelb‘ man höchst gering sein, genau o ist sie deshalb jedoch nicht.

Es hat sich im Laufe dieser Arbeit schon mehrfach gezeigt, dass wir die Inhaltsseite sprachlicher Zeichen als Geflecht aus Information verstehen müssen (hierbei sei insbesondere auf Kapitel 1.5.2 und die dabei heranzitierte Literatur verwiesen). Informationen werden dabei auf verschiedenen Ebenen eingelagert, also etwa als Denotat, Konnotat, Merkmal oder semantische Relation. Die bisher in jedem Fall nachweisbare und stets relevante Rolle, die die konkrete Kommunikationssituation bzw. der Kontext dabei jeweils spielt, kann nicht anders verstanden werden, als dass sich die Informationen auf der Inhaltsseite eines sprachlichen Zeichens bei jeder Abrufung des entsprechenden Zeichens im Vergleich zur letzten Abrufung verändert haben bzw. im Sinne der hier vorgeschlagenen Terminologie formuliert: Hinsichtlich der Inhaltsseite eines sprachlichen Zeichens ist bei jeder Phänotypisierung mit einem anderen Konglomerat aus Informationen zu rechnen, obgleich die diesbezügliche Schnittmenge zwischen zwei Phänotypisierungen aufgrund bestehender Konvention groß sein mag.

Diese Dynamik hat zweifelsfrei vielfältige Folgen: Eine ist beispielsweise die, dass es trotz Konventionalität sprachlicher Zeichen zu Missverständnissen zwischen einem Sender und einem Empfänger kommen kann, eine andere die wohl erstmals 1968 von Lyons beschriebene Instabilität semantischer Relationen (s. Lyons 1968: 452f). Aus diesem Grund sollte die Annahme prinzipieller Veranlagung zweigliedriger semantischer Relationen auf der Inhaltsseite sprachlicher Zeichen nicht stutzig machen, sondern nur logisch erscheinen: Sie sind Voraussetzung für die Strukturierung und Organisation sprachlichen Wissens. Indem ein auf der Inhaltsseite einer Bedeutung beigeordnetes Glied einer zweigliedrigen semantischen Relation – zunächst immer rezessiv – gespeichert ist, sich also im Sprachgebrauch gewöhnlich noch nicht wahrnehmen lässt, tastet es – um weiterhin dieses Bild zu bemühen – das Mentale Lexikon nach einem jeweiligen, passenden Gegenstück ab. Bei einer lexikalischen Einheit wie dt. *Autor* ‚Autor‘ würde demnach die semantische Relation der Agontonymie für die Einheit,

Bedeutung ‚Gelbheit hervorbringende Größe‘ bildbar ist, muss auch ein entsprechender Ausdruck als primär rezessiv gelten, sodass eine lexikalische Einheit im Sinne eines Agontonyms zu besagter lexikalischen Einheit primär rezessiv vorliegt (so etwa dt. **Gelbmacher* ‚Gelbheit hervorbringende Größe‘).

der sie inhaltsseitig zugeordnet ist und die sie als handelnde Größe behandelt, nach einem Praxeonym, das für eine Handlung steht, suchen, da Praxeonyme die passenden Gegenstücke zu Agontonymen bilden (vgl. dazu etwa Bär 2015: 728). Ob es schließlich zu einer Verknüpfung kommt und, falls ja, mit welcher anderen lexikalischen Einheit (auch eine Verknüpfung mit mehreren (wie etwa dt. *schreiben* und dt. *verfassen*) ist denkbar), hängt wiederum vom Kontext ab.

Im folgenden Satz würde dt. *Autor* als Praxeonym gar das Verb dt. *essen* zugeordnet werden: *Der Autor isst ein Eis*. Anders hier: *Der Autor schreibt einen Roman*. Dass schreiben eine charakteristische Handlung eines Autors darstellt, essen jedoch nicht, hängt zweifelsfrei mit prototypischen Vorstellungen der Merkmale oder gar des Denotats, die konventionell mit dem Ausdruck dt. *Autor* verbunden sind, zusammen; wird ein Autor als essend beschrieben, ist die bestehende semantische Relation zwischen dt. *Autor* und dt. *essen* als Betonung eines semantischen Teilaspekts von dt. *Autor* zu verstehen, nach der ein Autor ein Mensch bzw. ein Wesen ist, das essen kann (und ggf. muss). Die inhaltsseitig veranlagte semantische Relation der Agontonymie erlaubt jedoch eine kontextabhängige und somit alternativenreiche Realisierung einer Bedeutungsverknüpfung mit einem Praxeonym, die sich – wie etwa bei dt. *Autor* zu dt. *schreiben* – konventionalisieren und sich in einem Lexikon der Individual- ebenso wie in einem der Kollektivebene fest verankern kann.

Es steht dabei außer Frage, dass das, was am anderen Ende der Verknüpfung, die Agontonymie für ‚Autor‘ herstellen kann, steht, nicht beliebiger Natur sein kann, sondern bestimmte Bedingungen erfüllen muss. Die Grundvoraussetzung ist, dass eine Verbindung zu einer Bedeutung, die eine Handlung beschreibt, hergestellt werden muss; darin liegt jedoch die Beschränkung auf Verben. Ebenso wird ein Kteseonym (ein Eigentum (vgl. Bär 2015: 743)) nie einem Verb zugeordnet werden: *Anne hat Geld*. In diesem Fall tritt dt. *Geld* als Kteseonym zu *Anne* auf; dass dt. *Geld* aber von einem Verb besessen wird, erscheint selbst dann nicht möglich, wenn man letzteres substantiviert: *Das Arbeiten hat Geld*. Würde man einen Satz wie diesen formulieren, so käme wohl kaum jemand auf die Idee, anzunehmen, dass dt. *Geld* in Besitz des *Arbeitens* ist. Vielmehr könnte man dt. *Geld* bzw. den ‚Erhalt von Geld‘ als Folge des *Arbeitens* interpretieren, womit dt. *Arbeiten* hier als Poietetonym (hervorbringende Größe (vgl. Bär 2015: 745)) zu dt. *Geld* verstanden werden kann. Der Versuch, Kteseonyme zu Verben zu bilden, scheitert also vor allem auf pragmatischer Ebene, weshalb wir nicht voreilig davon ausgehen sollten, dass vermeintliche Beschränkungen hinsichtlich semantischer Relationen absolut sind. Sprachliche Konventionen – möglicherweise gepaart mit weiteren Faktoren wie Welt- oder Handlungswissen – mögen in der

Praxis viel verhindern, was auf Systemebene durchaus veranlagt ist. Dies bedeutet aber nicht, dass es hierbei keine Ausnahmen geben kann oder sich durch Wandel in den Konventionen Verschiebungen ergeben können.²⁵¹

Wenn wir davon ausgehen, dass ein Glied aller oder zumindest vieler zweigliedriger semantischer Relationen inhaltsseitig einer jeden Bedeutung beigeordnet ist und beständig nach entsprechenden Gegengliedern zur Herstellung einer Verknüpfung „sucht“, kann der Cocktail der übrigen inhaltsseitigen Informationen entscheidend dafür sein, ob und falls ja, wie oft und zahlreich die jeweilige semantische Relation tatsächlich Verknüpfungen herstellen kann, die phänotypisiert erscheinen, und ebenso dafür, als wie stark sich diese erweisen: So ist die semantische Relation von ‚Autor‘ zu ‚schreiben‘ zweifelsfrei eine häufigere und stärkere als von ‚Autor‘ zu ‚essen‘, was mit dem konventionellen Gebrauch der entsprechenden, konventionell zugeordneten Ausdrücke zu erklären ist. Es ist anzunehmen, dass die Aktivität unterschiedlicher, einer Bedeutung beigeordneter semantischer Relationen umso höher ist, je unspezifischer und geringer die Gesamtmenge entsprechender inhaltsseitiger Informationen ist (darum ist etwa davon auszugehen, dass beispielsweise auftretende Eigennamen üblicherweise mit mehr unterschiedlichen Verben in Verbindung auftreten als es die lexikalische Einheit zu dt. *Autor* tut²⁵²). Demnach wird umgekehrt die Vielfalt aktiver, sich letztlich durch die tatsächliche Herstellung von Bedeutungsverknüpfungen phänotypisch als in der Sprache wahrnehmbar äußernder semantischer Relationen abnehmen, je häufiger eine lexikalische Einheit verwendet und somit um Informationen (konventionell) ergänzt oder zumindest informativ modifiziert wird.

Möglicherweise wird sich eine solche Annahme künftig als hilfreich zur Beantwortung von Fragen der Evolution des Wortschatzes oder gar der Sprachevolution an sich herausstellen; zuvor dürften jedoch einige weitere Schritte zum Verständnis sprachlicher Informationen und ihrer Verarbeitung und Organisation im Mentalen Lexikon sowie empirische Überprüfungen vonnöten sein, die im Rahmen dieser Arbeit oft leider nicht einmal im Ansatz möglich sind. Es zeigt sich also zuletzt, dass in vielen Fällen bisher über Plausibilitätserklärungen nicht hinauszukommen ist, aber gleichsam auch, dass eine Beschäftigung mit diesen

²⁵¹ Ferner ist hier natürlich auch jede Individualebene als solche ernst zu nehmen: Versteht ein Empfänger des Satzes dt. *Das Arbeiten hat Geld*. derart, dass das *Geld* Besitz des *Arbeitens* ist, so phänotypisiert er besagten Satz semantisch eben in dieser Weise; allein die Wahrscheinlichkeit hierfür ist aufgrund bestehender Konventionen des Gegenwartssprachlichen als geringer einzuschätzen als etwa für eine Phänotypisierung in der Bedeutung ‚durch Arbeit erhält man Geld‘.

²⁵² Hierfür böten sich Analysen von *word embeddings* zur Untersuchung an.

Fragen für die linguistische Forschung vielversprechend bleibt. Nichtsdestoweniger kann die vorliegende Arbeit nur einen bescheidenen Teil dazu beitragen und beschränkt sich daher auf die wesentlichen Aspekte, die das Phänomen sprachlicher Rezessivität, die ja im Zentrum des hiesigen Forschungsinteresses steht, betreffen.

Betrachten wir in diesem Sinne einige weitere Beispiele, um deren etwaigen Gehalt rezessiver Informationen im Zusammenhang mit semantischen Relationen zu überprüfen. Die Bedeutungen ‚Bruder‘ und ‚Schwester‘ weisen Komplexsemie auf, für die wir annehmen, dass es sich dabei um eine eingliedrige semantische Relation handelt, da sie offensichtlich in Analogie zu ‚männlich‘ – ‚weiblich‘ steht, die schon aus (human)biologischen Gründen eine Unterscheidung eröffnen, bei der im Erkennen der Unterschiedlichkeit, die einer eklatanten Ähnlichkeit gegenübersteht, bereits notwendigerweise beide Bedeutungspole wahrgenommen werden müssen (und zwar unabhängig davon, ob und wie man diese mit einem sprachlichen Ausdruck verknüpft; ferner ist die Wahrnehmung dieser Unterschiedlichkeit auch relevant für die biologische Arterhaltung).

Die konventionelle Bedeutung zum Ausdruck dt. *Krankenschwester* kann als ‚weibliche Person, die Kranke bzw. Verletzte pflegt‘ umschrieben werden und weist somit eine geschlechtsspezifische Komponente auf, die – bedingt durch die damit verbundene eingliedrige semantische Relation der Komplexsemie – eine Verknüpfung zu einer Bedeutung ‚männliche Person, die Kranke bzw. Verletzte pflegt‘ herstellt. Wegen des zweiten Glieds des ausdrucksseitigen Kompositums dt. *Krankenschwester* (also dt. *-schwester*) und der damit konventionell verbundenen Bedeutung wäre als Kompleonym zu dt. *Krankenschwester* dt. **Krankenbruder* logisch anzunehmen. Tatsächlich war ein derartiges Kompleonym lange Zeit offenbar nicht lexikalisiert und fand in jüngerer Zeit in Form des Ausdrucks dt. *Krankenpfleger* Einzug in das Lexikon der Sprachgemeinschaft des Deutschen.²⁵³ Diese Kompleonymie findet sich auch in den Beschreibungen des Universalwörterbuchs der Dudenredaktion abgebildet, wo sowohl dt. *Krankenschwester* als

²⁵³ So taucht dt. *Krankenpfleger* – ebenso wie das Kompleonym dt. *Krankenpflegerin* – erstmals 1973 in der 17. Auflage des „Duden. Rechtschreibung“ auf (s. Dudenredaktion 1973: 408), wogegen die 16. Auflage von 1967 noch lediglich dt. *Krankenpflege* und dt. *Krankenschwester* aufführt (s. Dudenredaktion 1967: 404) (beide werden im Übrigen auch noch in der 17. Auflage aufgeführt (s. Dudenredaktion 1973: 408)) (dass zwischen den beiden genannten Auflagen das Jahr 1968 mit seinen politisch linksgerichteten Reform- und Revolutionsbewegungen innerhalb der Bundesrepublik Deutschland steht, in deren Rahmen bekanntlich auch feministische Strömungen mehr Unterstützung erfuhren, sei hierbei zur Kenntnis genommen; inwiefern sich dies tatsächlich auf die Etablierung der Kompleonyme dt. *Krankenpfleger* und dt. *Krankenpflegerin* ausgewirkt hat, wäre an anderer Stelle zu überprüfen).

auch dt. *Krankenpfleger* als „Fachkraft für Krankenpflege“ (Dudenredaktion 2015: 1060) beschrieben werden, hierbei bei ersterem jedoch das Attribut „weibliche“ und bei letzterem „männliche“ als distinktiv vorangestellt ist (s. Dudenredaktion 2015: 1060). Als generisches Maskulinum kann dt. *Krankenpfleger* aber auch als Hyperonym (übergeordnete Kategorie) zu dt. *Krankenschwester* erscheinen, worin sich nicht zuletzt erneut die Kontextabhängigkeit semantischer Relationen zeigt. Diese unterschiedliche Auslegung der semantischen Relation ist aber insbesondere durch die entsprechenden Ausdrucksseiten zu begründen: Bei einer lexikalischen Einheit dt. **Krankenbruder* ‚männliche Person, die Kranke bzw. Verletzte pflegt‘ fällt es schwer, sich vorzustellen, dass es ohne Zwischenschritte lexikalischen Wandels zu einem Verhältnis der Hyperonymie zu dt. *Krankenschwester* kommen könnte. Überdies wäre ausdrucksseitig aufgrund deutscher Wortbildungsmuster als Kompleonym zu dt. *Krankenpfleger* eher dt. *Krankenpflegerin*, das durchaus als lexikalisiert gelten kann,²⁵⁴ zu erwarten – auch hier kann nur der jeweilige Verwendungskontext Klarheit verschaffen.

Es zeigt sich an diesen Beispielen also, dass semantische Relationen zwar an Bedeutungen geknüpft sind, aber der indirekte Einfluss von Ausdrucksseiten, die einer Bedeutung konventionell zugeordnet sind, nicht unterschätzt werden sollte. Gleichzeitig geben diese Beobachtungen Grund zur Annahme, dass eingliedrige semantische Relationen nicht nur – wie wir es schon für zweigliedrige annehmen – als Relation an sich rezessiv als einer Bedeutung zugeordnet gespeichert sind, sondern dass sie sogar die kompleonyme(n) Bedeutung(en) rezessiv im Mentalen Lexikon verankern können (also ähnlich wie wir es bereits zu Beginn dieses Kapitels anhand des Beispiels ‚groß‘ – ‚klein‘ für Antonymie angenommen haben). Ebenso zeigt sich, dass mit einer derartigen Verankerung einer Bedeutung nicht zwangsläufig eine Konventionalisierung bzw. Verbindung der Bedeutung mit einem Ausdruck einhergeht (die Bedeutung kann also rezessiv bleiben). Die Rezessivität einer Bedeutung bezieht sich hierbei explizit auf den lexikalischen Bereich und betrifft somit auch all jene lexikalischen Lücken, denen wir uns bewusst sind oder sein können, bei denen also Bedeutungen bewusst erscheinen, aber nicht ausdrucksseitig konventionalisiert sind (wie eben das im Deutschen fehlende Antonym zu ‚durstig‘). All dies schließt nicht aus, dass rezessive

²⁵⁴ So findet sich auch dazu ein Eintrag im „Universalwörterbuch“, wobei die Bedeutungsbeschreibung dort interessanterweise schlicht „Krankenschwester“ (Dudenredaktion 2015: 1060) lautet; des Weiteren fand dt. *Krankenpflegerin*, wie bereits erwähnt, gleichzeitig mit dem entsprechenden Kompleonym dt. *Krankenpfleger* Eingang in den Duden (s. Dudenredaktion 1973: 408 gegenüber Dudenredaktion 1967: 404).

Bedeutungen etwa auf Satz- oder Textebene paraphrasiert und somit phänotypisiert werden können; ausdrucksseitig-lexikalisch sind sie dabei aber weiterhin als *rezessiv* zu bezeichnen.²⁵⁵

Ein weiteres Beispiel für die Produktion einer lexikalischen Lücke, bei der eine Bedeutung rezessiv im Mentalen Lexikon gespeichert ist, weil sie durch eine eingliedrige semantische Relation einer anderen, bereits lexikalisierten Bedeutung transportiert wird, stellte lange Zeit dt. *befreunden* ‚Freundschaft knüpfen; herstellen eines (bisher nicht bestehenden) Zustands von Freundschaft‘ bzw. das dazu im weiteren Sinne synonyme dt. *anfreunden* dar. Die durch eine reverse Antonymie erkennbare Bedeutung ‚auflösen eines (bestehenden) Zustands von Freundschaft‘ muss für das Deutsche als lange Zeit nicht konventionell mit einem Ausdruck verbunden und nicht lexikalisiert gelten und findet erstmals 2017 in der 27. Auflage des „Duden“ zum neu aufgenommenen Ausdruck dt. *entfreunden* Eingang, wenn auch mit dem Hinweis, dass der Gebrauch „salopp“ sei und sich auf virtuelle Freundschaft in „sozialen Netzwerken“ beschränke (s. Dudenredaktion 2017: 401); nichtsdestoweniger kann die Bedeutung zuvor durchaus im Mentalen Lexikon jedes Individuums, das dt. *anfreunden* oder dt. *befreunden* mit der Bedeutung ‚Freundschaft knüpfen; den Zustand von Freundschaft herstellen‘ lexikalisiert hatte, als primär rezessiv vorhanden gewesen angenommen werden.

Da dt. *anfreunden* und dt. *befreunden* mit entsprechender Bedeutung beide schon zuvor auf der Kollektivebene der deutschen Sprachgemeinschaft verankert waren, ist auch die Bedeutung ‚auflösen eines (bestehenden) Zustands von Freundschaft‘ schon für diese Zeit als Teil des Lexikons der deutschen Sprache zu betrachten und kann diesbezüglich als (primär) rezessiv gespeichert gelten, da sie im Sprachsystem lexikalisch nicht wahrnehmbar war, also offenbar nicht

²⁵⁵ Zur Verdeutlichung: Dt. **Krankenbruder* ‚männliche Person, die Kranke bzw. Verletzte pflegt‘ muss als (primär) rezessiv im Mentalen Lexikon eines Angehörigen der gegenwartsdeutschen Sprachgemeinschaft verankert gelten; wird nun dt. *Krankenpfleger* ‚männliche Person, die Kranke bzw. Verletzte pflegt‘ phänotypisiert, so ist damit die Inhaltsseite zu erstgenannter lexikalischer Einheit (zumindest in weiten Teilen) phänotypisiert, nicht aber die entsprechende Ausdrucksseite und somit ebenso wenig die lexikalische Einheit als Ganzes (die lexikalische Einheit dt. **Krankenbruder* ‚männliche Person, die Kranke bzw. Verletzte pflegt‘ und ihre Ausdrucksseite sind also weiterhin rezessiv, wogegen die Inhaltsseite (zumindest hinsichtlich des Denotats) Phänotypisierung erfährt). Ähnlich ist bei einer Phänotypisierung von dt. *Krankenschwester* ‚weibliche Person, die Kranke bzw. Verletzte pflegt‘ nicht die aufgrund von Wortbildung ebenfalls denkbare lexikalische Einheit dt. *Krankenschwester* ‚Schwester eines Kranken‘ phänotypisiert, sondern allein deren Ausdrucksseite.

phänotypisiert wurde. Interessanterweise stellt das gebildete Antonym dt. *entfreunden* ausdrucksseitig aufgrund der konventionell mit dem Präfix dt. *ent-* verbundenen Bedeutung zunächst nur ein Antonym zu dt. *befreunden* dar, da dt. *ent-* der Konvention entsprechend „den Gegensatz zu Verben mit dem Präfix *be-* aus[drückt]“ (Dudenredaktion 2015: 518). Dieser die Ausdrucksseite gewichtig miteinbeziehenden Logik folgend würde ein Antonym zu dt. *anfreunden* wohl eher dt. **abfreunden* oder gar dt. **losfreunden* heißen (in Analogie zu beispielsweise dt. *anbinden* gegenüber dt. *abbinden* oder dt. *losbinden*). Nichtsdestoweniger spielen bei diesem Gedanken ausdrucksseitige Erwägungen – jedoch aufgrund damit verbundener inhaltsseitiger Informationen – eine Rolle, die die Ausdrucksseite zu überbewerten scheinen, da diese – wie bereits deutlich wurde – hinsichtlich der Verknüpfung, die semantische Relationen herstellen können, nur sekundär von Relevanz sind. Entscheidend ist, dass dt. *entfreunden* als (reverses) Antonym sowohl zu dt. *anfreunden* als auch zu dt. *befreunden* gelten kann, wenn man für beide als Denotat eine Bedeutung wie ‚den Zustand von Freundschaft herstellen‘ annimmt. Ferner ist zu berücksichtigen, dass auch hier probabilistischen Abwägungen eine bedeutende Rolle zukommen kann: Ob man dt. *be-* oder dt. *an-* als Antonym zu dt. *ent-* interpretiert, entspricht zuletzt nur einer Wahrscheinlichkeitsabwägung, nach der beide Varianten möglich wären, man sich aber zuletzt für eine entscheiden wird, die man – auch in Abhängigkeit von Kontext und Situation – als die wahrscheinlichere empfindet bzw. von der man glaubt, dass ein etwaiger Empfänger sie am wahrscheinlichsten als Antonym zu dt. *ent-* verstehen wird.

An dt. *an-* bzw. *befreunden* lässt sich jedoch noch mehr zeigen: So wäre – wiederum in der nicht ausblendbaren Kontextabhängigkeit – als Antonym dt. *verfeinden* möglich, das dabei an eine Antonymie zwischen den lexikalischen Einheiten zu den Ausdrücken dt. *Freund* und dt. *Feind* anschließen kann. Hierbei stellt sich die Frage, wie man die beiden antonymen Relationen der lexikalischen Einheiten zu dt. *anfreunden/befreunden* – *entfreunden* und dt. *anfreunden/befreunden* – *verfeinden* hinsichtlich der Unterteilung in ein- und zweigliedrige semantische Relationen kategorisiert. So haben wir etwa schon die Antonymie der Bedeutung von dt. *groß* zu dt. *klein* als eingliedrig eingestuft, da es nicht möglich scheint, das eine ohne das andere zu denken bzw. zu verstehen. Entsprechend verhält es sich zweifelsfrei auch hinsichtlich der Bedeutungen, die konventionell dt. *befreundet sein* und dt. *nicht befreundet sein* jeweils zugeordnet sind, sodass auch diesbezüglich von einer eingliedrigen semantischen Relation gesprochen werden muss. Bei dt. *anfreunden/befreunden* – *entfreunden* ist dies jedoch komplexer, da hierbei ein Prozess bzw. eine Umkehrung des Prozesses gemeint ist, wobei ein Prozess eben nicht zwangsläufig umkehrbar sein muss (man denke

etwa an das Zerschlagen eines Hühnereis). Aus diesem Grund sollte man hierbei wohl eher eine zweigliedrige semantische Relation annehmen, was auch im Falle von dt. *anfreunden/befreunden* – *verfeinden* gilt, da eine Bedeutung ‚den Zustand von Freundschaft herstellen‘ zwar eine entsprechende reverse Handlung als möglich erscheinen lässt, nicht aber zwangsläufig verweisend ein Konzept von FEINDSCHAFT entwickelt.

Bei der eingliedrigen Relation von dt. *groß* zu dt. *klein* erhalten die beiden Antonyme ihr tatsächliches, kontextbedingtes inhaltsseitiges Gesamtpaket eben durch die Relation, in der sie zueinander stehen. Ein Hund ist klein verglichen mit einem Elefanten, aber groß verglichen mit einer Maus. Bei der Antonymie von dt. *befreunden* – *verfeinden* ist dies anders: Wenn ein Peter mit einer Anna verfeindet ist, so ist er mit Anna nicht befreundet, nur weil Anna mit Thomas verfeindet ist oder weil Peter mit Klaus mehr verfeindet ist, denn die Bedeutungen stehen zwar in Relation zueinander, konstituieren ihr Wesen jedoch nicht aus dieser Relation in Form einer Skala, wie es bei ‚groß‘ – ‚klein‘ der Fall ist. Peter kann mit Anna zwar weniger verfeindet sein, als Anna es mit Thomas ist, dies ändert jedoch nichts daran, dass man die Beziehung von Peter zu Anna als *verfeindet* bezeichnen würde. Aus diesem Grund ist die Antonymie der lexikalischen Einheiten zu den Ausdrücken dt. *klein* – *groß* als eingliedrige semantische Relation zu bezeichnen, nicht aber die von dt. *befreunden* – *entfreunden* und erst recht nicht die von dt. *befreunden* – *verfeinden*, die jeweils zweigliedrig sind. Insbesondere bei letzteren enthält die eine Bedeutung nicht zwangsläufig die Information, dass es die andere Bedeutung gibt, woran auch die zugeordnete semantische Relation der Antonymie bzw. Antisemie nichts ändert. Die Einstufung einer semantischen Relation als ein- bzw. zweigliedrig kann nicht pauschal vorgenommen werden, vielmehr ist jeweils der Einzelfall zu prüfen.

Wurde in diesem Kapitel die Frage nach der Speicherhaftigkeit semantischer Relationen aufgeworfen, mochte dies zunächst unter Umständen zu Verwunderung führen. Es sei an dieser Stelle jedoch noch einmal auf unsere systemtheoretischen Betrachtungen aus Kapitel 1.5.2.4 und die dabei heranzitierte Literatur verwiesen, im Zuge derer wir ein System als aus mindestens einer Zahl von Elementen und den Relationen dieser Elemente zueinander bestehend definiert haben. Angesichts dessen darf es nicht verwundern, dass Relationen – auch semantische Relationen – selbst über einen gewissen Informationsgehalt verfügen, also ihrerseits Speicher sind. Dies ermöglicht es, dass semantische Relationen grundsätzlich als Träger bzw. Speicher rezessiver Information fungieren können.

2.1.4.2 – Semantische Relationen und lexikalischer Wandel

Versuchen wir nun aus den soeben gewonnenen Einsichten Erkenntnisse hinsichtlich des Einflusses semantischer Relationen auf lexikalischen Wandel zu gewinnen. Es ist diesbezüglich wohl fast überflüssig zu erwähnen, dass die Forschung nahezu immer, wenn sie sich mit inhaltsseitigem lexikalischen Wandel unter Konzentration auf Denotate beschäftigte, semantische Relationen zwischen zuvor bereits bestehender und neuer, einem Ausdruck konventionell zugeordneter Bedeutung vorgefunden hat. Dass lexikalischer Wandel vielfältige Ursachen haben kann, die noch immer nicht vollständig ergründet sind, und welche semantischen Relationen in welchen Kontexten und Situationen diesen Wandel wie beeinflussen, all dies soll hier nicht wiedergegeben werden, zumal manches schon in den Kapiteln zur Entwicklung des Mentalen Lexikons in der Einleitung besprochen wurde. Vielmehr soll im Folgenden skizziert werden, inwiefern das Wissen um rezessive, mittels semantischer Relationen transportierter bzw. im Mentalen Lexikon verankerter Informationen weitere Bausteine zum Verständnis lexikalischen Wandels liefern kann.

Besonders gut zur Erläuterung von Zusammenhängen zwischen semantischen Relationen und inhaltsseitigem lexikalischen Wandel im Bereich des Denotats eignet sich das Phänomen der Antisemie, das uns in Zusammenhang mit unseren Ausführungen zu Antonymie bereits begegnet ist. Es bezeichnet das Verhältnis zweier Bedeutungen zueinander, bei dem beide Bedeutungen oder zwei semantische Aspekte der Bedeutungen einander ausschließen (vgl. Bär 2015: 720). Dies träfe etwa auf das Verhältnis der bereits heranzitierten Bedeutungen ‚herstellen eines Zustands von Freundschaft‘ und ‚auflösen eines Zustands von Freundschaft‘ zueinander zu. In diesem Fall wären die zueinander antisemen Bedeutungen im Deutschen konventionell mit jeweils unterschiedlichen Ausdrücken verbunden (dt. *anfreunden* und dt. *entfreunden*), sodass Antonymie vorliegt. Allerdings gibt es auch Fälle, in denen die Antisemie innerhalb eines polysemen Ausdrucks zu finden ist (also zwischen zwei ausdrucksseitig identischen lexikalischen Einheiten), so etwa bei lat. *altus* ‚hoch‘ und lat. *altus* ‚tief‘ (vgl. Baier 2013a: 268f). Gévaudan erklärt die dabei entstandene Antisemie (ursprünglich lag nur die Bedeutung ‚hoch‘ vor) damit, dass „die Konzepte HOCH und TIEF nicht nur gegensätzlich [seien], sondern auch in gewissen Zusammenhängen (Frames) lediglich unterschiedlichen Perspektiven desselben entsprechen (hohe See = tiefe See)“ (Gévaudan 2007: 107). Sicherlich ist richtig, dass zwischen Antonymen zu Bedeutungen wie ‚hoch‘ und ‚tief‘ eine große semantische Schnittmenge besteht, doch dies mündet zunächst schlicht in der bereits heranzitierten Feststellung von Cruse, dass sich Gegensätze für gewöhnlich nur

hinsichtlich eines einzigen Aspekts unterscheiden (vgl. Cruse 1986: 197) (es sei daran erinnert, dass in der vorliegenden Arbeit bereits vorgeschlagen wurde, dies mathematisch mithilfe eines wechselnden Vorzeichens auszudrücken). Das Beispiel von hoher bzw. tiefer See ist gut geeignet, um Antisemie zu erklären und so führt es beispielsweise auch Bär zu diesem Zwecke an (s. Bär 2015: 723). Was etwa Gévaudan mit seiner hier zitierten Aussage zum Ausdruck bringt, ist nichts anderes als die Feststellung, dass eine Bedeutungsähnlichkeit zur Bedeutungsergänzung geführt haben soll. Es steht dabei außer Frage, dass ohne diese Ähnlichkeit die beschriebene Polysemie von lat. *altus* nur schwer vorstellbar ist, nichtsdestoweniger liegt doch das Entscheidende in der Bedeutungsunterschiedlichkeit verborgen.

Die Vorstellung von semantischen Relationen als ein- oder zweigliedrig erlaubt diesbezüglich einen weiteren Zugang: Wie ‚groß‘ – ‚klein‘ eröffnet auch die semantische Relation von ‚hoch‘ – ‚tief‘ eine Skala, die just von der Relation beider Bedeutungen zueinander zu verorten ist, weshalb wir diesbezüglich von eingliedriger semantischer Relation ausgehen sollten. Das bedeutet wiederum, dass eine Bedeutung wie ‚hoch‘ die Bedeutung ‚tief‘ im Mentalen Lexikon voraussetzt, wenn sie dort selbst verankert wird, und dass eine Phänotypisierung von ‚hoch‘ gleichsam eine Phänotypisierung der Relation bedeutet. Nehmen wir an, dass dabei zunächst nur ‚hoch‘ konventionell mit einem Ausdruck (lat. *altus*) verbunden lexikalisiert wurde, so könnte ‚tief‘ als rezessiv im lateinischen Lexikon (der Kollektivebene) gespeichert gelten. Die eingliedrige semantische Relation von ‚hoch‘ zu ‚tief‘ sorgt – da sie selbst als Information der Bedeutung ‚hoch‘ zugeordnet ist – dafür, dass durch nur einen Zwischenschritt – nämlich dem Nachgehen, der unweigerlich bestehenden Verbindung – die Bedeutung ‚tief‘ erreicht wird und zwar unabhängig davon, ob ihr ein Ausdruck zugeordnet ist. In diesem Sinne könnte man gemäß der bereits vorgeschlagenen terminologischen Unterscheidung im Falle eingliedriger semantischer Relation sogar von sekundär rezessiver Speicherung der einen Bedeutung auf der Inhaltsseite der anderen sprechen und genau dadurch erscheint die Entstehung der Polysemie eines Ausdrucks durch Antisemie möglich.

Bei zweigliedrigen semantischen Relationen kann dieser Zusammenhang nicht geltend gemacht werden, da der zwangsläufige Verweis auf eine bestimmte andere Bedeutung in diesem Fall nicht gegeben ist, weil es zunächst zu einer Verbindung zweier Glieder kommen muss und diese wäre wiederum anfällig dafür, sich wieder aufzulösen, oder würde alternative Verbindungen ermöglichen. So wären bei zweigliedrigen semantischen Relationen weit mehr Zwischenschritte nötig, um dem Ausdruck einer lexikalischen Einheit eine durch Relation

verknüpfte Bedeutung als rezessiv zusprechen zu können. Dass dies aber durchaus möglich ist, zeigen Phänomene wie Generalisierung oder Spezialisierung, bei denen oft semantische Relationen der Hyperonymie (Überordnung) – so etwa bei frz. *panier* ‚Korb‘ aus lat. *panarium* ‚Brotkorb‘ (vgl. Gévaudan 2007: 102) – oder Hyponymie (Unterordnung) – wie wir sie etwa bei der Bedeutungsverschiebung von ‚Frucht, die im oder auf dem Boden wächst‘ zu ‚Kartoffel‘ kennengelernt haben – wirken. Akzeptiert man also auch jene Phänomene, die wir als tertiäre oder quartäre (usw.) Rezessivität kennengelernt haben, als tatsächlich relevanten Teil sprachlicher Rezessivität, so lässt sich in letzter Konsequenz zumindest jede Bedeutungsverschiebung, die auf Ergänzung beruht und bei der die ergänzte Bedeutung in semantischer Relation zur vorigen bzw. bisherigen steht, durch rezessiv gespeicherte Informationen, die letztlich Weltzusammenhänge umfassen, erklären.

Tatsächlich mag dabei in vielen Fällen Bezeichnungsnot als das Motiv für die Zuordnung eines Ausdrucks zu rezessiv im Lexikon gespeicherten Bedeutungen darstellen. Vielleicht verfügt das Gegenwartsdeutsche deshalb konventionell über keinen Ausdruck für ein Poietetonym (hervorbringende Größe (vgl. Bär 2015: 728)) zu dt. *Stein* ‚Stein‘, denn es gibt für den Menschen schlichtweg kaum einen Grund, etwas, das Steine hervorbringt zu benennen, weil etwa die dafür entscheidenden geologischen Prozesse viel zu weit von menschlicher Lebenserfahrung entfernt scheinen. Nichtsdestoweniger kann die entsprechende zweigliedrige semantische Relation, die auf ‚jemand oder etwas, der bzw. das Steine hervorbringt‘ verweist, als der Bedeutung ‚Stein‘ rezessiv zugeordnet gelten und wäre auch ausdrucksseitig auf Grundlage des vorhandenen Sprachmaterials des Deutschen schnell gemäß Wortbildungskonventionen zu bilden (etwa dt. **Steiner* oder dt. **Steinmacher*).

Eine derartige, nicht bestehende Bezeichnungsnot kann auch erklären, wieso wir etwa für Ausdrücke zu Bedeutungen, die real existierende Konkreta wie Milch als Referenzobjekt haben, über keine Antonyme verfügen. In unserer Lebenswelt ist ein Gegenteil zu dt. *Milch* ‚Milch‘ nicht vorgesehen, nicht wahrnehmbar und somit besteht auch keine Bezeichnungsnot, was auch für alle anderen Konkreta wie dt. *Hund*, dt. *Teppich* oder dt. *Hut* gilt.²⁵⁶

²⁵⁶ Wer jetzt etwa mit dt. *Freund* zu dt. *Feind* gegenargumentieren möchte, geht insofern fehl, als beide Ausdrücke auf zugeschriebene Eigenschaften (etwa Bedeutungen wie ‚befreundet‘ oder ‚verfeindet‘) abzielen und diese erscheinen wohl selbstverständlich als umkehrbar. Angebracht wäre bei beiden Ausdrücken abseits besagter Zuschreibungen als Referenzobjekt ein Lebewesen (etwa einen Menschen) oder gar einen Gegenstand (z.B. einen Baum) oder gar ein Abstraktum (wie etwa im folgenden Satz: *Er ist kein Freund von Traurigkeit.*) zu erkennen und all diese wären wiederum nicht umkehrbar (d.h. zusammengefasst, dass bei dt. *Freund* ‚befreundete Person‘ und dt.

Dennoch gibt es keinen Grund anzunehmen, dass derartigen Bedeutungen generell keine Veranlagung einer eingliedrigen semantischen Relation der Antonymie zugeordnet sein sollte. Auch hier kann geltend gemacht werden, dass die Chance der tatsächlichen Realisierung einer derartigen Relation davon abhängt, welche Informationen zur entsprechenden Bedeutung addiert werden. Auf diese Weise kann die Wahrscheinlichkeit, dass eine Antonymie realisiert wird, schnell gegen 0 laufen, es ist aber auch denkbar, dass dies erst langsam von sich geht. So wäre etwa für das Adjektiv dt. *weiß* hinsichtlich seiner konventionellen Bedeutung dt. *schwarz* als Antonym auszumachen, substantiviert man beides jedoch zur Formung einer in rassistischen Theorien verbreiteten Terminologie (*die Weißen* ‚Menschen mit vorgeblich weißer Hautfarbe‘ und *die Schwarzen* ‚Menschen mit vorgeblich schwarzer Hautfarbe; Afrikaner, Aborigines‘), so kann die Gegensätzlichkeit rasch aufgehoben werden, wenn etwa noch von *den Roten* ‚Menschen mit vorgeblich roter Hautfarbe; Indianer‘ oder *den Gelben* ‚Menschen mit vorgeblich gelber Hautfarbe; Ostasiaten‘ die Rede ist und dabei jeweils auf die Hautpigmentierung vermeintlicher „Rassen“ Bezug genommen wird. In einem derartigen Kontext wäre die substantivierte Form von dt. *weiß* nicht länger als Antonym zur substantivierten Form von dt. *schwarz* aufzufassen und allgemein die Bildung eines derartigen Antonyms schon hinsichtlich des Denotats als weitgehend ausgeschlossen zu begreifen,²⁵⁷ obgleich die Ausgangsform (das entsprechende Adjektiv) konventionell ein eindeutiges Antonym vorweisen kann.

2.1.4.3 – Die Vorstellung ein- und zweigliedriger semantischer Relationen und der Mechanismus der Wortbildung

Hinsichtlich des Beispiels um dt. *entfreunden* ist uns jedoch ein Phänomen begegnet, mit dem wir uns im Rahmen unserer Betrachtungen unterschiedlicher

Feind ‚verfeindete Person‘ Antisemie allein hinsichtlich der Bedeutungskomponenten ‚befreundet‘ und ‚verfeindet‘ auftritt, nicht hingegen wird die Bedeutungskomponente ‚Person‘ dabei tangiert).

Ferner ist wiederum jede Individualebene ernst zu nehmen: Warum sollte etwa ein Lyriker nicht in der Lage sein ein Antonym zu dt. *Milch* anzubieten, wenn er danach sucht (und sei es nur dt. **Anti-Milch*)? Entscheidend ist auch in diesem Fall, dass die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für ein solches Antonym als höchst gering einzustufen ist; als noch unwahrscheinlicher darf eine Konventionalisierung bzw. Lexikalisierung desselbigen gelten.

²⁵⁷ Natürlich wäre auch dies individuell bildbar (etwa als dt. **Anti-Weißer*).

Typen von Entlehnung bereits auseinandergesetzt haben: die Wortbildung. Rufen wir uns diesbezüglich in Erinnerung, was wir an Beispielen wie den gemeinhin als Lehnübersetzungen bezeichneten Formen ahd. *erdaphul*, mhd. *hövesch* und nhd. *Halbinsel* – was Betz (1974), wie gesehen, fehlerhaft als Lehnübertragung einstuft – sowie den gemeinhin als Lehnübertragungen geltenden nhd. *Vaterland* und nhd. *Vaterstadt* erkannt haben: Bei all diesen Formen ließ sich feststellen, dass die Voraussetzungen ihrer Bildung bereits vor ihrer ersten Phänotypisierung im Sprachsystem verankert gewesen sein müssen, ja dass sie aufgrund der bestehenden Konventionen sowohl ausdrucks- als auch inhaltsseitig als primär rezessiv gespeichert gelten konnten und nur noch aktiviert, d.h. phänotypisiert werden mussten. Grund hierfür ist, dass sämtliche ihrer jeweiligen Bestandteile schon im Sprachsystem etabliert (d.h. lexikalisiert bzw. konventionalisiert) waren und in der Vergangenheit bereits Phänotypisierung erfahren hatten, ehe es zur jeweiligen Wortbildung kam, und dass die entsprechende Möglichkeit bzw. Fähigkeit einer Wortbildung aus diesen Bestandteilen als Mechanismus im Sprachsystem vorhanden war.

Natürlich kann zunächst festgestellt werden, dass zwischen den einzelnen Bestandteilen dieser Wortbildungen und den entstandenen Wortbildung selbst semantische Relationen bestehen: So ist etwa ahd. *erdaphul* ‚Frucht, die im oder auf dem Boden wächst‘ gegenüber ahd. *erda* ‚Erde, Boden‘ als Parantonym (verortete Größe) zu bezeichnen, da ersteres charakteristischerweise in letzterem zu verorten ist. Gegenüber ahd. *aphul* ‚Apfel‘ steht ahd. *erdaphul* ‚Frucht, die im oder auf dem Boden wächst‘ in einem gewissen Ähnlichkeitsverhältnis, was noch deutlicher wird, wenn man sich hinsichtlich ersterem bewusst macht, dass es in generalisierter Form auch die Bedeutung ‚Baumfrucht‘ tragen bzw. „dem Apfel ähnliche oder vergleichbare Früchte“ (Frings/Karg-Gasterstädt 1968: 613f) bezeichnen konnte. Liest man ahd. *aphul* noch allgemeiner als ‚Frucht‘ so ist es sogar als Hyperonym zu ahd. *erdaphul* zu begreifen.

Mhd. *hövesch* ist als adjektivisches Aponym (Ausdruck für eine Herkunft) zu mhd. *hof* zu erkennen, nhd. *Halbinsel* je nach Lesart als in einem Ähnlichkeitsverhältnis zu nhd. *Insel* stehend oder gar als Unterbegriff (Hyponym) dazu. Nhd. *Vaterland* ist wiederum als substantivisches Aponym zu nhd. *Vater* zu begreifen, ebenso nhd. *Vaterstadt*. Zu nhd. *Vaterland* bzw. *Vaterstadt* sind schließlich Spezifikationen zu nhd. *Land* bzw. nhd. *Stadt*. Einzig die funktionalen Elemente *-esch* bei mhd. *hövesch* und *Halb-* bei nhd. *Halbinsel* sind auf diese Weise nur schwerlich zu erklären, weshalb wir sie hierbei auf ihre Funktionalität beschränkt betrachten wollen.²⁵⁸ Dass dieses Vorgehen nur darin zu begründen ist, dass ein

²⁵⁸ So steht beispielsweise das Suffix *-esch* in mhd. *hövesch* für eine nicht weiter spezifizierte Herkunft, was bedeutet, dass *hövesch* in einer spezifizierenden semantischen

derartiger Erklärungsversuch zu weit führen würde, ohne neue, relevante Erkenntnisse hervorzubringen, lässt sich wiederum an nhd. *entfreunden* zeigen, welches die (zumindest basale) Bedeutungsträgerschaft von funktionalen Elementen wie Prä- oder Suffixen unterstreicht: So haben wir bereits gesehen, dass die Wortbildung dt. *entfreunden* als Antonym zu dt. *befreunden* zu gelten hat, weil die beiden Präfixe (dt. *ent-* und dt. *be-*) zueinander antonym sind. Auch in diesem Fall dürfte es schwierig werden, eine Bedeutungsrelation etwa zwischen dt. *ent-* und dt. *entladen* zu beschreiben, dennoch wird ersichtlich, dass die Präfixe zueinander in einer eindeutigen semantischen Relation stehen, wie wir überhaupt auch grammatisch-funktionale Bedeutungsbestandteile als Teil der Inhaltsseite eines sprachlichen Zeichens begreifen wollen.

Doch welche Konsequenzen sind aus diesen Erkenntnissen zu ziehen? Zum Zwecke der Veranschaulichung lassen sich Wortbildungsmuster zunächst wie semantische Relationen als Mittel zur Verknüpfung darstellen, obgleich dieses Mittel bei Wortbildung stärker ausgeprägt ist, da zwei sprachliche Zeichen direkt miteinander verwoben bzw. zu einem neuen synthetisiert werden und es eben nicht bei einem bloßen Verweis bleibt. Begreifen wir Wortbildung aber als Verknüpfungsmittel, so können wir diese ebenso wie semantische Relationen als einem sprachlichen Zeichen in den meisten Fällen zugeordnet verstehen und zwar in zweigliedriger Weise: Jedes sprachliches Zeichen ist demnach voller Wortbildungsglieder, die jederzeit bereit stehen, um mit einem passenden Gegenglied eine Verknüpfung herzustellen. Diese Verknüpfungen können, wenn sie einmal realisiert, d.h. phänotypisiert worden sind, konventionalisiert werden, können aber auch okkasionell bleiben.

Wie bei semantischen Relationen lassen sich auch bei Wortbildungen die Ausdrucks- und die Inhaltsseite sprachlicher Zeichen nicht trennen, allerdings erscheint bei letzterem die Ausdrucksseite durchaus eine wichtigere Rolle zu spielen als im Falle semantischer Relationen. Denn während semantische Relationen prinzipiell ohne Ausdrucksseite denkbar wären, sind Wortbildungen Mittel zum Zweck: Dass die Bedeutung ‚herstellen eines (bisher nicht bestehenden) Zustands von Freundschaft‘ auf die reverse Bedeutung ‚auflösen eines (bestehenden) Zustands von Freundschaft‘ verweist, ist unabhängig von der etwaigen Zuordnung eines Ausdrucks. Wenn aber zu ersterer Bedeutung ein Ausdruck existiert (so etwa dt. *befreunden*), dann kann für die zweite Bedeutung eine Bezeichnungsnot entstehen, bei der die Wortbildung ausdrucksseitig Abhilfe schaffen

Relation zu *-esch*, also Herkunft im Allgemeinen steht (vgl. dazu auch Kluge 2011: 451).

kann, wobei sie jedoch auf den entsprechenden Inhaltsseiten, der durch sie verknüpften Bestandteile fußt, ausdrucksseitig aber gleichsam Anknüpfungspunkte für die Gestaltung eines neuen Ausdrucks findet.

Semantische Relationen und Wortbildungen können also zusammenwirken, wobei keines der beiden Phänomene auf nur eine Seite des bilateralen sprachlichen Zeichens beschränkt werden kann. Semantische Relationen stellen inhaltsseitig Verknüpfungen her, die sekundär ausdrucksseitigen Verknüpfungen entsprechen können. Wortbildung wiederum wirkt stets ausdrucksseitig; ihr Ergebnis ist aber letztlich der Inhaltsseite der sprachlichen Elemente, die sie verknüpft, unterworfen (hierbei sei erneut auf Laca 1986 verwiesen). Wortbildungen ergeben sich jedoch nicht zwangsläufig, wie wir es etwa bei relationalen Bedeutungen wie ‚groß‘ – ‚klein‘ festgestellt haben, und sind auch nicht notwendige Konsequenz einer bestehenden Bedeutungsrelation; daher muss davon ausgegangen werden, dass Wortbildung als Verknüpfungsinstrument stets als zweigliedrig zu interpretieren ist.²⁵⁹

Es zeigt sich also, dass die (unter anderen auf Grundlage von Croft/Cruise 2004: 67 u. Langacker 1987: 214-217 erarbeitete) Vorstellung ein- und zweigliedriger semantischer Relationen auch ein tieferes Verständnis von Wortbildung ermöglicht. Vergleichen wir diesbezüglich die jeweilige Rolle sprachlicher Rezessivität: Hinsichtlich semantischer Relationen konnten wir feststellen, dass sie als einer jeden Bedeutung zugeordnet gelten können und dabei zunächst grundsätzlich rezessiver Natur sind, wenn sie zweigliedrig sind, sich die Relation also nicht sogleich phänotypisch äußert, da die Relation erst realisiert bzw. aktiviert werden muss, um eine tatsächliche Verknüpfung zu bilden. Hat eine semantische Relation jedoch eine Verknüpfung hergestellt, so kann die mit einer ersten Bedeutung verknüpfte Bedeutung als primär rezessiv und somit als Teil des Mentalen Lexikons verstanden werden. Ist dabei der zweiten Bedeutung sogar ein Ausdruck zugeordnet, so ist eine ganze lexikalische Einheit als rezessiv zu beurteilen.

Wie das Beispiel von lat. *altus* ‚hoch; tief‘ gezeigt hat, können eingliedrige semantische Relationen sogar dahingehend interpretiert werden, dass sie die beiden Bedeutungen, die sie verknüpfen, so nah aneinander führen, dass es zur aus-

²⁵⁹ Die Zweigliedrigkeit, wie wir sie hier auf die Wortbildung anwenden, ist eine Annahme, die im Übrigen auch die generative Grammatik hinsichtlich ihrer Konstituentenstrukturen (insbesondere in der X-Bar-Theorie) annimmt, wenn jeweils zwei Konstituenten zu einer übergeordneten zusammengeführt werden (s. einführend dazu auch Linke et al. 2004: 127-133); entsprechend funktioniert auch die Operation „Merge“ des Minimalistischen Programms auf Grundlage derartiger Zweigliedrigkeit (vgl. Chomsky 2015: 207f).

drucksseitigen Verschmelzung kommt, also ein Lexem entsteht, der beide Bedeutungen, die in derartiger Relation zueinander stehen, (in polysemer Weise) vereint. Hierbei zeigt sich allerdings erneut, dass die Ausdrucksseite auch bei semantischen Relationen eine Rolle spielen kann: Nur, wenn eine Bedeutung mit einem Ausdruck verbunden ist, kann die entsprechende relationale Bedeutung aufgrund der eingliedrigen semantischen Relation als rezessiv für den jeweiligen Ausdruck gespeichert bewertet werden. Dies bedeutet im Sinne des Allgemeinen Rezessivitätsbegriffes natürlich nicht, dass diese Bedeutung jemals für den entsprechenden Ausdruck aktiviert werden muss (d.h. sie kann dauerhaft unphänotypisiert bleiben), sondern nur, dass sie jederzeit und ohne umfangreichere Zwischenschritte phänotypisiert werden könnte. Aus diesem Grunde ist für Wortbildungen von zweigliedrigen Verknüpfungen auszugehen, denn es gibt bekanntlich stets eine Vielzahl an Ausdrucksmöglichkeiten für eine Bedeutung,²⁶⁰ wie sich auch im folgenden Kapitel noch zeigen wird.

Hinsichtlich Wortbildung könnte man zunächst die Möglichkeiten der Wortbildung als wichtigen Faktor der Genese bzw. Bereitstellung rezessiver Informationen auf Ebene lexikalischer Einheiten verstehen. So war eine Wortbildung dt. *entfreunden* aus dt. *ent-* und dt. *-freunden* (einer Verbalform zu dt. *Freund*) von dem Zeitpunkt an möglich, als alle entsprechenden Glieder sowie die Möglichkeit der entsprechenden Kombination im Sprachsystem des Deutschen (bzw. dem Lexikon der Kollektivebene) vorhanden war. Der Ausdruck dt. *entfreunden* konnte also bereits vor seiner ersten tatsächlichen Phänotypisierung als rezessiv im Deutschen gespeichert gelten. Die Bedeutung, die er nun, da er vielfach phänotypisiert und auf Kollektivebene lexikalisiert wurde, konventionell erhalten hat (und mit der er lexikalisiert wurde), beruht jedoch auf den konventionell mit seinen Bestandteilen verknüpften Bedeutungen (wieder sei auf Lacas Unterscheidung zwischen Wortbildungsbedeutung und Wortschatzbedeutung verwiesen (s. Laca 1986: 129f)). Das Zustandekommen der lexikalischen Einheit dt. *entfreunden* ‚auflösen eines (bestehenden) Zustands von Freundschaft‘ muss also nicht notwendigerweise mit einem Antonym (dt. *befreunden* bzw. *anfreunden*) erklärt werden, sondern ist durchaus durch die Bestandteile selbst zu begründen. Dass uns diese Erklärung zunächst als weniger plausibel erscheint, liegt wohl in der Tatsache begründet, dass das Antonym bereits lexikalisiert war, somit als möglicherweise beeinflussender Faktor vorlag und dabei als im Deutschen durchaus geläufig gelten kann.

Eine zweifelsfreie Klärung der Frage, ob dt. *entfreunden* ‚auflösen eines (bestehenden) Zustands von Freundschaft‘ aufgrund seiner Bestandteile als spontan

²⁶⁰ Es sei an die Arbitrarität der Zuordnung von Ausdrucks- und Inhaltsseite (bzw. Signifiant und Signifié) zueinander erinnert (s. dazu etwa Linke et al. 2004: 33).

gebildet zu verstehen ist oder unter dem Einfluss von dt. *befreunden* ‚herstellen eines (bisher nicht bestehenden) Zustands von Freundschaft‘ zustande kam, erscheint jedoch wissenschaftlich nicht möglich, da beide Varianten sowohl inhalts- als auch ausdrucksseitig auf dasselbe Ergebnis hinauslaufen können. Entscheidend ist jedoch, dass das Phänomen der Wortbildung unabhängig von einer semantischen Relation zwischen den Bedeutungen ‚auflösen eines (bestehenden) Zustands von Freundschaft‘ und ‚herstellen eines (bisher nicht bestehenden) Zustands von Freundschaft‘ dafür sorgt, dass die lexikalische Einheit dt. *entfreunden* ‚auflösen eines (bestehenden) Zustands von Freundschaft‘ bereits vor ihrer tatsächlichen Entstehung (bzw. erstmaligen Phänotypisierung) und Konventionalisierung als rezessiv im Lexikon (der Kollektivebene) der deutschen Sprache gespeichert gelten muss.²⁶¹ In diesem Sinne ist Wortbildung dafür verantwortlich,

²⁶¹ Dass das rezessive Vorhandensein möglicher Wortbildungen im Lexikon die plausibelste Erklärung für das erstmalige (phänotypische) Auftreten von Wortbildungen in einer Einzelsprache bietet, sei kurz erläutert: 1971 beschrieb Hans-Martin Gauger Wortbildung unter Konzentration auf – wie er es nennt – „durchsichtige Wörter“. Mit „Durchsichtigkeit“ meint er diesbezüglich, „die durch die Sprechenden selbst [...] ergriffene, formal und inhaltlich bestimmte [...] Abhängigkeit eines Wortes – als Wort – von einem oder mehreren anderen Wörtern“ (Gauger 1971: 14) (dies entspricht im Wesentlichen auch dem, was Gévaudan unter „Transparenz“ versteht (vgl. Gévaudan 2007: 66), bzw. in gewisser Weise dem in der Semantik verbreiteten Konzept der Motiviertheit (vgl. dazu etwa Glück 2010: 444)). Damit zielt Gauger auf Ähnliches, wie wir es hier bereits beobachtet haben: die Abhängigkeit von Wortbildungen, die auf Grundlage zuvor vorhandener sprachlicher Elemente (d.h. hier für gewöhnlich Morpheme oder Lexeme) gebildet sind, von eben diesen sprachlichen Elementen, aus denen sie gebildet sind. Gauger sieht dabei jedoch in der Wortbildung „durchsichtiger Wörter“ einen „Akt der Reflexion“ (Gauger 1971: 14), der vom Zeichenbenutzer (bei Gauger: „Sprechenden“) durchgeführt wird. Explizit beschreibt er die „Durchsichtigkeit“ als etwas Prozessuales, das „geschieht, und zwar insofern [die Durchsichtigkeit] von den Sprechenden vollzogen wird“ (Gauger 1971: 14). Daraus schließt Gauger, dass „Durchsichtigkeit [...] als ein Wissen der Sprechenden über ihre Sprache begriffen werden [muss]“ (Gauger 1971: 14). Die Vorstellung rezessiv gespeicherter lexikalischer Einheiten im Mentalen Lexikon unterscheidet sich allerdings an einigen wesentlichen Punkten von den Annahmen Gaugers: Erstens beschränkt sich Gauger in all seinem Streben auf bereits bekannte lexikalische Einheiten, Einheiten also, die als bereits phänotypisiert gelten müssen. Auf die Möglichkeit der Existenz phänotypisch nicht wahrnehmbarer Einheiten geht er nicht ein. Damit reduziert er Wortbildung auf einen bloßen Mechanismus, der nur dann wirkt, wenn ein „durchsichtiges“ Wort wahrnehm- und erkennbar ist. Diese Vorstellung würde aber bedeuten, dass dieser Wortbildungsmechanismus über die meiste Zeit inaktiv ist und nur dann aktiv, wenn er gerade eine phänotypisch wahrnehmbare, neue lexikalische Einheit hervorbringt. Die Vorstellung rezessiv gespeicherter lexikalischer Einheiten kann demgegenüber erklären, wie es zu phänotypisch wahrnehmbaren Einheiten kommt, ohne annehmen zu müssen, dass Wortbildung als Mechanismus nur gele-

dass dieses Lexikon voller (primär) rezessiv gespeicherter Einträge ist, die potenziell jederzeit phänotypisiert werden können, wie folgende Beispiele, die auf bestehenden Konventionen des Gegenwartsdeutschen (d.h. dessen Kollektivebene) beruhen, zeigen:

- Dt. **zerschreiben* ‚etwas durch Schreiben auseinander treiben oder zerstören‘ – *Mit seinem Brief zerschrieb Markus jede Zuneigung, die Anna zu ihm gehabt hatte.*
- Dt. **Teppichregal* ‚Regal, das aus Teppichen besteht‘ – *In Ermangelung von Holz baute sich die kreative Anna aus Teppichen und ein paar Schnüren ein hängendes Teppichregal, in dem sie das Nötigste verstauen konnte.*
- Dt. **überliebt* ‚emotionaler Zustand einer zugeschriebenen Energielosigkeit hinsichtlich des Liebens durch zu viel oder zu intensivem Lieben‘ – *Nach drei Jahren des Aufopfern und des Anhimmeln war Frank an Anna derart überliebt, dass er selbst erstaunt feststellte, nichts mehr für sie zu empfinden.*

gentlich arbeitet und so in Erklärungsnot zu geraten, wie Gauger es widerfährt. Vielmehr ist Wortbildung als permanent aktiv zu beschreiben, wobei das ständig neuen Einflüssen von außen ausgesetzte Mentale Lexikon Material für immer neue Verknüpfungen liefert, von denen wohl die überwiegende Mehrheit der dabei entstehenden Wortbildungen nie phänotypisiert wird. Eine Phänotypisierung wiederum geschieht nur dann, wenn ein Zeichenbenutzer eine rezessiv gespeicherte Einheit benötigt – insofern spielt die Umwelt und die jeweilige kommunikative Situation eine durchaus entscheidende Rolle, jedoch nicht um Wortbildung zu initiieren – denn sie findet ja permanent statt –, sondern um (rezessiv bereits vorhandene) Wortbildungen zu phänotypisieren. Zweitens impliziert Gauger eine – bewusste oder unbewusste – Aktivität der Benutzer sprachlicher Zeichen im Umgang mit „durchsichtigen“ Wörtern. Auch dies wird durch die Vorstellung rezessiver lexikalischer Einheiten negiert: Das permanente Wirken von Wortbildung ermöglicht sowohl die Phänotypisierung bisher rezessiver Einheiten durch den Zeichenbenutzer als auch die Dekodierung derartiger Einheiten, die ein anderer neuerlich phänotypisiert hat. D.h. eine Aktivität des Zeichenbenutzers, die über eine Determiniertheit ihrer selbst hinausreicht, ist in beiden Fällen nur insofern nötig, als er auf bereits rezessiv vorhandene Einheiten in seinem Mentalen Lexikon zugreifen muss – er muss sie jedoch nicht, wie es offenbar gemäß Gauger der Fall sei, jeweils aktiv bilden. Drittens findet sich genau darin ebenso eine Verneinung der Behauptung Gaugers, „Durchsichtigkeit“ sei prozessual; vielmehr ist sie bereits gegeben gewesen, ehe sie feststellbar wird. Als Prozess ist einzig und allein die Wortbildung im Inneren des Mentalen Lexikons zu verstehen, die Verknüpfungen herstellt, die auf Zweigliedrigkeit fußen und somit in vorhandenen Informationen (potenzieller) sprachlicher Zeichen verankert liegen (hieran lässt sich auch die Vorstellung eines autopoietischen Sprachsystems anknüpfen, dessen Elemente selbstständig in Relation zueinander treten und das System konstituieren (hierbei sei an das Kapitel zur Systemtheorie erinnert (Kapitel 1.5.2.4) und dabei insbesondere auf Luhmann 1987: 59-64 sowie Maturana/Varela 1987 verwiesen)).

All diese rezessiv gespeicherten Einträge – Laca (1986) würde diesbezüglich vielleicht von bisher nicht realisierten Wortbildungsbedeutungen sprechen – scheinen sich also im Mentalen Lexikon als nicht anders gespeichert vorzufinden, als solche, die bereits phänotypisiert worden sind und womöglich gar auf Kollektivebene als lexikalisiert gelten können; sie brauchen letztlich nicht mehr als eine Aktivierung, für die beispielsweise eine Bezeichnungsnot ausschlaggebend sein kann, aber auch sonstige Veränderungen in der Umwelt des Trägers eines jeweiligen Mentalen Lexikons, die es nötig machen, derartige lexikalische Einheiten in den aktiven Wortschatz zu überführen, sie einer Phänotypisierung zu unterziehen. Nach dieser Lesart sind rezessive lexikalische Einheiten nicht anders gespeichert als alle gemeinhin gebräuchlichen lexikalischen Einheiten.

Des Weiteren veranschaulichen die drei Beispiele, dass lexikalische Einheiten, die durch auf bestehende sprachliche Einheiten fußende Wortbildung entstanden sind, ihre Verständlichkeit, d.h. ihre erkennbare (auf Konventionen gegründete und konventionelle) Ausdruck-Inhalt-Zuordnung, insbesondere in konkreten Kommunikationssituationen bzw. Kontexten gewinnen (s. dazu wiederum s. Laca 1986: 129f u. 598f).²⁶² Speziell die für dt. **überliebt* veranschlagte Bedeutung wird wohl erst anhand des Beispielsatzes deutlich. In anderen Kontexten mag man andere Bedeutungen erkennen, die aber wiederum auf konventionelle Ausdruck-Inhalt-Zuordnungen der entsprechenden Bestandteile beruhen: *An Franks Gefühlen für Anna hatte der kleine Streit nichts geändert; er hatte ihn überliebt.* Auch hierbei lässt sich die Bedeutung von dt. **überliebt* aus dem Kontext unter Voraussetzung der Kenntnis von konventionellen Bedeutungen von dt. *über(-)* und dt. *lieben* erkennen, die zudem Verknüpfungen zu Analogien wie hinsichtlich dt. *überleben*, das sich zu dt. *leben* analog verhält wie dt. **überlieben* aus dem Beispiel zu dt. *lieben*, ermöglichen. Denkbar wäre des Weiteren dt. **überlieben* ‚intensiv/sehr lieben‘, wobei dt. *über-* als eine Art Verstärkungspartikel auftritt, wie man es etwa von dt. *überängstlich* oder dt. *übergenu* kennt. Wir sehen also auch, dass sich innerhalb des „vollständig rezessiven Teils“ des Mentalen Lexikons (also des Teils, der Informationen umfasst, die mutmaßlich noch nie phänotypisiert wurden) sogar Polysemie bereits veranlagt finden kann.

²⁶² Zu dieser Annahme scheint auch Gauger hinsichtlich seiner Untersuchung „durchsichtiger“ Wörter gelangt zu sein, wenn er erklärt, dass diese „wie alle übrigen Wörter sind [...], was sie eigentlich sind, erst innerhalb der konkreten Sprechhandlung“ (Gauger 1971: 163). Dass das, was Gauger als „Durchsichtigkeit“ bezeichnet, in mancherlei Hinsicht mit Wortbildung zusammenhängt bzw. wie dieser Zusammenhang gestaltet ist, haben wir bereits in einer anderen Fußnote besprochen.

2.1.5 – Die Ausdrucksseite sprachlicher Zeichen und ihre Bedeutung für das Konzept sprachlicher Rezessivität

Nachdem wir uns in den vorigen Kapiteln intensiv inhaltsseitigen Phänomenen rezessiver Informationsspeicherung in Sprache gewidmet haben, sich aber mitunter schon zeigte, dass diesbezüglich eine eindeutige Abgrenzung zur Ausdrucksseite nicht immer möglich ist, sollten wir nun auch letztere in das Zentrum unseres Interesses stellen.

Am Beispiel der Wortbildung haben wir bereits gesehen, dass nicht nur inhaltsseitige Information, sondern auch ausdrucksseitige, ja dass sogar ganze lexikalische Einheiten als rezessiv in einem Sprachsystem wie dem des Deutschen gespeichert gelten können. Ebenso haben wir in diesem Zusammenhang gelernt, dass Ausdrücke über ihnen zugeordnete Bedeutungen mittels semantischer Relationen direkt (bei eingliedrigen semantischen Relationen) oder indirekt (bei zweigliedrigen semantischen Relationen) in Verbindung zu einander stehen können. Besonders interessant ist allerdings die Tatsache, dass die möglichen Verbindungen zwischen Ausdrucks- und Inhaltsseiten derart komplex sind, dass etwa als Kompleonym zu dt. *Krankenschwester* ‚weibliche Fachkraft für Krankenpflege‘ nicht dt. **Krankenbruder* ‚männliche Fachkraft für Krankenpflege‘ – wie es aufgrund bestehender Konventionen des Deutschen als Kompleonym konsequent erschiene –, sondern dt. *Krankenpfleger* gebildet und lexikalisiert wurde, welches neben dieser Kompleonymie einerseits als Hyperonym zu dt. *Krankenschwester* auftreten kann, andererseits aber auch in Kompleonymie zur Wortbildung dt. *Krankenpflegerin* erscheint, wobei letzteres ebenso konsequent auf bestehenden Konventionen beruht, wie es bei dt. **Krankenbruder* zu dt. *Krankenschwester* der Fall wäre.²⁶³

Das gemäß üblicher sprachlicher Konventionen zu dt. *Krankenschwester* ausdrucksseitig konsequente Kompleonym dt. **Krankenbruder* ist also der Wortbildung dt. *Krankenpfleger* im Lexikalisierungsprozess unterlegen, wurde also bisher – wenn überhaupt – seltener phänotypisiert. Nun sind kompleonyme Komposita auf dt. *-bruder* zu Komposita auf dt. *-schwester* im Deutschen durchaus auffindbar (etwa dt. *Ordensbruder* – *Ordensschwester*), weshalb sich die Frage stellt, warum dt. **Krankenbruder* keine Konventionalisierung bzw. Lexikalisierung erfuhr. Möglicherweise ist die Verwechslungsgefahr der singularischen Akkusativform ein Grund dafür, wie sie sich lautlich etwa bei folgendem Satz zeigt: *Ich kenne einen Krankenbruder/kranken Bruder*. Da dies allein noch nicht überzeugt – denn nach dieser Regel dürfte es keinerlei Mehrdeutigkeiten in einer

²⁶³ Es sei dabei darauf verwiesen, dass dieses Beispiel bereits in Kapitel 2.1.4.1 detailliert besprochen wurde.

Einzelnsprache wie dem Deutschen geben –, muss die Frage nach einem zweifelsfrei bestimmbar Grund für die Nichtdurchsetzung von dt. **Krankenbruder* zuletzt unbeantwortet bleiben.

Es hat also den Anschein, als ob die Phänotypisierung der aufgrund semantischer Relation rezessiv gespeicherten inhaltsseitigen Informationen – wie in diesem Beispiel der Bedeutung ‚männliche Fachkraft für Krankenpflege‘ als kompleonyme Bedeutung zur lexikalischen Einheit dt. *Krankenschwester* ‚weibliche Fachkraft für Krankenpflege‘ – bessere Chancen zu einer Realisierung zu haben scheint (d.h. eine höhere Phänotypisierungswahrscheinlichkeit aufweist), als die Phänotypisierung der hier aufgrund von (möglicher) Wortbildung rezessiv gespeicherten ausdrucksseitigen Informationen (also dt. **Krankenbruder* als Ausdruck für ‚männliche Fachkraft für Krankenpflege‘ in Kompleonymie zu dt. *Krankenschwester* ‚weibliche Fachkraft für Krankenpflege‘). Dies mag damit zusammenhängen, dass Bedeutungen zwar verschieden umschrieben werden können, letztlich aber präziser sind als Ausdrücke, wo sich bekanntlich meist eine höhere Zahl möglicher Alternativen ergibt.²⁶⁴ So verweist – wie bereits gesehen – dt. *Krankenschwester* ‚weibliche Fachkraft für Krankenpflege‘ inhaltsseitig zweifelsfrei auf die Bedeutung ‚männliche Fachkraft für Krankenpflege‘, lässt dessen ausdrucksseitige Realisierung aber offen, obgleich aufgrund bestehender Konventionen und der Möglichkeit der Wortbildung ein Ausdruck wie dt. **Krankenbruder* zunächst bevorteilt scheint und als vollständige lexikalische Einheit (dt. **Krankenbruder* ‚männliche Fachkraft für Krankenpflege‘) durchaus als (primär) rezessiv gespeichert zu gelten hat. Nichtsdestoweniger bleibt zu konstatieren, dass in diesem Szenario die (denotative) Bedeutung ‚männliche Fachkraft für Krankenpflege‘ gesetzt ist, wogegen dies für den zuzuordnenden Ausdruck nicht gilt, was in der Arbitrarität des Zeichens (s. dazu etwa Linke et al. 2004: 33) begründet liegt. So wäre neben dt. **Krankenbruder* und dt. *Krankenpfleger* als Ausdruck für die Bedeutung ‚männliche Fachkraft für Krankenpflege‘ auch dt. **Krankenhelfer* denkbar gewesen (hierbei wäre jeweils Denotatsidentität bei Divergenzen anderer inhaltsseitiger Informationen (wie Konnotat) anzunehmen). Zudem wäre gar die Bildung eines völlig neuen Ausdrucks, der nicht auf bereits vorhandenes, konventionalisiertes ausdrucksseitiges Material des Deutschen

²⁶⁴ Dies lässt sich schon allein dadurch erklären, dass die Möglichkeit der Äußerung, aber auch des Hörens von Lauten beim *Homo sapiens* biologisch und physikalisch eingeschränkt stark eingeschränkt ist (und so sind bisher für keine einzige Sprache der Welt 200 oder mehr Phoneme im Phoneminventar nachweisbar gewesen), wogegen die Zahl möglicher Zeichenbedeutungen um ein Vielfaches höher ist – dies potenziert sich zudem, wenn man ferner die Verknüpfungsmöglichkeiten menschlicher Laute und von Bedeutungen (also kompositionellen Bedeutungen) heranzieht.

fußt, denkbar gewesen wie etwa dt. **Ukrsflamp*. Für letzteres sollte man jedoch nicht davon ausgehen, dass der Ausdruck primär rezessiv gespeichert ist.²⁶⁵

Ausdrucksseitige Relationen müssen jedoch nicht grundsätzlich mit semantischen Relationen einhergehen, wie Reime belegen. Man denke etwa an den Schlagerhit „Ich bin ein Döner“ des Interpreten „Tim Toupet“, in dem es heißt: *Ich hab ne Zwiebel aufm Kopf, ich bin ein Döner, denn Döner macht schöner.*²⁶⁶ Diese Zeile erweist sich als recht einprägsam, doch sicher nicht, weil es als hilfreich gelten kann, sich den Inhalt zu merken, der offensichtlich kein realistischer Weise in der Welt nutzbares Wissen transportiert. Hinzu kommt, dass der Satz nach bestehenden Konventionen des Gegenwartsdeutschen nicht logisch strukturiert ist, denn die Begründung, für das Tragen einer Zwiebel auf den Kopf oder des Döner-Seins lautet: *denn Döner macht schöner*. Gleichzeitig wird aber erklärt, dass das Ich selbst ein Döner sei, was logisch zu dem Schluss führen würde, dass das Ich bedingt durch sich selbst, d.h. aus sich selbst heraus schöner gemacht würde. Die Frage muss dabei erlaubt sein, wieso überhaupt ein ‚Döner‘ mit ‚schön machend‘ in Verbindung gebracht wird, denn ein derartiger Kausalzusammenhang ist tatsächlich nicht nachweisbar. Die Antwort darauf ist schlicht die Tatsache, dass der Ausdruck dt. *Döner* in besagtem Lied mit dem Ausdruck dt. *schöner* mit (stilistischem) Mehrwert verbunden werden kann, weil beide Ausdrücke lautlich reimen. So stellt nach diesem Schema auch Johann Wolfgang Goethe in „Faust“ die Ausdrücke dt. *Auen* und dt. *Grauen*, die inhaltsseitig kaum verknüpfbar erscheinen, ausdrucksseitig aufgrund des Reims in Relation zueinander: *Verlassen hab‘ ich Feld und Auen, / Die eine tiefe Nacht bedeckt, / mit ahnungsvollem heil‘gem Grauen* (zitiert nach Schöne 1994: 60). Eine derartige ausdrucksseitig begründete Relation kann wiederum dazu führen, dass man etwa

²⁶⁵ Natürlich mag man ihn doch entfernt als rezessiv gespeichert verstehen, was aber in erster Linie daran liegt, dass all seine lautlichen Bestandteile prinzipiell von einem Menschen geäußert werden können oder könnten. Allerdings ist hier wieder die Frage, wie weit man den Rezessivitätsbegriff fast: Primäre oder sekundäre Rezessivität liegt offensichtlich nicht vor, da schon das im Ausdruck beinhaltete Konsonantencluster /krsfl/ für das Deutsche untypisch ist und gegen vorhandene Konventionen der Phonetik dieser Sprache verstößt und der Laut /p/ nicht zum Phoneminventar des Deutschen gehört (d.h. die Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten hierfür sind höchst gering). In diesem Sinne erlaubt der Grad der Rezessivität auch Aussagen über die Wahrscheinlichkeit, dass eine rezessiv gespeicherte Information tatsächlich einmal aktiviert bzw. phänotypisch wahrnehmbar realisiert wird (hierbei sei auch daran erinnert, dass Kinder typische Lautfolgen ihrer Muttersprache im Rahmen des Spracherwerbs nach Auftrittswahrscheinlichkeiten bewerten und zur Bildung wohlgeformter Ausdrücke zu nutzen suchen (s. Auer/Luce 2005)).

²⁶⁶ Siehe etwa http://lyrics.wikia.com/wiki/Tim_Toupet:Ich_Bin_Ein_D%C3%B6ner (zuletzt abgerufen am 23.11.2017, 12:12 MEZ).

dt. *Auen* mit dt. *Grauen* auch inhaltsseitig in Relation setzt, hierbei etwa dt. *Auen* negativ konnotiert.

Ein weiteres alltägliches Beispiel, das nicht zwangsläufig dem künstlerischen Bereich, dafür eindeutig dem der Umgangssprache zuzuordnen ist, fand sich in Form eines „Toilettenspruchs“ über einem Urinal der Universitätsbibliothek Heidelberg. Dort hat dereinst ein Scherzbold einen auf die Wand gemalten und auf das Urinal zeigenden Pfeil schriftlich um dem Ausdruck *Mikropenis* ergänzt. Daraus entstand nachträglich durch wiederum schriftliche Korrekturen der Ausdruck *Makrodennis*, wobei an der Wand nicht zweifelsfrei ersichtlich war, ob es dabei gestalterische Zwischenschritte gab oder nicht. In beiden Fällen lassen sich hierbei einige bereits beschriebene Phänomene auch im umgangssprachlichen Bereich feststellen: Einerseits ist der Schritt von *Mikro-* zu *Makro-* eindeutig als Anwendung von Antonymie zu bewerten. Demjenigen, der die Umformung vorgenommen hat, muss also letzteres in den Sinn gekommen sein, nachdem er ersteres wahrgenommen und in seinem Mentalen Lexikon verarbeitet hatte. Voraussetzung dafür ist, dass beide Ausdrücke mit einer entsprechenden, zueinander gegensätzlichen Bedeutung im Mentalen Lexikon desjenigen verbunden waren. Bei der Umgestaltung von *-penis* zu *-dennis* wiederum kann sinnvollerweise nur die Ausdrucksseite als Motivation fungiert haben, wobei beide Ausdrücke – da die Vokallänge, die hier jeweils konventionell dem Graphem <e> zuzuordnen ist, divergiert – in Form eines unreinen Reims miteinander in Verbindung stehen (es liegt also eine ausdrucksseitige Relation vor, die hier sowohl graphematisch als auch phonetische Bezüge aufweist).²⁶⁷

Es sei in diesem Zusammenhang auch daran erinnert, dass Untersuchungen zu Priming ergeben haben, dass offenbar etwa „die Worterkennung von *Macht* erleichtert [wird], wenn vorher *acht* dargeboten [wird]“ (Schwarz 2014: 82), was bereits in der Einleitung diskutiert wurde. Ausdrucksseitige Relationen wie Reime weisen demnach offenkundig empirisch belegte Konsequenzen für den Sprachgebrauch auf. Nichtsdestoweniger ist angesichts der hiesigen Beispiele

²⁶⁷ Natürlich wäre es theoretisch denkbar, dass derjenige, der die Umformung vornahm, eine semantische Relation zwischen dt. *Penis* und dem Vornamen *Dennis* zur Grundlage der Umformung machte, immerhin kann *Penis* konventionell als Synarthronym (Ausdruck für eine zugehörige Größe (vgl. Bär 2015: 735)) gelten, wenn man als Referenzobjekt des Eigennamen *Dennis* ein männliches Lebewesen wie einen männlichen *Homo sapiens* ausmacht. Dann aber wäre zu fragen, warum nicht *-penis* vollständig durch einen anderen (konventionell) männlichen Eigennamen wie *-thorsten* oder *-michael* ersetzt wurde. Auch eine semantische Relation von *Dennis* zu *Mikro-* oder *Makropenis* oder auch von *Mikropenis* zu *Makrodennis* und dem, was man aufgrund der jeweiligen Bestandteile konventionell damit inhaltsseitig verbinden könnte, scheint hier keine plausible Erklärung liefern zu können (obgleich dies zuletzt nicht gänzlich auszuschließen ist, was aber nur der Urheber aufklären könnte).

freilich einzugestehen, dass es sich dabei stets um stilistisch-künstlerische Modifikationen handelte und eben bestenfalls nur sekundär um kommunikative Akte zwischen einem Sender und einem Empfänger.

Wir sehen ferner, dass ausdrucksseitige Relationen im Alltag und in der Umgangssprache durchaus gebräuchlich sind. Als weiteres Beispiel können etwa die rhetorischen Figuren der Alliteration (z.B. auf /a/ (bzw. <a>) im einstigen Werbespruch dt. *Actimel aktiviert Abwehrkräfte*²⁶⁸) oder des Homoioteutons genannt werden. Die Herstellung einer ausdrucksseitigen Verknüpfung stellt dabei sekundär über jeweils zugeordnete Inhaltsseiten auch inhaltsseitige Verknüpfungen her, die sich als Kollokationen verhärtet können. So ist etwa nicht auszuschließen, dass die seit Jahrzehnten in Österreich intensiv betriebene Werbekampagne zur Biermarke „Gösser“, deren zentraler Werbespruch *Gut. Besser. Gösser* lautet,²⁶⁹ dazu führt, dass bei manchen Personen unter dem Einfluss dieser Werbung die Verknüpfung *besser – Gösser* häufiger und schneller abgerufen werden kann als die Verknüpfungen *besser – gut*, *besser – schlechter* oder *besser – am besten*,²⁷⁰ wobei durchaus neue semantische Relationen hergestellt werden können und das mit allen Konsequenzen, die semantische Relationen nach sich ziehen können (hierbei sei wiederum auf Kapitel 2.1.4 dieser Arbeit verwiesen).

Die Frage ist nun, ob sich aufgrund des (unreinen) Reims von *Gösser* auf dt. *besser* ableiten lässt, dass ein Ausdruck *Gösser* als phonetisch rezessiv durch einen Ausdruck dt. *besser* im Sprachsystem veranlagt sein kann (was dementsprechend auch für andere entsprechende Reime wie dt. **Lesser* oder dt. **schesser* gelten würde, wobei auch die Zusammensetzung des Phonem- bzw. Grapheminventars der jeweiligen Einzelsprache als beeinflussender Faktor miteinzubeziehen wäre).²⁷¹ Natürlich müsste hierfür wieder ein weitgefaster Rezessivitätsbegriff angewandt werden, schon weil der Ausdruck dt. *besser* zahlreiche andere

²⁶⁸ Siehe dazu etwa: http://www.focus.de/finanzen/news/werbung/werbeluege-antipreis-fuer-actimel_aid_382524.html (zuletzt abgerufen am 09.08.2017, 19:24 MEZ).

²⁶⁹ Siehe dazu etwa: <https://www.goesser.at/> (zuletzt abgerufen am 09.08.2017, 20:06 MEZ).

²⁷⁰ Hierbei verweisen die Ausdrücke wiederum stets auf entsprechende, damit verbundene Inhalte, welche letztlich die Bedeutungsrelationen auszeichnen.

²⁷¹ In Deutschland wirbt die „Paulaner“-Brauerei im Übrigen mit einem Ähnlichen Spruch: *Gut, besser, Paulaner* (s. dazu etwa: <https://www.paulaner.de/> (zuletzt abgerufen am 15.08.2017, 22:17 MEZ)). Es ist anzunehmen, dass die Verknüpfungen, die dabei in Mentalen Lexika zwischen dt. *besser* und *Paulaner* hergestellt werden, nicht gleich schnell konventionalisiert und/oder eng werden, wie es bei dt. *besser* und *Gösser* der Fall ist, da ersteres Wortpaar sich nicht reimt und auch sonst in keiner besonderen Ausdrucksrelation zueinander steht – sieht man einmal vom Homoioteuton auf /v/ (bzw. <er>) ab, das aber auch das Wortpaar *Gösser – besser* aufweist. Die ausdrucksseitige Verbindung zwischen dt. *besser* und *Gösser* trumpft gegenüber dt. *besser* und *Paulaner* mit Vielschichtigkeit auf: Erstens besteht eine Relation aufgrund des unreinen Reims, zweitens aufgrund des Homoioteutons und drittens wirkt *Gösser*

reimfähige und bereits für das Deutsche lexikalisierte Ausdrücke aufweist (wie etwa dt. *kesser* oder dt. *Messer*).

Es erscheint diesbezüglich im Übrigen sinnvoll, auch für Ausdrucksrelationen von einer zweigliedrigen Natur auszugehen. Ein Ausdruck wie dt. *besser* ermöglicht graphematische wie phonetische Verknüpfungen, die auf Ähnlichkeiten basieren, wobei man sich des Eindrucks nicht verwehren kann, dass die phonetische Ebene entscheidender ist (wohl auch weil die Schrift entwicklungs geschichtlich nach der Entstehung der gesprochenen Sprache anzusiedeln ist und ihr bis heute ein niedrigerer Stellenwert im Alltag zukommt). Dennoch erscheint eine Unterscheidung ohnehin nicht immer möglich: So weisen etwa dt. *besser* und *Gösser* offensichtlich sowohl in ihrer lautlichen als auch in ihrer schriftlichen Gestalt Ähnlichkeiten auf, selbiges gilt im Deutschen (und vielen anderen Einzelsprachen) aufgrund weitgehender Graphem-Phonem-Korrespondenzen (den meisten Phonemen ist je ein Graphem zugeordnet) – in unterschiedlichem Umfang – wohl für alle Reime (etwa auch bei dt. *Döner* auf dt. *schöner*).²⁷² Man kann sich also ausdrucksseitige Relationen wie Reime oder sonstige Ähnlichkeitsrelationen als einem Ausdruck in Form eines (informativen) Gliedes zugeordnet verstehen, wobei dieses Glied wiederum eine Verknüpfung mit einem anderen Ausdruck herstellt, wenn es im Mentalen Lexikon ein passendes Gegenglied vorfindet und das Mentale Lexikon gleichzeitig den Mechanismus ausdrucksseitiger Relation – bewusst oder unbewusst – aktiviert hat,²⁷³ denn es ist ja keinesfalls so, dass wir in jeder Kommunikationssituation stets zu jedem wahrgenommenen Ausdruck ein Reimwort ins Bewusstsein gerufen bekommen, schon weil dies eine Kommunikation nahezu unmöglich machen würde. Hierbei muss eindeutig von einem Primat inhaltsseitiger Information ausgegangen werden; ausdrucksseitige Relationen werden nur unter bestimmten Umständen verfolgt.

Insgesamt ist hinsichtlich der Ausdrucksseite sprachlicher Zeichen ein weniger einheitliches Bild zu gewinnen wie hinsichtlich der Inhaltsseite. Im Zusammenhang mit Wortbildung und einem dabei wirkenden Wechselspiel mit der Inhaltsseite, kann ausdrucksseitige Information durchaus als rezessiv gespeichert

in der Kollokation *Gut. Besser. Gösser* gleichsam wie eine (ausdrucksseitige) Verschmelzung aus dt. *Gut* und dt. *Besser* sowie als Superlativ zu ihnen. Allerdings bedürfte es diesbezüglich einer empirischen Untersuchung, um diese Annahme einer besseren Einprägsamkeit endgültig verifizieren zu können.

²⁷² Anders verhält es sich etwa in Einzelsprachen, die über ein logographisches Schriftsystem verfügen.

²⁷³ Ähnlich wie bei Wortbildungen kann bei ausdrucksseitigen Relationen nicht von eingliedrigen Relationen ausgegangen werden, schon weil sich stets mehrere Optionen der Verknüpfung auftun und dabei keine als zwangsläufig auftretend einzustufen ist.

betrachtet werden, wie es bereits zuvor an Beispielen wie dt. **zerschreiben*, dt. **Teppichregal*, dt. **überliebt* oder auch dt. **Krankenbruder* dargelegt wurde. Die Frage, ob auch durch ausdrucksseitige Relationen wie Reimen ausdrucksseitige Informationen als rezessiv gespeichert gelten müssen (so etwa **schesser* zu dt. *besser*), blieb bisher aber noch offen: Reime sind von lautlicher Realisierung bestimmt, doch wer wollte verneinen, dass man sich Reime auch bloß still denken kann? Entscheidend ist also, ob Reime spontan gebildet werden oder – wie es für Wortbildungen angenommen werden sollte – bereits rezessiv zu einem jedem Ausdruck, der im Mentalen Lexikon zu finden ist, gespeichert sind. Für andere Ausdrucksrelationen wie Alliterationen und Homoioteleutons würde man eine rezessive Speicherung zunächst wohl umso vehementer zurückweisen: Zu gering scheinen die ausdrucksseitigen Schnittmengen zwischen zwei via Alliteration oder Homoioteleuton verbundenen Ausdrücken. Bei Reimen hingegen können sowohl vokalische, als auch konsonantische Vorgaben vorliegen, ebenso kann der Akzent betroffen sein, sodass bei reinen Reimen mitunter nur hinsichtlich eines Phonems eine Abweichung beobachtet werden kann (wie etwa bei dt. *Haus* zu dt. *Maus*). In diesem Sinne gibt ein auf Kollektivebene lexikalisiertes bzw. konventionalisierter Ausdruck, von dem ein Reim ausgehen soll, für gewöhnlich schon ein lautliches Muster vor, das den üblichen phonotaktischen Strukturen der jeweiligen Sprache entspricht; somit wird ein potenziell wohlgeformter Ausdruck vorgegeben,²⁷⁴ der durchaus als rezessiv gelten könnte.

Auch wenn Reime still denkbar sind, bleiben sie letztlich vom Artikulationsapparat und der Wahrnehmung durch das Gehör eines menschlichen Individuums abhängig. Dies wiederum stellt einen bedeutenden Unterschied zu inhaltsseitigen Informationen und ausdrucksseitigen Informationen, die mit inhaltsseitigen Informationen direkt verbunden sind (wie etwa bei Wortbildung), dar und aus diesem Grund ist eine umfassende Beantwortung der Frage, ob es durch Ausdrucksrelationen rezessiv gespeicherte Informationen gibt, an ein späteres Kapitel, in dem es um das rezessive Speichern phonetischer Informationen in Sprache geht, zu verweisen, wobei phonetische bzw. phonologische Phänomene unabhängig vom Lexikon untersucht werden; die Frage bleibt somit im Detail vorerst nicht abschließend beantwortet. Dennoch ist bereits deutlich geworden, dass die „Reinheit“ des jeweiligen Reims nicht vernachlässigt werden darf und dass Ausdrucksrelationen im Mentalen Lexikon offenbar generell schwächer wirken als semantische. Dies mag pragmatische Gründe haben, denn für gewöhnlich haben Reime keinen kommunikativen Mehrwert, sieht man einmal von einer leichteren

²⁷⁴ Es sei erneut daran erinnert, dass Kinder typische Lautfolgen ihrer Muttersprache im Rahmen des Spracherwerbs nach Auftrittswahrscheinlichkeiten bewerten und zur Bildung wohlgeformter Ausdrücke zu nutzen suchen (s. Auer/Luce 2005).

Einprägbarkeit ab. Zweifel am Potenzial zur rezessiven Informationsspeicherung durch Reime wirken wie bei anderen Ausdrucksrelationen also durchaus angebracht.

Die Beantwortung besagter Frage soll an dieser Stelle also nur knapp erfolgen und im weiteren Verlauf der Arbeit an Klarheit gewinnen: Ausdrucksseitige Informationen können durchaus rezessiv in einer jeweiligen Sprache veranlagt sein. Es wird später noch deutlich werden, dass lautliche Ausdrücke als Gebilde aus Variablen zu verstehen sind, die durch Phoneme realisiert werden können oder eben nicht. Diese Variablenverbünde können wiederum als Verbünde verstanden werden, die jeweils auf zweigliedrigen Verknüpfungen zweier Phoneme beruhen, denen sich wiederum weitere Phoneme oder Phonemketten ebenfalls in zweigliedriger Weise anzuschließen vermögen. Entsprechend konventionell verfestigter Regeln der Phono-, aber auch Morpho- und Lexikologie einer Einzelsprache wird die Wahrscheinlichkeit für das Auftreten (d.h. die Phänotypisierung) von Lautfolgen beeinflusst. Werden Ausdrucksrelationen in das Bewusstsein gerufen, d.h. zum Ziel sprachlichen Handelns erhoben, so steigt die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit eben von Ausdrucksrelationen und kann dabei auch vermehrt zu Konventionsbrüchen führen: Wer also einen Reim auf dt. *besser* sucht, wird womöglich tatsächlich bei **schesser* landen und diesen Ausdruck phänotypisieren; wer ein Homoioteleuton zu dt. *vermeintliches* sucht, gerät vielleicht an dt. *unabkömmliche* oder gar zu **zwämmliche* – der zentrale Unterschied zwischen den beiden letztgenannten Ausdrücken wäre hier allein der, dass die Wahrscheinlichkeit für eine Phänotypisierung des ersteren Ausdrucks durch einen Angehörigen der Sprachgemeinschaft des Gegenwartssprachlichen (aufgrund vorhandener Konventionen) deutlich höher einzuschätzen ist als für zweiten. Insofern sollte nicht behauptet werden, dass eine ausdrucksseitige Relation ausdrucksseitige Information rezessiv in ein Sprachsystem einspeist, sondern eher, dass bereits vorhandene rezessive Information²⁷⁵ aufgrund von Ausdrucksrelationen an Wahrscheinlichkeit, phänotypisiert zu werden, gewinnen kann (was

²⁷⁵ Dt. **zwämmliche* wäre als (schon dank des Phoneminventars) mögliche Ausdrucksbildung im Deutschen zu betrachten, die wir – ohne an dieser Stelle auf den entsprechenden Rezessivitätsgrad eingehen zu müssen – als rezessiv gespeichert verstehen können, allerdings ohne zugeordnete Inhaltsseite. Letzteres ist auch der Grund, weshalb derartige, lediglich auf ausdrucksseitige Information beschränkte Rezessivität für diese Arbeit nur von geringem Interesse ist – und selbiges gilt weitgehend auch für Rezessivität, die nur auf inhaltsseitige Information beschränkt ist, insbesondere dort, wo diese nicht mehr als primär rezessiv einzustufen ist. Würde man beides intensiv in die vorliegende Untersuchung miteinbeziehen, wäre der Mehrwert dieser Arbeit zu hinterfragen: Die Untersuchung von Entwicklungsmöglichkeiten, wie sie für die Theorie sprachlicher Rezessivität zentral ist, macht meines Erachtens nur dort Sinn, wo auch ein pragmatischer Nutzen ableitbar ist; eine bloße Behauptung, was

wiederum einer mathematischen Modellierung von Priming-Prozessen gleichkommt).

2.1.6 – Zusammenfassung: Sprachliche Informationsspeicher auf lexikalischer Ebene?

In den vorangegangenen Abschnitten haben wir uns intensiv auf die Suche nach möglichen Speicherorten für im Sprachsystem rezessiv gespeicherte Informationen auf lexikalischer Ebene begeben und konnten dabei einige Ergebnisse erzielen, die erstaunliche Annahmen bezüglich der Informationsstruktur des Mentalen Lexikons nahelegen. Dabei konnte einerseits die Existenz rezessiver Informationen im Sprachsystem plausibel gemacht und andererseits verschiedene mögliche Speicherorte aufgedeckt werden.

So war etwa anhand des Beispiels um mutmaßliche Lehnbedeutungen im Zusammenhang mit engl. *mouse* ‚(tierische) Maus; Computermaus‘ deutlich geworden, dass es – zumindest in diesem Fall – mehr bedarf, als der bloßen Behauptung des Vorliegens einer sogenannten Lehnbedeutung. Es konnte aufbauend auf bisherige Erkenntnisse der Linguistik deutlich gemacht werden, dass auch in Sprachen, die ‚Computermaus‘ als vermeintliche Lehnbedeutung auf die Inhaltsseite des Ausdruck, den sie konventionell für ‚(tierische) Maus‘ gebrauchen, ergänzt haben, die Voraussetzungen für eine selbstständige metaphorische Bedeutungsübertragung (von ‚(tierische) Maus‘ zu ‚Computermaus‘) gegeben waren. Des Weiteren wurde festgestellt, dass, selbst wenn man von einer reinen Lehnbedeutung ausgehen wollte, jeweils der Ausdruck für ‚(tierische) Maus‘ nicht zufällig „ausgewählt“ wurde. All diese oft trivialen Erkenntnisse haben uns schließlich zu der Schlussfolgerung geführt, dass die Annahme rezessiver, also phänotypisch nicht wahrnehmbarer Informationen, am ehesten eine plausible Erklärung für diese Umstände liefern kann. Als „Ort“ der Speicherung dieser Informationen konnte hinsichtlich der um engl. *mouse* beschriebenen Phänomene der Bereich

möglich ist, sei per se rezessiv und gegenwärtig schon vorliegend, führt zu nichts, wenn die Methodik und Terminologie, die sie flankiert nicht ihren Nutzen kenntlich macht, wie es hier etwa schon bei aufgrund von Wortbildung rezessiver lexikalischer Einheiten gelungen ist. Insbesondere Wortbildung, die Bestandteile, die sowohl ausdrucks- als auch inhaltsseitig meist konventionellen Regeln entsprechen, vereint, muss daher hinsichtlich der rezessiven Informationen, die sie generiert als wesentlich direkter und einflussreicher begriffen werden, als es etwa auf zwar mögliche, aber unkonventionelle Lautverbindungen zutrifft, weshalb letztere viel eher vernachlässigt werden können.

des Merkmalspeichers auf der Inhaltsseite des sprachlichen Zeichens ausgemacht werden, wobei dann mittels Merkmalsvergleich und dabei feststellbare Schnittmengen zwischen zwei Bedeutungen metaphorische Übertragungen ermöglicht werden.

Anhand von sogenannten Lehnübersetzungen wie dt. *Erdapfel*, sogenannten Lehnübertragungen wie dt. *Vaterland* und von von Lehnverhältnissen unabhängigen Wortbildungen wie dt. *entfreunden* konnte plausibel gemacht werden, dass die entsprechenden Ausdrücke und – aufgrund von konventionell mit den Bestandteilen dieser Ausdrücke verbundenen inhaltsseitigen Informationen – auch die entsprechenden lexikalischen Einheiten, auf die Bezug genommen wurde, als Ganzes bereits vor ihrer erstmaligen Nutzung in Form rezessiver Informationen im Sprachsystem anzunehmen sind. Hinsichtlich des Speicherorts derartiger Informationen, die oft ganze lexikalische Einheiten betreffen, konnte das Mentale Lexikon an sich ausgemacht werden, d.h. derartige rezessive Informationen sind offenbar nicht anders gespeichert, als jede gemeinhin gebräuchliche, d.h. regelmäßig Phänotypisierung erfahrende lexikalische Einheit auch. Des Weiteren deutet manches darauf hin, dass sogar Polysemie bereits rezessiv veranlagt sein kann. Entscheidend für unsere Wahrnehmung von Sprache ist letztlich aber nur die Information, die jeweils phänotypisiert wird – und offenbar ist die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für derartige rezessive Information, wie wir sie bisher beschrieben haben, geringer als für Informationen, die etwa im Lexikon einer Kollektivebene gemeinhin als konventionalisiert gelten.

Unsere Betrachtungen semantischer Relationen haben ergeben, dass auch diese über ihre Verweisfunktion Bedeutungen, die im jeweiligen Sprachsystem nicht konventionalisiert sind (denen also kein Ausdruck zugeordnet ist), in Form rezessiver Information bereit halten können, was bisher gemeinhin zum Teil unter dem Phänomen der lexikalischen Lücke eine Bezeichnung gefunden hat (wie wir etwa am Beispiel des fehlenden Antonyms zu dt. *durstig* ‚durstig; Durst habend‘ sehen konnten). Auch diese rezessiven Informationen zu Inhaltsseiten, diese „lexikalischen Lücken“, können als Einträge bloßer Bedeutungen im Mentalen Lexikon aufgefasst werden.²⁷⁶ Antisemie zwischen zwei Bedeutungen, die konventionell demselben Ausdruck zugeordnet sind (wie im Fall von lat. *altus* ‚hoch; tief‘), ließ sich durch das besonders starke Wirken einer semantischen Relation erklären, die beide Bedeutungen derart nah aneinander zieht, dass es vorkommen kann, dass sie miteinander verschwimmen. Das Beispiel der Antonymie

²⁷⁶ Es ist anzumerken, dass aber auch in diesem Fall sekundär (über die jeweilige relationale lexikalische Einheit) ein ausdrucksseitiger Bezug besteht; von willkürlicher Behandlung sämtlicher denkbarer Möglichkeiten bzw. Welten kann in dieser Arbeit also nicht die Rede sein.

zwischen dt. *befreunden* und dt. *entfreunden* und den konventionell damit verbundenen Bedeutungen konnte überdies belegen, dass semantische Relationen mitunter Einfluss auf Wortbildung ausüben bzw. diese initiieren oder zumindest mit ihr zusammenwirken können, wobei wiederum vollständige lexikalische Einheiten als rezessive Information Eingang ins Lexikon finden.

Des Weiteren ist es im Rahmen unserer Untersuchungen zu Ausdrucksrelationen (wie etwa Reimen) gelungen, deutlich zu machen, dass diesbezüglich Verknüpfungen hergestellt werden, die aufgrund jeweils konventionell zugeordneter inhaltsseitiger Informationen auch Inhalte miteinander in Verbindung setzen, was zunächst zu Kollokationen und im Extremfall gar dazu führen kann, dass derartige Verbindungen wie semantische Relationen wirken können (so etwa gut erkennbar bei der auf Kollokation beruhenden Relation dt. *besser – Gösser*). Dass Ausdrucksrelationen wie phonetische oder graphematische Ähnlichkeit, die für bestehende Ausdrücke einer Einzelsprache angenommen werden müssen, Ausdrucksseiten als rezessive Informationen in das Mentale Lexikon einspeisen, wurde bereits verneint, wohl aber eingestanden, dass durch sie auf vorhandene rezessive Ausdrücke zugegriffen werden kann bzw. deren Phänotypisierungswahrscheinlichkeit erhöht wird.²⁷⁷

Im Zusammenhang mit all diesen Einsichten wurde – auch in Anlehnung an die Unterscheidung zwischen relationalen und nicht-relationalen Entitäten (s. Croft/Cruse 2004: 67 u. Langacker 1987: 214-217) – die Vorstellung, dass Wortbildungen, semantische Relationen und Ausdrucksrelationen – ja sogar Phonemverbindungen – ein- oder zweigliedrige Verknüpfungen zwischen zwei oder mehr sprachlichen Elementen herstellen, diskutiert und etabliert, wobei Eingliedrigkeit nur bestimmten Typen semantischen Relationen – und mitunter nur in bestimmten Zusammenhängen – zugeschrieben wurde. Die Kategorisierung liegt begründet in der Unterscheidbarkeit zwischen Verknüpfungen, die unweigerlich mit dem Auftreten einer Bedeutung hergestellt werden (wie es bei manchen semantischen Relationen zu beobachten war (etwa bei ‚groß‘ – ‚klein‘)), und Verknüpfungen, bei denen eine entsprechende Verknüpfung – mit je unterschiedlicher Wahrscheinlichkeit – hergestellt werden kann, jedoch nicht notwendigerweise muss (was auf die meisten semantischen Relationen und offenbar alle Wortbildungsmuster und Ausdrucksrelationen zutrifft).

²⁷⁷ Wie bereits angedeutet, sind dabei tiefer liegende Rezessivitätsgrade durchaus denkbar, aber niedrige, mit denen sinnvoll gearbeitet werden kann, erscheinen hierbei nicht erkennbar (wie an anderer Stelle schon deutlich gemacht wurde, beschränken wir uns in dieser Arbeit im Wesentlichen auf die Untersuchung primärer, selten auch 0-gradiger oder sekundärer Rezessivität).

Die Beschreibungen rezessiver Informationen basieren bei all dem stets auf dem bereits zuvor formulierten Allgemeinen Rezessivitätsbegriff, der dahingehend Erweiterung erfahren hat, als die Unterscheidung von primärer, sekundärer oder tertiärer (usw.) Rezessivität eine terminologische Einstufung der vorhandenen oder noch nicht vorhandenen informativen Grundlagen einer tatsächlich möglichen Phänotypisierung einer bestimmten rezessiv gespeicherten Information im Sprachsystem ermöglicht. Um diesbezüglich eine möglichst objektive Aussage treffen zu können, sind mitunter recht viele Faktoren miteinzubeziehen, sodass der operative Nutzen dieser Terminologie nicht zuletzt vom jeweiligen Forschungsinteresse abhängt. Es wurde deutlich gemacht, dass das Hauptaugenmerk dieser Arbeit auf primärer Rezessivität liegt und weitere Formen nur in ausgewählten Fällen besprochen werden, wo es der umfassenden Beschreibung des vorgeschlagenen Modells dienlich erscheint.

Die bisherigen Ausführungen haben sich, da sie die Ergründung möglicher Speicherorte rezessiver Informationen im Sprachsystem zum Ziel hatten, auf eine Nachweisbarkeit von Informationen, die unter den Allgemeinen Rezessivitätsbegriff fallen, beschränkt; das Allgemeine Rezessivitätsmuster, das in dieser Arbeit bereits in der Einleitung formuliert wurde, fand hinsichtlich seiner Gültigkeit in Sprache noch keine Überprüfung; dennoch sollten wir eingedenk bleiben, dass dies Teil der Zielsetzung ist, die insbesondere in Kapitel 3 intensiv verfolgt wird.

Darüber hinaus haben die vorangegangenen Analysen einmal mehr gezeigt, wie müßig und mitunter unmöglich eine klare Trennung zwischen ausdrucks- und inhaltsseitigen Informationen und Ausdrucks- und Inhaltsseite des sprachlichen Zeichens an sich ist. Das hier bereits gewonnene Verständnis von Information im Sprachsystem, das vornehmlich anhand des Deutschen gewonnen wurde, zeigt daher auf, wie wichtig es ist, sich bewusst zu machen, dass die Ausdrucksseite nur eine, wenn auch besondere, Form der im sprachlichen Zeichen enthaltenen Information ist – genauso wie Denotat, Konnotat, Merkmale, Glieder von Wortbildungsmustern oder semantischen Relationen usw. Auch dessen wollen wir eingedenk bleiben, obgleich eine Unterscheidung von Ausdrucks- und Inhaltsseite im Allgemeinen selbstverständlich durchaus sinnvoll ist, da ein sprachlicher Ausdruck sich von der restlichen Information eines sprachlichen Zeichens dahingehend unterscheidet, dass nur er direkt, zweifelsfrei und weitgehend objektiv wahrnehm-, beschreib- und schließlich (physikalisch eindeutig) messbar ist: Allein die Ausdrucksseite tritt in einer für unsere menschlichen Sinnesorgane wahrnehmbaren Gestalt auf.

2.1.7 – Zwischenfazit: Sprachliche Informationsspeicher auf lexikalischer Ebene. Einige Präzisierungen und terminologische Ergänzungen

An dieser Stelle erscheint es sinnvoll, ein erstes Fazit zu ziehen, die Gedanken zu sortieren, Konsequenzen daraus aufzuzeigen und daran anschließende Fragen zu formulieren; zudem muss die bisherige Terminologie aufbauend auf unsere weiteren Erkenntnisse gelegentlich noch präzisiert und ergänzt werden.

Was hat es mit rezessiver Information, die wir auf lexikalischer Ebene gefunden haben, also auf sich? Als rezessive Information verstehen wir gemäß des Allgemeinen Rezessivitätsbegriffs jede Form von Information, die nicht als phänotypisch wahrnehmbar gelten kann und nicht wahrgenommen wird. Hierbei wurde bereits auf Perspektivitätsprobleme hingewiesen: Rezessive Information in Sprache ist – ebenso wie hinsichtlich rezessiven Allelen in der Biologie – keineswegs weniger „vorhanden“ wie nicht-rezessive; sie entzieht sich lediglich der Wahrnehmung (d.h. hier für gewöhnlich: der menschlichen Wahrnehmung). Auf lexikalischer Ebene können davon ausdrucks- wie inhaltsseitige Informationen betroffen sein, wobei diesbezüglich in andere Ebenen von Sprache hineingewirkt werden kann: So betreffen ausdrucksseitige Informationen etwa Phonetik oder Graphematik, inhaltsseitig ist beispielsweise zu fragen, inwiefern eine bloße Bedeutung ohne zugeordnetem Ausdruck als Teil des Lexikons zu betrachten ist.

Zunächst sei aber noch einmal deutlich formuliert, was wir diesbezüglich als rezessive Information bezeichnen wollen (dabei wird auf bereits besprochene Beispiele Bezug genommen, ohne sie noch einmal im Detail darzulegen): So kann eine lexikalische Einheit wie dt. **zerschreiben* ‚etwas durch Schreiben auseinander treiben oder zerstören‘ als rezessiv im Lexikon der Kollektivebene des Deutschen gespeichert gelten, aber ebenso die als Teil des Mechanismus der Wortbildung verstandenen Glieder, die dt. *zer-* und dt. *-schreiben* anhaften, und deren feste und direkte Verknüpfung, die wir als zweigliedrig bezeichnen wollen, denn auch diese Glieder sind phänotypisch nicht wahrnehmbar (im Gegensatz zu deren Produkten, die es sein können, aber – wie dt. **zerschreiben* zeigte – nicht müssen). Auf Individualebene ist dt. **zerschreiben* ‚etwas durch Schreiben auseinander treiben oder zerstören‘ spätestens mit dieser Arbeit als phänotypisiert zu verstehen:²⁷⁸ Sowohl ich als Verfasser dieses Textes als auch jeder der Lesenden führt eine derartige Phänotypisierung mindestens des Ausdrucks, aufgrund des Wortbildungsmechanismus und der entsprechenden Angaben sowie bestehender Konventionen aber vermutlich auch der Inhaltsseite durch.

²⁷⁸ Der Vollständigkeit wegen ist freilich einzugestehen, dass dt. **zerschreiben* (mindestens) mit jeder Erwähnung in dieser Arbeit eine neue Phänotypisierung erfährt.

Bei eingliedrigen semantischen Relationen (wie z.B. bei ‚groß‘ zu ‚klein‘) gilt, dass wenn eine Bedeutung mit einem zugeordneten Ausdruck im Phänotyp einer Einzelsprache erst einmal wahrgenommen und womöglich auch im Lexikon (einer Individual- oder einer Kollektivebene) lexikalisiert worden ist, die jeweils andere, durch eingliedrige semantische Relation damit verbundene Bedeutung zwangsläufig ebenfalls im Lexikon als verankert gelten kann und zwar unabhängig davon, ob ihr ein Ausdruck zugeordnet ist und ob sie sich selbst (jemals) phänotypisch äußert. Ist letzteres nicht der Fall, kann die entsprechende Bedeutung als rezessiv gespeichert gelten. Allerdings muss hier die Frage gestellt werden, wo diese Bedeutung rezessiv gespeichert ist – handelt es sich bei deren Speicherort tatsächlich um das Mentale Lexikon oder um andere Bereiche der Kognition, die davon geschieden werden sollten? Letztlich ist die Beantwortung dieser Frage wieder eine Frage nach dem Zuschnitt eines Sprachsystems bzw. seiner Abgrenzung gegen eine Umwelt. Wir haben bereits in der Einleitung gesehen, dass die Grenze zwischen Sprache und anderen Bereichen der Kognition nicht immer eindeutig zu definieren ist, sodass besagte Frage letztlich unerheblich wirkt (hier mag die Psycho- oder Neurolinguistik dereinst vielleicht ein endgültiges Urteil fällen). Wir wollen entsprechende Information daher in unser Rezessivitätsmodell integrieren.

Auch bei zweigliedrigen semantischen Relationen scheint besagter Mechanismus zu greifen: Für dt. *gelb* ‚gelb‘ kann ein zugehöriges Agontonym als rezessiv angenommen werden, aber zunächst nur hinsichtlich seiner Bedeutung (‚jemand oder etwas, das jemanden oder etwas blau färbt‘);²⁷⁹ eine rezessiv gespeicherte Ausdrucksseite ist wiederum erst aufgrund von Wortbildung und konventionellen Ausdruck-Inhalt-Zuordnungen plausibel (so etwa dt. **Gelbmacher* oder dt. **Gelbfärber*). Wortbildung und semantische Relationen wirken hierbei also zusammen und können zur rezessiven Speicherung einer bzw. mehrerer ganzer lexikalischer Einheit führen. Man könnte also von einem „dunklen“ Teil des Lexikons sprechen, der aus Einheiten besteht, die möglicherweise noch nie phänotypisiert wurden und es vielleicht niemals werden, deren Gebrauchsfrequenz also gegen 0 geht oder (zumindest über einen für uns einsehbaren Zeitraum, der durchaus gleich der Lebensdauer eines ein solches Lexikon tragenden Individuums sein kann) gleich 0 ist und die wir bereits vorsichtig als *vollständig rezessiv* bezeichnet haben. Dennoch besteht für sie grundsätzlich eine gewisse Phänotypisierungswahrscheinlichkeit >0 .

²⁷⁹ Es sei daran erinnert, dass – im Unterschied zur Sachlage bei eingliedrigen semantischen Relationen – eine Bedeutung, die mit einer anderen mittels zweigliedriger semantischer Relation in Verbindung steht, auch ohne diese Bedeutung, mit der sie in Verbindung steht, verständlich ist.

Nicht vollständig rezessiv, aber im Lexikon oft oder fast ausschließlich rezessiv vorhanden sind auf Individualebene alle lexikalischen Einheiten, die ein Individuum in seiner Umwelt wahrgenommen hat – so wie etwa Kleinkinder Worte erlernen, die sie in Gesprächen ihrer Eltern oder anderer Personen ihres Umfelds aufschnappen. Diese nicht vollständig rezessiven Einheiten, wurden also mindestens einmal phänotypisiert und fungieren im Mentalen Lexikon als Grundlage für rezessive Einheiten, sobald auch Mechanismen wie Wortbildung in der Kognition des jeweiligen Individuums möglich sind. Eine derartige Einheit selbst kann vom jeweiligen Individuum zudem jederzeit phänotypisiert werden und somit ihrerseits – zumindest für die Dauer der Phänotypisierung – den rezessiven Zustand verlassen, wie es letztlich für alle sprachlichen Informationen im Mentalen Lexikon eines Individuums gilt. Rezessivität in Sprache kann also in einigen Fällen nur temporärer Natur sein, Phänotypisierungen sind es immer.

Um die Terminologie hierbei weiter auszudifferenzieren, wollen wir jede sprachliche Information, die durch eine Phänotypisierung aus der Umwelt in das Mentale Lexikon eines Individuums eingespeist wurde oder die ein Individuum selbst bereits erfolgreich phänotypisiert hat als Form von *Rezessivität o. (nullten) Grades* bezeichnen und sie somit primär rezessiven Informationen „voranstellen“ sowie unterstreichen, dass ein Unterschied zwischen in der Vergangenheit bereits phänotypisierten und noch nicht phänotypisierten Einheiten besteht. Dennoch ist rezessiver Information 0. und 1. Grades (d.h. primär rezessiver Information) gemeinsam, dass sie jederzeit Phänotypisierung erfahren können, weil sie bereits vollständig phänotypisierbar im Mentalen Lexikon vorliegen; es sind dafür keine Zwischenschritte mehr vonnöten. Als Teil eines „dunklen“ Lexikons bzw. „dunklen“ Teils des Lexikons wollen wir nur primäre rezessive Information verstehen, nicht aber 0-gradig rezessive.²⁸⁰

Die Vorstellung eines „dunklen“ Teils des Lexikons, der aus einer Vielzahl rezessiver lexikalischer Einheiten besteht, kann erklären, warum wir vereinzelt auf neue Wortbildungen im Sprachgebrauch treffen, die auf uns wie spontane Innovationen wirken, ohne dass wir behaupten müssten, dass der Wortbildungsmechanismus nur ebenso vereinzelt aktiv ist. Vielmehr lässt er sich somit als

²⁸⁰ Diese Einschränkung hat vor allem praktische Gründe hinsichtlich der Operationalisierbarkeit und dem Nutzen des Modells; es sei angemerkt, dass auch bei einer denkbaren Integration höhergradig rezessiver Informationen in das „dunkle Lexikon“ nicht von einer unendlich großen Speicherkapazität ausgegangen werden müsste, weil das Wesen sprachlicher Rezessivität in der Fähigkeit der Verkettung und In-Relation-Setzung zuvor schon bestehender sprachlicher Information liegt; mit anderen Worten: Die nötigen Informationen sind so oder so schon gespeichert, die Operation, die sie zusammenführt, macht jedoch weitere Informationen rezessiv im Sinne der hiesigen Terminologie.

permanent aktiv interpretieren; nur seine Produkte werden eben nicht immer direkt für uns wahrnehmbar, weil sie nie aus der Umwelt heraus Eingang in das Mentale Lexikon eines Individuums finden, sondern innerhalb selbigen hervorgebracht werden (da dies in Abhängigkeit vom bereits gespeicherten sprachlichen Material geschieht, sollte hierbei auch nicht von einer „Universalgrammatik“ gesprochen werden).²⁸¹

Aus dieser Einsicht ergibt sich wiederum eine erwähnenswerte Konsequenz für Kreativität bzw. Innovation im Zusammenhang mit Sprache. Denn wenn jemand eine zuvor nie wahrgenommene Wortbildung wie dt. **zerschreiben* äußert, kann er nicht länger als kreativ oder innovativ gelten, auch wird der Vorgang der Innovation oder Kreativität nicht zeitlich vorverlegt (etwa zu dem Punkt, als die Wortbildung als rezessive Information Eingang ins Lexikon fand); stattdessen

²⁸¹ Hierbei zeigt sich, dass Rezessivität eine Eigenschaft bzw. ein Zustand ist, der faktisch auf alle sprachlichen Einheiten zumindest temporär zutrifft: Begreifen wir das Mentale Lexikon als Speicher aller lexikalischer Einheiten – ob diese gemäß der bisherigen Terminologie rezessiv sind oder nicht –, so sind logischerweise nie alle diese Einheiten gleichzeitig phänotypisch wahrnehmbar, schon weil ein Individuum nicht alle Einheiten parallel (etwa mündlich oder schriftlich) äußern kann. Gemäß des Allgemeinen Rezessivitätsbegriffs hat demnach strenggenommen jede lexikalische Einheit, die gerade nicht geäußert wird, als rezessiv zu gelten, schon weil wir ja nicht wissen können, ob das jeweilige Individuum eine dieser Einheiten jemals wieder äußern wird. Wir sollten aus Gründen der Anwendbarkeit und der Verständigung innerhalb der Linguistik den Rezessivitätsbegriff freilich nicht überdehnen, dennoch wird hierbei ein wesentlicher Aspekt des Sprachverständnisses, der der Vorstellung sprachlicher Rezessivität innewohnt, deutlich: Jede lexikalische Einheit ist zu einem gewissen Grade rezessiv, zumindest temporär. Die Phänotypisierung einer lexikalischen Einheit erfolgt stets nur temporär und hängt natürlich vom Bedürfnis des jeweiligen Sprachbenutzers bzw. auch der jeweiligen Sprachgemeinschaft ab. Dass etwa dt. *Haus* wohl recht regelmäßig phänotypisiert wird, dt. **zerschreiben* jedoch nicht, kann letztlich auf außersprachliche Faktoren zurückgeführt werden, die bedingen, dass letztere lexikalische Einheit in der Regel schlichtweg nicht benötigt wird und somit schon aus Ökonomiegründen keine Äußerung erfährt – sie bleibt, wenn sie primär (und nicht 0-gradig) rezessiv vorliegt, im „dunklen“ Teil des Lexikons und da sie ohne regelmäßige Nutzung auch nicht kollokativ auftritt und auch sonst keine Chancen auf zusätzliche Verknüpfungen oder Verstärkung von – bereits rezessiv veranlagten – Verknüpfungen (wie z.B. semantischen Relationen) erfährt, steigt die Chance auf baldige Phänotypisierung zumindest innersprachlich nicht, wogegen dt. *Haus* etwa in Komposita wie dt. *Krankenhaus* oder Kollokationen wie in dt. *Haus und Hof* immer wieder phänotypisch wahrnehmbar erscheint, seine Verknüpfungen verstärkt und somit auch künftig leichter phänotypisiert werden kann (es hat also eine höhere Phänotypisierungswahrscheinlichkeit als dt. **zerschreiben*). Hierin zeigt sich der probabilistische Charakter des in dieser Arbeit vorgeschlagenen linguistischen Rezessivitätsmodells ein weiteres Mal.

werden derartige Wortbildungen als zwangsläufige Folgen von immer wirkenden Mechanismen aufgefasst, die keinerlei Kreativität (im Sinne eines bewussten Gestaltungsprozesses), Innovation oder sonstiges aktives Einwirken vonseiten der Sprachbenutzer mehr erfordern. Entscheidend ist vielmehr, dass ein Sprachbenutzer auf den rezessiven Wortschatz zugreifen kann – sei es aktiv (sendend) oder passiv (empfangend). Eine Erklärung für diese Annahme findet sich, wie bereits erwähnt, in der systemtheoretischen Annahme der Selbstreferenz bzw. der Autopoiesis (vgl. Luhmann 1987: 59-64 u. Maturana/Varela 1987): Die Elemente eines Systems können selbstständig Relationen untereinander herstellen und aufrechterhalten.

Es versteht sich von selbst, dass ein Sprachbenutzer, der besonders viele sprachliche Einheiten in seinem Mentales Lexikon konventionalisiert hat, auch über verhältnismäßig viele rezessive Informationen mit verhältnismäßig hoher Phänotypisierungswahrscheinlichkeit verfügt. Je häufiger und je abwechslungsreicher er diese Einheiten einsetzt und je mehr Wortbildungsmechanismen erlernt bzw. eingeübt wurden,²⁸² umso besser ist wohl auch sein Zugriff auf rezessive lexikalische Einheiten, die er zuvor nie wahrgenommen, geschweige denn geäußert hat. Vielleicht mag man dies unter dem umgangssprachlichen Terminus *Sprachgefühl* verbuchen; grundsätzlich scheinen individuelle Unterschiede in Gestalt und Umfang des „dunklen“ Teils des Mentalen Lexikons nicht vermeidbar und abhängig von Unterschieden hinsichtlich sprachlichen Wissens zwischen Individuen an sich. Die Fähigkeit etwa bei Bezeichnungsnot beispielsweise auf eine durch Wortbildung und semantische Relation entstandene lexikalische Einheit zuzugreifen, sie phänotypisieren zu können, ist demnach ebenso individuell verschieden und kann wiederum als *Kreativität* oder *Innovation* bezeichnet werden, sofern man an diesen Vorstellungen – wenn auch in etwas modifizierter Form – festhalten möchte. Wenn wir also allein den Zugriff auf bereits vorhandene Information als Kreativität oder Innovation beschreiben, so ist dabei ein Zögern bzw. eine Unsicherheit beim Gebrauch „ungewöhnlicher“ Wortbildungen, die man außerhalb des linguistischen Rezessivitätsmodells vielleicht als

²⁸² Dass Wortbildungsmechanismen erlernt – oder besser: eingeübt – werden müssen, ergibt sich logisch aus der bereits diskutierten Art und Weise, wie das Mentale Lexikon erworben und erweitert wird; allerdings kann ein Erlernen auch nur das Stärken konventioneller Mechanismen bedeuten, wenn man annimmt, dass es eine einheitliche Grundmenge an Wortbildungsmechanismen gibt, die innerhalb eines Sprachsystems wirken können. Jemand, der keinerlei Verben auf dt. *ent-* in seinem Mentalen Lexikon konventionalisiert hat – etwa weil er nie mit derartigen Verben konfrontiert wurde –, wird auch keine Formen in Konversion zu Verben auf dt. *be-* mit dt. *ent-* aufgrund von Wortbildung rezessiv gespeichert haben – zumindest ist die Wahrscheinlichkeit hierfür äußerst gering.

„Ad-hoc-Bildungen“ vermutet hätte, die wir aber als Bestandteil des dunklen Teils des Lexikons betrachten, dadurch zu erklären, dass entsprechende Wortbildungen im Lexikon nur ein geringes Maß an Verknüpfung mit anderen sprachlichen Elementen aufweisen bzw. dass diese Verknüpfungen nur gering gewichtet sind, was die Zugriffswahrscheinlichkeit und die Zugriffsgeschwindigkeit negativ beeinflusst.

Nun ist etwa im Gegenwartsdeutschen durch Wortbildung – insbesondere durch Komposition – eine schier unendliche Bildung von Ausdrücken möglich, da der Verknüpfung *de facto* keine Grenzen gesetzt sind; so ließe sich etwa folgender Ausdruck bilden, der durch die konventionell, d.h. auf Kollektivebene mit seinen Bestandteilen verbundenen inhaltsseitigen Informationen und der Art, wie sie verknüpft sind, seinerseits eine Inhaltsseite erhält, welche letztlich natürlich durch den Gebrauch in einer konkreten Kommunikationssituation manifestiert würde:

dt. **Teppichregalverkaufsordnungsgesetzmäßigkeitsüberprüfungseinrichtungsbeamtentum* (in der Bedeutung etwa greifbar als ‚Zustand des Daseins als Beamter in einer Einrichtung, die die Gesetzmäßigkeit von Verkaufsordnungen für Teppichregale überprüft‘ oder ‚Gesamtheit der Beamten, die in einer Einrichtung, die die Gesetzmäßigkeit von Verkaufsordnungen für Teppichregale überprüft, tätig sind‘ (weitere Varianten sind denkbar)).

Sollte man eine derartige lexikalische Einheit also als rezessiv im Sprachsystem des Gegenwartsdeutschen gespeichert betrachten? Falls ja, könnte man wohl einwenden, dass eine derartige Annahme absurd wäre, da sie das Lexikon durch einen nahezu unendlich großen Teil eines „dunklen“ Lexikons schier zum Platzen brächte. Doch an dieser Stelle ist es wichtig, sich bewusst zu machen, wie Rezessivität im Zusammenhang mit Wortbildung zu verstehen ist und dies hier noch einmal deutlich herauszuarbeiten: Bei Wortbildung gilt das Prinzip der Zweigliedrigkeit und in diesem Zusammenhang lohnt tatsächlich eine Unterscheidung zwischen primärer und sekundärer Rezessivität und Rezessivität o. Grades. Dt. *Teppich* und dt. *Regal* (beide für gewöhnlich im Mentalen Lexikon eines Angehörigen der gegenwartsdeutschen Sprachgemeinschaft o-gradig rezessiv) können zu dt. **Teppichregal* (primär rezessiv) kombiniert werden, ebenso etwa dt. *ent-* und dt. *lieben* (beide o-gradig rezessiv) zu dt. **entlieben* (primär rezessiv), sodass sowohl dt. **Teppichregal* als auch dt. **entlieben* als primär rezessiv gespeichert gelten müssen, solange die Bestandteile beider bereits im Sprachsystem bzw. in ein zu untersuchendes Mentales Lexikon eingespeist bzw. (genauer)

konventionalisiert sind, was für das Gegenwartsdeutsche in aller Regel wohl problemlos angenommen werden kann. Eine Form wie dt. **Teppichregalität* wäre jedoch nicht als primär rezessiv anzunehmen, solange nicht mindestens dt. **Teppichregal* und das Derivationsmorphem dt. *-ität* oder dt. *Teppich* und dt. **Regalität* bereits als o-gradig rezessiv vorliegen. Da aber keine weder dt. **Teppichregal* noch dt. **Regalität* für das Gegenwartsdeutsch als o-gradig rezessiv betrachtet werden können, muss dt. **Teppichregalität* als sekundär rezessiv eingestuft werden, da es auf mindestens eine primär rezessiv gespeicherte Einheit aufbaut. Sekundär rezessive Information kann jedoch nicht jederzeit phänotypisiert werden und ist somit nicht als Teil des „Dunklen Lexikons“ bzw. „dunklen“ Teil des Lexikons zu begreifen.

Natürlich ist bei alledem, wie bereits in der Einleitung erwähnt, zu beachten, dass derartige Betrachtungen zunächst nur auf Individualebene eindeutig beschreibbar sind; auf Kollektivebene gehen wir schließlich von bestehenden Konventionen aus, auf die wir wiederum ausgehend von Individualebenen schließen müssen, sodass es insgesamt um eine Schnittmenge geht, die uns darauf aufmerksam macht, dass in jedem Lexikon der Individualebene unterschiedliche Rezessivitätsverteilungen aufgrund unterschiedlicher eingespeicherter Informationen anzunehmen sind.

Betrachten wir die Individualebene noch einmal näher: Ein Individuum lernt in seiner Umwelt die lexikalische Einheit zum Ausdruck dt. *lieben* kennen (d.h. sie begegnet ihm wahrnehmbar und er phänotypisiert sie, indem er sie wahrnimmt) und speist sie – außerhalb einer Phänotypisierung als o-gradig rezessiv – in sein Mentales Lexikon ein bzw. verfestigt rezessiv vorhandene sprachliche Elemente so, dass das die lexikalische Einheit in seinem Mentalen Lexikon konventionalisiert bzw. lexikalisiert wird; ebenso hat es bereits lexikalische Einheiten zu Ausdrücken wie dt. *entleeren* oder dt. *enteignen* konventionalisiert. Aufgrund seiner kognitiven Kompetenz zur Wortbildung „erkennt“ das Individuum schließlich – bewusst oder unbewusst – die Bedeutung des Derivationsmorphems dt. *ent-* (genauer: dieses wird mit einer stark gewichteten Verknüpfung mit einer entsprechenden Bedeutung verbunden), womit dieses sogleich stärker gewichtete Verbindungen herzustellen sucht und primäre rezessive Informationen wie dt. **entlieben* schafft. Solange diese aber nicht phänotypisiert wird, ist eine weitere Verknüpfungen wie dt. **Entliebtheit*²⁸³ gemäß der hier vorgeschlagenen Terminologie nicht als primär rezessiv zu verstehen, sondern lediglich als

²⁸³ Dt. **Entliebtheit* stellt eine Derivation des Partizips Präteritum zu dt. **entlieben* dar; weil die Wortbildung **entlieben* auf dem Verb dt. *lieben* fußt, wird dessen Flexionsparadigma im Rahmen der Wortbildung selbstverständlich sogleich mitübernommen (als inhaltsseitige Information zu dt. **entlieben* gespeichert).

sekundär rezessiv. Natürlich kann bei einem Individuum, das der Sprachgemeinschaft des Gegenwartsdeutschen angehört, davon ausgegangen werden, dass es die Ausdrücke dt. *ent-*, *lieben* und *-heit* samt deren inhaltsseitigen Informationen im Mentalen Lexikon umweltinduziert – also außerhalb einer Phänotypisierung o-gradig rezessiv – gespeichert hat; doch die Vorstellung von Zweigliedrigkeit bei Wortbildung erklärt, dass keine Dreierverknüpfungen eingegangen werden, sondern zwei Elemente bereits miteinander verbunden sein müssen, damit ein drittes hinzutreten kann. Dies führt letztlich zu der Feststellung, dass eine lexikalische Einheit zu einem Ausdruck wie dt. **Teplichregalverkaufsordnungsgesetzmäßigkeitsüberprüfungseinrichtungsbeamtentum* nicht als primär rezessiv gespeichert gelten kann. Dennoch ist sie prinzipiell aufgrund des vorhandenen sprachlichen Materials des Gegenwartsdeutschen denkbar – sie kann also auch gemäß des Allgemeinen Rezessivitätsbegriffs als rezessiv verstanden werden, allerdings sind offensichtlich viele Zwischenschritte nötig, sodass hierbei etwa nicht von primärer oder gar nur sekundärer Rezessivität gesprochen werden kann.

Als weiteres Beispiel zur Veranschaulichung der Terminologie sei hier noch einmal die lexikalische Einheit dt. *Erdapfel* ‚Kartoffel‘ herangezogen. Ginge man davon aus, dass diese Einheit im Deutschen bisher nicht phänotypisiert worden wäre, sehr wohl aber dt. *Erde* ‚Erde‘ und dt. *Apfel* ‚Apfel‘, so könnte dt. *Erdapfel* ‚Kartoffel‘ zwar ausdrucksseitig, nicht aber inhaltsseitig als primär rezessiv gespeichert gelten, da die zusammengesetzte Bedeutung, die sich aus den konventionell mit den Bestandteilen des Ausdrucks *Erdapfel* ergibt, etwa ‚Apfel, der in der Erde befindlich ist oder dort wächst‘ lauten müsste. Die entsprechende lexikalische Einheit (dt. *Erdapfel* ‚Apfel, der in der Erde befindlich ist oder dort wächst‘) wäre in ihrer Gesamtheit also durchaus als primär rezessiv zu beschreiben; deren Bedeutung ist mit der Bedeutung ‚Kartoffel‘ nicht identisch, steht jedoch in (zweigliedriger) semantischer Relation, da beide Bedeutungen Früchte beschreiben, die in der Erde befindlich sind oder dort wachsen. Somit kann in unserem uns in die Vergangenheit zurückversetzenden Gedankenspiel die lexikalische Einheit dt. *Erdapfel* ‚Kartoffel‘ als sekundär rezessiv gelten, wogegen der Ausdruck an sich – verbunden mit einer abweichenden Bedeutung – primär rezessiv gespeichert ist.

Das Modell der Rezessivität in Sprache, welches auf dem bereits formulierten Allgemeinen Rezessivitätsbegriff fußt, kann demnach nicht nur Information beschreiben, die jederzeit phänotypisiert werden könnte – also Information, die ähnlich rezessiver Allele in der Biologie als „direkt existent“ beschrieben werden kann –, sondern auch Information, die nach einem oder mehreren entwicklungs-

technischen Zwischenschritten innerhalb des Systems Phänotypisierung erfahren könnte. Erstere Form von Rezessivität kann im wissenschaftlichen Diskurs mit dem Attribut *primär* gekennzeichnet werden, zweite mit *sekundär*, *tertiär* usw. oder eben durch eine Bezeichnung als *1-gradig rezessiv*, *2-gradig rezessiv*, *3-gradig rezessiv* usw. Insofern geht die hier vorgeschlagene Vorstellung von Rezessivität weiter als die der Biologie, da sie viel stärker zur Beschreibung von Entwicklungsmöglichkeiten und deren jeweiligen Wahrscheinlichkeiten dient.²⁸⁴

Ferner ist zu konstatieren, dass sprachliche Elemente und somit alle sprachlichen Informationen nur im Zuge einer tatsächlichen Phänotypisierung nicht rezessiv sind; somit kann letztlich jede Information in Sprache als (in zeitlicher Hinsicht) mehrheitlich rezessiv angenommen werden, immerhin wird auch ein Ausdruck wie dt. *Hund* nicht kontinuierlich im sprachlichen Phänotyp des Deutschen oder gar eines Individuums aufrechterhalten. Der Unterschied zwischen vollständig rezessiver Information, also Information, die noch nie phänotypisiert wurde und die wir als *primär rezessiv*, *sekundär rezessiv* usw. bezeichnen, und aller sprachlicher Information, die bereits phänotypisch wahrnehmbar war (*0-gradig rezessiv*) oder ist (nicht-rezessiv), ist dementsprechend marginal.

Aus diesem Grunde kommen auch hinsichtlich der Speicherkapazität und der Speicherorte rezessiver Information grundsätzlich alle Speicherorte, die man im Mentalen Lexikon verorten möchte, infrage.

Doch gehen nun wir noch einmal näher darauf ein, warum wir bloße Bedeutungen – d.h. Bedeutungen, denen keine Ausdrucksseite zugeordnet ist –, die etwa aufgrund semantischer Relationen als rezessiv gespeichert gelten müssen, als Teil des Mentalen Lexikons verstehen wollen. Wir haben bereits mehrfach gesehen, dass die Grenze zwischen Sprachlichem und Außersprachlichem nicht immer eindeutig definierbar ist und dass der genaue Aufbau des Mentalen Lexikons in der Forschung höchst umstritten ist. Allerdings ist es wichtig, sich diesbezüglich ins Gedächtnis zu rufen, dass das Mentale Lexikon eine Erfindung der Sprachwissenschaft ist und man nicht notwendigerweise davon ausgehen muss, dass es überhaupt als abgeschlossenes System innerhalb der Kognition existiert oder dass es aus verschiedenen Modulen besteht. Versteht man es als Modell zur Veranschaulichung komplexer und bisher weitgehend im Dunkeln liegender Prozesse, so kann man mit ihm durchaus arbeiten. So wird dabei etwa klar, dass

²⁸⁴ Das Modell sprachlicher Rezessivität erscheint daher etwa als in ähnlichem Maße probabilistisch ausgerichtet wie die Quantenmechanik in der Physik, wobei man jedoch nicht notwendigerweise annehmen sollte, dass sich zwischen den Beiden darüber hinaus weitere Schnittmengen finden lassen.

das Mentale Lexikon auf verschiedene Formen gespeicherter Informationen zuzugreifen vermag; Damit Sprache funktionieren kann, muss bekanntlich ein Zugriff auf Daten bzw. Informationen, die die Wahrnehmung eines Menschen in das Gehirn bzw. dessen Kognition einspeist, erfolgen, ebenso muss es mentale Repräsentationen von sprachlichen Ausdrücken geben und die Fähigkeit zum Output vorhanden sein (es sei diesbezüglich erneut auf die Ausführungen zum Mentalen Lexikon in der Einleitung sowie die dabei heranzitierte Literatur verwiesen). Semantische und ausdrucksseitige Relationen belegen, dass Sprache Zusammenhänge in der Umwelt sucht oder abbildet und mitunter gar schafft (wie etwa der Reim von dt. *besser* auf *Gösser zeigt*).

Hinsichtlich semantischer Relationen ergibt sich überdies ein Problem terminologischer Art, das in dieser Arbeit bisher nur in einer Fußnote Erwähnung fand: Ein Terminus wie *Antonym* bezeichnet einen Ausdruck für eine gegensätzliche Größe, ein *Antisemem* wiederum bezeichnet das gleiche auf Bedeutungsebene (vgl. Bär 2015: 720). Dieser Terminologie wohnt aber bekanntlich der Widerspruch inne, dass Antonyme sich zueinander ja nicht aufgrund ihrer Ausdrucksseite, sondern jeweils aufgrund ihrer Denotate oder anderer Aspekte der Inhaltsseite antonym verhalten; entscheidend für das Vorliegen von Antonymie ist also das Vorliegen von Antisemie. Da man sich diesbezüglich für gewöhnlich aber über Relationen zwischen lexikalischen Einheiten unterhält, in denen man eben von Einheit zwischen Ausdruck und Inhalt ausgeht, mag besagte übliche Terminologie in der Regel sinnvoll erscheinen. Wir haben aber bereits gesehen, dass Bedeutungsrelationen auch zu Bedeutungen bestehen können, denen keine Ausdrucksseite zugeordnet ist. Aus diesem Grunde wurden Termini auf *-nymie* in dieser Arbeit immer dann verwendet, wenn von einer Ausdrucksseite oder einer ganzen lexikalischen Einheit als Bezugspunkt ausgegangen wurde, wohl wissend, dass Bedeutungen damit (konventionell) verbunden sind, die für die jeweilige semantische Relation entscheidend sind; Termini auf *-semie* fanden nur dort Anwendung, wo es ausschließlich um Bedeutungen ging.²⁸⁵ Daran wollen wir festhalten. Was sich hierbei jedoch weiterhin feststellen lässt, ist die hohe Relevanz von Bedeutung als gespeicherte Informationen in der Kognition. Deshalb und weil eine eindeutige Grenzziehung zwischen Sprachlichem und Außer-sprachlichem nicht möglich erscheint, sollten wir Bedeutungen, die bisher nicht mit einem Ausdruck verbunden waren, sehr wohl als Teil des Mentalen Lexikons

²⁸⁵ Insofern wird auf einen anderen, in der Linguistik ebenfalls verbreiteten Gebrauch derartiger Termini verzichtet, nach dem Relationen, die durch Termini auf *-nymie* ausgedrückt werden, „für den semantischen Vergleich gestaltseitig verschiedener Zeichen stehen“ (Bär 2015: 714), wogegen Termini auf *-semie* eingeführt sind, damit „sich auch unterschiedliche Bedeutungen eines und desselben Zeichens aufeinander beziehen lassen“ (Bär 2015: 714).

verstehen, gerade in dem Bewusstsein, dass das Mentale Lexikon selbst nicht mehr als ein Konstrukt der Forschung zur Veranschaulichung komplexerer Zusammenhänge darstellt, ähnlich wie es auch für das hier vorgeschlagene linguistische Rezessivitätsmodell gilt.

Allerdings setzen wir uns in dieser Arbeit diesbezüglich nur mit rezessiven Bedeutungen auseinander, die aufgrund bestehender, phänotypisch in der Vergangenheit (oder gegenwärtig) bereits wahrzunehmender lexikalischer Einheiten dank semantischer Relationen Konventionalisierung im Mentale Lexikon finden oder gefunden haben (wie etwa hinsichtlich eines anzunehmenden Agontonyms zu dt. *gelb* oder eines Antonyms zu dt. *durstig*). Derartige lexikalische Lücken bestehen aber natürlich auch losgelöst von bisherigen Einträgen im Mentalen Lexikon: Jedes Mal, wenn etwa eine neue Tierart oder ein neuer Stern entdeckt oder eine Erfindung getätigt wird, wird eine Bedeutung eingespeist oder zumindest aktiviert, die zunächst unabhängig vom Rest des Mentalen Lexikons erscheint.²⁸⁶ Auch derartige Bedeutungen müssen dann als rezessiv gespeichert gelten; sie sind allerdings nur am Rande Untersuchungsgegenstand dieser Arbeit, die als linguistische Untersuchung ihr Augenmerk auf bestehende sprachliche Elemente legt und dem, was durch diese Elemente als zusätzliche, bisher unbeschriebene Information im Mentalen Lexikon angenommen werden muss.

Zusammengefasst ergibt sich demzufolge ein neues Bild des Umfangs und der Gestalt des Mentalen Lexikons auf Individualebene und somit konsequenterweise auch des (stets abstrakt und modellhaft zu begreifenden) Lexikons einer Einzelsprache wie dem Gegenwartsdeutschen auf der Kollektivebene: Sowohl ausdrucksseitig als auch inhaltsseitig als auch hinsichtlich vollständiger lexikalischer Einheiten muss konstatiert werden, dass da viel mehr an Information gespeichert ist, als uns phänotypisch im Sprachgebrauch überhaupt (be)greifbar wird – oder anders gesagt: Wir greifen nur auf einen Bruchteil der tatsächlich

²⁸⁶ Derartige Entdeckungen oder Erfindungen sind wohl in aller Regel von einer Bezeichnungsnot gefolgt (vgl. dazu etwa Blank 1997: 348f u. 377). Ähnlich, wie wir es bereits hinsichtlich der Bedeutung ‚Computermaus‘ durchexerziert haben, ist durch das Wahrnehmen charakteristischer Merkmale der neuen Entdeckung bzw. Erfindung ein Merkmalsabgleich mit bereits im Mentalen Lexikon vorhandenen Bedeutungen (d.h. Denotaten), die gemeinsam mit Merkmalen eingespeist wurden, möglich, wenn nicht unweigerlich erfolgend. Auf diese Weise können schließlich tatsächlich metaphorische Übertragungen oder semantische Relationen zwischen bereits vorhandenen Informationen des Mentalen Lexikons und der neuen Entdeckung bzw. Erfindung aufkommen, schon weil semantische Relationen offenbar permanent arbeiten (d.h. aktiv sind). Darauf aufbauend können verknüpfte Bedeutungen mit ihnen zugeordneten Ausdrücken verbunden werden, wodurch die ebenfalls immer aktive Wortbildung oder auch metaphorische Übertragungen schließlich zur Bezeichnung der neuen Entdeckung bzw. Erfindung führen können.

im Lexikon gespeicherten Informationen zu; man könnte, wie vorgeschlagen, gar von einem „dunklen“ Lexikon sprechen, das neben jenes tritt, das aus Einheiten besteht, die aus der Umwelt phänotypisiert Eingang in das Mentale Lexikon finden bzw. fanden. Allerdings bedeutet das nicht, dass all die rezessiven Informationen, die bisher nicht phänotypisiert wurden, brachliegen; sie können – zumindest sofern sie primär rezessiv vorliegen – durchaus jederzeit aktiviert und phänotypisiert, d.h. abgerufen und wahrgenommen werden.

Zuletzt sollten wir uns noch einmal bewusst machen, dass die Vorstellung von Rezessivität in Sprache – ähnlich wie in der Biologie – nur ein Modell zur Veranschaulichung komplexer Zusammenhänge darstellt. Wir haben gesehen, dass der Terminus *rezessiv* mitunter höchst perspektivisch gebraucht werden kann und dass Information, die als rezessiv bewertet wird, sowohl in Sprache als auch in der Biologie durchaus als existent zu gelten hat und ihr nachgespürt werden kann (einige Methoden dazu wurden in den voranstehenden Kapiteln im Hinblick auf die lexikalische Ebene aufgezeigt; in der Biologie sind rezessive Informationen und Gene im Allgemeinen dank moderner Technik wahrnehmbar).

Es muss angenommen werden, dass das Lexikon – ausgehend von aus der Umwelt wahrgenommenen und dadurch konventionalisierten lexikalischen Einheiten – aus unzähligen ausdrucks- wie inhaltsseitigen Informationen besteht, von denen je nach Bedarf manche phänotypisiert werden und andere nicht, vielleicht sogar nie. Der „Bedarf“ sprachlicher Elemente in sprachlichen Akten ist dabei bekanntlich von vielen Faktoren der Umwelt abhängig (so etwa Kultur, Entdeckungen, Erfindungen, zeitliche Umstände, räumliche Umstände, sprachlichen Kontext, situativen Faktoren usw.).

Wie schon dargelegt, wird hierbei deutlich, dass man streng genommen alle gerade nicht geäußerten Informationen des Lexikons (temporär) als rezessiv bezeichnen muss, weshalb wir aus der Umwelt in das Mentale Lexikon aufgenommene Einheiten per Definition als *o-gradig rezessiv* verstehen und somit gegen andere Formen sprachlicher Rezessivität auch terminologisch abgrenzen wollen, um mehr Klarheit zu erwirken. Dennoch wird ersichtlich, dass der Allgemeine Rezessivitätsbegriff in Sprache vor allem ein Veranschaulichungsmodell darstellt, das allerdings das Tor zu völlig neuen Forschungsfragen aufzustoßen scheint und manche bisherige Annahme als überholt verstoßen könnte. Auch sei noch einmal darauf hingewiesen, dass der Allgemeine Rezessivitätsbegriff und seine Anwendung auf Sprache zwar Parallelen zum Rezessivitätsbegriff, wie er in der Biologie verwendet wird, aufweist, aber keinesfalls als mit diesem identisch gelten kann (die Gründe hierfür wurden bereits zu Beginn dieser Arbeit dargelegt).

2.2 – Über das rezessive Speichern phonologischer Information²⁸⁷

Nachdem wir uns nun ausgiebig mit Rezessivität auf lexikalischer Ebene auseinandergesetzt und dabei bereits einiges über Rezessivität in Sprache im Allgemeinen gelernt haben, wollen wir den Blick auf die Lautlichkeit richten;²⁸⁸ es hat sich schließlich schon gezeigt, dass insbesondere hinsichtlich rezessiver Informationen, die möglicherweise der Ausdrucksseite lexikalischer Einheiten anhaften, Fragen ergeben, die eine umfassendere Auseinandersetzung damit erfordern. So ist etwa die Frage, ob durch ausdrucksseitige Relationen wie in Reimen ausdrucksseitige Informationen als rezessiv gelten müssen (wie bereits anhand des Beispiels von *schesser zu dt. besser in Form einer Hypothese gemutmaßt wurde), bisher nur überblickshaft beantwortet worden. Wenden wir uns daher einigen lautlichen Analysen zu, um systematisch zu Klarheit zu gelangen, die in diesem und dem nachfolgenden Kapitel (2.3) erreicht werden soll, wenn wir die Vorstellung von sprachlichen Elementen und ihren durch Variablen darstellbaren Werten erarbeiten.

Stehen Laute überhaupt in Relation zueinander? Zunächst kann man diesbezüglich bekanntlich feststellen, dass sich Laute, die der Mensch mit seinem Arti-

²⁸⁷ Da wir im Folgenden Systembetrachtungen, d.h. Betrachtungen eines Systems auf Kollektivebene in das Zentrum unseres Interesses stellen wollen, sei hier von *Phonologie* gesprochen. Nichtsdestoweniger ist in dieser Arbeit bereits mehrfach deutlich geworden, dass das, was de Saussure als *langue* bzw. *parole* scheidet, aufgrund seiner vielfältigen Wechselwirkungen selten eine zweifelsfreie Scheidung ermöglicht. So wird zumindest anlässlich gelegentlicher Betrachtungen von Phänotypisierungen auf Individualebene eine phonetische Sichtweise nicht zu vermeiden sein, die dann aber wiederum stets in Verbindung mit der Phonologie der jeweiligen Untersuchungssprache einzuordnen ist. Insofern könnte man hier allgemeiner eher von Betrachtungen der Lautebene sprechen, als eine Unterscheidung zwischen Phonologie und Phonetik erzwingen zu wollen.

²⁸⁸ Der Phonologie wurde hier stellvertretend für ausdrucksseitige Information von Sprache gegenüber anderen Ausdrucksmöglichkeiten wie vor allem jenen graphematischer Natur der Vorrang gegeben, da sie älter ist als etwa die menschlichen Schriftsysteme, aber ähnlich gut zur linguistischen Untersuchung geeignet; besonders qualifiziert ist sie jedoch aufgrund der Tatsache, dass das Inventar an Lauten, die der Mensch mit seinem Sprechapparat (Zunge, Lippen, Mundraum, Stimm lippen usw.) erzeugen kann, deutlich begrenzter ist, als die denkbaren Möglichkeiten schriftlicher Kommunikation. Nicht zuletzt ist die weltweit in der Menschheit wirkende Dominanz der Laut- gegenüber der Schriftsprache nicht zu leugnen und rechtfertigt die Bevorzugung ersterer umso mehr.

kulationsapparat erzeugen kann, kategorisieren lassen: So kann man etwa zwischen Vokalen, bei denen „der Mundraum offen ist und die Luft ungehindert (laminar) durch den Kanal des Ansatzrohrs fließt“ (Linke et al. 2004: 478), und Konsonanten, „bei denen die Artikulatoren eine Enge oder einen Verschluss im Ansatzrohr bewerkstelligen“ (Linke et al. 2004: 478), unterscheiden. Konsonanten sind nach ihrer Artikulationsart noch weiter unterteilbar (so etwa in Frikative (Geräuschlaute) wie [s] oder [f], aber auch in Plosive (Verschlusslaute) wie [p] oder [t]) (vgl. Linke et al. 2004: 479f). Auch hinsichtlich des Artikulationsortes ergeben sich Kategorisierungsmöglichkeiten für Laute: So werden etwa [p] oder [m] bilabial – also unter Einfluss beider Lippen – gebildet, [t] oder [n] hingegen denti-alveolar – also durch Artikulation der „Zungenspitze oder [des] Zungenblatt[es] gegen den Innenrand der oberen Schneidezähne bzw. die Alveolen“ (Linke et al. 2004: 480).

Zudem können Laute mit Beteiligung der Stimmlippen (stimmhaft) gebildet werden (so etwa [d], [m] oder [z]) oder ohne (stimmlos) (so etwa [t] oder [s]) (vgl. Fuhrhop/Peters 2013: 65f).²⁸⁹ Demzufolge weisen die Konsonanten [p] und [t] etwa hinsichtlich ihrer Artikulationsart eine Überschneidung auf – beide sind Plosive –, ebenso hinsichtlich der Stimmlippenbeteiligung – beide sind stimmlos – nicht aber hinsichtlich ihres Artikulationsortes, der einmal bilabial ([p]), einmal denti-alveolar ([t]) ist. Aufgrund der beschriebenen Schnittmenge ließe sich rechtfertigen, von einer Relation beider Laute zueinander zu sprechen.

Deutlicher wird derartige bei Affrikaten, die aus zwei Lauten – je einem Plosiv und einem Frikativ – bestehen, die am gleichen oder zwei sehr nah beieinanderliegenden Artikulationsorten gebildet werden: So ist etwa [ts] eine denti-alveolare Affrikate, die sich aus dem Plosiv [t] und dem Frikativ [s] zusammensetzt (vgl. Linke et al. 2004: 480). Wie jeder Mensch leicht selbst überprüfen kann, sind derartige Lautkombinationen leichter zu artikulieren, als solche bei denen die Bestandteile an weiter auseinanderliegenden Orten gebildet werden wie etwa [pχ] (der Plosiv [p] wird, wie bereits, erwähnt bilabial gebildet, [χ] hingegen ist ein uvularer Frikativ, entsteht also unter Beteiligung des Gaumenzäpfchens (s. Linke et al. 2004: 481)). Aus Gründen der Ökonomie ist anzunehmen, dass eine

²⁸⁹ Nanna Fuhrhop und Jörg Peters (2013) weisen aber auch darauf hin, dass all diese Merkmalsunterscheidungen – nach Artikulationsort, Artikulationsart und Stimmhaftigkeit – nicht völlig unabhängig voneinander betrachtet werden sollten und auch abweichende Lesarten existieren: So kann man etwa [d] und [t] nicht nur nach Stimmhaftigkeit unterscheiden, sondern auch nach Artikulationsstärke, wobei man ersteren Laut als *Lenis* und letzteren als *Fortis* bezeichnen würde (vgl. Fuhrhop/Peters 2013: 67). Für die diesigen Ausführungen mag dies unerheblich sein, dennoch wollen wir dessen im Sinne wissenschaftlicher Präzision eingedenk bleiben.

Lautfolge wie die Affrikate [ts] (aber auch deren Umkehrung [st]) in den menschlichen Sprachen häufiger phänotypisiert wird als [pχ] (bzw. [χp]).²⁹⁰ Es bleibt also schon anhand der Betrachtung von Affrikaten – doch nicht nur dabei – zu konstatieren, dass das Auftreten eines Lautes unterschiedliche Wahrscheinlichkeiten für unmittelbar folgende Laute determiniert (vgl. dazu auch Bod et al. 2003a u. Pierrehumbert 2003).

2.2.1 – Das Allgemeine Rezessivitätsmuster in der historiolinguistischen Betrachtung von Phonologie

Stellen wir dieser Erkenntnis synchroner Betrachtungen nun diachrone zur Seite und kehren wir gleichsam direkt zum Untersuchungsgegenstand dieser Arbeit, der Rezessivität in Sprache, zurück. Am Beispiel von neuhochdeutsch *Stein* /ʃtaɪn/ lässt sich diesbezüglich Bemerkenswertes beobachten: Es weist in zahlreichen älteren germanischen Sprachen gut belegte Parallelen wie etwa got. *stains* oder altnordisch *steinn* auf (vgl. Kluge 2011: 880), sodass sich dank derartiger Kognaten mit einiger Sicherheit eine protogermanische Vorform protogerm. **staina-* rekonstruieren lässt, für die gemäß in der Forschung inzwischen kaum umstrittenen rekonstruierenden Phonologie für das Protogermanische die (selbstverständlich als normalisiert zu betrachtende) Lautform */staɲna/- annehmen lässt (vgl. Kroonen 2013: 472 u. zur Phonologie des Germanischen Badenheuer/Euler 2009: 58-80). Für das althochdeutsche *stein* ist – ebenso wie für mittelhochdeutsch *stein* – hingegen von der Lautform /stɛɲn/ auszugehen (s. zur Lautlehre des Ahd. Braune/Reiffenstein 2004: §9-191 u. für das Mhd. Paul 2007: §L1-L124). Es zeigt sich also, dass sich der Diphthong des Ausdrucks in seiner jeweils (auf Kollektivebene) konventionalisierten Gestalt offenbar von protogerm. */aɲ/ über ahd./mhd. /ɛɲ/ zu nhd. /aɪ/ entwickelt hat; er hat also – dank des (früh)neuhochdeutschen Diphthongwandels und sofern man sich allein auf den

²⁹⁰ Eine zweifelsfreie Überprüfung dieser Annahme ist jedoch schon allein deshalb nicht möglich, weil viele (insbesondere afrikanische) Sprachen noch nicht oder nur unzureichend erforscht sind und auch alle ausgestorbenen Sprachen bestmöglich miteinbezogen werden müssten. Zudem sei darauf hingewiesen, dass selbst im Gegenwartsdeutschen standardsprachlich eine Kombination wie /χp/ nicht auszuschließen ist, wenn man etwa Morphemfugen wie bei einigen Komposita miteinbezieht, was sich mit dem Beispiel dt. *Dachplatte* /daχplatə/ bezeugen lässt. Da im Gegenwartsdeutschen standardsprachlich jedoch /χ/ nicht als Anlaut auftritt (vgl. Fuhrhop/Peters 2013: 62), erscheint die (umgekehrte) Kombination /pχ/ selbst lexemübergreifend höchst unwahrscheinlich bzw. standardsprachlich ausgeschlossen.

Wurzelvokalismus konzentriert – einen Lautstand erreicht, den er einige Jahrhunderte, wenn nicht gar ein ganzes Jahrtausend zuvor bereits aufwies und der zwischenzeitlich vermeintlich verloren war.

Diese Erkenntnis ist freilich nichts Neues, sondern deckt sich mit dem allgemein anerkannten Forschungsstand zur Geschichte des Lautsystems des Deutschen. Analog verhält es sich im Übrigen auch mit dem Diphthong nhd. /aʊ/ wie in nhd. *laufen* /laʊfən/ zu ahd. *loufan* /loʊfan/ bzw. mhd. *loufen* /loʊfən/, der zwischenzeitlich als /oʊ/ auftrat, aber protogerm. bereits als */aʊ/ (protogerm. **hlauþan-* */χlaʊþan/-) erschien (s. dazu: Kroonen 2013: 228 u. zur Phonologie wieder Badenheuer/Euler 2009: 58-80). In der Forschung wird diesbezüglich meist von „spontanen Lautwandeln“ gesprochen, doch kann man durchaus mehr darin entdecken: Was sich hinsichtlich der Entwicklung der nhd. Diphthonge /aɪ/ und /aʊ/ seit dem Protogerm. zeigt, erinnert stark an das zu Beginn dieser Arbeit formulierte Allgemeine Rezessivitätsmuster.²⁹¹ Denn es gilt, dass (1.) im Protogerm. wahrnehmbare, d.h. sich phänotypisch im Protogerm. äußernde Information (hier die Diphthonge protogerm. */aɪ/ bzw. */aʊ/) (2.) im Ahd. bzw. Mhd., die beide (phonologisch) – mehr oder weniger direkt – aus dem Protogerm. hervorgingen bzw. bestimmte Weiterentwicklungen dessen darstellen, nicht wahrnehmbar war, d.h. nicht phänotypisiert wurde,²⁹² aber (3.) ab dem Frühneuhochdeutschen, das (phonologisch) – mehr oder weniger direkt – aus dem Ahd. bzw. Mhd. hervorging, wieder als wahrnehmbare Information – also phänotypisiert – erscheint. Allerdings ist hierbei zu beachten, dass die betroffene Information im Ahd./Mhd. nicht als Leerstelle erschien, sondern – zumindest in der Mehrheit der Mentalen Lexika und folglich auch der Mehrheit der Phänotypisierungen – durch die Information /ɛɪ/ bzw. /oʊ/ ausgefüllt oder verdeckt wurde.²⁹³

An dieser Stelle wollen wir uns aber daran erinnern, was wir über Rezessivität in Sprache bereits anhand lexikalischer Phänomene wie der Wortbildung –

²⁹¹ Hinsichtlich des nhd. Diphthongs /aɪ/ gilt dies freilich nur teilweise, da er nicht in allen Fällen durch Diphthongwandel aus mhd. /ɛɪ/ (und somit in Konsequenz aus protogerm. */aɪ/) hervorgegangen ist. Überall dort, wo er durch Diphthongierung aus mhd. /i:/ entstanden ist, kann selbstverständlich nicht vom Allgemeinen Rezessivitätsmuster die Rede sein, da mhd. /i:/ gleichsam seit proto-indoeuropäischer Zeit unverändert als /i:/ anzunehmen ist.

²⁹² Hierbei gehen wir von der abstrakten Kollektivebene und dort konventionalisierten Formen aus; es kann freilich nicht ausgeschlossen werden, dass irgendein Angehöriger (oder gar mehrere Angehörige) der Sprachgemeinschaft des Alt- bzw. Mittelhochdeutschen doch einmal (oder gar mehrfach) ein ahd./mhd. /ɛɪ/ bzw. /oʊ/ als [aɪ] bzw. [aʊ] realisiert bzw. phänotypisiert hat.

²⁹³ Man könnte gar sagen, dass die Information /ɛɪ/ bzw. /oʊ/ gegenüber /aɪ/ bzw. /aʊ/ dominant war, also den Phänotyp häufiger prägten, weil für sie eine höhere Phänotypisierungswahrscheinlichkeit bestand.

man denke an Lacas Unterscheidung von Wortbildungs- und Wortschatzbedeutung (vgl. Laca 1986: 129f) – gelernt haben: Das Modell sprachlicher Rezessivität ist ein probabilistisches. Mit seiner Hilfe lassen sich synchron Möglichkeiten phänotypischer Informationsäußerungen sprachlicher Einheiten ermitteln und diachron Entwicklungsmöglichkeiten selbiger, wobei wieder die Frage gestellt werden muss, ob derartige Entwicklungsmöglichkeiten letztlich im Phänotyp der Sprache wahrnehmbar werden. Bei alledem schärft das Modell das Bewusstsein dafür, dass alternative Möglichkeiten mit unterschiedlicher Wahrscheinlichkeit und hinsichtlich etwaig nötiger Zwischenschritte gestaffelt auftreten können, was durch die Vorstellung o-gradiger, primärer und sekundärer (usw.) Rezessivität (also die Vorstellung unterschiedlicher Rezessivitätsgrade) operationalisiert werden kann, aber darüber hinaus offen genug angelegt ist, um weitere Kategorisierungen nach Wahrscheinlichkeiten jederzeit zu ermöglichen.²⁹⁴ In diesen Entwicklungswahrscheinlichkeiten liegt somit auch der Schlüssel zu einem tieferen Verständnis der soeben geschilderten Zusammenhänge hinsichtlich der Geschichte der protogerm. bzw. nhd. Diphthonge.

Die These lautet hierbei: Die Möglichkeit der Entwicklung des (protogerm.) Diphthongs */aɪ/ zu (ahd./mhd.) /ɛɪ/ – im Sinne einer Änderung auf Kollektivenebene – ist nicht die einzige denkbare Entwicklungsmöglichkeit, aber unter den zahlreichen bestehenden Möglichkeiten eine relativ wahrscheinliche.²⁹⁵ Ebenso verhält es sich hinsichtlich der Entwicklungsmöglichkeit von (ahd./mhd.) /ɛɪ/ zu (nhd.) /aɪ/, die wir vielleicht als „Rückentwicklung“ wahrnehmen. Dass sich also (protogerm.) */aɪ/ über (ahd./mhd.) /ɛɪ/ wieder zu (nhd.) /aɪ/ entwickelt hat, ist

²⁹⁴ Die Untergliederung in primäre, sekundäre Rezessivität (usw.) ist nämlich nicht in allen Fällen gleichbedeutend mit einer klaren Staffelung nach Wahrscheinlichkeiten in einem absoluten Sinne. Einerseits ist zu berücksichtigen, dass es mehrere konkurrierende Entwicklungsmöglichkeit primärer (oder sekundärer, tertiärer usw.) geben kann, die nicht notwendigerweise gleich wahrscheinlich sind, sodass eine weitere Benennung der Wahrscheinlichkeitsunterschiede nötig wird; andererseits ist ferner zumindest denkbar, dass primär rezessiv gespeicherte Zwischenschritte für sekundär rezessive Information verglichen mit anderen primär rezessiv gespeicherten Informationen eine um so viel höhere Wahrscheinlichkeit aufweisen, dass letztlich gar die entsprechende sekundär rezessive Information eine höhere Wahrscheinlichkeit phänotypisiert zu werden aufweist als manche primär rezessive.

²⁹⁵ So wäre etwa auch ein Wandel von /aɪ/ nach /a:/ (wie im Altenglischen (vgl. Lehnert 1990: §26.4)) oder nach /ɛ:/ (wie im Altsächsischen (vgl. Gallée 1993: §30.2)) denkbar, letzterer trat im Zuge der ahd. Monophthongierung sogar nachweislich ein, wenn auf den Diphthong /aɪ/ die Konsonanten /r/, /v/ oder /h/ folgten oder er sich im Auslaut befand (vgl. Bergmann et al. 2016: 74). Ein Wandel von /aɪ/ zu beispielsweise /uo/ darf hingegen als weniger wahrscheinlich gelten (hierauf wird im Folgenden noch eingegangen).

letztlich eine Entwicklung, die – zumindest angesichts des gegenwärtigen Forschungsstandes²⁹⁶ – als nicht alternativlos, aber gleichsam wahrscheinlicher als viele andere Entwicklungsmöglichkeiten gelten muss. Hierbei gilt jedoch wiederum das Primat der Individualebenen: Auf Individualebene werden bei jeder Phänotypisierung entsprechende Phänotypisierungswahrscheinlichkeitsdistributonen für die jeweiligen Phänotypisierungsmöglichkeiten ausgewertet; in Kommunikationssituationen finden dann Synchronisierungen mit anderen Individualerebenen statt, die sich als Image in den beteiligten Individualerebenen niederschlagen und somit bestimmte Phänotypisierungsmöglichkeiten als „erfolgreich“ im Sinne gelingender Kommunikation verfestigen; hierzu wird die diesen Phänotypisierungsmöglichkeiten zugrunde liegende Phänotypisierungswahrscheinlichkeit zu Ungunsten der übrigen Phänotypisierungsmöglichkeiten verschoben, was schließlich zu einer Konventionalisierung führt, die zunächst die Individualerebenen betrifft und über diese sekundär auch die abstrakte Kollektivebene.²⁹⁷

Die These um die möglichkeits- und wahrscheinlichkeitsbasierte Entwicklung von nhd. /a/ kann als in der Forschung auf festem Grund stehend betrachtet werden, denn sie ist freilich nicht neu. Wie schon in der Einleitung erwähnt, erklärte Roger Lass bereits 1980, Sprachwandel sei eine Angelegenheit von unterschiedlichen Optionen (einschließlich der Null-Option),²⁹⁸ und William Labov nahm schon 1972 an, dass zumindest einige Faktoren, die Sprachwandel bewirken und beeinflussen, in Vergangenheit und Gegenwart gleichermaßen aktiv waren und sind (vgl. Labov 1972: 161).²⁹⁹ Besonders eindrucksvoll zeigt Labov darüber hinaus anhand seiner Untersuchungen zu Kettenverschiebungen im Vokalsystem einiger Sprachen unterschiedlicher Sprachfamilien, dass es offensichtlich Entwicklungen gibt, die wahrscheinlicher sind als andere. So arbeitet er bestimmte Muster heraus, stellt jedoch auch Ausnahmen fest – ein Paradebeispiel

²⁹⁶ Ich selbst tendiere dazu, von einem Determinismus und somit davon ausgehen, dass eine jede Entwicklung – ob sprachlich oder nicht – alternativlos und von jeher determiniert ist. Allerdings lässt sich dies, wenn dem so sein sollte, für den Menschen nicht operationalisieren, da hierfür in letzter Konsequenz alle physikalischen Parameter seit Beginn von Raum und Zeit bekannt sein müssten. Auf Sprache angewendet soll das heißen, dass davon auszugehen wäre, dass ein jeder Sprachwandel vorhersagbar wäre, wenn wir alle dafür relevanten Parameter kennen würden und adäquat einbezögen (hierzu gehören selbstverständlich auch außersprachliche Parameter).

²⁹⁷ All dies ist wiederum zunächst nur modellhaft und veranschaulichend zu verstehen.

²⁹⁸ Im englischsprachigen Original heißt es: „I would claim [...] that linguistic change is entirely a domain of options, including the zero option“ (Lass 1980: 131).

²⁹⁹ Darauf, dass diese Faktoren aber zumindest nicht in ihrer Gesamtheit unverändert bleiben, weist etwa Sieglinde Schedl unter Verweis auf Entwicklung der Schriftlichkeit, Alphabetisierungsraten und Medienrevolutionen im Allgemeinen hin (vgl. Schedl 1990: 148).

für Probabilistik (s. dazu vor allem Labov 1994: 113-291; insbesondere auf den Seiten 116-137 führt Labov immer wieder Beispiele an, die zeigen, dass etwa Entwicklungen von /ḁ/ zu /ɛ̥/ bzw. /ɛ̥/ zu /ḁ/ nichts Ungewöhnliches sind und sich nicht nur in der Geschichte des Deutschen, sondern unter anderem auch in der des Englischen (vgl. Labov 1994: 119) oder des Lettischen (vgl. Labov 1994: 134) finden).

Entscheidend für die vorliegende Arbeit ist jedoch der Umgang mit derartigen Möglichkeiten und deren Auftrittswahrscheinlichkeiten. Das Rezessivitätsmodell separiert Ist-Zustand und Entwicklungsmöglichkeiten nicht, sondern vereint sie. So wird etwa zum Diphthong /ḁ/ der Diphthong /ɛ̥/ als rezessiv gespeichert erfasst, ebenso aber auch der Monophthong /ɛ:/, wie er etwa in altsächsisch *stēn* /stɛ:n/ erscheint, das wiederum protogerm. **staina-* fortführt (vgl. Kroonen 2013: 472) und mit der vorliegenden Monophthongierung im Altsächsischen eine Regelmäßigkeit darstellt (vgl. Gallée 1993: §30.2); Entsprechendes gilt für altenglisch *stān* /sta:n/ (vgl. dazu etwa Lehnert 1990: §26.4), sodass auch /a:/ für /ḁ/ als rezessiv gespeichert gelten kann.³⁰⁰ Die Frage, ob hierbei jeweils primäre Rezessivität vorliegt, muss jedoch mitunter unbeantwortet bleiben, da aufgrund der schlechten Überlieferungslage der heranzitierten Einzelsprachen keine Auskunft darüber getroffen werden kann, ob möglicherweise Zwischenschritte stattgefunden haben; dort, wo jedoch jeweils beide Laute aufgrund des jeweiligen Phoneminventars als konventionalisiert gelten können, ist gar von o-gradiger Rezessivität auszugehen (obgleich auch hierbei Kettenverschiebungen zu berücksichtigen sind, die etwa positionsabhängig auf diesbezügliche Unterschiede hindeuten können). Als sicher kann aber gelten, dass eine Entwicklung von /ḁ/ zu /uo/ – die durchaus möglich wäre – deutlich unwahrscheinlicher ist und vielleicht gewöhnlich nur mit Zwischenschritten (wie etwa /oə/) erfolgt – von Entwicklungen zu Konsonanten oder komplexeren Lautzusammensetzungen (wie ein Dreilaut /ɛçə/) ganz zu schweigen. Natürlich muss – Lass (1980) folgend – auch die Möglichkeit der Kontinuität sowie die des Schwunds miteinbezogen werden, wobei insbesondere Kontinuität nichts anderes bedeutet, als dass zwei (oder mehr) aufeinander folgende Phänotypisierungen desselben sprachlichen Elements in derselben Weise erfolgen (möglicherweise weil diese

³⁰⁰ Wir werden noch feststellen, dass diese Aussage etwas zu präzisieren sein wird: So sollte eben nicht gesagt werden, dass zum Diphthong /ḁ/ etwa der Diphthong /ɛ̥/ und der Monophthong /ɛ:/ als rezessiv gespeichert sind, sondern vielmehr, dass alle drei Diphthonge mögliche Werte desselben sprachlichen Elements darstellen, das hier einem bestimmten Wurzelvokal entspricht; lediglich ist jeweils ein Unterschied hinsichtlich desjenigen Werts, der jeweils die höchste Phänotypisierungswahrscheinlichkeit aufweist, feststellbar.

„Weise“ der Phänotypisierungsmöglichkeit mit der höchsten Phänotypisierungswahrscheinlichkeit entspricht).

Zur Kontinuität ist genauer festzustellen, dass prinzipiell jedes Mal, wenn ein Ausdruck von einem Sprecher geäußert wird, die Möglichkeit zur lautlichen Veränderung im Vergleich zur letztmaligen Äußerung besteht (wir wollen daher alle jeweiligen „Entwicklungsmöglichkeiten“ auch eher als generell in jeder einzelnen Phänotypisierungssituation miteinander konkurrierende Phänotypisierungsmöglichkeiten verstehen, wobei sich durch regelmäßige Durchsetzung zuvor seltener Phänotypisierungsmöglichkeiten die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit selbiger erhöhen kann, was sich schließlich gar als Lautwandel beobachten lässt, wenn die Kollektivebene davon in relevantem Maße erfasst wird). Theoretisch ist also bei hochfrequenten Ausdrücken einer Einzelsprache – d.h. konkret: bei Ausdrücken mit einer hohen Tokenfrequenz – eher mit Lautwandel zu rechnen, als bei niedrigfrequenten. Dies deckt sich etwa mit den Untersuchungsergebnissen von Damaris Nübling, die für hochfrequente Verben in den germanischen Sprachen einen Hang zur Irregularisierung feststellte (vgl. Nübling 2000: 290), ein Vorgang, der natürlich eine Phänotypisierung unterschiedlicher und zuvor rezessiver Varianten beschreibt. Allerdings darf hierbei nicht vergessen werden, dass im Sinne der Kommunikationsfunktion von Sprache Konvention eine wichtige Rolle spielt und häufige Verwendung auch zur Etablierung oder Verfestigung von Konvention führen kann. Und so wird bei einem hochfrequenten Ausdruck eine einmalige Änderung der (konventionellen) Lautgestalt durch einen Sprecher keine Veränderung der Konvention auf Kollektivebene nach sich ziehen, vielleicht wird noch nicht einmal der betreffende Sprecher selbst eine relevante Änderung in seinem Mentalen Lexikon vornehmen und die von ihm verwendete Änderung der Lautgestalt womöglich nie mehr wiederholen.

Dass Nüblings Ergebnisse dennoch keinen Sprach- bzw. Naturgesetzen widersprechen und aus dieser Warte gleichsam nicht infrage zu stellen sind, lässt sich mathematisch erklären: Wenn ein sprachliches Element A vom Zeitpunkt seines letzten Auftretens im Phänotyp einer Einzelsprache zum Zeitpunkt seines nächsten Auftretens x Entwicklungsmöglichkeiten³⁰¹ aufweist (einschließlich der Möglichkeit der Kontinuität), und wir x sowie die jeweiligen (Phänotypisierungs-)Wahrscheinlichkeiten für die einzelnen Entwicklungsmöglichkeiten von

³⁰¹ x ist hier in jedem Fall eine ganze, natürliche Zahl (außer 0).

einem Zeitpunkt des Auftretens zum nächsten unverändert lassen,³⁰² aber unendlich viele aufeinanderfolgende Zeitpunkte³⁰³ des Auftretens von *A* im sprachlichen Phänotyp betrachten, so wird jede der Entwicklungsmöglichkeiten irgendwann phänotypisiert worden sein.

Dies lässt sich besser ausdrücken, wenn wir die Wahrscheinlichkeit für Kontinuität als p und die für Diskontinuität als \bar{p} bezeichnen, wobei wir Kontinuität stets als das mindestens zweimalige Aufeinanderfolgen derselben Phänotypisierungsmöglichkeit bei entsprechenden Auftrittszeitpunkten eines sprachlichen Elements im sprachlichen Phänotyp definieren. Da wir die Möglichkeit einer Nicht-Phänotypisierung dabei ausblenden, gilt freilich $p + \bar{p} = 1$, wobei wir annehmen, dass stets gilt $p < 1$. Betrachten wir nun n aufeinanderfolgende Phänotypisierungszeitpunkte, so gilt:

$$\lim_{n \rightarrow \infty} p^n = 0 \iff \lim_{n \rightarrow \infty} \bar{p} = 1$$

Wir können dauerhafte Kontinuität somit ausschließen. Nun macht ein einmaliges Durchbrechen einer Kontinuität selbstverständlich noch keinen Sprachwandel aus, es bedarf hierbei vielmehr dem Wandel einer Konvention auf einer Kollektivebene. Wenn wir besagte Formel, die wir problemlos auf Individualebenen anwenden können, betrachten, erkennen wir, dass dauerhafte Kontinuität auf Individualebene mathematisch ausgeschlossen werden kann.³⁰⁴ Eingedenk der Synchronisierungsprozesse, die aus der Eingabe mehrerer Individualebenen eine Kollektivebene „generieren“ (s. Kapitel 1.5.2.3 dieser Arbeit und vor allem auch,

³⁰² Dieser Vorstellung wollen wir uns hier im Sinne einer leichteren Beschreib- und Nachvollziehbarkeit hingeben. Tatsächlich würde die behauptete Konstanz von x und den jeweiligen Wahrscheinlichkeiten nur dann bestehen, wenn jeweils die Möglichkeit der Kontinuität phänotypisiert würde und auch mögliche weitere Parameter, die die jeweiligen Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten beeinflussen, ebenfalls konstant blieben; denn ein durchgeführter Wandel eines sprachlichen Elements würde unweigerlich entweder x oder die jeweiligen Wahrscheinlichkeiten oder gar beides verändern. Dies ändert jedoch nichts am entscheidenden Ergebnis, das durch die vereinfachte Darstellung leicht einsichtig wird: Die Wahrscheinlichkeit des Auftretens jeder bestehenden Phänotypisierungsmöglichkeit im Zuge unendlich vieler betrachteter Auftritts- bzw. Phänotypisierungszeitpunkte geht gegen 1.

³⁰³ „Unendlich viele“ bedeutet hier natürlich, dass es sich bei entsprechenden Zahlenwerten um eine gegen unendlich strebende Zahlenfolge aus ganzen, natürlichen Zahlen handelt (d.h. die Folge hat keine obere Grenze).

Auch für ∞ gilt hier und im Folgenden, dass es sich dabei um eine ganze, natürliche Zahl handeln muss.

³⁰⁴ Natürlich ist etwa die Sterblichkeit von Trägern solcher Individualebenen ein Faktor, der dazu führen kann, dass der Moment der Diskontinuität doch nicht erreicht wird.

die dort heranzitierten Ausführungen von Herrgen/Schmidt 2011: 28-33), können wir daher bei unendlich vielen Phänotypisierungszeitpunkten eines sprachlichen Elements innerhalb einer Sprachgemeinschaft – die über mindestens so viele Phänotypisierungskanäle wie Angehörige verfügt – konstatieren, dass auch auf Kollektivebene für Konventionen dauerhafte Beständigkeit auszuschließen ist. Hinsichtlich besagter zugrunde liegender Formeln ist weiterhin darauf hinzuweisen, dass nicht nur für $n \rightarrow \infty$ gilt, dass die Wahrscheinlichkeit für Kontinuität 0 ist, sondern auch allgemeiner, dass gilt, je größer n , umso unwahrscheinlicher ist Kontinuität.³⁰⁵ Dementsprechend steigt auch die Wahrscheinlichkeit für den Niedergang einer Konvention auf Kollektivebene je häufiger es zu Phänotypisierungen kommt, die von der entsprechenden Konvention betroffen sind bzw. sein können.

D.h., selbst wenn man annimmt, dass für hochfrequente Ausdrücke die Wahrscheinlichkeit von Kontinuität aufgrund sich verfestigender Konvention gesteigert wird, steigt mathematisch gesehen die Wahrscheinlichkeit für Wandel mit jedem Auftreten im Phänotyp weiter an³⁰⁶ (und die Anzahl des Auftretens hochfrequenter Ausdrücke im Phänotyp ist schließlich definitionsgemäß überproportional hoch, sonst würde es sich ja nicht um hochfrequente Ausdrücke handeln).³⁰⁷

Während die Irregularisierungen bei den von Nübling untersuchten Verben vor allem (flexions)morphologischer Natur sind (vgl. etwa Nübling 2000: 290f),

³⁰⁵ Somit bleibt auch festzuhalten, dass die Wahrscheinlichkeit für das mindestens einmalige Auftreten aller Möglichkeiten, in der ein sprachliches Element phänotypisiert werden kann, steigt, je größer der Wert von n ist. Dies erklärt die von Nübling (2000) festgestellten Irregularisierungsprozesse hochfrequenter Verben, aber ebenso anderer sprachlicher Elemente.

³⁰⁶ Ähnlich verhält es sich in der Biologie hinsichtlich der Mutationsrate, die unter anderem von der Anzahl bzw. Frequenz von Zellteilungen abhängt (vgl. Sauermost 2002b: 407f). Zellteilungen sind dahingehend mit dem (Wieder-)Auftreten eines sprachlichen Elements im Phänotyp einer Sprache vergleichbar, als beide Ereignisse die Möglichkeit einer Veränderung gegenüber dem jeweiligen Vorzustand in sich bergen. Natürlich ist – wie zu Beginn dieser Arbeit bereits ausführlich dargelegt wurde – das Generationenmodell der Biologie, das mit Zellteilungen verbunden ist, nicht direkt auf Sprachentwicklung übertragbar, sodass der hier angestellte, veranschaulichende Vergleich zunächst nur hinsichtlich der hier behaupteten Parallele Gültigkeit beansprucht.

³⁰⁷ Neben dieser mathematischen Erklärung stehen selbstverständlich weiterhin die von Nübling herausgearbeiteten Faktoren, die zu einer Irregularisierung hochfrequenter Formen führen können bzw. die Wahrscheinlichkeit dafür erhöhen. Dabei sind etwa Performanzgründe zu nennen, die Nübling zufolge daher rühren, dass bei hochfrequenten Formen „kurze, syllabisch einfache, differenzierte, sprich irreguläre und bereits als unanalytierte, gebrauchsfertige Einheiten vorliegende Wortformen von hohem Nutzen [sind]“ (Nübling 2000: 290).

sei darüber hinaus darauf hingewiesen, dass auf phonologischer Ebene regelmäßige Lautwandel darauf hindeuten, dass man für lautliche Veränderungen für gewöhnlich eher das Lautsystem als solches berücksichtigen muss, als einzelne, isoliert betrachtete Ausdrücke;³⁰⁸ doch auch in diesem Zusammenhang ist das Entscheidende, ob sich Veränderungen des Lautsystems bis auf die Kollektiv-ebene einer Sprachgemeinschaft durchsetzen können oder nicht.

Ähnlich der Kontinuität verhält es sich hinsichtlich des Schwunds, wobei die Wahrscheinlichkeit für Schwund erheblich geringer sein muss, denn andernfalls wären Sprachen einem viel höherem Wandlungstempo ausgeliefert: Regelmäßiger Schwund – d.h. häufigeres Eintreten von Schwund als von Kontinuität – von Lauten würde Ausdrücke verkürzen und entstellen, sodass schließlich andere Laute „einspringen“ müssten, was einen rasanten Wandel von Erbworten zur Folge hätte, der Kognaten innerhalb kurzer Frist zur Unkenntlichkeit verändern dürfte.³⁰⁹ Vermutlich würden damit auch Einbußen hinsichtlich der Erfüllung der Kommunikationsfunktion von Sprache einhergehen. Dass Schwund aber tatsächlich eine relevante Entwicklungsmöglichkeit ist, lässt sich an allerhand Beispielen zeigen, von denen im Folgenden noch einige besprochen werden.

Angesichts des entstellenden Charakters von Schwund lässt sich im Übrigen konstatieren, dass bei entsprechend großen Zeiträumen Schwund, aber auch alle anderen Formen von Sprachwandel, Ausdrücke derart verändern kann, dass Kognaten entweder nicht mehr feststellbar sind oder gar vermeintliche Kognaten gefunden werden können, die in Wahrheit gar keine sind. Da sich, wie noch gezeigt werden wird, bereits in der Geschichte des Germanischen, die wir auf maximal drei- eher nur zweitausend Jahre in aussagekräftigem und halbwegs gesichertem Maße rekonstruieren können, mehrfach lautlicher Schwund nachweisen lässt, können angesichts des Alters menschlicher Sprache – das je nach Forschungsmeinung zwischen 50.000 und mehr als 500.000 Jahren beträgt (vgl. Dediu/Levinson 2013: 1) – Sprachvergleiche schon aus Gründen der Entwicklungsmöglichkeiten und -wahrscheinlichkeiten der einzelnen sprachlichen Elemente sowie ihres Zusammenspiels Postulate der meisten größeren Sprachfamilien

³⁰⁸ Siehe hierzu etwa auch die Untersuchungen von William Labov (2006) zur Entwicklung von /uw/, /ow/ und /aw/ im amerikanischen Englisch, der dabei regelmäßige Lautveränderungen als unabhängig von Morphemen oder Lexemen, in denen die entsprechenden Laute oder Lautverbindungen auftreten, und deren Gebrauchsfrequenz bzw. Phänotypisierungshäufigkeit erkennt (vgl. Labov 2006: 509f).

³⁰⁹ Diese Annahme deckt sich auch mit Janet Pierrehumberts (2005) Einschätzung, dass Sprache statistisch widerstandsfähig sei – wörtlich nennt sie Sprache „statistically robust“ (Pierrehumbert 2003: 205) –, wobei etwa „Fehler“ – d.h. signifikante Abweichungen von einer bestehenden Konvention – die im Prozess des Spracherwerbs angeeignet wurden, korrigiert werden können und gleichsam keinen Kollaps des zuvor angeeigneten sprachlichen Wissens bewirken (vgl. Pierrehumbert 2003: 205).

(Makrofamilien) keinem wissenschaftlichen Anspruch genügen. Entscheidend ist hierbei die Frage des Alters der jeweiligen Protosprache, das angesichts der rekonstruierten Entwicklungsgeschichte des Menschen etwa für das Nostratische, das indigene Sprachen Europas, Nordafrikas und Asiens umfassen soll (vgl. etwa Bomhard/Kern 1994: 19-34 u. Dolgopolsky 1998: 5-8), viele zehntausend Jahre betragen müsste (vgl. Dolgopolsky 1998: 26-38, wo für eine Datierung einer nostratischen Protosprache mindestens vor dem Mesolithikum plädiert wird; s. hinsichtlich grundsätzlicher diesbezüglicher Bedenken etwa Kausen 2013: 633 u. 2014: 1109). Selbst wenn man also von derartigen Makrofamilien ausgehen möchte, bleiben sie bei derart alten Protosprachen zuletzt unbewiesen und Listen vermeintlicher Kognaten wie sie etwa Merritt Ruhlen gerne aufführte (so etwa in Ruhlen 1994) aussagegelos, weil es sich dabei etwa um zufällige Ähnlichkeiten oder Lehnwortschatz handeln kann (vgl. dazu etwa die Kritik bei Kausen 2013: 633); die Relevanz dieser Kritik wird umso deutlicher, wenn man sich bewusst macht, wie viel Prozent des Wortschatzes einer Gegenwartssprache nach aktuellem Kenntnisstand als Lehnwortschatz anzunehmen ist: So weisen etwa das Koreanische und das Japanische der Gegenwart – auf Grundlage der anerkannten Sprachfamilien und ihrer Entwicklungen (diesbezüglich sei wiederum auf Kausen 2013 verwiesen) – jeweils rund 65% Lehnwortschatz gegenüber mutmaßlich nur etwa 35% Erbwortschatz auf (vgl. Kausen 2013: 541 u. 559).

Neben Kontinuität und Schwund haben wir es auf phonologischer Ebene, wie schon auf lexikalischer, mit der dritten Möglichkeit, der Innovation, zu tun. Lautwandel wie jener von /aɪ/ zu /ɛɪ/ bzw. /ɛɪ/ zu /aɪ/ oder von /aʊ/ zu /oʊ/ bzw. /oʊ/ zu /aʊ/ sind ein Beispiel dafür, wobei sich phänotypisch jeweils eine Transformation des Diphthongs beobachten lässt, bei der sich je ein Element des Diphthongs verändert. Denkbar wäre, wie bereits erwähnt, auch eine Veränderung beider Elemente oder das Hinzutreten eines dritten Elements; beide Varianten sind ebenfalls als Innovationen aufzufassen. Hinsichtlich des Hinzutretens weiterer Elemente sei auf die Vorstellung der Zweigliedrigkeit verwiesen, wie sie insbesondere bezüglich der Wortbildung bei Komposita bereits ausführlich dargestellt wurde. Demzufolge besteht zwar die Möglichkeit, dass sich eine aus zwei Phonemen bestehende Kombination zu einer aus vier Phonemen bestehenden entwickelt, allerdings gilt analog zur Wortbildung, dass nicht von einer einschrittigen Entwicklung ausgegangen werden sollte, sondern gemäß des Postulats der Zweigliedrigkeit davon, dass sich je zwei Phoneme oder Phonemkombinationen miteinander verbinden.³¹⁰ Die Zahl nötiger Zwischenschritte lässt im

³¹⁰ Also kann etwa (zuerst) /aɪ/ + /l/ = /aɪl/ und (dann) /aɪl/ + /o/ = /aɪlo/ gelten; nicht aber /aɪ/ + /l/ + /o/ = /aɪlo/.

Übrigen wieder eine Kategorisierung der jeweiligen Kombination als primär, sekundär oder tertiär (usw.) rezessiv zu, wobei gegebenenfalls auch weitere Parameter wie die allgemeine lautliche Umgebung oder das Phoneminventar der jeweiligen Einzelsprache zu berücksichtigen sind; sind Phonemkombinationen einmal gebildet und – etwa morphologisch – verfestigt, können sie ihrerseits als o-gradig oder primär rezessiv gelten.

Wenn wir nun festgestellt haben, dass die Entwicklungswahrscheinlichkeit für die Möglichkeit der Kontinuität schon angesichts sprachlicher Konvention recht hoch sein muss, die Wahrscheinlichkeit für Schwund geringer als für Kontinuität und die Wahrscheinlichkeit für Innovation in Form von Transformation größer als für Innovation in Form von Hinzutreten weiterer Elemente, so ergibt sich daraus in Konsequenz, dass die Entwicklungswahrscheinlichkeit eines Ausdrucks A zu A_1 am höchsten ist, wenn sich A und A_1 nur in einem lautlichen Element voneinander unterscheiden. Diese Annahme wird von zahlreichen Erkenntnissen der sprachhistorischen Forschung gestützt: So ändert sich von mhd. *slange* zu nhd. *Schlange* nur der Anlaut, bei mhd. *wunne* zu nhd. *Wonne* nur der Wurzelvokal und auch bei mhd. *lihen* zu nhd. *leihen* liegt ausschließlich eine Diphthongierung des Langvokals zu zwei Kurzvokalen vor. Wenn sich aber mhd. *swin* zu nhd. *Schwein* entwickelt, fallen zwei Lautwandel zusammen, die allerdings – wie ja schon mhd. *slange* zu nhd. *Schlange* und mhd. *lihen* zu nhd. *leihen* zeigen – als unabhängig voneinander zu betrachten sind. Dass sich Lautwandel von einer Sprachstufe zur nächsten nicht raum- und zeitgleich ausbreiten, ist allgemein bekannt und in der Geschichte des Deutschen insbesondere anhand der Lautwandel vom mittel- zum (früh)neuhochdeutschen recht gut belegt. Es ist daher stets von Zwischenschritten auszugehen, die die Zweigliedrigkeitsthese untermauern: So wissen wir, dass etwa sich die neuhochdeutsche Diphthongierung von Südosten her ausbreitete, die neuhochdeutsche Monophthongierung jedoch von Norden (vgl. Christopher Wells 1990: 122). Eine Form wie mhd. *hüssuoche*, die nhd. als nhd. **Haussuche* erschiene, hätte demnach höchstwahrscheinlich niemals ohne Zwischenschritt beide Lautwandel gleichzeitig durchlaufen. Die schlechte Überlieferungslage früherer Sprachstufen erschwert jedoch eine Rekonstruktion relativer Chronologien von Sprachwandeln in vielen Fällen.

Wenn wir nun die Veränderung von einem Ausdruck A zu A_1 als besonders wahrscheinlich erachten, wenn sich A und A_1 nur in einem lautlichen Element voneinander unterscheiden, dann fällt auf, dass genau dies bei reinen Reimen der Fall ist. So unterscheiden sich dt. *besser* und **schesser* allein im Anlaut, selbiges gilt etwa für dt. *Herz* und dt. *Scherz* oder dt. *auch* und dt. *Bauch*. Bei unreinen Reimen – wie *Gösser* zu dt. *besser* – betrifft der Unterschied schon zwei Elemente, wobei /œ/ im Ausdruck *Gösser* natürlich lautlich näher am /ε/ in *besser* liegt als

es bei einem /ʊ/ der Fall wäre³¹¹ (d.h. /ɛ/ weist auch – schon aus artikulationsökonomischen Gründen (wie ein Blick in das Vokaltrapez zeigen kann) – eine höhere Entwicklungswahrscheinlichkeit zu /œ/ als zu /ʊ/ auf). Daraus lässt sich ableiten, dass Reime durchaus relativ hohe Entwicklungswahrscheinlichkeiten zueinander aufweisen können; dennoch ist zu beachten, dass ein veränderter Laut gleichsam als Distinktionsmerkmal fungiert. Hierbei ist ferner zu beachten, dass dies alles allein die (lautliche) Ausdrucksseite sprachlicher Zeichen betrifft. Um etwa Relevanz für Sprachwandel zu gewinnen, müsste eine lexikalische Einheit ausdrucksseitig eine Reimform als neuen Ausdruck unter Beibehaltung ihrer inhaltsseitigen Informationen etablieren. Bei mhd. *slange* zu nhd. *Schlange* mag man dies so feststellen, bei mhd. *hûs* zu nhd. *Haus* wird man dies hingegen in Frage stellen: Denn obwohl sich hier nur ein Laut verändert hat, würde man hier gemeinhin kaum von einem Reim sprechen, da – vor allem im nichtwissenschaftlichen Sinne, wo gemeinhin keine konsonantischen Reime beschrieben werden – Reime mit Endreimen samt Vokal- und Endungsidentität in Verbindung gebracht werden. Gäbe man einem Mitglied der Sprachgemeinschaft des Gegenwartssprachdeutschen die Aufgabe einen Reim auf dt. *Haus* zu bilden, würden die Antworten wohl dt. *Maus*, *Klaus* oder *raus* lauten und eben nicht dt. *Hass* oder *heiß*. Beim Reimen ist offensichtlich vor allem der Anlaut für Veränderungen anfällig und Verteilungsmuster, die vom Anlaut des jeweiligen Ausgangsausdrucks abhängen, sind dabei nicht erkennbar (wie die Anlaute /m/, /k/ und /r/ in *Maus*, *Klaus* und *Raus* auf /h/ in *Haus* zeigen).

Zusammenfassend lässt sich also konstatieren, dass Reime zwar ausdrucksseitige Relationen darstellen, die sich in der Regel nur in einem Laut voneinander unterscheiden – was eine Parallele zu Lautwandeln darstellen kann –, aber dabei deutlich eingeschränkter sind, als es bei Lautwandeln, die sprachhistorisch belegt sind, der Fall ist. Erklärend ist diesbezüglich die Tatsache heranzuziehen, dass sich Lautwandel in den meisten Fällen nicht auf bestimmte Ausdrücke beschränken, sondern systematisch innerhalb des Lautsystems einer Einzelsprache erfolgen. Dabei ist die Position eines Lauts innerhalb eines Ausdrucks oft unerheblich,³¹² was beim Reim, wie soeben dargelegt wurde, nicht der Fall ist. Allerdings zeigt sich, dass die Art bevorzugter Ausdrucksrelationen stark kulturabhängig ist – es sei hierbei etwa auf die ältere germanische Stabreimdichtung verwiesen, die Anlauten ein Primat einräumte und Endungen für gewöhnlich völlig

³¹¹ Es sei hierbei explizit auf das populäre und allgemein in der Phonologie gebräuchliche Vokaltrapez verwiesen, das derartige Zusammenhänge leicht einsichtig darstellt.

³¹² So findet etwa die nhd. Diphthongierung von mhd. /u:/ zu nhd. /ay/ in jeder Position statt, wie mhd. *ûz* zu nhd. *aus*, mhd. *hûs* zu nhd. *Haus*, und mhd. *sû* zu nhd. *Sau* belegen.

ignorierte (s. dazu etwa März 2003: 489-491). Innersprachlich kann hierbei auch die übliche Gestalt der Endungen eine wichtige Rolle spielen: So begünstigte die Nebensilbenabschwächung vom Alt- zum Mittelhochdeutschen bekanntlich das Endreimen, da dadurch erheblich mehr mögliche Endreime entstanden, weil die Wahrscheinlichkeit, dass auf die Wurzelvokale zweier Ausdrücke, die über identische Wurzelvokale verfügen, Nebensilbenvokale, die ebenso bei beiden Ausdrücken identisch (also meist /ə/) sind, folgen, erhöht wurde.

Es lässt sich also festhalten, dass Reime als synchrone Phänomene das Lautsystem einer Sprache offenbar nicht beeinflussen und selten diachron wirken, aber Lautwandel demgegenüber meist einen systematischen Hintergrund aufweisen. Daher ist die Bedeutung von Ausdrucksrelationen wie Reimen oder Aliterationen für die allgemeine Sprachentwicklung gering. Hinsichtlich des Rezessivitätskonzepts müssen aber für einen Ausdruck auch dessen Reime als rezessiv gespeichert wahrgenommen werden; die Entwicklungsmöglichkeit eines Ausdruck *A* zu einem auf ihn reimenden Ausdruck *A₁* ist also vorhanden, ihr Eintreten – d.h. eine derartige Phänotypisierung – kann aber als eher unwahrscheinlich gelten. Als Fazit kann dementsprechend festgehalten werden, dass Ausdrücke, die zu einem bestimmten Ausdruck in ausdrucksseitiger – etwa lautlicher – Relation stehen, durchaus als zu diesem Ausdruck rezessiv gespeichert gelten können,³¹³ aber vor allem, weil sie grundsätzlich innerhalb des jeweiligen

³¹³ Hinsichtlich dieser Rezessivität ist natürlich stets das Phoneminventar einer Sprache als Teil der Wahrscheinlichkeiten determinierenden Faktoren zu berücksichtigen, außerdem muss die Fähigkeit der Lautkombination gegeben sein (was bei artikulatorisch und artikulationskognitiv nicht eingeschränkten Menschen natürlich der Fall ist, andernfalls wäre Sprache ohnehin nicht möglich). Dies heißt aber nicht, dass nicht auch probabilistisch beschreibbare Möglichkeiten der Erweiterung des Phoneminventars bestehen (so etwa denkbar durch Sprachkontakt und Lehnverhältnisse).

Ein Beispiel für den Einfluss des Phoneminventars auf den Phänotyp eines sprachlichen Ausdrucks mag im Russischen *Гамбург* /'gambʊrk/, der russischen Bezeichnung für die Stadt Hamburg (vgl. Langenscheidt-Redaktion 2015: 99) gesehen werden: Der Anlaut, der im Russ. konventionell in Form eines /g/ phänotypisiert wird, lässt sich hinsichtlich seiner Abweichung von der dt. Aussprache vermutlich dadurch erklären, dass im Russ. das Phonem /h/ nicht zum Phoneminventar gehört (s. bezüglich des russ. Phoneminventars etwa Langenscheidt-Redaktion 2015: 8-14). Dieser Umstand führt dazu, dass die Bezeichnung für die Stadt Hamburg im Russ. nur mit einer sehr geringen Phänotypisierungswahrscheinlichkeit mit einem /h/-Anlaut phänotypisiert wird. Die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für einen /g/-Anlaut ist als ungleich höher einzuschätzen, weshalb eine derartige Lautgestalt im Russ. Konventionalisierung erfahren haben dürfte. Dabei sind sowohl /h/ als auch /g/ als unterschiedliche Phänotypisierungsmöglichkeiten derselben sprachlichen Variablen – hier in Form ei-

2 – Die Theorie rezessiver Information in Sprache und die Speicherung

Sprachsystems rezessiv sind; ferner ist zu konstatieren, dass die Relevanz dessen für das Sprachsystem jedoch recht gering ist.

2.2.2 – Rezessive Information auf phonologischer Ebene

Was aber kann das Konzept sprachlicher Rezessivität auf phonologischer Ebene für die Forschung konkret leisten? Es ermöglicht informationstheoretische Erklärungen für Phänomene, die bisher – wenn überhaupt – nur teilweise begründet werden konnten. Dabei stellt das Konzept an sich nur bedingt neue Erkenntnisse bereit, erlaubt aber aufgrund einer einheitlichen und wohl definierten Terminologie genauere Aussagen über Ursache und Wirkung sowie Informationsfluss in Sprache in diachroner Sicht, die letztlich zu einem großen Erkenntnisgewinn führen werden.

Es konnte anhand der Beispiele der Lautgeschichte der Wurzelvokale von nhd. *Stein* und nhd. *laufen* bereits gezeigt werden, dass das Allgemeine Rezessivitätsmuster in Sprache Anwendung finden kann. Innerhalb der Lautgeschichte der germanischen Sprachfamilie lassen sich darüber hinaus aber noch zahlreiche andere Aspekte finden, die mithilfe des Allgemeinen Rezessivitätsbegriffs erklärt werden können.

2.2.2.1 – Der Fall des i-Umlauts in den älteren germanischen Sprachen

Der Forschung ist etwa der Umstand bekannt, dass die meisten nordwestgermanischen Sprachen i-Umlautungsprozesse durchlebten. Die Überlieferungslage lässt diesbezüglich genaue Datierungen nicht zu, doch müssen sie im Altenglischen und Altnordischen vor 700, im Ahd. etwa ab 800 stattgefunden haben und im Altsächsischen nur unwesentlich später als im Ahd. (vgl. Haugen 1976: 150-153, Nielsen 1981: 89 u. Speyer 2007: 49-53). Vieles deutet darauf hin, dass die i-Umlaute in den verschiedenen (nordwest)germanischen Dialekten, die sich typologisch betrachtet in jener Zeit zu Einzelsprachen entwickelten, unabhängig

ner Phonem-Stelle – zu verstehen (auf „Variablen als Wert eines sprachlichen Elements“ wird später noch im Detail eingegangen werden, ferner kann diesbezüglich auch das im Anhang dieser Arbeit befindliche Glossar konsultiert werden).

voneinander stattfanden, Sprachkontakt untereinander also als Auslöser der Umlautungen weitgehend auszuschließen ist (vgl. Speyer 2007: 51-53).

Zunächst ist festzuhalten, dass dies aus mathematischer Sicht ein eigenartiger Sachverhalt ist: Angesichts der vielfältigen Möglichkeit wie sich Vokale entwickeln könnten – durch Schwund, Kontinuität oder unterschiedliche Formen der Innovation –, kann es eigentlich kein Zufall sein, dass in all diesen germanischen Einzelsprachen dasselbe Phänomen einer partiellen regressiven Fernassimilation nach /i/ – und nichts anderes ist ein i-Umlaut in den germanischen Sprachen – unabhängig voneinander stattgefunden haben soll und das zudem noch offenbar innerhalb weniger Jahrhunderte, d.h. ohne größeren zeitlichen Abstand. Die Begründungen, die die bisherige Forschung für diesen eigenartigen Sachverhalt bereitstellt, d.h. die Auflösung von dessen mathematischen Unwahrscheinlichkeit, weisen zwei Linien auf: Erstens wird der germanische Initial- oder Wurzelakzent dafür verantwortlich gemacht, also eine Akzentregel, die wohl im Proto-germanischen entwickelt wurde und somit für alle späteren germanischen Einzelsprachen Geltung erlangen konnte (vgl. Speyer 2007: 39 u. 53),³¹⁴ und zweitens wird festgestellt, dass „Vokalfernassimilation nicht gerade selten vorkommt. Man denke z.B. an Vokalharmonie im Finnischen, Ungarischen, Türkischen, Mongolischen usw. (Mit Vokalharmonie bezeichnet man die Fernassimilation des Vokals eines Affixes an den Vokal des Wortstammes.)“ (Speyer 2007: 53).

Natürlich ist es korrekt, dass Vokalfernassimilation nichts Besonderes oder nur germanische Sprachen Betreffendes ist, dennoch ist der Aussagewert dessen für die vorliegende Problemstellung gering, denn die Frage, warum in unterschiedlichen germanischen Einzelsprachen unabhängig voneinander jeweils ausgerechnet i-Umlaute aufgetreten sind und dies zudem ohne größeren zeitlichen Abstand geschah, ist damit nicht beantwortet. Selbiges trifft eingeschränkt auch für den germanischen Initial- oder Wurzelakzent zu: Denn wäre er allein dafür verantwortlich, dass sich Wurzelvokale dem Vokal der Folgesilbe angleichen, dann müssten auch Umlaute nach anderen Vokalen in den entsprechenden Sprachen zu finden sein, was aber nur auf nordgermanische Dialekte bzw. Einzelsprachen wie das Altisländische oder Altnorwegische zutrifft, in denen sich neben dem i- etwa auch u-Umlaute finden (s. dazu etwa Noreen 1923: §58-86). Ebenfalls widersprüche dem die Tatsache, dass für das Niederländische zu keiner

³¹⁴ Es sei erwähnt, dass der germanische Initial- bzw. Wurzelakzent auch für die Nebensilbenabschwächung, die sich etwa zum Mhd. oder Mittelenglischen, mitunter ebenso in nordgermanischen Sprachen wie dem Dänischen feststellen lässt, verantwortlich gemacht wird (vgl. Speyer 2007: 53). Auch hierbei handelt es sich um unabhängig voneinander stattfindende, identische Entwicklungen innerhalb des Lautsystems dieser germanischen Sprachen.

Zeit Umlaute der Langvokale nachweisbar sind, womit es innerhalb der nordwestgermanischen Sprachen als Ausnahme gelten kann (s. dazu v.a. Buccini 2003: 183-220). Daran ändert auch die Bemerkung, „dass in einer der wenigen anderen indoeuropäischen Sprachgruppen, die zum Initialakzent übergegangen sind, nämlich dem Inselkeltischen, ebenfalls Umlautphänomene zu beobachten sind“ (Speyer 2007: 53), nichts, denn dies erklärt Umlaute, wie gerade gesehen, nicht vollumfänglich.

Da nun kein Ansatz eine umfassend befriedigende Erklärung für das fast zeitgleiche und zugleich unabhängige Auftreten von i-Umlauten in unterschiedlichen germanischen Einzelsprachen liefert, lohnt es sich, das Phänomen der i-Umlaute informationstheoretisch aufzuarbeiten. Welche Informationen müssen also vorhanden sein, damit es zu einem i-Umlaut kommen kann? Grundsätzlich ist die Antwort simpel: Nötig sind einzig Vokale außer solchen der Qualität /i/, die innerhalb der betroffenen Sprache mit Folgesilben auftreten, in denen mindestens ein Vokal der Qualität /i/ vorhanden ist, sowie die artikulatorische (und auch kognitive) Fähigkeit zur Vokalfernassimilation.³¹⁵ Gemäß des Rezessivitätskonzepts können i-Umlaute als primär rezessiv in einem jeweiligen Sprachsystem gespeichert gelten, sobald diese Bedingungen zeitgleich als erfüllt vorliegen – und dies muss für das Protogerm., alle germanischen Dialekte und späteren Einzelsprachen angenommen werden, d.h. sie alle weisen i-Umlaute primär rezessiv gespeichert auf, und das wohl lange bevor diese erstmals phänotypisiert werden, sich also tatsächlich innerhalb einer dieser Sprachen wahrnehmbar äußern.

Wenn wir nun festgestellt haben, dass etwa der Initial- bzw. Wurzelakzent nicht Teil der Information ist, die i-Umlaute innerhalb einer Einzelsprache rezessiv existent macht, dann stellt dies keinesfalls eine Verneinung seiner Relevanz für die Geschichte der i-Umlaute in den germanischen Sprachen dar. So ist das primär rezessive Vorhandensein von i-Umlauten zunächst hinsichtlich seiner Bedeutung für die Individual- und die Kollektivebene einer Sprache zu beurteilen. Und natürlich ist die betreffende primär rezessive Information, wie wir sie soeben beschrieben haben, für beide Ebenen anzunehmen, da die Kollektivebene durch die verschiedenen Mentaler Lexika der Angehörigen einer Sprachgemeinschaft geprägt wird, also davon, welche Informationen diese hinsichtlich Sprache gespeichert haben (dies betrifft natürlich alle Bereiche des Sprachsystems).

³¹⁵ Diese Fähigkeit mag man als einen auf Artikulationsökonomie beruhenden Mechanismus der Vokalfernassimilation betrachten, der somit vom Artikulationsvermögen des Menschen abhängt. Linguisten, die auf der Jagd nach Universalien sind, mögen in diesem Mechanismus gar eine solche erblicken, obgleich damit zuletzt nur auf anatomisch-physikalische Möglichkeiten bzw. Grenzen menschlicher Sprache verwiesen wird und etwa nicht auf rein innersprachliche Beschränkungen.

Wir können also nur dann für die Kollektivebene feststellen, dass die Informationen, die i-Umlaute primär rezessiv erscheinen lassen, vorhanden sind, wenn auch eine signifikante Zahl an Individuen, die der entsprechenden Sprachgemeinschaft angehören, über diese Informationen in ihren Mentalen Lexika verfügen.³¹⁶ Veränderungen der Kollektivebene werden also, wie wir es in dieser Arbeit bereits mehrfach gesehen haben, immer durch Veränderungen auf Individualebene hervorgerufen (sofern dort eben eine ausreichende Anzahl an Sprachbenutzern eine Veränderung vollzieht), die eine Änderung sprachlicher Konvention nach sich ziehen.³¹⁷

Entscheidend für die Durchsetzung der i-Umlaute in vielen germanischen Einzelsprachen ist demnach nicht allein die Tatsache, dass i-Umlaute bereits primär rezessiv gespeichert waren (dies ist Voraussetzung dafür), entscheidend ist vielmehr, dass die Phänotypisierung dieser primär rezessiven Information eine große Zahl von Individuen, die den jeweiligen Sprachgemeinschaften angehören, erfasst hat bzw. von diesen regelmäßig durchgeführt wurde. Dies macht deutlich, dass die Wahrscheinlichkeit der Phänotypisierung primär rezessiver Information zu einem bestimmten Zeitpunkt nicht allein von der Existenz dieser Information selbst abhängig sein kann, denn andernfalls wäre jede primär rezessive Information zwangsläufig innerhalb kurzer Frist phänotypisiert und dann müssten i-Umlaute auch das gesamte Vokalsystem aller germanischen Sprachen gleichermaßen betreffen (ganz zu schweigen von der bisher bewusst ausgeklammerten Tatsache, dass beispielsweise auch u-Umlaute in all diesen Einzelsprachen primär rezessiv gespeichert waren, aber lediglich im Nordgermanischen nachweisbar konventionalisiert phänotypisch zu wirken begannen).³¹⁸

³¹⁶ D.h. hier konkret, dass eine signifikante Zahl an Sprachbenutzern, die über die artikulatorische und kognitive Fähigkeit zur Vokalfernassimilation verfügen, ihre Sprache in einer Weise gebraucht, in der (unter anderem) Vokale außer solchen der Qualität /i/ geäußert werden, die dann mit Folgesilben erscheinen, in denen mindestens ein Vokal der Qualität /i/ vorhanden ist.

³¹⁷ D.h. die Veränderungen, die auf Individualebene auftreten, müssen nicht von vielen Sprachbenutzern durchgeführt werden, sondern sie müssen bei diesen Sprachbenutzern auch als neue Konvention eingesetzt werden, also regelmäßig und eben nicht einmalig erscheinen sowie sich in Kommunikationen mit anderen Sprachbenutzern bewähren und etablieren.

³¹⁸ Ebenso müssen Umlaute auch für das Lat. als primär rezessiv gespeichert gelten. So hätte dort natürlich die Möglichkeit der konventionellen Durchsetzung von i-, aber auch u- oder anderen Umlauten bestanden. Unter Anwendung des für das Altisländische greifenden Umlautparadigmas (s. dazu etwa Hofmann/Ranke 1988: §7f) hätten sich beispielsweise die Ausdrücke lat. *navis* und lat. *romānus* zu lat. **nevis* (durch i-Umlaut) bzw. **romōnus* (durch u-Umlaut) entwickeln können. Da dies nicht der Fall war und auch die übrigen romanischen Sprachen keine Umlautaffinität aufweisen, ist die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit von Umlauten in den romanischen

Es spricht nach derzeitigem Forschungsstand nichts dagegen, im germanischen Initial- bzw. Wurzelakzent einen Faktor zu sehen, der die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit von i-Umlauten erhöhte³¹⁹ – und so nimmt auch die vorliegende Arbeit diese Position ein –, dennoch reicht dies als Erklärung noch nicht aus, da damit weiterhin die Frage im Raum stünde, warum sich der i-Umlaut nicht vollständig und konsequent in allen germanischen Sprachen durchgesetzt hat. Neben dem primär rezessiven Vorhandensein von i-Umlauten im jeweiligen Sprachsystem und dem Faktor des Initial- bzw. Wurzelakzents muss es also mindestens einen weiteren Faktor (X) geben, der sich entweder positiv auf das Hervorbringen von Umlauten auswirkt, die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit der rezessiven Information also erhöht, oder der dies negativ beeinflusst.³²⁰ Uns fehlt demnach die Kenntnis einer Information X, die sich positiv oder negativ auf Umlautentstehung bzw. -phänotypisierung auswirkt und dieses Faktum sollten wir daher auch explizit benennen.

Sprachen als geringer einzuschätzen als in den germanischen; eine Prüfung der diesbezüglichen Gründe bleibt jedoch noch ausstehend.

³¹⁹ So interagiert Umlaut offenbar in allen Sprachen, in denen er auftritt mit Regeln der Intonation und des Akzents, aber auch dem jeweiligen phonologischen System als solchem (vgl. Klein 2000: 2). Interessant ist dabei etwa, dass im Chamorro, einer austronesischen Sprache, die auf der Pazifikinsel Guam gesprochen wird (s. Kausen 2014: 519f) und in der es keinen Initial- oder Wurzelakzent gibt, Umlaute auftreten, die mit dem i-Umlaut in den germanischen Sprachen vergleichbar sind, die allerdings in entgegengesetzte Richtung wirken: So steht etwa im Ahd. ahd. *gast*_{NOM.SG} ‚Gast‘ neben *gest*_{NOM.PL} ‚Gäste‘, d.h. der i-Umlaut wirkt hier regressiv (vom hinten an stehenden /i/ auf den voranstehenden Vokal), wogegen im Chamorro progressive Assimilation stattfindet (chamarro *âtcu*_{NOM.SG.INDF} ‚Fels‘ neben chamarro *i âtcu*_{NOM.SG.DEF} ‚der Fels‘) (vgl. Klein 2000: 77 u. 81). Die Möglichkeit progressiver i-Umlaute hätte natürlich auch für die älteren germanischen Einzelsprachen bestanden, dennoch gingen alle, die zum i-Umlaut übergingen, zum regressiven über. Da dem so ist, obwohl progressive i-Umlaute diesbezüglich wohl ebenfalls primär rezessiv gespeichert gewesen sind, ist die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit progressiver i-Umlaute in den germanischen Sprachen offenbar als sehr gering einzustufen; den dafür verantwortlichen Faktor mag man wiederum in weiteren phonologischen Unterschieden zwischen den germanischen Sprachen und etwa dem Chamorro entdecken (so auch das Bestreben von Thomas Klein (2000), auf dessen Arbeit hierbei verwiesen sei).

³²⁰ Ein sich auf die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit positiv auswirkender Faktor X würde zum Initial- bzw. Wurzelakzent addierend auftreten, also in den Fällen bzw. Einzelsprachen, in denen er vorliegt, die Wahrscheinlichkeit weiter erhöhen; ein sich negativ darauf auswirkender Faktor X hingegen könnte i-Umlaute verhindern, wo er auftritt. Beides kann schließlich erklären, weshalb i-Umlaute in den germanischen Sprachen nicht konsequent und flächendeckend konventionalisiert wurden.

Mit dieser Analyse geraten wir fast zwangsläufig in die Fahrwasser des Determinismus,³²¹ behaupten also, dass die unterschiedlichen Formen des Erscheinens oder Unterbleibens von Umlauten in den germanischen Einzelsprachen eben nicht zufällig, sondern unausweichlich waren (auch dies ist eine Position, die in der Forschung immer wieder – mehr oder weniger radikal – zu finden ist, wenn etwa auf gemeinsame Grundlagen verwiesen wird, die nach der Trennung verwandter Einzelsprachen voneinander eine ähnliche oder identische Weiterentwicklung polygenetisch erklären³²²).

³²¹ Eine Diskussion zu Fragen des Determinismus kann in dieser Arbeit freilich nicht geleistet werden, zumal allgemein bekannt ist, dass dazu bislang (Stand 2019) keine allgemein anerkannte Position existiert. Ein konsequenter Determinismus verneint etwa die Existenz des freien Willens und führt tief in psychologische und neurologische, aber vor allem auch philosophische Fragestellungen. Es sei hier daher schlicht die Tatsache festgehalten, dass die Kerninhalte deterministischer Weltanschauungen – ebenso wie nicht-deterministischer – nicht beweisbar sind, dass von naturwissenschaftlicher Warte aus jedoch, wenn man annimmt, dass die Naturgesetze uneingeschränkt gelten, Determinismus durchaus plausibel erscheint. Einen nicht-deterministischen, sondern von Zufall und Chaos getragenen Erklärungsansatz für Sprachwandel verfolgt etwa Ronald Butters (2001), der damit ebenso wie das hier vorgeschlagene Modell zu erklären vermag, warum Sprachwandel manchmal geschieht und manchmal nicht. Allerdings konnte in dieser Arbeit bereits aufgezeigt werden (und es werden diesbezüglich weitere Beispiele folgen), dass das Zustandekommen einer Phänotypisierung von vielen Parametern und Faktoren abhängig zu sein scheint, die das Ergebnis zumindest teilweise determinieren – von Chaos kann dabei keine Rede sein und das Vorlegen von Zufälligkeit bleibt nicht mehr als eine Vermutung, die wie eine Ausrede für die Tatsache, dass bisher nicht alle relevanten Parameter und Faktoren aufgedeckt werden konnten, anmutet, obgleich natürlich denkbar bzw. nach gegenwärtigem Kenntnisstand nicht widerlegbar ist, dass „Zufall“ ein Faktor sein könnte; es wäre jedoch ein Fehler, sich auf einer derartigen Annahme auszuruhen und nicht weiter nach relevanten Faktoren und Parametern zu suchen. Auch ein Vergleich mit Selektion oder Mutation im Zusammenhang mit der biologischen bzw. „darwinschen“ Evolutionstheorie schafft bei alledem keine Abhilfe: Ähnlich wie hinsichtlich Sprachwandels ist dabei ebenso unbewiesen, dass etwa Mutationen zuletzt auf Zufällen beruhen, auch sie könnten determiniert sein. Die Frage, ob wir in einer determinierten Welt leben oder nicht, wird die Forschung in verschiedenen Disziplinen wohl noch lange beschäftigen – falls sie überhaupt jemals beantwortet werden kann.

³²² So führte bereits Edward Sapir Parallelentwicklungen voneinander getrennter Einzelsprachen oder Dialekte auf Gemeinsamkeiten zurück, die vor der Trennung verwandter Sprachen entstanden und nach der Trennung einander ähnliche Entwicklungen bewirkten (vgl. Sapir 1921: 184). Eine ähnliche, auf die Möglichkeit der Polygenese verweisende Einschätzung findet sich etwa bei Herman Hirt (1931) oder Rudolf Schützeichel (1976). Das Modell sprachlicher Rezessivität liefert eine informationstheoretische Grundlage, um derartige Thesen besser überprüfen oder gar untermauern zu können.

Die uns fehlende Information *X* kann beispielsweise von unterschiedlichem Sprachkontakt oder Unterschieden im Lautsystem der jeweiligen Einzelsprachen abhängen; für Letzteres mag man gar die Zusammensetzung einer jeweiligen Sprachgemeinschaft als entscheidenden Faktor ausmachen.³²³ Zuletzt bleibt aber die Feststellung, dass eine Veränderung der Phänotypisierungswahrscheinlichkeit von primär rezessiv gespeicherten *i*-Umlauten, geeignet ist, wahrscheinlichkeitstheoretisch zu erklären, warum innerhalb bestimmter Gruppen von Individuen, die einer Sprachgemeinschaft einer germanischen Einzelsprache angehörten, mehr Individuen den *i*-Umlaut (konventionalisiert) phänotypisierten, als es in anderen Gruppen der Fall war, mit der Konsequenz, dass *i*-Umlaute auf Kollektivebene in den unterschiedlichen Gruppen bzw. Sprachgemeinschaften – d.h. letztlich: in den unterschiedlichen germanischen Einzelsprachen – unterschiedlich konsequent konventionalisiert oder sie gänzlich unterlassen wurden.³²⁴

³²³ Im Extremfall wäre sogar denkbar, dass anatomische oder kognitive und somit letztlich gar genetische Unterschiede einen zumindest geringen Einfluss darauf haben, welche Laute oder Lautfolgen einzelne Mitglieder einer Sprachgemeinschaft bevorzugen, was in Summe durchaus Einfluss auf die lautliche Entwicklung einer Einzelsprache haben könnte. Die diesbezüglichen Unterschiede mögen unter den Individuen der Art *Homo sapiens* sehr gering sein, zumal unter jenen, die im hier entscheidenden Zeitraum germanischen Sprachgemeinschaften angehörten; nichtsdestoweniger sollte man sich auch der Möglichkeit derartiger Einflüsse bewusst sein, denn die Komplexität des Systems „Sprache“ bedeutet nicht, dass Faktoren niedrigen Einflusses gänzlich aus dem Blick genommen werden können, wenn man ein umfassendes Verständnis des Systems anstrebt.

³²⁴ Zum Zwecke der Vollständigkeit sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass in dieser Beschreibung ein Parameter unerwähnt geblieben ist, der hier vernachlässigt werden kann: die Größe des betrachteten Zeitraums. Wenn gegeben ist, dass ein sprachliches Element von einem Zeitpunkt seines Auftretens zum unmittelbar nächsten Zeitpunkt seines Auftretens eine Entwicklung durchmacht, so ergibt sich – gesetzt den Fall, dass das betreffende Element keinem Schwund unterliegt, es also regelmäßig auftritt – mathematisch unabhängig von der Anzahl der Entwicklungsmöglichkeiten (von denen nur eine eintritt und zu denen hier explizit auch Kontinuität zu zählen ist) und unabhängig der jeweiligen Wahrscheinlichkeit, mit der diese Möglichkeiten eintreten werden, dass jede dieser Möglichkeiten sicher eintritt, wenn ein unendlich großer Zeitraum betrachtet wird (weil das Element dann auch unendlich oft aufträte). Da der für das Beispiel der *i*-Umlaute in den germanischen Sprachen relevante Zeitraum aber wenige Jahrhunderte groß ist, kann dieser Parameter hier vernachlässigt werden. Allerdings sei zu Bedenken gegeben, dass die Berücksichtigung des Parameters zur Folge hat, dass wir konstatieren müssen, dass das Eintreten von *i*-Umlauten (also deren Phänotypisierung) zwangsläufig früher oder später geschehen muss, wenn sie in einer Einzelsprache rezessiv gespeichert vorliegen (also als Entwicklungsmöglichkeit vorhanden sind), dies für einen unendlich großen Zeitraum gilt und ein unendlich großer Zeitraum betrachtet wird. Da das Eintreten einer Phänotypisierung rezessiver Information umso wahrscheinlicher wird, je größer der

Die i-Umlaute in den germanischen Sprachen stellen natürlich im Übrigen ihrerseits eine Veränderung des phonologischen Systems der jeweiligen Einzelsprachen dar, was sich wiederum auf die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit anderer „Veränderungen“ in deren phonologischen System auswirkt. So mag man informationstheoretisch im i-Umlaut einen Faktor sehen, der einen positiven Einfluss auf das phänotypische Auftreten der Nebensilbenabschwächung ausübt: Denn morphologisch kann ein Umlaut als Informationsübertragung interpretiert werden. So wären beim Verb ahd. *neman* ‚nehmen‘ (vgl. Schmid 2015: 1105) die Indikativform ahd. *nāmun*_{1./3.PL.PST.IND}³²⁵ und die Konjunktivform ahd. *nāmīn*_{1./3.PL.PST.CONJ} nach einer Nebensilbenabschwächung, wie sie etwa zum Mhd. erfolgt ist, ausdrucksseitig nicht unterscheidbar (beide lauteten dann (**nāmen*). Dank des i-Umlauts stehen sich im Mhd. aber mhd. *nāmen*_{1./3.PL.PST.IND} und mhd. *nāmen*_{1./3.PL.PST.CONJ} gegenüber (s. zur Konjugation der ahd. und mhd. starken (d.h. ablautenden) Verben etwa: Braune/Reiffenstein 2004: §305-322 bzw. Paul 2007: §M69-65), sodass die für die Unterscheidung zwischen Indikativ und Konjunktiv entscheidende Information weiterhin vorhanden ist: Sie wurde also in diachroner Sicht dank des i-Umlauts vom Vokal der der Wurzelsilbe folgenden Silbe auf den Wurzelvokal selbst übertragen (bzw. dabei zunächst dupliziert) und auch hinsichtlich der Pluralmarkierung vom Alt- zum Mittelhochdeutschen spielt dies oft eine Rolle (diese funktionalen Aspekte des Umlauts wurden wohl erstmals von Ingerid Dal (1967) besonders hervorgehoben). Dadurch ist eine Abschwächung des jeweiligen /i/ in der Folgesilbe eines nach /i/ umgelauteten Wurzelvokals insbesondere semantisch nicht länger mit einem Informationsverlust verbunden: ahd. *nāmīn* und mhd. *nāmen* sind also hinsichtlich der hier betrachteten inhaltsseitigen Phänomene, die über die Ausdrucksseite aufgrund damals bestehender flexionsmorphologischer Konventionen interpretierbar sind, informationsident.

Zeitraum, der betrachtet wird und in dem diese Information rezessiv vorhanden ist, ist, bedeutet dies für die sprachhistorische Forschung – bzw. besonders für die Sprachevolutionsforschung –, dass die Wahrscheinlichkeit, Parallelen in der Geschichte heutiger Einzelsprachen zu finden, recht groß ist, selbst wenn diese seit der Sprachgenese getrennt sind bzw. kurz danach getrennt wurden (und zwar unabhängig davon, ob man eine Mono- oder Polygenese menschlicher Sprache annimmt). Gleichzeitig steigt die Wahrscheinlichkeit dafür, dass alle Formen, die menschliche Sprache annehmen kann, bereits in Vergangenheit oder Gegenwart tatsächlich phänotypisiert wurden, je weiter man den Zeitpunkt der Sprachgenese in die Vergangenheit zurückdatiert.

³²⁵ Die grammatischen Abkürzungen und die Art ihrer Nutzung in dieser Arbeit entsprechen weitgehend den „Leipzig Glossing Rules“ (s. dazu: <https://www.eva.mpg.de/lingua/resources/glossing-rules.php> (zuletzt abgerufen am 17.11.2017, 10:19 MEZ)).

Allerdings gilt dieses Schema der Informationsübertragung und der dadurch bedingten insgesamten Informationserhaltung selbstverständlich nicht uneingeschränkt, wie sich anhand eines Verbs mit nicht i-umlautfähigem Wurzelvokal rasch zeigt: So ist ahd. *grifan* ‚greifen, anfassen‘ (vgl. Große 2002: 420) im Ahd. noch ausdrucksseitig leicht nach Modus unterscheidbar (ahd. *griffun*_{1./3.PL.PST.IND} bzw. ahd. *griffin*_{1./3.PL.PST.CONJ}), im Mhd. jedoch nicht mehr (mhd. *grif-fen*_{1./3.PL.PST.IND/CONJ}). Die Nebensilbenabschwächung wird also nur in einigen Fällen durch den i-Umlaut begünstigt, sodass zwar von einer Erhöhung der Phänotypisierungswahrscheinlichkeit der Nebensilbenabschwächung durch den i-Umlaut gesprochen werden kann, jedoch keinesfalls von einer Phänotypisierungsgarantie.

Es bleibt also festzuhalten, dass mittels des Modells sprachlicher Rezessivität und der damit einhergehenden Beschreibbarkeit sprachlicher Entwicklungswahrscheinlichkeiten wahrscheinlichkeitstheoretisch erklärt werden kann, warum es in engverwandten germanischen Sprachen wie dem Altnordischen, dem Altenglischen oder dem Althochdeutschen nach deren Trennung unabhängig voneinander mit geringem zeitlichen Abstand zu sehr ähnlichen, mitunter gar gleichen Entwicklungen kommen kann. Gleichzeitig bietet das Modell der Integration (bisher) unbekannter Faktoren, die Entwicklungs- bzw. Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten positiv oder negativ beeinflussen, Raum und eignet sich daher auch zur Erklärung der Tatsache, dass nicht alle Entwicklungen identisch ablaufen. Somit trägt das Modell auch dem Faktum Rechnung, dass schon wenige Unterschiede einzelsprachlicher Systeme, die theoretisch lediglich räumlicher Natur sein können bzw. dort ihren Anfang nehmen,³²⁶ die weitere Entwicklung dieser Systeme spürbar beeinflussen.

2.2.2.2 – Weitere Beispiele für rezessive Informationen auf phonologischer Ebene aus den älteren germanischen Sprachen

Neben den Umlauten weisen die germanischen Sprachen in phonologischer Hinsicht einige weitere Parallelentwicklungen auf, die auf rezessive Informationen schließen lassen. In all diesen Fällen kann dabei wieder konstatiert werden, dass die jeweiligen Parallelentwicklungen in den Einzelsprachen auf identische rezessive Informationen fußen, sich aber hinsichtlich ihrer Wahrscheinlichkeit, die

³²⁶ So bedingt etwa die unterschiedliche geographische Ausbreitung des Ahd. und des Altenglischen, einerseits, dass kein oder nur ein geringer Sprachkontakt zwischen diesen Sprachen bestehen konnte, andererseits aber auch dass generell andere Kontaktsprachen Einfluss auf die jeweiligen Einzelsprachsysteme nehmen konnten.

jeweils zu ihrer Phänotypisierung führte, wohl regelmäßig unterschieden haben. All diese Phänomene sind also analog zur soeben erfolgten Analyse der unabhängigen Umlautphänotypisierung in unterschiedlichen germanischen Einzelsprachen beschreibbar, sodass hier auf eine ausschweifende Darstellung verzichtet werden kann. Gleichsam unterstützen sie durch die hier angewandte informationstheoretische und ein Beschreibungsmodell offerierende Präsentation die – unter anderem von Sapir (1921), Hirt (1931) und Schützeichel (1976) je unterschiedlich formulierten, aber sinngemäß einander jeweils sehr nahestehenden – Vermutung, dass gemeinsame (monogenetische) Grundlagen verwandter Sprachen ähnliche oder (partiell) identische Entwicklungen in polygenetischer Weise nach sich ziehen können.

So verhält es sich etwa mit dem Phänomen der Brechung, die wir in den altnordischen Dialekten und Einzelsprachen, aber auch im Altenglischen beobachten können. Beispielsweise wurde im Altisländischen der Vokal /e/ zunächst zu */εa/ gebrochen, wenn in der Folgesilbe /a/ oder /ō/ standen, und entwickelte sich anschließend weiter zu /ǣa/; stand in der Folgesilbe ein /u/ (oder der dazu entsprechende Halbvokal /v/), so brach /e/ über */εu/ zu /ǣu/ (die Brechung unterblieb, wenn das betroffene /e/ auf /l/, /r/ oder /v/ folgte und mitunter in kurzen Silben) (vgl. Hofmann/Ranke 1988: §9, Noreen 1923: §88-90 u. Speyer 2007: 54). Ähnliches erfolgte im Altenglischen: Dort brachen etwa /a/ (über /au/) zu /ǣa/, /e/ (über /eu/) zu /ēo/ und /i/ (über /iu/) zu /īo/, wenn auf den betreffenden Vokal eine Verbindung aus Liquid und Obstruent oder der Frikativ /h/ (oder /χ/) folgte (vgl. Lehnert 1990: §29.1 u. Speyer 2007: 55). Erwähnenswert ist, dass die Brechung sowohl im Altengl. als auch im Nordgermanischen dialektal unterschiedlich konsequent durchgeführt wurde (vgl. Hofmann/Ranke 1988: §51.8 u. Speyer 2007: 55). Besonders hervorzuheben ist dabei ferner, dass Brechungen im Altostnordischen häufiger auftraten als im (altwestnordischen) Altisländischen, wobei sich etwa im Altschwedischen und Altdänischen auch – ähnlich wie im Altengl. – eine Brechung von /i/ zu /īo/ findet, wenn eine Verbindung aus gutturalem Laut und /v/ oder mitunter auch /r/ und Konsonant folgte (vgl. Hofmann/Ranke 1988: §51.9).

Auffällig ist insgesamt, dass die Brechung im Altenglischen und Altnordischen ähnliche sprachliche Elemente mit ähnlichem Ergebnis veränderte und auch deren Ursache dahingehend Parallelen aufweist, dass in all diesen Fällen die Folgelaute als ursächlich erkennbar sind; zudem liegen die Wandel, soweit feststellbar, auch zeitlich kaum auseinander (im Altnordischen fallen sie in gemeinskandinavische Zeit (also ungefähr 550-1050) (vgl. Haugen 1976: 152-154), für das Altengl. kann zumindest das 9. Jahrhundert als Endpunkt angenommen werden, wogegen die Brechung in der Zeit vor der schriftlichen Überlieferung

begonnen haben muss (vgl. Lass 1994: 48)). Im Altnordischen scheint die Brechung aber in den meisten Fällen von einem Vokal der Folgesilbe des gebrochenen Vokals ausgelöst worden sein, was dem Altenglischen fremd ist; die Brechung von /i/ zu /īo/ im Altostnordischen zeigt jedoch, dass auch in nordgermanischen Sprachen direkt auf den betroffenen Laut folgende Konsonanten als ursächlich auszumachen sind. Mithilfe des Rezessivitätsmodells lässt sich all dies also dahingehend erklären, dass in den jeweiligen germanischen Einzelsprachen aufgrund deren phonologischer Systeme für die Positionen der Vokale /a/, /e/ und /i/ entsprechend die Information der Lautlichkeit /ǣa/, /ǣo/ und /īo/ rezessiv als Phänotypisierungsmöglichkeit gespeichert ist und die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für letztere unter anderem von der lautlichen Umgebung, in der das entsprechende sprachliche Element (also der Kurzvokal oder seine Brechung) auftritt, beeinflusst wird.³²⁷ Das probabilistische Modell erlaubt zudem, zu erklären, weshalb sich die Brechungen in unterschiedlichen Dialekten in unterschiedlichem Maße durchsetzten bzw. den kontinentalgermanischen Sprachen völlig unbekannt sind (obgleich hierbei freilich oft bisher unbekannte Faktoren miteinbezogen werden, deren tatsächliches Wesen für gewöhnlich noch aufzudecken ist).

Aber nicht nur ähnliche bzw. identische Sprachwandelphänomene, die in unterschiedlichen Einzelsprachen zeitlich recht nahe beieinanderliegen, lassen sich durch die Vorstellung von rezessiver Information in Sprache beschreiben, sondern auch solche, bei denen der Abstand größer ist – so etwa hinsichtlich der Entwicklungen, die die protogermanischen Verschärfungen */jj/ bzw. */ww/ im Gotischen und im Altnordischen durchlebten.³²⁸ Im Got. findet sich ersteres regelmäßig als <ddj>,³²⁹ im Altisländischen als <ggj> (/ggj/); zweiteres ist got. <ggw> und wohl ebenso im Altisl. (<ggv>) (vgl. Braune/Heidermanns 2004: §68.2 u. §73A.1, Noreen 1923: §227 u. Hofmann/Ranke 1988: §19.1). Das Westgermanische hingegen zeigt davon auffallend abweichende Wandel der protogerm. Verschärfungen: */jj/ zu /ii/ und */ww/ zu /uw/ (vgl. Braune/Heidermanns 2004:

³²⁷ Hierbei liegen mit den jeweiligen Varianten unterschiedliche Werte, die je dasselbe sprachliche Element (als Variable) annehmen kann, vor (eine vergleichbare Anmerkung ist bereits in Kapitel 2.2.1 erfolgt).

³²⁸ Nicht nur ist zwischen dem (je schriftlich überlieferten) Gotischen und dem Altnordischen der zeitliche Abstand größer als zwischen dem Altnordischen und dem Altenglischen, wie wir es hinsichtlich der Brechungen betrachtet haben, sondern auch der räumliche und wohl ebenso der verwandtschaftliche, d.h. genetische Abstand sind größer (s. dazu etwa knapp Badenheuer/Euler 2009: 40f).

³²⁹ Zur gotischen Aussprache der dort entwickelten Verschärfungen s. Braune/Heidermanns 2004: §68.2.

§68.2 u. §73A.1). Die ältere Forschung sah daher in der Entwicklung der Verschärfungen ein Indiz dafür, dass unter den drei germanischen Sprachgruppen (Nord-, West- und Ostgermanisch) das Nord- und das Ostgermanische am nächsten miteinander verwandt seien und sich dementsprechend das Westgermanische am frühesten von der gemeingermanischen Sprache abgespalten habe.³³⁰ Allerdings besteht heute weitgehend Konsens, dass dies aus der Entwicklung der Verschärfungen nicht ableitbar ist, weil hinsichtlich der gotisch-alt-nordischen Parallelen eher von zwei unabhängigen Entwicklungen auszugehen ist, schon weil der Wandel im Got. einige Jahrhunderte früher stattgefunden haben muss (vgl. Braune/Heidermanns 2004: §E4) und er an sich kein auffallend ungewöhnlicher zu sein scheint (vgl. Haugen 1976: 109). Auch in diesem Fall ermöglicht die Annahme, dass die Information /ddj/ und /ggj/ als Alternativvariante für /jj/ (aber wohl ebenso /ii/) bzw. /ggw/ für /ww/ (ebenso /uw/) bereits rezessiv im Proto-germ. vorgelegen haben muss und jede der Möglichkeiten mit einer unterschiedlichen, von mehreren Faktoren abhängigen (und daher diachron veränderlichen) Phänotypisierungswahrscheinlichkeit verbunden war, eine informationstheoretische und grundlagenorientierte Beschreibung dieses Sachverhalts.

Wir haben bereits hinsichtlich der mithilfe des Allgemeinen Rezessivitätsmusters beschriebenen Wandel von proto-germ. */a₁/ zu ahd. /ε̄₁/ zu nhd. /a₁/ bzw. von proto-germ. */a₂/ zu ahd. /o₂/ zu nhd. /a₂/ gesehen, dass die entsprechenden Diphthonge, die in einer Entwicklungslinie miteinander verbunden sind, einander rezessiv als Entwicklungsmöglichkeiten bzw. dass deren Lautposition Alternativvarianten in sich trägt. Weiterhin unsere diesbezüglichen Betrachtungen auf das deutsche Langvokalsystem aus, zeigen sich weitere Auffälligkeiten: So weisen /i:/, /a₁/ und /ε̄₁/ eine besondere Nähe zueinander auf, da etwa (proto-)indoeuropäisch */ε̄₁/ und */i:/ proto-germ. zu */i:/ zusammenfielen, sich proto-germ. */a₁/ zu ahd. /ε̄₁/ entwickelte und mhd. /i:/ und mhd. /ε̄₁/ schließlich zu nhd. /a₁/ wandelten, also einem Phonemzusammenfall unterlagen (s. für einen Überblick über die Entwicklung des Vokalismus vom (Proto-)Ide. zum Nhd. etwa Bergmann et al. 2016: 70-84). Innerhalb der Entwicklung der (proto-)ide. Langvokale bzw. Diphthonge zum Nhd. können /a₁/, /ε̄₁/ und /i:/ nur noch im Rahmen der ahd. Monophthongierung von /a₁/ vor /r/, /h/, /v/ und im Auslaut mit dem in diesem Zusammenhang entstehendem /e:/ in Verbindung gebracht werden sowie anlässlich des Zusammenfalls der (proto-)ide. Diphthonge */a₁/ und */o₁/ zu proto-germ. */a₁/ schließlich wiederum im Falle eines Eintritts der ahd. Monophthongierung (vgl. Bergmann et al. 2016: 71 u. 74). Für die Geschichte der deutschen Langvo-

³³⁰ Umfangreiche Literaturhinweise zur diesbezüglichen älteren Forschung finden sich bei Braune/Heidermanns 2004: §E4A.1a).

kale seit (proto-)ide. Zeit lässt sich also annehmen, dass die gegenseitige Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für /i:/, /aɪ/ und /ɛɪ/, die positionsbedingt einander rezessiv beinhalten, relativ zu anderen Entwicklungsmöglichkeiten recht hoch war und vermutlich noch ist. Der Blick ins Engl. scheint dies zu bestätigen, immerhin wurde dort im Rahmen des Great Vowel Shifts unter anderem /i:/ über /ɛɪ/ zu /aɪ/ verschoben (vgl. Strang 1970: 172 u. 174), ein Wandel, der so schließlich auch vom Mhd. zum Nhd. geschah (vgl. etwa mhd. *swīn* und nhd. *Schwein* mit altengl. *swīn* und neuengl. *swine*).

Der Blick auf /aɔ̯/, /oɔ̯/ und /u:/ zeigt ein ähnliches Muster: Auch diese Laute weisen füreinander hohe Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten auf, sodass man sie alle als unterschiedliche Werte desselben sprachlichen Elements begreifen kann. So findet sich die Diphthongierung von /u:/ zu /aɔ̯/ nicht nur vom Mhd. zum Nhd. (wie in mhd. *hūs* zu nhd. *Haus*), sondern auch im Engl. (vgl. altengl. *hūs* zu neuengl. *house*)³³¹ und der Wandel von /aɔ̯/ zu /oɔ̯/ bzw. /oɔ̯/ zu /aɔ̯/ ist innerhalb der Geschichte des deutschen Lautsystems seit (proto-)ide. Zeit erstaunlich oft zu beobachten (so etwa ein Zusammenfall von ide. /aɔ̯/ und /oɔ̯/ zu protogerm. /aɔ̯/, dann der Wandel von protogerm. /aɔ̯/ zu ahd. /oɔ̯/ (sofern nicht die Bedingungen der ahd. Monophthongierung zu /o:/ griffen) und zuletzt wiederum der Wandel von ahd. bzw. mhd. /oɔ̯/ zu nhd. /aɔ̯/)³³² (s. für einen Überblick über die Entwicklung des Vokalismus vom (Proto-)Ide. zum Nhd. etwa Bergmann et al. 2016: 70-84).

Überdies deutet die Tatsache, dass insbesondere die Veränderungen im Langvokal- bzw. Diphthongsystem des Deutschen vom Mhd. zum Nhd. und des Eng-

³³¹ Es sei noch einmal darauf hingewiesen, dass neben diesen Entwicklungsmöglichkeiten weitere bestehen – so zeigt es sich etwa bei norwegisch *hus* /hʌ:s/ (vgl. Bjørnsgaard 1978: 95); dieser Umstand erklärt wiederum, wieso nicht alle Langvokale bzw. Diphthonge im Deutschen und im Engl. dieselbe Entwicklung nahmen. Die Frage, ob man die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für /ʌ:/ anstatt /u:/ oder die für /aɔ̯/ anstatt /u:/ höher einzuschätzen hat, ist schwierig zu beantworten. Kriterium hierfür könnte entweder sein, welche der Entwicklungen in mehr germanischen Einzelsprachen geschah, wobei hierfür sprachtypologische Abgrenzungen nötig sind, die nicht immer eindeutig und zu gewissen Teilen stets willkürlich ausfallen. Auch wäre denkbar, die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit anhand der Sprecherzahl zu ermitteln, die einen Wandel angenommen hat, doch auch dies ist kaum ermittelbar und ließe sich – wenn überhaupt – nur anhand der Sprecherzahl von Dialekten oder Einzelsprachen, die den jeweiligen Wandel durchgeführt haben, ungefähr erheben, wobei wir erneut auf die Probleme der Sprachtypologie stoßen. Zudem sind stets der Kontext sowie phonologische Besonderheiten der jeweilig untersuchten Einzelsprache zu berücksichtigen.

³³² Man kann daher zumindest für (proto-)ide. */oɔ̯/ sogar von einem doppelten Auftreten des Allgemeinen Rezessivitätsmusters sprechen.

lischen vom Mittelengl. zum Neuengl. nicht nur hinsichtlich der Sache sehr ähnlich, sondern auch in zeitlicher Nähe zueinander verliefen,³³³ darauf hin, dass umfangreiche rezessive Informationen innerhalb der jeweiligen Einzelsprache dafür verantwortlich waren; diese mögen – wie die bereits besprochenen mutmaßlichen bzw. vermeintlichen Spätfolgen des germ. Initial- bzw. Wurzelakzents – in der Zeit vor der Aufgliederung der westgermanischen Sprachen oder Dialekte ihre Wurzeln haben. Hierbei liegen überdies Kettenverschiebungen vor, die den Regeln gehorchen, wie sie etwa Labov erkannt und beschrieben hat (s. etwa Labov 1994: 113-291).³³⁴ Dass der Arm rezessiver Information weit reichen kann,

³³³ Vgl. für das Deutsche Reichmann/Wegera 1993: §L31f, wo wesentliche Elemente der Veränderungen des dt. Vokalsystems im Mittelalter und der Frühen Neuzeit auf die Zeit zwischen dem 13. und 16. Jahrhundert datiert werden, und für das Englische Strang 1970: 171-174, wo wesentliche Elemente des „Great Vowel Shifts“ in die Zeit zwischen 1370 und 1570 datiert werden.

³³⁴ Natürlich muss man sich bewusst machen, dass die hiesigen Beschreibungen einzelnsprachlicher Lautsysteme – sofern nicht explizit anders gekennzeichnet – stets von Standardvarietäten ausgehen. Es ergibt sich somit durchaus die Frage nach der Grenze verschiedener Strata und ob ein sprachliches Element in einer bestimmten Erscheinungsform tatsächlich zur Gänze als ausgelöscht oder gewandelt gelten kann. Wenn etwa mhd. *leffel* im Standarddeutschen der Gegenwart – durch eine in der Zwischenzeit erfolgte und konventionalisierte Rundung von /ɛ/ zu /œ/, die diesen Ausdruck betrifft (vgl. etwa Kluge 2011: 582) – als gegenwartsdeutsch *Löffel* auftritt, so darf man nicht vergessen, dass dialektal die Variante *Leffel* etwa im Pfälzischen weiterbesteht (vgl. Christmann et al. 1986: 1015-1017). Kann man daher für das gegenwartsdeutsche davon sprechen, dass der Ausdruck *Leffel* nicht existiert, also nicht lexikalisiert ist? Falls ja, wäre er sicher als primär rezessiv gespeichert anzusehen, da die Entrundung von *Löffel* zu *Leffel* (also /ɛ/ zu /œ/) durchaus eine Entwicklungsmöglichkeit ist, für die im Gegenwartsdeutschen alle Voraussetzungen bereits gegeben sind. Es sei an dieser Stelle vorgeschlagen, das sogenannte „Standarddeutsch“ als ein von einzelnen deutschen Dialekten wie dem Pfälzischen unterschiedliches Stratum bzw. eine davon unterschiedliche Kollektivebene zu behandeln und in diesem Sinne muss *Leffel* als nicht lexikalisiert, aber primär rezessiv im Sprachsystem verankert gelten. Zudem sei aber auch an die Ausführungen zu sogenannten Rückentlehnungen erinnert: Das Stratum des Pfälzischen kann somit als stratumsexterner Speicher des Standarddeutschen betrachtet werden, dass durch Sprachkontakt und Entlehnung *Leffel* der Standardvarietät zurückbringen könnte, auch ohne dass die dort lexikalisierte Form *Löffel* einer Entrundung anheimfallen müsste. Zuletzt ist zu beachten, dass im Rahmen des Rezessivitätsmodells zunächst jede einzelne Phänotypisierung für sich betrachtet wird. Ferner ist noch einmal darauf hinzuweisen, dass hierbei stets die Kollektivebene zu betrachten ist, die natürlich in Abhängigkeit zu Individualleben steht, gewissermaßen also eine Abstraktion einer Summe aus Individualleben darstellt. Auf Individualebene kann *Leffel* ebenso konventionalisiert auftreten wie *Löffel*, zudem kann die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für ersteres etwa bei einem Angehörigen der pfälzischen Sprachgemeinschaft gemeinhin als höher angenommen werden, aber durchaus dennoch *Löffel* bei derselben Person eine höhere

mag zudem der Umstand nahelegen, dass auch im Isländischen von altisl. zu neuisl. Zeit eine ähnlich umfangreiche Umgestaltung des Langvokal- und Diphthongsystems sowie auch im Bereich des quantitativen Systems erfolgte wie im Engl. und im Deutschen, die wiederum ungefähr zeitgleich dazu vonstattenging (vgl. Haugen 1976: 254-260). Allerdings sollte man die Implikation dessen nicht überbewerten, da rezessive Informationen, die für derartige Veränderungen verantwortlich sind, nicht nur vom Sprachsystem einer Einzelsprache abhängen, sondern – wie bereits dargelegt – auch vom menschlichen Artikulationsapparat, was der Möglichkeit entsprechender Wandel somit hinsichtlich bestimmter Aspekte womöglich annähernde Allgemeingültigkeit beschert³³⁵ (noch einmal sei hierbei auf Labov 1994 verwiesen).³³⁶

In der germanistischen Forschung prägte Otto Höfler für derartige Entwicklungen, die nicht oder nicht ausreichend „durch kulturgeographische Beeinflussung erklärt werden können“ (Höfler 1956: 6), aber qualitativ sehr ähnlich bis identisch und „in voneinander nicht entscheidend abhängigen“ (Höfler 1956: 6) Regionen stattfinden, den Begriff der „spontane[n] Parallelentfaltung“ (Höfler 1956: 6). Schon Höfler erkannte also solche Parallelentwicklungen als nicht zufällig stattfindend an, blieb allerdings in seinen Erklärungsversuchen vage (sofern man in seiner Arbeit überhaupt Erklärungsansätze für besagte Erscheinung erkennen mag). Angesichts der zu seiner Zeit erst aufkommenden modernen In-

Phänotypisierungswahrscheinlichkeit aufweisen, sobald sie mit einem Angehörigen eines anderen deutschen Dialekts kommuniziert.

³³⁵ Der wissenschaftliche Nutzen der Kenntnis rezessiver Information muss daher von Fall zu Fall geprüft werden, um nicht Gefahr zu laufen, Arbeiten voller nichtssagender Allgemeinplätze zu produzieren. Dennoch ermöglicht das Modell sprachlicher Rezessivität einen neuen Zugang zu einer Vielzahl sprachhistorischer und sprachkomparatistischer Fragen und stellt nicht zuletzt auch einen informations- und systemtheoretischen Ansatz bereit, der zur Verknüpfung der Linguistik mit anderen wissenschaftlichen Disziplinen geeignet ist.

³³⁶ Man mag allgemein in der Kompetenz zur (artikulatorisch erklärbaren) Lautveränderung eine sprachliche Universalie erblicken, wenn man das möchte, und auch die Möglichkeit der Rezeption von Varianten muss als universal gelten, schon weil alle Menschen anatomisch und somit physikalisch bedingt andere Klangbilder produzieren und nur die Fähigkeit, nicht identische Klangbilder als jeweils gleichen Ausdruck oder gleichen Laut zu identifizieren, Grundvoraussetzung für das Gelingen sprachlicher Kommunikation ist (s. dazu ferner Pierrehumbert 2003: 184); und so wurde auch in der Vergangenheit schon die Frage gestellt, ob Lautwandel universalen Regeln folgen (s. etwa Labov 1994: 115f). Es erscheint aber aufgrund des diskursiv stark aufgeladenen und umstrittenen Terminus der sprachlichen *Universalie* sinnvoll, die Fähigkeit der Variantenproduktion und -rezeption schlicht als universale Kompetenz, die zur Funktion lautsprachlicher Kommunikation beim Menschen unabdingbar ist, und als nicht universales sprachliches Element zu begreifen.

formations- und Systemtheorie lässt sich ihm dies kaum vorwerfen; nichtsdestoweniger zeigt sich hieran, dass sich entsprechende informations- und systemtheoretische Modelle, wie das in dieser Arbeit vorgestellte, dazu eignen, Erklärungslücken vergangener Forschung zu füllen und gleichsam Theorien und Thesen, die bisher mitunter auf zwar begründeten, aber nicht in ihren Ursachen erklärten Annahmen beruhten, in ihrer wissenschaftlichen Wertigkeit nachträglich zu erhöhen.³³⁷

Neben Kettenverschiebungen sind für die Bestimmung von Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten auch Effekte interessant, die man als „Kettenreaktionen“ beschreiben könnte, wie das Beispiel der lautlichen Veränderungen, die von protogerm. **þankjan*_{INF} zu ahd. *denken*_{INF} (nhd. *denken*) und protogerm. **þank-ðō*_{1./3.SG.PST} zu ahd. *dāhta*_{1./3.SG.PST} (nhd. *dachte*) geführt haben, zeigt. So ist hinsichtlich des Infinitivs ein i-Umlaut des Wurzelvokals zu beobachten (/a/ zu /ε/, wobei letzteres für ersteres als primär rezessiv gespeicherte Alternative gelten kann, da alle Voraussetzungen für die Ersetzung eines /a/ durch ein /ε/, die im Ahd. auf phonologischer Ebene bestehen schon im Protogerm. gegeben waren), der durch

³³⁷ So bietet das in dieser Arbeit vorgestellte Modell etwa auch eine argumentative Untermauerung der von ihm nicht begründeten Aussage Höflers, dass es, „[w]o keine Aufnahmebereitschaft und -möglichkeit besteh[e], [...] auch keine Beeinflussung und keine fruchtbare Aufnahme zu dauernder Gestaltung [gebe]“ (Höfler 1956: 6). Wie im Kapitel zu sprachlicher Rezessivität und Entlehnung (s. Kapitel 2.1.3) bereits deutlich wurde, wird auch in der vorliegenden Arbeit davon ausgegangen, dass eine – in den Worten Höflers – „Aufnahmebereitschaft“ Grundvoraussetzung für Entlehnungen ist – sei es auf lexikalischer, morphologischer, syntaktischer, lautlicher oder sonstiger Ebene von Sprache. Informations- und systemtheoretisch bietet das linguistische Rezessivitätsmodell jedoch Erklärungsansätze dafür. Zentral erscheint ohnehin nicht der Anspruch, mit dem Rezessivitätsmodell die bisherige Forschung in Frage zu stellen, sondern vielmehr den Weg zu einer tatsächlichen Informationslinguistik zu ebnen, die sich nicht länger auf das Beschreiben der Sprachoberfläche begnügt, von der aus thesenartige, doch in ihrer Substanz unerklärt bleibende Schlüsse gezogen werden; zudem soll Informationslinguistik eine Modellierbarkeit von Sprache erlauben, die formelhaft – ähnlich der Mathematik – möglich ist, aber zuletzt auch eine technische Umsetzung menschlicher Sprachsysteme ermöglicht, die bisher in der Computerlinguistik nur in ersten zarten Trieben zu beobachten ist. Dabei stellt insbesondere Software, die auf *Deep Learning* (also vielschichtigen künstlichen neuronalen Netzen, die besonders effektives maschinelles Lernen ermöglichen) beruht, einen Schritt in die hier skizzierte Richtung dar; allerdings sind die Erfolge computerlinguistischer Deep-Learning-Modelle bisher vor allem im Detail noch nicht hinreichend erklärbar und bis heute kann keines als einem Menschen qualitativ ebenbürtig sprachfähig bezeichnet werden. Dies ist einer der Gründe, weshalb es einer Informationslinguistik, die im engen Austausch mit Computer Science, Physik und biologischen Neurowissenschaften stehen muss, bedarf.

das /j/ der Nebensilbe zu begründen ist. Gemäß der bereits dargelegten funktionalen Aspekte des i-Umlauts, lässt sich also konstatieren, dass für /jan/, für das /ən/ als primär rezessive Alternative gelten kann, die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für letztere Lautung sekundär steigt, wenn die primär rezessive Information /ε/ für das hiesige wurzelvokalische /a/ phänotypisiert wird, da dann die (inhaltsseitige und dabei konventionalisierte) Information des /j/ durch i-Umlaut auf den Wurzelvokal übertragen wurde und auch bei einer Abschwächung von /jan/ zu /ən/ erhalten bleibt. D.h., dass die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für /ən/ anstelle von /jan/ durch die Phänotypisierung des i-Umlautes (/a/ zu /ε/) gestiegen ist, sich die Phänotypisierung von letzterem also positiv auf die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit von ersterem auswirkt.

Hinsichtlich der Präterialformen zeigt sich, dass dort ebenfalls lautliche „Kettenreaktionen“ wirken. Doch im Unterschied zur Darstellung des Infinitivs ist dabei vor allem der Konsonantismus vom Protogerm. (protogerm. etwa **pank-ðō*) zum Ahd. (ahd. *dāhta*) weitreichenden Veränderungen unterworfen: /k/ trifft auf einen Dental im Suffix und fällt dem sogenannten *Primärberührungseffekt* anheim, wandelt sich also zu /χ/ (man könnte diesbezüglich von kombinatorischer Allophonie sprechen); dies führt wiederum regelmäßig zum Schwund eines vorausgehenden Nasals, was wiederum regelmäßig zur Dehnung – und zwischenzeitlichen Nasalierung – des vorausgehenden /a/ geführt hat (vgl. Penzl 1969: 46f u. Penzl 1975: 67). Hinsichtlich der Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten lässt sich dabei Folgendes feststellen: Die Möglichkeiten, dass (1.) protogerm. /k/ plötzlich als /χ/ erscheint, (2.) der Nasal protogerm. /n/ schwindet und (3.) der Vokal protogerm. /a/ zu /a:/ gedehnt wird, können bereits für das Protogerm. jeweils als primär rezessiv vorliegend gelten. Die „Kettenreaktion“ lässt sich wie folgt beschreiben: Das direkte Zusammentreffen von /k/ auf den nachfolgenden Dental des Präterialsuffixes erhöht die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit des (üblichen) /k/ als /χ/ in dieser Position massiv, im Protogerm. kam es bei derartigen Konstellationen regelmäßig zum Primärberührungseffekt. Die Phänotypisierung von /k/ als /χ/ bewirkt wiederum eine Steigerung der Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für den Schwund des /n/ (auch der Nasalschwund trat vor /χ/ regelmäßig auf). Zuletzt geht der Schwund des /n/ wiederum mit einer Erhöhung der Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für eine Dehnung des kurzen Wurzelvokals /a/ zu /a:/ einher.

Da Lautgesetze bekanntlich nicht uneingeschränkt zu jeder Zeit, an jedem Ort und in jedem Kontext gelten, sind diese Vorgänge nicht als Notwendigkeiten,

sondern als Wahrscheinlichkeiten zu beschreiben – und genau das leistet das Modell sprachlicher Rezessivität.³³⁸

Nicht näher wird hier auf Suprasegmentalia eingegangen; dennoch sei zumindest darauf hingewiesen, dass insbesondere Phänomene wie (vor allem externer) Sandhi oder das Auftreten von Svarabhakti (Sprossvokalen) in Silbensprachen, die mindestens intersegmental oder – insbesondere bei der typologischen Einstufung als Silbensprache – auch explizit suprasegmental erklärt werden können (vgl. diesbezüglich zu Sandhi etwa Andersen 1986: 1f u. 6f sowie zu Svarabhakti in Silbensprachen und der Typologie von Silbensprachen im Allgemeinen Nübling/Schrambke 2004: 281-285), ebenfalls als Phänotypisierungen von (zuvor rezessiv im jeweiligen Einzelsprachsystem gespeicherten) Informationen bzw. Phänotypisierungsmöglichkeiten interpretiert werden müssen; dabei ist die jeweilige Phänotypisierungswahrscheinlichkeit nicht nur von der direkten lautlichen Umgebung – also im Falle von Svarabhakti dem unmittelbar vorausgehenden und unmittelbar folgendem Laut oder der unmittelbaren silbischen Umgebung – abhängig, sondern auch von Faktoren wie Intonation oder Satzmelodie; so kann das Auftreten von Sandhi mitunter gar von Regeln des Sprachrhythmus abhängen (vgl. Andersen 1986: 2).

2.2.3 – Zusammenfassung: Die rezessive Speicherkapazität phonologischer Systeme und ihrer Elemente sowie die Konsequenzen für das linguistische Rezessivitätsmodell

Wir haben durch die Betrachtung phonologischer Fragestellungen und eingedenk der bisherigen Forschung etwa im Bereich der probabilistischen Linguistik weitere Einblicke in die Organisation rezessiver Information in Sprache erlangt. Zunächst sind diese Einblicke speziell phonologischer Natur, wie etwa die Erkenntnis, dass ein bestimmtes und konventionalisiertes Phonem sich mit unterschiedlichen Wahrscheinlichkeiten zu einem anderen Phonem wandeln wird (bzw. dass dann weniger eine Wandlung als vielmehr eine andere Phänotypisierungsmöglichkeit vorliegt) oder dass diesbezüglich auch Veränderungen in der lautlichen Umgebung Veränderungen der jeweiligen Entwicklungs- bzw. Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten nach sich ziehen. Allerdings lassen sich auch daraus allgemeine Erkenntnisse hinsichtlich Rezessivität in Sprache ableiten: So

³³⁸ Dabei folge ich erneut der von Lass (1980) formulierten Einschätzung, dass Sprachwandel von Möglichkeiten und eben nicht von einzelnen unumgänglichen Notwendigkeiten geprägt ist (vgl. Lass 1980: 131).

ist – wie es letztlich bereits aus den vorherigen Kapiteln hervorgeht – die Wahrscheinlichkeit, dass ein Ausdruck mit einem bestimmten neuen Inhalt zu einer neuen lexikalischen Einheit verknüpft wird, etwa abhängig davon, in welchen lexikalischen Einheiten der entsprechende Ausdruck bisher auftrat: Auch hierbei ist eine Beeinflussung der Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für künftige Phänotypisierungen und Systementwicklungen festzustellen.

Die phonologischen Untersuchungen haben unterschiedliche Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten etwa anhand Vergleichen von Entwicklungen in miteinander verwandten Sprachen deutlich zum Ausdruck gebracht und die Anwendung des Rezessivitätsmodells exemplarisch veranschaulicht. Wichtig erscheint es jedoch, den Unterschied zwischen Phänotypisierungswahrscheinlichkeit und primärer, sekundärer (usw.) Rezessivität noch einmal herauszustellen: Die Abstufung der Rezessivität nach Graden macht lediglich eine Aussage darüber, ob eine Phänotypisierung mutmaßlich direkt erfolgen kann oder ob dazu noch Zwischenschritte nötig sind.³³⁹ Die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit ist davon prinzipiell unabhängig: Zwar mag man gemeinhin die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit sekundär rezessiver Information als niedriger einstufen als die primärer oder gar 0-gradiger, doch wenn die Wahrscheinlichkeit einer Übertragung sekundär rezessiver Informationen in den Zustand primärer Rezessivität und eine anschließende Phänotypisierung selbiger insgesamt höher ist als die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit bestimmter, von Beginn der Beobachtung an primär rezessiver Informationen, so zeigt sich, dass sekundär rezessive Information durchaus eine höhere Phänotypisierungswahrscheinlichkeit aufweisen kann als primär rezessive Information (dennoch ist zur tatsächlichen Phänotypisierung definitionsgemäß ein Zustand primärer oder 0-gradiger Rezessivität nötig, der bei zu Beginn der Beobachtung sekundär rezessiver Information erst noch hergestellt werden muss).

Insbesondere das Beispiel lautlicher Kettenreaktion bei der Entwicklung von protogerm. **þank-ǫð* zu ahd. *dāhta* (also hinsichtlich des Primärberührungseffekts, dem Nasalschwund und schließlich Ersatzdehnung folgten) veranschaulicht die zusammenwirkenden Effekte, die bei der Determination von Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten zu berücksichtigen sein können. Allerdings sind

³³⁹ Rezessive Informationen in Sprache sind insofern stets phänotypisch nicht wahrnehmbare Informationen. Außerhalb der Betrachtung einer tatsächlichen Realisierung eines entsprechenden sprachlichen Elements – wie eines Phonems innerhalb eines Wortes – sind daher alle Möglichkeiten der Gestalt, in der das entsprechende Element im jeweiligen Kontext phänotypisiert werden könnte, als rezessive Information zu verstehen; bei der Betrachtung einer Phänotypisierung müssen hingegen alle Möglichkeiten, die nicht im Rahmen dieser Phänotypisierung phänotypisiert wurden, als rezessiv gelten.

die relevanten Parameter je nach Untersuchungsgegenstand neu herauszuarbeiten: So ist etwa die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für dt. *Köter* zum Zwecke eines sprachlichen Verweises auf einen Dackel beispielsweise wohl dann als höher einzuschätzen, wenn die Person, die einen Ausdruck für das in der realen Welt existierende Tier sucht, von einem Dackel gebissen wurde oder sich durch dessen Bellen genervt gefühlt hat, als wenn die Person einer anderen berichtet, dass sie sich überlegt, sich einen Dackel anzuschaffen (in letzterem Fall wäre wohl die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit von dt. *Dackel* oder dt. *Hund* höher). Ebenso mag eine Person, die in einem Haushalt aufgewachsen ist, in dem badischer Dialekt gesprochen wurde, eine höhere Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für den Ausdruck badisch *Weck* als für standarddt. *Brötchen* aufweisen, wenn sie mit ihren Eltern spricht, aber bei Gesprächen mit dem aus Hannover stammenden Vorgesetzten kann sich dies genau umgekehrt verhalten. Sowohl bei dem Beispiel des Dackels als auch bei dem des Brötchens sind die jeweils feststellbaren Unterschiede der Phänotypisierungswahrscheinlichkeit bestimmter Ausdrücke konnotativ oder zuletzt situativ bedingt³⁴⁰ – auch derartige Parameter müssen also berücksichtigt werden.

Die wohl interessanteste Erkenntnis, die sich aber aus den Beobachtungen zur Phonologie ableiten lässt, ist folgende: Wenn wir erkannt haben, dass jeder Laut eines Ausdrucks von einem Moment der Phänotypisierung des Ausdrucks zum nächsten eine Vielzahl von (primär oder o-gradig rezessiven) Entwicklungsmöglichkeiten aufweist,³⁴¹ von denen Kontinuität nur eine ist, so bedeutet dies, dass wir nie genau wissen können, in welcher Form ein Ausdruck das nächste Mal phänotypisiert werden wird. Dieses Phänomen beschränkt sich aber nicht nur auf Lautgestalten, sondern lässt sich gleichsam auf Ausdrücke als Teile lexikalischer Einheiten übertragen und die Frage, mit welcher Wahrscheinlichkeit

³⁴⁰ Es soll hier keineswegs der Eindruck entstehen, dt. *Köter* und dt. *Hund* würden hier als synonym verstanden; der Unterschied – insbesondere hinsichtlich des Konnotats – ist hier durchaus von Relevanz. Die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit, die wir bei Lautwandeln sehr systemisch kennengelernt haben, betrifft hier ganz konkret Selektionsprozesse für Ausdrücke (und zuletzt den damit konventionell verknüpften inhaltsseitigen Informationen) in der menschlichen Kognition bzw. durch selbige. Ebenso ist die Bedienung unterschiedlicher Varietäten und sprachlicher Register, wie sie sich am „*Weck-Brötchen-Beispiel*“ zeigt, ein Forschungsgebiet, auf dem die Analyse von Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten auch Möglichkeiten von Gesprächsverläufen modellieren könnte.

³⁴¹ Die Tatsache, dass es zusätzlich dazu auch noch sekundär, tertiär (usw.) gespeicherte Entwicklungsmöglichkeiten gibt, können wir hierbei schon ausblenden.

bei der nächsten Phänotypisierung eine bestimmte Bedeutung mit einem jeweiligen Ausdruck verknüpft auftritt.³⁴² Schon die Möglichkeit der Metaphorik macht deutlich, dass wir nie zu wissen vermögen, ob etwa der Ausdruck dt. *Waschlappen* als nächstes mit der Bedeutung ‚Lappen, der zur Körperpflege gebraucht werden kann‘ auftritt oder nicht (er könnte auch metaphorisch auf eine verschüchterte, nicht mutige Person bezogen sein); ähnlich verhält es sich auch mit dt. *Kaffeekanne*, obgleich man vielleicht annehmen möchte, dass der Ausdruck und die konventionell mit ihm verbundene Bedeutung ‚Gefäß, in dem Kaffee aufbewahrt wird‘ weniger Gelegenheit zur metaphorischen Übertragung bietet als dt. *Waschlappen* – das Entscheidende ist jedoch, dass die Möglichkeit generell durchaus besteht.

Die These muss daher lauten: Jedes sprachliches Element weist neben Kontinuität (und Schwund) mindestens eine weitere, alternative Möglichkeit auf, in der es phänotypisiert werden kann. Unabhängig davon, wie hoch die jeweiligen Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten sind bzw. wie groß die diesbezüglichen Unterschiede auch ausfallen mögen, kann – zumindest angesichts unseres bisherigen Wissens und Vermögens – nie eine sichere Feststellung erfolgen, in welcher Gestalt ein sprachliches Element bei seiner nächsten Phänotypisierung tatsächlich erscheint; es lassen sich lediglich individuelle Wahrscheinlichkeitsverteilungen für die unterschiedlichen Erscheinungs- bzw. Phänotypisierungsmöglichkeiten angeben.³⁴³ So können wir – wie gesehen – behaupten, dass die Wahrscheinlichkeit, dass der Diphthong /aʊ/ in dt. *Haus* bei der nächsten Phänotypisierung wieder /aʊ/ lautet, recht hoch ist und dass die Wahrscheinlichkeit, dass er sich zu /oʊ/ wandelt wohl höher ausfällt als die, dass er als /jə/ erscheint. Eine sichere Aussage, lässt sich jedoch unmöglich treffen, denn für keine der Alternativen ist die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit 100%, zumindest dann nicht, wenn keine konkrete Phänotypisierungssituation samt aller relevanten Parameter bekannt ist, die untersucht wird.³⁴⁴

³⁴² Natürlich ist die Übertragung dieser Feststellung auch auf morphologischer Ebene und – wie sich später noch zeigen wird – ebenso auf syntaktischer Ebene möglich; sie kann daher mutmaßlich auf das gesamte System „Sprache“ angewandt werden.

³⁴³ Siehe dazu etwa auch die Ausführungen von Pierrehumbert (2003) zu Variablen und deren Wahrscheinlichkeitsverteilungen in Sprache (s. etwa Pierrehumbert 2003: 178).

³⁴⁴ Es sei angemerkt, dass hier stets davon ausgegangen wird, dass überhaupt eine (weitere) Phänotypisierung stattfindet, d.h. die absolute Summe der Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten aller Phänotypisierungsmöglichkeiten eines sprachlichen Elements beträgt 100%. Zusätzlich ist jedoch zu beachten, dass neben der Phänotypisierung auch der vollständige Schwund bzw. das Nicht-Auftreten eines sprachlichen Elements prinzipiell denkbar ist; dessen Auftrittswahrscheinlichkeit ist dementsprechend der Summe der Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten gegenüberzustellen, wobei hierbei eine Addition von beidem wiederum 100% ergibt: Entweder es kommt

Eine Phänotypisierung erfolgt immer auf Individualebene.³⁴⁵ Die soeben dargelegte These kann daher etwa folgendermaßen angewandt werden: Ein Individuum der Sprachgemeinschaft des Gegenwartsdeutschen äußert den Ausdruck dt. *Haus* zur lexikalischen Einheit dt. *Haus* ‚Haus, Gebäude‘ lautlich als [haʊ̯s]. Die Wahrscheinlichkeit, dass er beim nächsten Mal, wenn er sprachlich auf das Verweisobjekt referieren möchte, wieder [haʊ̯s] sagt, ist situationsabhängig (es könnte auch der Ausdruck dt. *Bruchbude* gebraucht werden); ebenso sind lautlich Varianten wie [hoʊ̯s], [χaʊ̯s] oder gar [hjəs] möglich.³⁴⁶ Für all diese Alternativen können wir unter Umständen abstuftend Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten angeben, eine sichere Vorhersage bleibt jedoch unmöglich.³⁴⁷

Die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für die Lautung [haʊ̯s] mag dabei am höchsten sein, weil das Individuum hierbei innerhalb der Sprachgemeinschaft, in der er sich bewegt, auf eine Konvention, die die Kollektivebene betrifft und die es infolge von Synchronisierungsprozessen als Image in sich trägt, bauen kann: Will es von anderen Individuen, die ebenfalls der Sprachgemeinschaft des

irgendwann zu einer neuerlichen Phänotypisierung eines sprachlichen Elements oder eben nicht.

³⁴⁵ Andernfalls müsste das Kollektiv in seiner Gesamtheit (also etwa eine ganze Sprachgemeinschaft) zeitgleich und gemeinsam ein sprachliches Element phänotypisieren.

³⁴⁶ Denkbar ist auch, Fremdsprachenkenntnisse in das Modell zu integrieren. So wäre die Wahrscheinlichkeit, dass ein Muttersprachler des Deutschen, wenn er über die entsprechende sprachliche Information des Französischen verfügt, in einer Kommunikationssituation mit einem Muttersprachler des Französischen für ‚Haus‘ den Ausdruck frz. *maison* phänotypisiert, womöglich höher als die für eine Phänotypisierung von dt. *Haus*.

³⁴⁷ Ziehen wir ergänzend noch einmal dt. *Maus* zur Veranschaulichung heran: Je nach Kontext muss die Wahrscheinlichkeit, dass dieser Ausdruck mit der Bedeutung ‚(tierische) Maus‘ oder eben ‚Computermaus‘ phänotypisiert wird, unterschiedlich hoch eingeschätzt werden, wobei beide Bedeutungen, da sie als in der Sprachgemeinschaft des Gegenwartsdeutschen konventionalisiert gelten können, grundsätzlich über sehr hohe Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten verfügen. Die Bedeutung ‚Computermaus‘ muss zudem vor ihrer erstmaligen Phänotypisierung, wie schon ausführlich gezeigt wurde, als (primär) rezessiv vorgelegen betrachtet werden, da eine auf Merkmalsvergleich fußende metaphorische Übertragung auf ein Objekt wie eine Computermaus möglich gewesen wäre, d.h. diese Bedeutung hätte jederzeit phänotypisiert werden können (freilich auf einer abstrakteren Ebene zur Bezeichnung eines Gegenstands mit Merkmalen, wie sie eine tierische Maus aufweist), wenn es dafür einen Grund gegeben hätte, welcher aufgrund des langen Fehlens eines entsprechenden Referenzobjekts gewöhnlich nicht gegeben war. So muss die Erfindung und das zunehmende Auftreten von Computermäusen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts als Faktor der Erhöhung der Phänotypisierungswahrscheinlichkeit von dt. *Maus* ‚Computermaus‘ (bzw. der abstrahierten, merkmalsvergleichenden Bedeutung) verstanden werden.

Gegenwartsdeutschen angehören oder sich darin etwa als Zweitsprachler bewegen, verstanden werden, ist eine konventionalisierte Form, von der es annehmen kann, dass sie sein entsprechender Kommunikationspartner höchstwahrscheinlich versteht, die wohl beste Phänotypisierungsmöglichkeit im Sinne des Gelingens des kommunikativen Akts.

Es sollte bereits deutlich geworden sein, dass Phänotypisierungsmöglichkeiten eines bestimmten sprachlichen Elements und deren jeweiligen Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten – neben situativen und kontextualen Aspekten im Zusammenhang einer neuerlichen Phänotypisierung – insbesondere von etwaigen früheren Phänotypisierungen abhängen. Was aber ist unter einer „früheren Phänotypisierung“ genau zu verstehen? Auch hier muss zunächst die Individualebene betrachtet werden, da von dieser – wie soeben dargelegt – jedwede Phänotypisierung eines sprachlichen Elements ausgeht. Daraus ergibt sich, dass die Phänotypisierungsmöglichkeiten und entsprechenden Wahrscheinlichkeiten für die Gestalt künftiger Phänotypisierungen davon abhängig sind, welche Gestalt Phänotypisierungen des entsprechenden Elements innehatten, die ein jeweiliges Individuum in der Vergangenheit wahrgenommen (d.h. „gemessen“) bzw. phänotypisiert hat, wobei auch situative und kontextuelle Aspekte mit einzubeziehen sind; all dies determiniert natürlich auch die Vorstellung des Individuums von einer möglichen Konvention hinsichtlich des betreffenden sprachlichen Elements in der jeweiligen Sprachgemeinschaft.³⁴⁸

Für die Forschung im Bereich sprachlicher Rezessivität ergibt sich daraus die Notwendigkeit eines ähnlichen Kompromisses, wie ihn die Lexikografie eingehen muss: Wie Lexikografen etwa zur Beschreibung von Bedeutungen der von ihnen untersuchten und zusammengestellten Wörter unmöglich alle in einer Sprachgemeinschaft nachweisbaren Belege auswerten und nicht jede Bedeutung, wenn sie etwa nur einmal für den Sprachgebrauch eines Individuums bezeugt ist, aufnehmen können – gerade angesichts der enormen Datenmenge der Gegenwart –, so ist dies natürlich auch bei der Erforschung von Phänotypisierungs-

³⁴⁸ Die Theorie sprachlicher Rezessivität verdeutlicht hierbei also schon beim Vorliegen von zwei (oder gar mehr) nicht zeitgleich stattfindenden Phänotypisierungen eines sprachlichen Elements die enorme Bedeutung des Parameters *Zeit* auch für die Linguistik, der insbesondere bei Auseinandersetzungen „synchroner“ Art mit Gegenwartssprachen oft vernachlässigt wird und mitunter gar ohne Einbußen hinsichtlich der jeweiligen Zielsetzung einer Untersuchung vernachlässigt werden kann; dennoch ist auch bei der Betrachtung „kleiner Forschungsräume“ wie dem Sprechverhalten eines bestimmten Individuums oder eines Diskurses, der nur wenige Minuten oder Stunden dauert, die *Zeit* ein Parameter, der berücksichtigt und auf seine jeweilige Relevanz geprüft werden sollte.

möglichkeiten nicht möglich. Lexikografen werten letztlich tatsächliche Phänotypisierungen aus, messen sie dabei also, und stellen eine Menge mehr oder weniger „üblicher“, d.h. konventionalisierter Bedeutungen zusammen, formen also eine Art „Kompromissmenge“. Ebenso wird man unmöglich alle Phänotypisierungsmöglichkeiten eines sprachlichen Elements erfassen können, die auf den zahlreichen Individualebenen einer Sprachgemeinschaft existieren mögen, denn diese Möglichkeiten hängen ja von vorherigen, tatsächlich erfolgten Phänotypisierungen ab (also unter anderem von dem Material, mit dem etwa Lexikografen arbeiten); auch hier wird man sich somit mit einer „Kompromiss-Menge“ begnügen müssen oder aber einen bestimmten Einzelfall untersuchen und dann nur diesen möglichst umfassend beschreiben können.

Die Konsequenz aus diesen Erkenntnissen um die in der Regel bestehende Vielfalt an Phänotypisierungsmöglichkeiten für ein bestimmtes sprachliches Element ist die Feststellung, dass sprachliche Elemente außerhalb einer konkreten Phänotypisierung bzw. konkreten Messung einer bestimmten Phänotypisierung in ihrer Gestalt nicht als stabil gelten können.³⁴⁹ Dieser Gedanke wird im folgenden Kapitel, das weiter über phonologische Fragen hinausgreift, vertieft.

Die Instabilität von phonologischer Information als sprachliches Element erlaubt zudem Rückschlüsse auf das Wirken von systematischen Lautwandeln wie etwa von westgermanisch /t/ zu ahd. /ts/ im Rahmen der Hochdeutschen(/Zwei-

³⁴⁹ Systemtheoretisch Interessierte mögen hierbei eine Verbindung zu Luhmanns Arbeiten entdecken: Dieser spricht etwa von der „Instabilität des Sinnes“ (Luhmann 1987: 100) und davon, dass „Sinn [ein] laufendes Aktualisieren von Möglichkeiten“ (Luhmann 1987: 100) sei. Ohne näher auf Luhmanns Verständnis von *Sinn* eingehen zu müssen, wird hierbei ersichtlich, dass Luhmann ebenfalls davon ausgeht, dass verschiedene Möglichkeiten, wie etwas – hier der Sinn – sein kann, von ihren Aktualisierungen abhängen und somit wandelbar sind. Dabei ist Luhmanns Terminus *Aktualisierung* mit dem der *Phänotypisierung* in der vorliegenden Arbeit zu identifizieren, obgleich letzterer dahingehend verteidigt sei, als dass dieser die Wahrnehmbarkeit unterstreicht, die naturwissenschaftlich betrachtet einer Messbarkeit gleichkommt und für uns von entscheidender Bedeutung ist, zumal durch diesen Ausdruck eine Brücke zur Biologie geschlagen wird, aus der Sprache als Begleiterscheinung der Evolution des Menschen – d.h. mindestens der Art *Homo sapiens* im Speziellen, aber möglicherweise gar des ganzen Gattung *Homo* (s. dazu etwa MacLarnon 2012) – unmöglich als herausgelöst zu betrachten ist. Nicht eindeutig geht aus Luhmanns Ausführungen hervor, ob er die Instabilität des Sinns bloß in dessen Wandelbarkeit sieht und sie somit dem Sinn allgemeingültig zuschreibt oder eine vorübergehende Stabilität von Sinn im Zustand der Aktualisierung annimmt (was zu vermuten ist). Letztere Position wird analog in dieser Arbeit vertreten, d.h. wir möchten davon ausgehen, dass ein sprachliches Element im Zustand der Phänotypisierung – aber nur in diesem Zustand – als stabil gelten kann.

ten) Lautverschiebung: Wenn ein derartiger Wandel erst einmal vonstattengegangen ist, d.h. ein Mensch /ts/ statt /t/ etwa im Anlaut eines bestimmten Wortes (z.B. ahd. *zīt*) verwendet, weil die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für ersteres in seinem sprachlichen System höher ist, so erhöht sich auch die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für eine Form wie ahd. *zunga*. So können sich rasch die Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten derart verändern, dass der Lautwandel schließlich konsequent vollzogen wird (und offenbar auch die Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten anderer ursprünglicher Tenues als Affrikaten im Anlaut (wie westgermanisch /p/ zu ahd. /pf/) miterhöht). Auf diese Weise können sich Lautwandel rasch innerhalb eines sprachlichen Systems auf Individualebene ausbreiten und von dort – mittels Synchronisierungsprozessen – auch auf eine ganze Sprachgemeinschaft ausbreiten.

2.3 – Superposition in Sprache? Die Frage nach dem, was ist (und wie es ist)

Was ist nun genau damit gemeint, wenn im vorigen Kapitel abschließend erklärt wird, sprachliche Elemente könnten außerhalb einer konkreten Phänotypisierung bzw. konkreten Messung einer bestimmten Phänotypisierung in ihrer Gestalt nicht als stabil gelten?

Wenn sprachliche Elemente in ihrer Gestalt nicht stabil sind, meint dies, dass ihre Gestalt vielmehr nichts anderes als die Menge an Möglichkeiten darstellt, die aufgrund vorliegender 0-gradig oder primär rezessiver Informationen jederzeit phänotypisiert werden können,³⁵⁰ und zwar in dem Verhältnis, in dem diese Möglichkeiten aufgrund ihrer jeweiligen Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten zueinander stehen; in Anlehnung an einen Terminus aus der Quantenmechanik könnte man hierbei von *Superposition* sprechen und zwar in dem Sinne, dass behauptet werden kann, dass ein beliebiges sprachliches Element außerhalb eines konkreten, beobacht- bzw. messbaren Auftretens im Phänotyp der Sprache parallel alle Zustände, d.h. Möglichkeiten, in denen es phänotypisiert werden kann, aufweist oder aufzuweisen scheint.³⁵¹

Man kann sich also ein beliebiges sprachliches Element – wie etwa ein Phonem, ein Morphem oder ein Lexem –³⁵² hinsichtlich seiner Gestalt bzw., mathe-

³⁵⁰ Neben dieser engeren Betrachtung sind in einem weiteren Sinne natürlich auch Informationen anderer Rezessivitätsgrade als des 0-gradigen oder primären als Teil der Gestalt eines sprachlichen Elements zu verstehen.

³⁵¹ In der Quantenmechanik beschreibt *Superposition* – vereinfacht gesagt – den Umstand, dass ein quantenmechanisches System, das mehrere Zustände zulässt, immer eine Überlagerung dieser Zustände einnimmt, solange keine Messung durchgeführt wird (im Falle einer Messung kollabiert die Überlagerung und nur ein einziger Zustand wird realisiert) (vgl. Kilian/Weber 2000: 223).

³⁵² Definitivisch wollen wir ein *sprachliches Element* als Grundeinheit einer sprachlichen Kategorie im Sinne eines Elements eines sprachlichen Systems verstehen. Im Zusammenhang mit unseren Betrachtungen der Systemtheorie in der Einleitung dieser Arbeit, auf die und die dabei heranzitierte Literatur hiermit verwiesen sei, haben wir gesehen, dass ein System aus Elementen und den Relationen, die zwischen den Elementen bestehen, sowie den Eigenschaften, die den Elementen innewohnen, besteht. Ein sprachliches Element ist somit Teil des Sprachsystems und Teil von dessen Konstitution. Je nach Untersuchungsinteresse kann ein sprachliches Element etwa ein Phonem im Allgemeinen oder ein Lexem im Allgemeinen sein, aber auch ein ganz bestimmtes Phonem oder ein Lexem, definiert durch dessen Eigenschaften und/oder relationaler Verbindung zu anderen sprachlichen Elementen. Aufgrund der bilateralen Gestalt sprachlicher Zeichen ist jeweils zu prüfen, ob das gesamte Zeichen (etwa eine lexikalischen Einheit) oder lediglich deren Ausdrucks- oder Inhaltsseite oder gar

matisch formuliert, seines Werts³⁵³ als Variable³⁵⁴ vorstellen, die erst im Falle eines Auftretens des Elements im Phänotyp nach einer bestimmten, festen Realisierung (d.h. Phänotypisierungsform) verlangt³⁵⁵ – hier bewegen wir uns also

nur ein einzelner Aspekt der Inhaltsseite (etwa das Denotat oder ein Merkmal) als sprachliches Element zu gelten hat.

³⁵³ Es sei darauf hingewiesen, dass die Verwendung des Ausdrucks *Wert* hier nicht mit *Wert* bzw. *Valeur* nach de Saussure zu verwechseln ist; *Wert* im Sinne des linguistischen Rezessivitätsmodells meint die Gestalt eines sprachlichen Elements an sich, wogegen de Saussure dessen Relation zu anderen Elementen im Sprachsystem betont (vgl. dazu Saussure 2001: 94f u. 131-143, aber auch Linke et al. 2004: 36f). Natürlich kann die Gestalt eines sprachlichen Elements durchaus als von anderen sprachlichen Elementen, mit denen es in Relation steht, abhängig betrachtet werden: Die im Zuge einer Phänotypisierung phänotypisierten Informationen (die zusammen genommen eine Phänotypisierungsmöglichkeit eines sprachlichen Elements bilden) konstituieren sich unter anderem in Relation zu anderen sprachlichen Elementen, die im jeweiligen Kontext phänotypisiert wurden, aber auch in Relationen zu anderen sprachlichen Elementen, die sie in Gestalt zweigliedriger semantischer Relationen in sich tragen können (so kann die Relation von ‚Rinde‘ zu ‚Baum‘ auch dann Teil einer Phänotypisierung von dt. *Rinde* sein, wenn dt. *Baum* im Kontext gar nicht auftritt). Insofern bestehen Parallelen zwischen de Saussures *Valeur* und dem hier verwendeten Terminus *Wert*. Nichtsdestoweniger begreift das linguistische Rezessivitätsmodell den Wert eines sprachlichen Zeichens außerhalb einer Phänotypisierung als nicht stabil bzw. geht von Superposition aller möglichen Werte, die durch Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten repräsentiert werden aus (man könnte gewissermaßen von einer Erweiterung oder Modifizierung des *Wert*-Begriffs von de Saussure sprechen). Zu berücksichtigen ist auch hierbei, dass Phänotypisierungen nur auf der Individualebene stattfinden können; außerhalb einer Phänotypisierung lässt sich der Wert eines sprachlichen Elements somit zumindest theoretisch je nach Perspektivenwahl und Zielsetzung auf Individual-, aber auch auf Kollektivebene beschreiben.

³⁵⁴ Es sei hierbei auch an die bereits in der Einleitung besprochenen Ausführungen zu „Variablen“ bei Norma Mendoza-Denton et al. (2003) erinnert, die – ähnlich wie es im Folgenden auch hier getan wird – eine Variable als Repräsentant der bestehenden Möglichkeiten, dasselbe bzw. etwas sehr Ähnliches auszudrücken, versteht (vgl. Mendoza-Denton et al. 2003: 100); ferner ist auch Janet Pierrehumberts (2003) Ansatz, die Lautgestalt eines Wortes als Abstraktion bestehend aus Variablen, deren Realisierungsmöglichkeiten (bzw. Phänotypisierungsmöglichkeiten) über bestimmte Wahrscheinlichkeitsverteilungen verfügen, zu begreifen (vgl. Pierrehumbert 178f), in die folgende Definition von *Variable*, die in Anpassung an spezifische Erfordernisse und die übrige Terminologie des linguistischen Rezessivitätsmodells erfolgt, eingeflossen.

³⁵⁵ Wir werden in den weiteren Ausführungen noch sehen, dass unter bestimmten Umständen – etwa bei der Wahrnehmung mehrerer Bedeutungsmöglichkeiten eines ambigen sprachlichen Zeichens – auch im Rahmen einer Phänotypisierung Superposition vorliegen kann; außerhalb einer Phänotypisierung liegt diese jedoch immer vor. Ferner ist darauf hinzuweisen, dass nicht nur sprachliche Elemente, die ein vollständiges bilaterales Zeichen darstellen, außerhalb von Phänotypisierungen unbestimmt sind. Dies ist damit zu begründen, dass auch bloße inhaltsseitige Informationen (wie

auf der von de Saussure vorgenommen Unterscheidung von *langue* (gewissermaßen der Variablen) und *parole* (gewissermaßen der festen Realisierung in konkreter Phänotypisierungssituation) (s. dazu etwa Saussure 2001: 13-18).³⁵⁶

Für jede Variable als Wert eines sprachlichen Elements gibt es eine Vielzahl an Möglichkeiten, in deren Form sie realisiert bzw. phänotypisiert werden kann. Die Möglichkeiten und vor allem ihre jeweiligen Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten hängen wiederum von einer Vielzahl an Faktoren wie etwa Phänotypisierungssituation und -kontext, insbesondere auch die das betreffende sprachliche Element umgebenden sprachlichen Elemente und deren phänotypisierte Gestalt ab. Für ein sprachliches Element gilt also, dass es sich hinsichtlich seines Werts außerhalb einer konkreten Realisierung bzw. Phänotypisierung als Variable darstellt, für die ein Zustand der Superposition gilt: Mehrere Phänotypisierungsmöglichkeiten – genauer: alle, die das jeweilige sprachliche Element an der (räumlichen wie zeitlichen) Stelle seines (rein genotypischen) Erscheinens aufweist – superponieren miteinander, liegen also parallel vor oder scheinen dies zumindest zu tun, da keine einzelne Phänotypisierungsmöglichkeit als die anderen verdrängend (bzw. dominierend) auszumachen ist, ja noch nicht einmal mehrere Phänotypisierungsmöglichkeiten gemeinsam andere verdrängen (bzw. dominieren); alle erscheinen als gleichwertig, allein in ihrer jeweiligen Phänotypisierungswahrscheinlichkeit können relevante Unterschiede verborgen sein.³⁵⁷

ein Denotat, von dem wiederum weitere Informationen wie etwa Merkmale abhängen bzw. in Wechselbeziehung zum Denotat stehen) im Kontext einer Phänotypisierung durch die sprachlichen Zeichen, mit denen es gemeinsam auftritt, näher bestimmt werden, also aufgrund der Arbitrarität sprachlicher Zeichen nicht als einem Ausdruck stabil, d.h. unveränderlich und abdingbar zugeordnet gelten können. Die Betrachtung einer Bedeutung in Abhängigkeit von einem ihr zugeordneten Ausdruck ist daher als praxisfern zu beurteilen und stellt künstlich eine Stabilität her, die außerhalb von Phänotypisierungen nicht gegeben ist bzw. stellt ihrerseits eine Phänotypisierung dar, die Stabilität schafft. Da etwa die lautliche Umgebung, in der ein lautlicher Ausdruck auftritt, diesen ebenso in seiner Gestalt beeinflussen kann (man denke an Sandhi oder Umlaute), kann auch ein bloßer Ausdruck außerhalb einer Phänotypisierung nicht als stabil betrachtet werden (unterschiedliche Schreibweisen eines gleichen schriftlichen Ausdrucks durch denselben Schreiber im selben Text bezeugen diese Instabilität ebenfalls im Bereich der Graphematik).

³⁵⁶ Da die *langue* bei de Saussure jedoch ein System bezeichnet, das gewissermaßen als „Norm“ nur ausgehend von Betrachtungen der *parole* formuliert werden kann, trifft die Behauptung, die Variable wäre Teil der *langue*, nur dann zu, wenn man eben auch jene Phänotypisierungsmöglichkeiten miteinbezieht, die sich in der *parole* (bisher) nicht nachweisen lassen (so etwa die primär rezessiven) (es müssen dabei also alle jeweiligen Phänotypisierungsmöglichkeiten beachtet werden).

³⁵⁷ In diesem Sinne wären Phänotypisierungsmöglichkeiten (und zuletzt auch Entwicklungsmöglichkeiten) wie [haʏs], [hoʏs], [χaʏs] und [hʏs] für ein sprachliches Element, das bei seiner letzten Phänotypisierung als [haʏs] vorlag, wenn sie als Variable

Erst eine tatsächliche Phänotypisierung des jeweiligen sprachlichen Elements ermöglicht eine Beobachtung und somit genaue Messung des Zustands des Elements, die eine auf diese konkrete Phänotypisierung beschränkte Feststellung und Beschreibung der Gestalt bzw. des Zustands des jeweiligen Elements ermöglicht. Aus der Betrachtung vieler Phänotypisierungen eines bestimmten sprachlichen Elements lassen sich auf Theorieebene unter bestmöglicher Berücksichtigung aller relevanten Parameter Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten für die unterschiedlichen Phänotypisierungsmöglichkeiten herleiten, deren Präzision und Gültigkeitsumfang jedoch stark von der ausgewerteten Datenmenge abhängt.³⁵⁸

betrachtet werden, nicht unterscheidbar; sie erscheinen als parallel vorliegend und zwar in jenem Verhältnis, welches durch ihre jeweiligen Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten vorgegeben ist (es sei hierbei darauf hingewiesen, dass etwa sogenannte Allophone zwar als unterschiedliche Phänotypisierungsmöglichkeiten eines Phonems (in Rolle eines sprachlichen Elements) zu gelten haben, dass aber die Menge an Phänotypisierungsmöglichkeiten eines Lauts (als sprachlichem Element) naturgemäß größer ist als die bloße Menge jeweiliger Allophone eines Phonems, da das linguistische Rezessivitätsmodell auf lautlicher Ebene nicht nur unterschiedliche Allophone eines Phonems berücksichtigt, sondern die fragliche Laut-Stelle auch als durch unterschiedliche Phoneme (und deren Allophone) phänotypisierbar erachtet (hierzu folgen in Kapitel 2.7 weitere Ausführungen, auf die hier verwiesen sei)).

³⁵⁸ Wie auch die Quantenmechanik erscheint ebenfalls die hier formulierte Theorie von Rezessivität in Sprache zunächst als Modell der bloßen Wahrscheinlichkeiten und somit nicht-deterministisch, da wir zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht in der Lage sind, unzweifelhafte Vorhersagen zu treffen, welche Phänotypisierungsmöglichkeit eines sprachlichen Elements bei einer bestimmten künftigen Phänotypisierung desselben tatsächlich realisiert werden wird; selbst wenn wir versuchen würden, Faktoren wie Phänotypisierungssituation, Beteiligte (Sender/Empfänger) oder sprachgeographische Aspekte miteinzubeziehen, gelänge eine eindeutige Vorhersage nicht, sondern weiterhin nur die Beschreibung von Wahrscheinlichkeiten. Ich habe bereits erklärt, dass ich selbst durchaus zu einer Annahme von Determination tendiere, doch kommt man nicht umhin, diese Einschätzung als Vermutung aufzufassen, da sie bisher eines Beweises entbehrt (was aber ebenso für eine entsprechende Gegenannahme gilt). Ich gründe meine Annahme auf der Überzeugung der Determiniertheit in naturwissenschaftlich beschreibbaren Systemen, zu denen menschliche Sprache notwendigerweise gehört: Weder kann sie als von der (biologischen) Evolution, d.h. biologischer Prinzipien, isoliert betrachtet werden noch ist sie von den Gesetzen der Physik zu scheiden, auf die sie deutlich erkennbar zugreift, wenn sie etwa akustisch oder optisch vermittelt wird. Dennoch muss diesbezüglich eingestanden werden, dass die Determiniertheit naturwissenschaftlich beschreibbarer Systeme spätestens in der Quantenmechanik ihre Beweisbarkeitsgrenzen findet: Die Quantenmechanik ist gegenwärtig nach wie vor als nicht-deterministisch zu charakterisieren; Versuche, dies infrage zu stellen und versteckte Parameter anzunehmen, blieben bisher ohne die Fachwelt überzeugende Ergebnisse (vgl. Schwabl 2007: 397-402).

Definitivisch wollen wir die *Variable als Wert eines sprachlichen Elements* als einen abstrakten Platzhalter verstehen, für den eine oder mehrere Phänotypisierungsmöglichkeiten der Phänotypisierungsmöglichkeitenmenge des betreffenden sprachlichen Elements eingesetzt werden können. Die Möglichkeitsmenge umfasst dabei die Gesamtheit aller Möglichkeiten der Gestalt, in der das betreffende sprachliche Element im fraglichen (räumlichen, zeitlichen, situativen, sprachlichen, inhaltlichen oder unabhängigen) Kontext phänotypisiert werden könnte. Jede dieser Möglichkeiten kann als möglicher Wert des Elements verstanden werden, die Variable selbst kann all diesen Werten entsprechen. Der genaue Wert, den ein sprachliches Element in einem bestimmten Fall – etwa einer Phänotypisierung oder der Betrachtung einer bestimmten Phänotypisierungsmöglichkeit außerhalb einer tatsächlichen Phänotypisierung³⁵⁹ – haben kann, ist somit veränderlich,³⁶⁰ im Falle von Superposition sind für ein sprachliches Element mehrere Werte parallel anzunehmen.

³⁵⁹ Hierbei ist einzugestehen, dass eine wissenschaftliche Diskussion einer Phänotypisierungsmöglichkeit eines sprachlichen Elements außerhalb einer tatsächlichen Phänotypisierung notwendigerweise einer Phänotypisierung selbiger gleichkommt; dies geschieht aber wohlgerne nur innerhalb des wissenschaftlichen Kontexts und nicht innerhalb dessen, der beschrieben wird.

³⁶⁰ Zur Möglichkeitsmenge eines sprachlichen Elements ist auch die Möglichkeit des Nicht-Auftretens zu rechnen. Ob etwa in engl. *delivery* [dɹɪlv(ə)ri] das Schwa im Falle einer Phänotypisierung auftritt oder nicht: es ist als Wert einer Variablen aufzufassen, die mit unterschiedlichen Werten realisiert werden kann; bei Synkope des Schwa könnte man die Variable des sprachlichen Elements mathematisch gesehen als mit einem Wert von 0 realisiert ansehen. Ähnlich ist hinsichtlich eines unterbliebenen Svarabhaktis zu verfahren (geläufig ist in der Linguistik Vergleichbares etwa hinsichtlich der Beschreibung sogenannter „Nullmorpheme“ (s. dazu etwa Glück 2010: 469)). In beiden Fällen – Svarabhakti und Synkope – tragen das lautliche Umfeld und allgemeine typologische Merkmale der jeweiligen Einzelsprache – so finden sich hierbei etwa Unterschiede zwischen sogenannten Wort- und sogenannten Silbensprachen –, in deren Kontext die fragliche Stelle erscheint, entscheidend dazu bei, wie der Wert des sprachlichen Elements in einer konkreten Situation realisiert bzw. phänotypisiert werden wird (s. etwa zum Auftreten von Svarabhakti am Beispiel des Ahd. Szczepaniak 2007: 102-104).

Variablen können also auch an der Grenze zwischen zwei sprachlichen Elementen derselben Ebene (wie etwa zwei Phonemen oder womöglich auch zwei Morphemen) auftreten. Der Umgang mit „0-wertig“ realisierten Variablen sollte daher abhängig vom Forschungsinteresse sein und nur dort diskutiert werden, wo eine derartige Annahme sinnvoll erscheint. Denn theoretisch kann man feststellen, dass zwischen /a/ und /ɔ/ in der Lautung von dt. *Haus* eine Variable stehen muss, die gewöhnlich 0-wertig ist, aber theoretisch etwa als /t/ Eingang in den Phänotyp finden könnte; dass aber eine Beschäftigung mit der Vielzahl an denkbaren Möglichkeiten, die nie phänotypisch nachgewiesen werden konnten, geeignet ist, mehr Verwirrung zu stiften, als Klarheit zu schaffen, dürfte dabei bereits offensichtlich werden. Die Vorstellung

Freilich sollte der Vergleich mit Superposition in der Quantenmechanik nicht überdehnt werden und nur auf die Überlagerung mehrerer Zustände beschränkt bleiben, von denen betreffend sprachlicher Elemente³⁶¹ bei einer Phänotypisierung für gewöhnlich nur ein einzelner nachweisbar sein kann; es sei aber auch darauf hingewiesen, dass es diesbezüglich gleichsam Ausnahmen gibt, bei denen sogar im Rahmen einer einzelnen Phänotypisierung eine derartige Überlagerung, d.h. Superposition, vorliegt (hierauf wird später noch näher eingegangen). Sprachliche Elemente sind genauso wenig als Quantenobjekte zu betrachten wie es eine Katze ist. Dennoch erlaubt etwa das Bild von „Schrödingers Katze“ eine

„0-wertig“ realisierter Variablen mag in bestimmten Fällen (wie etwa bei Synkopen) ein nützliches Instrument für die Forschung darstellen, sollte jedoch stets nur dort zur Anwendung gebracht werden, wo es im Sinne der jeweiligen Untersuchung Nutzen und Mehrwert verheißt. Als weiteres Beispiel hierfür kann der unbestimmte Artikel engl. *a* angeführt werden, der bekanntlich, wenn ein Ausdruck folgt, der auf Vokal anlautet, als engl. *an* realisiert bzw. phänotypisiert wird (vgl. Greenbaum 1996: 164). Man kann diesen Artikel also grundsätzlich als aus zwei Phonemvariablen bestehend betrachten, wobei die zweite vor konsonantisch anlautenden Ausdrücken eine besonders hohe Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für 0-Wertigkeit aufweist, vor vokalisches anlautenden hingegen eine besonders hohe für /n/; weitere Phänotypisierungsmöglichkeiten sind prinzipiell denkbar, müssen aber wohl gleichsam mit geringen Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten angesetzt werden.

Gemäß der Vorstellung der Zweigliedrigkeit, wie wir sie etwa bei semantischen Relationen oder Wortbildung kennengelernt haben, kann die nicht-0-wertige Phänotypisierung einer üblicherweise 0-wertigen Variablen künftig die Generierung weiterer zunächst 0-wertige Variablen nach sich ziehen, sodass an einer gegenwärtig gewöhnlich 0-wertig phänotypisierten Position künftig gar mehrere Variablen auftreten können.

³⁶¹ Es sei darauf hingewiesen, dass ein sprachliches Element stets etwas ist, dass an sich als Betrachtungsobjekt nicht weiter zu untergliedern ist: So kann es sich je nach Untersuchungsinteresse etwa um ein Phonem, ein Graphem, den Aspekt der Bedeutung oder den des Merkmals eines sprachlichen Zeichens handeln. Wenn etwa das Element der Bedeutung untersucht wird, so kann diese aber durchaus durch kompositionelle Strukturen wie Lexeme oder gar ganze Satzäußerungen übermittelt werden, die dann als Medium der Bedeutung interpretiert werden können, welches seinerseits in weitere sprachliche Elemente – wie eben Phoneme – zerlegbar sein kann. Ein Lexem als Ausdruck, der aus mehreren Phonemen besteht, kann jedoch als kompositionelles sprachliches Element interpretiert werden, das durch die Menge der Phoneme, die es realisieren, in seiner Gestalt determiniert wird. Die Flexibilität der Vorstellung eines Elements ist perspektivisch zu begründen und zeigt sich auch in der Systemtheorie, die deutlich macht, dass die Betrachtung eines Systems und die damit zusammenhängende Beschreibung von dessen Elementen, nur möglich ist, wenn das System zunächst gegen eine Umwelt abgegrenzt wurde (was eine gewisse Willkürlichkeit unvermeidbar macht) (s. dazu wiederum die Ausführungen zur Systemtheorie in Kapitel 1.5.2.4.1).

Veranschaulichung quantenmechanischer Sachverhalte³⁶² und in ähnlichem Maße kann dieses Bild auf die postulierte Superposition sprachlicher Elemente angewandt werden, wobei es – wie gesehen – in Bezug auf Sprache einen wissenschaftlichen Zweck erfüllt, wogegen das Bild von „Schrödingers Katze“ wohl keinen Mehrwert für unser Verständnis von Katzen oder dem Verhältnis von Leben und Tod bereitstellt, sondern nur Aspekte der Quantenmechanik veranschaulicht. Über die beschriebenen Zusammenhänge hinaus sind in dieser Arbeit jedoch keine weiteren Implikationen für etwaige weitere Zusammenhänge und Parallelen zwischen Quantenmechanik und Linguistik beabsichtigt; der Vergleich bleibt ein bildhafter für eine äußerst geringe Schnittmenge zwischen beiden Forschungsbereichen.

Führen wir unsere Sprachbetrachtungen eingedenk dieses Wissens fort: Wenn also in einem Wörterbuch etwa ein Eintrag zum Ausdruck dt. *Haus* mit der Bedeutungsangabe ‚Gebäude, das Menschen zum Wohnen dient‘³⁶³ zu finden ist, so ist damit gemäß dieser Vorstellung nicht eine (stabile) Standardvariante angege-

³⁶² „Schrödingers Katze“ ist das wohl bekannteste Gedankenexperiment zur Quantenmechanik und spielt auf den Zustand der Superposition an, demzufolge innerhalb einer bestimmten Versuchsanordnung eine Katze aus „quantenmechanischer“ Sicht als gleichzeitig tot und lebendig zu beschreiben wäre; dies lässt sich am treffendsten durch ein Zitat der entsprechenden Passage Erwin Schrödingers erläutern: „Eine Katze wird in eine Stahlkammer gesperrt, zusammen mit folgender Höllenmaschine (die man gegen den direkten Zugriff der Katze sichern muß): in einem GEIGERSchen Zählrohr befindet sich eine winzige Menge radioaktiver Substanz, so wenig, daß im Lauf einer Stunde *vielleicht* eines von den Atomen zerfällt, ebenso wahrscheinlich aber auch keines; geschieht es, so spricht das Zählrohr an und betätigt über ein Relais ein Hämmerchen, das ein Kölbchen mit Blausäure zertrümmert. Hat man dieses ganze System eine Stunde lang sich selbst überlassen, so wird man sich sagen, daß die Katze noch lebt, *wenn* inzwischen kein Atom zerfallen ist. Der erste Atomzerfall würde sie vergiften haben. Die ψ -Funktion des ganzen Systems würde das so zum Ausdruck bringen, daß in ihr die lebende und die tote Katze (s. v. v.) zu gleichen Teilen gemischt oder verschmiert sind“ (Schrödinger 1935a: 812). Die ψ -Funktion (Wellenfunktion) beschreibt Schrödinger dabei selbst als „Instrument zur Voraussage der Wahrscheinlichkeit von Maßzahlen[, in dem] die jeweils erreichte Summe theoretisch begründeter Zukunftserwartungen verkörpert [ist], gleichsam wie in einem *Katalog* niedergelegt“ (Schrödinger 1935b: 823), sodass wir schon allein in dieser kurzen Einführung die probabilistische Parallele zwischen Quantenmechanik und dem Modell sprachlicher Rezessivität erkennen mögen, ohne zu tief in physikalische Fragen einzutauchen, die hier nicht hingehören. Die Schnittmenge zwischen Linguistik und Quantenmechanik, wie sie hier behauptet wird, bleibt äußerst gering.

³⁶³ Hierbei handelt es sich um eine von mehreren Bedeutungsvarianten, die das „Universalwörterbuch“ der Dudenredaktion angibt (vgl. Dudenredaktion 2015: 806).

ben (die freilich konventionell (und somit ebenso wenig stabil) mit einem bestimmten Inhalt verbunden sein kann), sondern es wird gemäß des linguistischen Rezessivitätsmodells und seiner Terminologie für den entsprechenden Inhalt eine Phänotypisierungsmöglichkeit mit relativ hoher Phänotypisierungswahrscheinlichkeit angegeben.

Doch was bedeutet es, wenn hier nun von „einer konkreten Messung einer bestimmten Phänotypisierung“ die Rede ist? Darunter wollen wir nichts anderes verstehen als die Wahrnehmung einer Phänotypisierung eines sprachlichen Elements durch einen Wahrnehmenden (z.B. ein *Homo sapiens*, ein anderes (sprachfähiges) Lebewesen³⁶⁴ oder auch eine künstliche Intelligenz; hierbei kann es sich kommunikationstheoretisch betrachtet sowohl um einen Sender als auch einen Empfänger handeln):

Wenn also beispielsweise A die Lautfolge [haʁs] äußert und dies von B wahrgenommen wird, können sowohl A als auch B als messende Beobachter gelten, weil ja auch A die eigene Phänotypisierung nicht nur plant, sondern ebenso wahrnimmt, wenn sie erfolgt (sowohl gedanklich als auch artikulatorisch). Es geht hierbei aber nur um die Wahrnehmung eines sprachlichen Elements: Dass dieses Element etwa, wenn es sich wie hier um einen Ausdruck handelt, einer Übertragung von mit dem Ausdruck verknüpften Inhalten dient, ist dabei zunächst nicht relevant. Doch richtet man seinen Blick auf die Messung eben der mit dem Ausdruck verbundenen Inhaltsseite, so werden A und B womöglich gravierende Unterschiede hinsichtlich des wahrgenommenen Elements erleben. Äußert A etwa den Ausdruck dt. *Schloss* isoliert, d.h. kontextfrei, so nehmen A und B das sprachliche Element in Form des Ausdrucks wohl annähernd identisch wahr, divergieren aber unter Umständen erheblich in ihrer Wahrnehmung des sprachlichen Elements Inhalt: So könnte A ‚Vorrichtung zum Verschließen oder Sichern‘ meinen und wahrnehmen,³⁶⁵ B jedoch ‚Prunkbauwerk‘. Anhand der In-

³⁶⁴ Auch ein nicht im engeren Sinne sprachfähiges Lebewesen, wie etwa ein Hauschwein, kann natürlich, wenn es hören kann, Elemente menschlicher Lautsprache phänotypisieren und wird diese womöglich auch mit einer Bedeutung zu verbinden suchen und ggf. tatsächlich verbinden; entscheidend ist, dass die Wahrscheinlichkeit, dass es das Wahrgenommene mit einer Bedeutung phänotypisiert, die ein menschlicher Sender im Sinn hatte, überaus gering ist. In ähnlicher Weise lässt sich auch erklären, warum etwa Hunde in der Lage sind, menschliche Sprachkommandos zu „verstehen“ – sie phänotypisieren diese offenbar mit einer konventionalisierten, eingeübten Bedeutung, sind jedoch nicht in der Lage das jeweilige sprachliche Zeichen im größeren Kontext eines menschlichen Sprachsystems zu verorten.

³⁶⁵ Da nicht angenommen werden kann, dass zwei beliebige Individuum der Art *Homo sapiens* – oder auch allgemein zwei Individuen derselben Art – über anatomisch voll-

haltsseite des sprachlichen Zeichens zeigt sich, dass Phänotypisierungen und deren jeweiligen Auftrittswahrscheinlichkeiten auch vom jeweiligen Rezipienten bzw. Beobachter abhängen und für eine Neubewertung von kommunikativen Missverständnissen grundlegend sein können.³⁶⁶

Darüber hinaus ist es wichtig, sich die Rolle solcher Messungen vor Augen zu führen: Es geht hierbei sowohl um Sprachproduktion als auch um Sprachverstehen; derartige Messungen sind zentral für das Gelingen sprachlicher Kommunikation und finden im Alltag permanent statt. Insofern stellt der Terminus *Messung* hier lediglich eine terminologische Anpassung an das Rezessivitätsmodell dar, meint aber nichts anderes als jede Form des Kontakts zwischen einem Verarbeitenden (Produzierenden/Sender oder Rezipienten/Empfänger) und dem jeweiligen sprachlichen Objekt oder anders formuliert den Moment einer Wechselwirkung zwischen Verarbeitenden und sprachlichem Objekt.³⁶⁷

ständig identische Hörapparate verfügen, sind schon allein dadurch physikalisch Abweichungen in der Wahrnehmung einer Lautfolge wie [hays] unvermeidbar (selbiges gilt natürlich ebenso für andere Formen der Wahrnehmung wie etwa der visuellen). Es kann daher nur von einer annähernd identischen Wahrnehmung ausgegangen werden und wir wollen zumindest in diesem Teil der Arbeit möglichst genau beschreiben, obgleich die geringen Abweichungen in der visuellen oder akustischen Wahrnehmung zwischen zwei Individuen derselben Art im Alltag in der Regel kaum eine Rolle spielen.

³⁶⁶ Insofern ließe sich eine Aussage treffen wie die, dass der Beobachter die Wirklichkeit prägt; derartiges wurde bereits in verschiedenen Wissenschaften wie der Physik oder der Philosophie entsprechend formuliert und ist sicherlich auch hier anwendbar, weist allerdings zu weit über das Thema dieser Arbeit hinaus, als dass es detailliert besprochen werden kann, schon weil zunächst eine Diskussion über den Terminus *Wirklichkeit* erfolgen müsste, die allein schon den Rahmen sprengen würde.

³⁶⁷ Für die linguistische Forschung ergibt sich daraus jedoch ein praktisches Problem: Um ein sprachliches Element zu untersuchen, muss es naturgemäß benannt oder eindeutig umschrieben werden. Wollen wir etwa untersuchen, wie der Ausdruck dt. *Haus* hinsichtlich seines Vokalismus lautlich phänotypisiert wird und wie sich in unterschiedlichen Situationen, bei unterschiedlichen Sprechern und in unterschiedlichen Kontexten die Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten verschiedener Phänotypisierungsmöglichkeiten verhalten, so muss zunächst deutlich werden, dass es uns eben um den Ausdruck dt. *Haus* geht. Dies kann erfolgen, indem wir ihn hinsichtlich seiner Bedeutung umschreiben oder indem wir ihn benennen. Eine Benennung stellt jedoch bereits eine mindestens ausdrucksseitige und mutmaßlich auch inhaltsseitige Phänotypisierung dar und eine Umschreibung, die eine zumindest teilweise inhaltsseitige Phänotypisierung bedeutet, beeinflusst zweifelsfrei die Art der zu untersuchenden Phänotypisierung (so ist zu erwarten, dass eine Beschreibung, die in der deutschen Standardvarietät erfolgt, bei Sprechern eines Dialekts wie des Bairischen die Wahrscheinlichkeit erhöhen, dass diese von ihrem muttersprachlichen Dialekt abweichen und das gesuchte sprachliche Element ebenfalls in seiner Entsprechung

Natürlich kommt man, wenn man in einer linguistischen Arbeit von *Superposition* spricht, nicht umhin, darauf hinzuweisen, dass dieser Terminus bereits in der Vergangenheit vereinzelt in linguistische Untersuchungen Eingang gefunden hat. So grenzen etwa Françoise Gayral, Daniel Kayser und Nathalie Pernelle in einem (auf Englisch verfassten) Aufsatz *co-presence* gegen *ambiguity*, *underdetermination* und *superposition* ab (s. Gayral et al. 2001). Dabei verstehen sie *superposition* als den Umstand, dass für ein Auftreten eines bedeutungstragenden sprachlichen Elements mehrere Lesarten möglich sind, d.h. mehrere Bedeutungen angenommen werden können, ein „human reader“ – in unserem Sinne sollten wir allgemeiner von Empfänger bzw. Rezipienten sprechen – nicht in der Lage ist, zu entscheiden, welche Bedeutung gemeint ist, und diese Situation vom Autor – in unserem Sinne besser: Sender – intendiert ist (vgl. Gayral et al. 2001: 62). Bei *ambiguity* wiederum ist ihrem Begriffsverständnis gemäß von mehreren möglichen Lesarten aufgrund des Kontexts eine bestimmte Lesart als wahrscheinlicher identifizierbar, wobei durch den Empfänger dennoch keine zweifelsfreie Entscheidung getroffen werden kann; bei *underdetermination* schließlich sei eine Entscheidung für eine Lesart für das Verständnis unerheblich (vgl. Gayral et al. 2001: 61f).

der Standardvarietät phänotypisieren, da dies in diesem Falle den Kommunikations-erfolg zu erhöhen verheißt (eine Äußerung in der Art einer Varietät ist hier idealerweise als eine Äußerung zu verstehen, die für jedes in ihr enthaltende sprachliche Element jeweils die Phänotypisierungsmöglichkeit mit der innerhalb der entsprechenden Varietät höchsten Phänotypisierungswahrscheinlichkeit phänotypisiert (hierbei sind die sprachlichen Elemente natürlich sowohl isoliert als auch in ihrem Zusammenspiel zu berücksichtigen))). Daher ist bei der empirischen Untersuchung von Phänotypisierungsmöglichkeiten und deren jeweiligen Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten mehr als in manch anderen Bereichen eine Beobachtung von außen nötig: Sobald der Forschende in den zu beobachtenden Prozess sprachlich eingreift, wird er dessen Ergebnisse verzerren. Wir können also als Forschungsprojekt die Untersuchung der Phänotypisierungen von dt. *Haus* in einer bestimmten Untersuchungsgruppe von Individuen in Angriff nehmen und das Projekt ebenso benennen, sollten dabei jedoch zwei Dinge beachten: Erstens darf die Untersuchungsgruppe in ihrem Sprechverhalten nicht beeinflusst werden, insbesondere sollten sie nicht in Kenntnis gesetzt werden, worum es bei der Untersuchung geht; zweitens müssen wir uns bewusst machen, dass bei einer derartigen Benennung eines Projekts der Ausdruck dt. *Haus* letztlich nicht als das zu verstehen ist, was er in dieser Gestalt gemeinhin darstellt – nämlich eine bestimmte Phänotypisierung –, sondern nur ein Gebilde von Variablen meint, also stellvertretend für die Gesamtheit der miteinander superponierenden Größen steht. Ersteres lässt sich beispielsweise durch eine Zusammenstellung eines Korpus garantieren, dessen Bestandteile (d.h. etwa geschriebene Texte oder Sprachaufzeichnungen) bereits vor Aufnahme des Forschungsprojekts existierten.

Besonders interessant ist tatsächlich aber das, was Gayral et al. mit *co-presence* meinen: Dabei seien mehrere Lesarten nicht nur möglich, sondern sie müssten auch parallel vom Rezipienten erkannt werden, d.h. dieser muss im Verstehensprozess mehrere Bedeutungen einem Ausdruck zuordnen bzw. erkennen (vgl. Gayral et al. 2001: 61). Veranschaulicht wird dies in ihrer Arbeit durch folgenden französischen Satz: *J'ai déposé l'examen de mercredi prochain sur ton bureau* (Gayral et al. 2001: 60). (Man könnte ihn etwa wie folgt ins Deutsche übersetzen: *Ich habe die Klausur von nächstem Mittwoch auf deinen Tisch gelegt*.)³⁶⁸ Sie legen dabei plausibel dar, dass in diesem Satz frz. *examen* semantisch gleichsam als Ereignis und als physikalisches Objekt begriffen werden muss, wenn man den Satz als Rezipient sinnvoll verstehen will (vgl. Gayral et al. 2001: 60f).

Es wird hierbei zunächst einmal offensichtlich, dass der Gebrauch des Terminus *Superposition* bei Gayral et al. von dem in dieser Arbeit angestrebten, der gleichsam von dem der Quantenmechanik inspiriert wurde, zu unterscheiden ist. Zum einen beschränken sich Gayral et al. auf lexikalische Semantik, zum anderen ist ihr Begriffsverständnis auch hinsichtlich Wahrscheinlichkeiten und Möglichkeiten anders ausgelegt. Wenn sich ein Empfänger bzw. Rezipient unklar ist, welche von mehreren Bedeutungsmöglichkeiten zu einem sprachlichen Ausdruck von einem Sender, der den entsprechenden Ausdruck sendet, d.h. phänotypisiert, intendiert ist, so impliziert dieser Umstand, dass der Empfänger selbst bereits mehrere semantische Phänotypisierungen zum entsprechenden Ausdruck wahrgenommen haben muss. Gemäß der in dieser Arbeit formulierten Terminologie ließe sich in diesem Fall tatsächlich von *Superposition* sprechen, weil dabei ein einzelner und konkret phänotypisierter Ausdruck mit mehreren Bedeutungen verbunden ist, also als Teil mehrerer lexikalischer Einheiten auftritt.

Die Interpretation lautet also, dass aufgrund bestehender Konventionen innerhalb einer Sprachgemeinschaft ein Ausdruck für mehrere Bedeutungen sehr hohe Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten aufweist; so ist die Wahrscheinlichkeit, dass frz. *examen* mit der Bedeutung ‚Klausur, Prüfung (Ereignis)‘ oder ‚Klausur(bogen), Aufgabenzettel, Prüfungsunterlagen‘ auftritt, jeweils recht hoch einzuschätzen, was aber weitere Möglichkeiten keinesfalls ausschließt. Der frz. Beispielsatz von Gayral et al. zeigt nun, dass beide Bedeutungsmöglichkeiten im Rahmen einer einzigen Phänotypisierung des Ausdrucks phänotypisiert werden können (dies gilt für die beiden Bedeutungsmöglichkeiten etwa dann, wenn ein Rezipient sie beide gleichermaßen „versteh“ bzw. wahrnimmt oder „misst“).

³⁶⁸ Es handelt sich hierbei um eine Übersetzung von mir, Eike Decker, des Autors dieser Arbeit. Gayral et al. selbst legen neben dem frz. Satz noch eine engl. Übersetzung desselben vor, die wie folgt lautet: *I laid the exam of next Wednesday on your desk* (Gayral et al. 2001: 60).

Gemäß unserer Terminologie lässt sich hierbei also von Superposition sprechen, weil auch im Phänotypisierungszustand mehrere Zustände der Bedeutung, die als Merkmalsmenge aufgefasst werden kann, vorliegen, wobei sich beide Bedeutungen, obgleich sie diesbezüglich über eine Schnittmenge verfügen, unterscheiden (d.h. das sprachliche Element der Bedeutung von frz. *examen* weist hierbei Superposition auf). Anzumerken ist jedoch, dass die Unterscheidung zwischen *superposition*, *co-presence*, *ambiguity* und *underdetermination* durch den Superpositionsbegriff des Rezessivitätsmodells nicht möglich ist, weil eine Phänotypisierung von ihrer Wahrnehmung, die naturwissenschaftlich gesprochen einer Messung entspricht, abhängt: Sobald ein Sender oder ein Empfänger für einen sprachlichen Ausdruck bei einer Phänotypisierung desselbigen, d.h. in einer konkreten Situation und einem Kontext, mehrere Bedeutungen als möglicherweise gemeint einschätzt und sie somit wahrnimmt, gelten diese bereits ebenfalls als mit der konkreten Realisierung des Ausdrucks gemeinsam phänotypisiert; ob eine dieser erkannten Bedeutungsmöglichkeiten intendierterweise gemeint wird oder als intendiert erkannt wird, ist hierbei unerheblich.³⁶⁹

³⁶⁹ Betrachten wir dazu ein Beispiel zur Veranschaulichung: Wenn etwa ein Empfänger mit dem gegenwartsdeutschen Satz dt. *Sie hat ein schönes Schloss gekauft*, lautlich konfrontiert wird, so könnte er den dabei phänotypisierten Ausdruck dt. *Schloss* semantisch auf ein Prunkgebäude beziehen, aber auch auf ein Verschlusssystem (wie z.B. ein Fahrradschloss). Interpretiert er den Ausdruck ohne Umschweife als Bezeichnung für ein Prunkgebäude und ein anderer Empfänger, der der Situation beiwohnt, hingegen als Bezeichnung für ein Verschlusssystem, so haben beide Empfänger für den phänotypisierten Ausdruck eine unterschiedliche Bedeutung phänotypisiert. Derer ist aus linguistischer Sicht keine als „falsch“ beurteilbar. Es mögen aber – je nach Kontext – Unterschiede darin bestehen, welche der beiden Phänotypisierungen bzw. Lesarten einem Empfänger im Rahmen der jeweiligen Situation kommunikativ hilfreicher ist; damit ist gemeint, dass die beiden Lesarten in ihrer Wahrscheinlichkeit divergieren können, ob sie das Ziel der Kommunikation (der Empfänger glaubt verstanden zu haben, was der Sender meint, und der Sender glaubt, vom Empfänger verstanden worden zu sein) für den Empfänger erreichbar machen. Versteht in unserem Beispiel also Empfänger A den Ausdruck dt. *Schloss* als Bezeichnung für ein Prunkgebäude und Empfänger B als Bezeichnung für ein Verschlusssystem, so kann von uns als Außenstehende, die wir den entsprechenden gesendeten Satz kontextfrei betrachten, zunächst keine Aussage darüber getroffen werden, welcher der beiden Empfänger eine größere Wahrscheinlichkeit besitzt, das Kommunikationsziel zu erreichen. Fährt der Sender aber etwa fort mit dt. *Sie legt ja Wert auf Optik, aber mir ist vor allem wichtig, dass ihr Rad nicht mehr geklaut wird.*, so ist Empfänger B eindeutig im Vorteil. Es mag aber auch sein, dass sich ein Empfänger nach dem Satz dt. *Sie hat ein schönes Schloss gekauft*, bereits der möglichen Ambiguität von dt. *Schloss* bewusst ist, also sowohl die Bedeutung ‚Prunkgebäude‘ als auch die Bedeutung ‚Verschlusssystem‘ wahrnimmt und abwartet, wie sich das Gespräch weiterentwickelt, ehe er sich möglicherweise auf eine Interpretation festlegt. In diesem Fall würden also die

Insofern ist zu konstatieren, dass der Gebrauch des Terminus *Superposition* in dieser Arbeit von dem Gebrauch Gayrals et al. zu unterscheiden ist. Die Terminologie Gayrals et al. ist in sich schlüssig und wird hiervon nicht infrage gestellt, eine klare Abgrenzung von deren Superpositionsbegriff gegen den, der hier im Rahmen des linguistischen Rezessivitätsmodells formuliert wird, ist allerdings unerlässlich, um etwaigen Missverständnissen vorzubeugen. Nichtsdestoweniger wurde anhand der von Gayral et al. beschriebenen Sachverhalte ersichtlich, dass Superposition – im Sinne der Rezessivitätstheorie – nicht ausschließlich im unbestimmten Zustand des Nicht-phänotypisiert-Seins eines sprachlichen Elements zu beobachten ist, sondern mitunter auch im Falle einer tatsächlichen Phänotypisierung auftreten kann. Allerdings ist in letzterem Falle nur mit einer Auswahl der Phänotypisierungsmöglichkeiten zu rechnen, die miteinander superponierend phänotypisiert sind: Im Fall von Superposition bei einer gemessenen bzw. wahrgenommenen Erscheinung, also Phänotypisierung eines sprachlichen Elements ist demnach die Menge aller Phänotypisierungsmöglichkeiten dieses Elements größer als die Menge tatsächlich phänotypisierter Phänotypisierungsmöglichkeiten, die miteinander superponieren, wobei letztere Menge Teil ersterer ist.³⁷⁰

Bedeutungen ‚Prunkgebäude‘ und ‚Verschlussystem‘ für eine einzelne Phänotypisierung von dt. *Schloss* miteinander superponieren, d.h. hier, dass beide phänotypisiert würden. Außerhalb einer bestimmten Phänotypisierungen superponieren noch weitere Möglichkeiten wie etwa der, dass der Ausdruck für die 3. Person Singular Indikativ Präteritum des Verbs dt. *schließen* steht. Eine Phänotypisierung ermöglicht also eine teilweise oder vollständige Aufhebung des Superpositionszustands, wobei gerade zu betonen ist, dass durch Phänotypisierung nicht zwingend die Zahl der möglichen Lesarten auf 1 reduziert werden muss (wie es das hier durchgespielte Beispiel belegt).

Neben der Superposition von semantischen Aspekten zu einem phänotypisierten Ausdruck ist zudem Superposition des Ausdrucks selbst im Rahmen einer Phänotypisierung desselbigen denkbar: Wenn ein Sender beispielsweise eine Äußerung tätigt und ein Empfänger das Gefühl hat, ihn akustisch nicht richtig verstanden zu haben, mag es sein, dass der Empfänger mehrere Lautgestalten wahrnimmt bzw. versucht das Wahrgenommene mit mehreren für wahrscheinlich erachteten Lautgestalten zu „matchen“ und im Rahmen des Kontexts die Wahrscheinlichste zu bestimmen versucht (so könnte ein Sender etwas äußern und bei einem Empfänger, der ihn akustisch nicht richtig verstanden hat, die Frage aufwerfen „Hat er jetzt gesagt, der Junge sei *blass* oder *nass*?“, wobei sowohl dt. *blass* als auch dt. *nass* für einen akustisch unklar wahrgenommenen Ausdruck phänotypisiert wird; es ist dabei kaum nötig zu erwähnen, dass dem Empfänger in diesem Superpositionsszenario durchaus bewusst sein dürfte, dass der Sender unmöglich beide Lautgestalten zeitlich parallel phänotypisiert haben kann; zur Interpretation wird der Empfänger hierbei im Übrigen semantische Aspekte und deren Verhältnis zum Kontext heranziehen).

³⁷⁰ Interessant wäre diesbezüglich zu wissen, ob miteinander superponierende Phänotypisierungsmöglichkeiten, wie sie im zitierten Beispielsatz von Gayral et al. (2001) für

Unsere Suche nach rezessiver Information in Sprache, die ihren Anfang nahm in der Beobachtung eines inhaltsseitigen (die entsprechende Konvention der jeweiligen Sprachgemeinschaft betreffenden) Wechselspiels in der Geschichte des Ausdrucks protogerm. **auke* über ahd./mhd. *ouch* zu sieb.-sächs. *auch*, wobei in der Zwischenstufe (ahd./mhd.) die Bedeutung ‚und‘ offenbar (phänotypisch) verloren ging, die zuvor (im Protogerm.) vorhanden war und später (im Sieb.-Sächs.) wieder erschien, diese Suche führte uns unter Einbeziehung vielfältiger bisheriger Forschungsansätze und -erkenntnisse von einer Vermutung zu einem plausiblen Modell über die Existenz phänotypisch nicht wahrnehmbarer, also rezessiver Information in Sprache. Nach einiger terminologischer und methodischer Vorüberlegungen sind wir – insbesondere im Bereich der Wortbildung – rezessiver Information habhaft geworden und gelangten über immer weitere Betrachtungen des Sprachsystems zu immer neuen Erkenntnissen, die mitunter terminologische Ergänzungen oder Nachbesserungen (so etwa die Unterscheidung zwischen o-gradiger, primärer, sekundärer (usw.) Rezessivität) erforderlich machten, zu einem immer tieferen Verständnis rezessiver Informationen in Sprache. Nun, da wir erkannt und belegt haben, dass das Auftreten rezessiver Informationen in Sprache ganz entscheidend mit Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten zusammenhängt, wir es hier also mit einem probabilistischen Modell zu tun haben müssen, sind wir mit der Vorstellung der Superposition sprachlicher Elemente zu der wohl grundlegendsten Erkenntnis dieser Arbeit gelangt, deren Wurzeln insbesondere im Blick über den Tellerrand der Linguistik verortet werden können. Nichtsdestoweniger fußt die Formulierung all dieser Thesen zu weiten Teilen auf bisherigen Forschungserkenntnissen und stellt vor allem eine Verknüpfung schon formulierter oder trivialer Erkenntnisse in neuer Gestalt dar.

Da sich gezeigt hat, dass die Suche nach rezessiver Information in Sprache auf allen Ebenen lohnt und dabei überdies grundsätzliche Parallelen sowie weitreichende Wechselwirkungen der Ebenen miteinander zu beobachten sind,³⁷¹

frz. *examen* nachzuweisen sind, auch kognitiv tatsächlich parallel von einem menschlichen Sender oder Empfänger verarbeitet werden oder ob hierfür zwei „Messungen“ – d.h. hier: zwei zeitlich nacheinander erfolgende kognitive Verarbeitungen – einer einzigen Phänotypisierung vonnöten sind, was zumindest auf dem ersten Blick wahrscheinlicher erscheinen mag (die Beantwortung dieser Frage muss wohl der Psycho- oder Neurolinguistik oder einer anderen Kognitions- oder Neurowissenschaft überlassen werden).

³⁷¹ Aus diesem Grund ist im Rahmen des in dieser Arbeit formulierten Modells eine Trennung der einzelnen Ebenen nicht möglich. Die Bezüge, die die diesbezügliche Theorie etwa zwischen Beobachtungen zu Rezessivität auf lexikalischer und phonologischer Ebene herstellt, auf denen sie gleichsam fußt und für die sie Aussagen trifft, sind unerlässlich für unser Verständnis des Rezessivitätssphänomens in Sprache; die

wollen wir im Folgenden den Blick noch auf kompositionelle und syntaktische Strukturen richten und auch einige Überlegungen zu externen Sprachspeichern anstellen, ehe wir anhand ausgewählter Beispiel in Kapitel 3 die erarbeitete Theorie in der Praxis erproben.

2.4 – Über das rezessive Speichern kompositioneller und syntaktischer Strukturen

Nachdem wir uns nun bereits ausführlich mit Rezessivität auf der lexikalischen und der phonologischen Ebene von Sprache auseinandergesetzt haben, wollen wir uns jetzt kompositionellen und syntaktischen Strukturen zuwenden und sie dahingehend untersuchen, ob auch sie geeignet sind, rezessiv gespeichert zu werden oder in sich selbst rezessive Informationen bereitzuhalten.

Die Betrachtungen der lexikalischen Ebene haben uns im Bereich der Wortbildung bereits mit kompositionellen Strukturen in Kontakt gebracht: Für solche Gebilde, die aus Lexemen oder Morphemen zusammengesetzt sind, wurde die These bzw. Interpretation, dass diese bereits vor ihrer ersten Phänotypisierung (primär) rezessiv im Sprachsystem als Phänotypisierungsmöglichkeit vorgelegen haben müssen, stark gemacht und begründet, dass derartige Wortbildungen dabei als einem „dunklen“ Lexikon bzw. „dunklen Teil“ des Lexikons zugehörig verstanden werden können – einem Teil des Mentalen Lexikons, das primär rezessive Informationen, die jederzeit für eine (erste) Phänotypisierung bereitstehen, umfasst. Da aber natürlich auch lexikalisierte Einheiten jederzeit phänotypisiert werden können, unterscheidet sich hierbei das Dunkle Lexikon im Modell vom Rest des Lexikons dadurch, dass letzteres 0-gradig rezessive oder gerade phänotypische sprachliche Information umfasst.

Wenn also Gebilde, die aus Lexemen oder Morphemen zusammengesetzt sind, rezessiv sind bzw. sein können, so kann dies auch für größere kompositionelle Strukturen wie etwa Sätze, Texte oder gar Diskurse gelten. Doch wollen wir zunächst klären, was wir unter derartigen kompositionellen Strukturen verstehen wollen: Es kann dabei als allgemein anerkannte Tatsache gelten, dass das Mentale Lexikon eines jeden Menschen endlich ist, also über eine endliche Zahl an

Folge dessen ist, dass die durch die Kapitelgliederung dieser Arbeit suggerierte Abschnitthaftigkeit und Unterteilbarkeit tatsächlich nur bedingt der Wirklichkeit entspricht.

Einträgen verfügt. Wir haben hinsichtlich der Rezessivität von Wortbildung bereits zwischen primär und sekundär (usw.) rezessiven Wortbildungen unterschieden gemäß der Vorstellung einer Zweigliedrigkeit, nach der etwa solche Wortbildungen als sekundär rezessiv gespeichert gelten, die aus primär rezessiv vorliegenden sprachlichen Einheiten bestehen. Wichtig ist hierbei die bereits in einer Fußnote getätigte Feststellung, dass Wortbildungen als primär rezessiv vorliegend gelten, wenn sie zweigliedrig sind (was bei Wortbildungen üblich ist), ihre Bestandteile o-gradig rezessiv vorliegen und die Möglichkeit der Kombination gegeben ist. Dies ist darin begründet, dass gemäß des probabilistischen Sprachverständnisses alle Einträge des Mentalen Lexikons außerhalb tatsächlicher Phänotypisierungen als rezessiv gelten müssen. In einem Mentalen Lexikon, das gemäß eines Sprachsystems, das etwa die Ableitung eines Substantives mittels des Suffixes *-haft* zu einem Adjektiv als jederzeit phänotypisierbare Möglichkeit aufweist (wie es für das Deutsche gilt), programmiert ist, sind *-haft* und die Ableitungsmöglichkeit als primär oder – wenn sie vom Träger des Mentalen Lexikons bereits phänotypisiert wurden³⁷² – als o-gradig rezessiv zu begreifen; dies gilt aber daher genauso für die Wortbildungen, die durch derartige Ableitungen entstehen können: Erlebt in einem Mentales Lexikon, das über besagte Voraussetzungen verfügt, etwa ein Substantiv **Schwirl* Konventionalisierung, weil es in bzw. aus der Umwelt wahrgenommen wird, so gilt (außerhalb einer tatsächlichen Phänotypisierung) **Schwirl* als o-gradig rezessiv, gleichsam ist dann auch dessen Ableitung **schwirlhaft* als primär rezessiv im Lexikon.

Gemäß dieses Verständnisses besteht das Mentale Lexikon – wenn wir uns nur auf die Morphem- und Lexemebene beschränken und uns ferner nur auf sprachliche Elemente konzentrieren, also auch etwaig wirkende Mechanismen wie Kombinationsregeln ausblenden – aus allen o-gradig und primär rezessiven Morphemen und Lexemen und entsprechenden Wortbildungen; diese stellen Basiseinheiten des Mentalen Lexikons dar.

Hieran lässt sich nun mit üblichen Definitionen von kompositionellen Strukturen der Linguistik anknüpfen: So kann hinsichtlich der Semantik festgestellt werden, dass die Bedeutung eines kompositionellen Ausdrucks – hierunter lassen sich etwa Sätze fassen – eine Funktion darstellt, die auf den Bestandteilen des Ausdrucks fußt und der Art, wie diese (syntaktisch) kombiniert sind (vgl. Partee 2004: 153, ferner auch Linke et al. 2004: 157f); d.h. die Kombination von Ausdrücken ist gleichsam eine Kombination von Inhalten, die mit den Ausdrücken (konventionell oder individuell) verknüpft sind, zuzüglich Informationen,

³⁷² Natürlich ließe sich das derartige Szenario auch auf eine ganze Sprachgemeinschaft übertragen, wobei ein sprachliches Element als phänotypisiert gelten würde, sobald es von einem Angehörigen dieser Sprachgemeinschaft phänotypisiert wurde.

die sich aus der Art der Kombination und deren Kontext ergeben.³⁷³ In der Auseinandersetzung mit Wortbildungen haben wir anhand der Terminologie von Brenda Laca, die zwischen *Wortbildungsbedeutung* und *Wortschatzbedeutung* unterscheidet (vgl. Laca 1986: 129f), bereits gesehen, dass im Falle einer tatsächlichen Phänotypisierung eines kompositionellen Ausdrucks dessen Bedeutung (d.h. – gemäß Laca – dessen Wortschatzbedeutung) meist spezialisiert auftritt, dabei kontextabhängig ist, und im Gegensatz zur Gesamtheit der diesbezüglichen Phänotypisierungsmöglichkeiten nur einen Bruchteil ausmacht.³⁷⁴

Dabei ist der Einfluss des (situativen wie sprachlichen) Kontextes auf die Verteilung der Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten der Phänotypisierungsmöglichkeiten im Bereich der Semantik, der für Wortbildungen formuliert wurde, natürlich ebenso für größere kompositionelle Strukturen wie Sätze anzunehmen. Denn, wenn die Bedeutungen der Bestandteile durch den Kontext variiert werden können, wird in logischer Konsequenz unweigerlich auch die Bedeutung des Ganzen dadurch verändert. Greifen wir etwa das bereits angeführte Beispiel von dt. *Schloss* auf, das inhaltlich etwa einen Verschlussmechanismus oder ein Prunkbauwerk meinen kann. In einem Satz wie dt. *Sie hat ein schönes Schloss gekauft.* wird die Bedeutung (bzw. die als am wahrscheinlichsten angenommene Bedeutung) des Satzes unter anderem dadurch determiniert, mit welcher Bedeutung der Ausdruck dt. *Schloss* verknüpft ist. Die Kommunikationssituation und die Art, wie die Äußerung getätigt ist, lassen aber auch unterschiedliche Lesarten für dt. *schön* zu: Der Ausdruck könnte etwa ironisch gemeint sein – auch dies beeinflusst die Bedeutung des Satzes gravierend.

Wir fassen also zusammen: Die Bedeutung eines kompositionellen Ausdrucks verändert sich, sobald sich die Bedeutung seiner Bestandteile oder die Art, wie diese verknüpft sind, ändert (vgl. wiederum Partee 2004: 153). Vor dem Hintergrund des linguistischen Rezessivitätsmodells bzw. vor allem unseres probabilistischen Ansatzes, lässt sich dies auch wie folgt fassen: Veränderungen in der

³⁷³ Dass inhaltsseitig keinesfalls nur eine Kernbedeutung eines kompositionellen Ausdrucks (das Denotat) auftritt, zeigt etwa Monika Schwarz-Friesel anhand der Beispiele der nationalsozialistischen KZ-Torbeschriftungen dt. *Jedem das Seine* und dt. *Arbeit macht frei*: Hierbei lässt sich für diese kompositionellen Ausdrücke eine Konnotation leicht einsichtig konstatieren (vgl. Schwarz-Friesel 2013: 170). In einem größeren kompositionellen Ausdruck wie folgendem kurzen Text lässt sich der Einfluss der (negativen) Konnotation von Bestandteilen auf das Ganze und einzelne Referenzobjekte (wie einen bzw. den Lehrer) beobachten: „*Arbeit macht frei!*“, *sagte der Lehrer lachend und teilte die Klausurbögen aus.*

³⁷⁴ Die Wortbildungsbedeutung ist gemäß Laca etwas Systematisches und Kontextunabhängiges (vgl. Laca 1986: 129f); sie stellt insofern das Kernstück der Phänotypisierungsmöglichkeiten im linguistischen Rezessivitätsmodell dar.

Verteilung der Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten der Phänotypisierungsmöglichkeiten der Bedeutung der Bestandteile eines kompositionellen Ausdrucks entsprechen Veränderungen in der Verteilung der Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten der Phänotypisierungsmöglichkeiten der Bedeutung des kompositionellen Ausdrucks als Ganzem. Wenn wir also etwa eine Bedeutung für ein phänotypisiertes Lexem als rezessiv begreifen, ist für die Phänotypisierung eines kompositionellen Ausdrucks, als Teil dessen das Lexem (mit einer anderen als der rezessiven Bedeutung) phänotypisiert wurde, die Bedeutung – die dem kompositionellen Ausdruck zukommen würde, wäre die rezessive Bedeutung des Lexems phänotypisiert worden – rezessiv.

Nehmen wir das Beispiel von italienisch *topo* ‚(tierische) Maus‘ (vgl. lexikografisch Giacoma/Kolb 2014: 2485); für diesen Ausdruck muss gemäß der Ausführungen in Kapitel 2.1.3.1 die Bedeutung ‚Computermaus‘ aufgrund Merkmalsähnlichkeiten zwischen ‚(tierische) Maus‘ und ‚Computermaus‘ und der Möglichkeit der metaphorischen Übertragung als rezessiv angenommen werden. Allerdings wird im Italienischen konventionell – also das als modellhaft anzunehmende kollektive Lexikon der italienischen Sprachgemeinschaft betreffend – die Bedeutung ‚Computermaus‘ mit dem aus dem Englischen stammenden Lehnwort *mouse* zum Ausdruck gebracht bzw. es wird im Falle einer Phänotypisierung der Bedeutung ‚Computermaus‘ diese mit diesem Ausdruck gemeinsam mit besonders hoher, hierbei wohl höchster Wahrscheinlichkeit phänotypisiert. In einem italienischen Satz wie *Il topo è grosso*. (ins Gegenwartsdeutsche übersetzt etwa: *Die Maus ist groß*.) kann also – wenn wir ihn kontextfrei betrachten – die Bedeutung ‚die (tierische) Maus ist groß‘ angenommen werden, weil die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für diese Bedeutung (auf Kollektivebene) als besonders hoch gelten muss; (primär) rezessiv liegt aber ebenso die Bedeutung ‚die Computermaus ist groß‘ vor, deren Phänotypisierung – ob durch einen Sender oder einen Empfänger – grundsätzlich als jederzeit möglich zu gelten hat.³⁷⁵

³⁷⁵ Dies kann natürlich umgekehrt auch für das ins Italienische entlehnte *mouse* ‚Computermaus‘ angenommen werden: Für dieses ist die Bedeutung ‚(tierische) Maus‘ im Italienischen als primär rezessiv vorauszusetzen. Kenntnisse des Engl. machen derartiges auch im Deutschen denkbar: Der aus dem Engl. entlehnte Ausdruck dt. *Butterfly*, der verkürzt für eine spezielle Art Klappmesser („Butterflymesser“) steht, kann – obwohl diese Bedeutung für diesen Ausdruck im Gegenwartsdeutschen auf Kollektivebene als nicht lexikalisiert gelten kann (vgl. Dudenredaktion 2015: 366) – ebenso mit der Bedeutung ‚Schmetterling‘ auftreten, was dessen ursprüngliche konventionalisierte Bedeutung im Engl. darstellt: dt. **Da sitzt ein Butterfly auf der Blume!* (in diesem Falle läge also eine ausdrucks- und inhaltsseitige Entlehnung vor). Die Bedeutung ‚Schmetterling‘ für den Ausdruck *Butterfly* kann also im Deutschen im Falle einer Phänotypisierung von *Butterfly* ‚Klappmesser‘ als rezessiv gelten, obgleich die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für *Butterfly* ‚Schmetterling‘ im Deutschen für

Die Kontextabhängigkeit von Bedeutung, die einem Ausdruck zugeordnet wird, lässt sich probabilistisch einordnen und zeigt Mechanismen der Bedeutungszuweisung innerhalb kompositioneller Ausdrücke auf. Innerhalb eines Transmissionalgefüges, wie es in Anlehnung an Jochen Bär (2015) bereits in der Einleitung (Kapitel 1.4.1) besprochen wurde, können Transmissionalien informativ aufgeladen werden. Das schon zitierte Beispiel, das Bär anführt, macht dies deutlich:

„Es soll also auf den Namen der Stadt kein besonderer Wert gelegt werden. Wie alle großen Städte bestand sie aus Unregelmäßigkeiten [...]“ (Musil 1978: 10).³⁷⁶

Das Transmissional dt. *sie* etwa ist Teil eines Transmissionalgefüges, das den Wortverbund *STADT* konstituiert (vgl. Bär 2015: 350). Im Rahmen des Transmissionalgefüges, zu dem hier außerdem noch die Transmissionalien dt. *Stadt* und dt. *Städte* zu rechnen sind, wird dt. *sie* für den Rezipienten mit den Zuschreibungen verbunden, die oberflächlich zunächst die Ausdrücke dt. *Stadt* und dt. *Städte* betreffen: *sie* hat also einen Namen und *sie* ist groß. Dass *sie* etwas bezeichnet, was groß ist, ist dt. *sie* und der konventionell damit verbundenen Inhaltsseite aber keinesfalls inhärent: Es wird hier durch den Kontext erwirkt und kann vom kundigen Empfänger als Merkmalsinformation zu diesem *sie* wahrgenommen, d.h. phänotypisiert werden. Somit lässt sich konstatieren, dass innerhalb von Transmissionalgefügen die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für Zuschreibungen in Form von Merkmalsinformationen erhöht werden kann: Erhält ein Transmissional eines Transmissionalgefüges eine neue Merkmalsinformation, so erhöht sich die Wahrscheinlichkeit signifikant,³⁷⁷ dass diese Merkmalsinformation auch mit den übrigen Transmissionalien von einem Empfänger oder gleichsam einem Sender phänotypisiert wird.

gewöhnlich gering sein mag. In all diesen Beispielen sind die Merkmalschnittmengen, die im Englischen zu einer schließlich lexikalisierten metaphorischen Übertragung geführt haben, auch im Italienischen bzw. Deutschen gegeben.

³⁷⁶ Die Auslassung beinhaltet für die hiesige Argumentation nicht relevante Informationen; Bär selbst liefert die entsprechende Textstelle ungekürzt, d.h. unter vollständiger Einbeziehung des Restes des zweiten Satzes sowie eines weiteren, weshalb er auch ein weiteres Transmissional vorfindet, das hier ebenfalls ausgeblendet wird (s. diesbezüglich Bär 2015: 55).

³⁷⁷ Anlässlich des Zusammenhangs mit der Beschreibung von Wahrscheinlichkeiten sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass der Ausdruck *signifikant* hier wie auch im Rest dieser Arbeit im Sinne von ‚bedeutsam‘, ‚relevant‘ oder ‚erheblich‘ gebraucht wird und nicht im engeren Sinne eines mathematischen oder statistischen Fachterminus.

Auch das Phänomen des Primings lässt sich bekanntlich probabilistisch einordnen (s. dazu Linke et al. 2004: 391): Wenn dt. *Doktor* leichter als Wort der deutschen Sprache erkannt wird, wenn zuvor der Ausdruck dt. *Krankenschwester* dargeboten wurde, so liegt dies offenbar daran, dass es „zu den Merkmalen des Begriffs ‚Krankenschwester‘ [gehört], zu einem Frame zu gehören, zu dem auch der Begriff ‚Doktor‘ gehört“ (Linke et al. 2004: 391). Mit der in dieser Arbeit vorgeschlagenen Terminologie ließe sich diesbezüglich sagen: Die Phänotypisierung von dt. *Krankenschwester* erhöht die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit von dt. *Doktor* in der Folge signifikant.

Derartiges lässt sich auch im Bereich der Phraseme,³⁷⁸ die per Definition als kompositionelle Ausdrücke gelten können (vgl. etwa Burger 2015: 11), beobachten: So erhöht eine Phänotypisierung der Folge bzw. des kompositionellen Ausdrucks dt. *klipp und* die Wahrscheinlichkeit für eine direkt daran anschließende Phänotypisierung von dt. *klar* signifikant, weil dt. *klipp und klar* im Gegenwartsdeutschen als Phrasem auftaucht und seine Bestandteile daher oft (also mit relativ hoher Wahrscheinlichkeit) in dieser Verbindung phänotypisiert erscheinen (vgl. Palm 1997: 90) (dies gilt hier freilich mehr für dt. *klipp* als für dt. *klar*, weil letzteres im Gegenwartsdeutschen in weit mehr Kontexten (konventionell) aufzutauchen pflegt (so etwa in dt. *Der Himmel ist klar.* oder dt. *Das war mir klar.*)). Dennoch lassen sich selbst Phraseme keinesfalls als absolut feste Kombinationen beschreiben: So ist in der Wendung dt. *jmd. spielt die beleidigte Leberwurst* mit Sicherheit die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für dt. *beleidigte* recht hoch, aber eben nicht 100%: In einer Korpusuntersuchung von 288 Belegen zeigte sich, dass in 1,74% der Fälle (5 Belege) der *Leberwurst* in diesem Phrasem das Attribut dt. *gekränkte* anstelle von dt. *beleidigte* beifügt ist (vgl. Stumpf 2015: 17).³⁷⁹

All dies macht ersichtlich, dass innerhalb kompositioneller Ausdrücke eine (mitunter wechselseitige) Determination von Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten herrscht, die zwangsläufig auch die ausdrucks- wie inhaltsseitige Erscheinung des jeweiligen kompositionellen Ausdrucks als solchen beeinflusst.

³⁷⁸ Terminologisch folge ich hierbei Burger et al. (2007), die sich aufgrund größerer internationaler Verständlichkeit gegen den in der deutschsprachigen Forschung noch immer weit verbreiteten Terminus *Phraseologismus* und für den Terminus *Phrasem* aussprechen (vgl. Burger et al. 2007: 2f).

³⁷⁹ In diesem Zusammenhang spricht Stumpf etwa auch von „Variabilität“ (Stumpf 2015: 17), was sich in die bisherigen Ergebnisse der vorliegenden Arbeit dahingehend einfügt, als wir sowohl dt. *beleidigte* als auch dt. *gekränkte* als Phänotypisierungsmöglichkeiten für eine identische Variable verstehen können, ohne Stumpfs Formulierungen infrage stellen zu müssen.

In kompositionellen Strukturen können also Informationen rezessiv gespeichert sein – aber können auch kompositionelle Strukturen selbst in einem Sprachsystem rezessiv gespeichert vorliegen? Angesichts unserer bisherigen Erkenntnisse muss die Antwort auf diese Frage selbstverständlich „ja“ lauten: Jede Kombination von Basiseinheiten eines Mentalen Lexikons, jeder Satz, jeder Text kann zu einem gewissen Grade rezessiv gespeichert sein, da für jede Basiseinheit die Möglichkeit der Kombination mit jeder anderen Basiseinheit besteht – zumindest prinzipiell. Hierbei ist zumeist allerdings jeweils von hochgradiger Rezessivität auszugehen, deren vollständige Beschreibung in Einzelfällen kaum wissenschaftlichen Mehrwert haben dürfte; auch ist anzunehmen, dass die entsprechenden Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten recht gering sind.

Entscheidend ist also auch in diesem Fall nicht, dass all diese kompositionellen Strukturen rezessiv im Sprachsystem verankert sind, sondern vielmehr, wie hoch ihre jeweilige Phänotypisierungswahrscheinlichkeit ist. Dass in einem gegenwartsdeutschen Satz, der mit dt. *Die Krankenschwester* beginnt eher Substantive wie dt. *Arzt* oder dt. *Patient* phänotypisiert werden als dt. *Hamsterrad* und dt. *Sprachwissenschaftler* bedarf wohl keiner weiteren Begründung (es sei etwa an Scripts und Frames erinnert), dennoch besteht durchaus die Möglichkeit einen Satz wie dt. *Die Krankenschwester behandelte den Sprachwissenschaftler, der sich an einem Hamsterrad verletzt hatte.* zu bilden und je nach Kontext mag die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit dafür sogar größer sein als beispielsweise für dt. *Die Krankenschwester verwies den Patienten an den Arzt.*

Wir wollen jedoch nicht zu tief in psycholinguistische und statistische Fragen der Gesprächs- oder Textproduktion einsteigen; hierbei müsste man etwa ferner berücksichtigen, dass sprachliche Äußerungen einer (außersprachlichen) Motivation bedürfen, die Einfluss auf die phänotypisierten Ausdrücke hat,³⁸⁰ aber auch dass die Wahl eines Themas bereits die Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten einiger bestimmter sprachlicher Elemente signifikant erhöht, zwischen denen dann wiederum sprachliche Verbindungen hergestellt werden. Sicherlich kann man hinsichtlich der Determination der Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten in Texten nicht chronologisch in Bezug auf die finale Äußerung vorgehen: Nur weil der erste phänotypisierte Ausdruck eines Satzes dt. *die* lautet, muss das nicht zwangsläufig bedeuten, dass die Wahrscheinlichkeit dafür, dass der zweite phänotypisierte Ausdruck dt. *Krankenschwester* ist, gestiegen ist, es kann auch

³⁸⁰ So wird jemand, der sich sprachlich äußert, weil er Schmerzen hat, wohl kaum Ausdrücke wie dt. *Lesezeichen* oder dt. *adlig* phänotypisieren, zumindest ist die Wahrscheinlichkeit (aufgrund der jeweiligen bestehenden Ausdrucks-Inhalts-Konventionen innerhalb der Sprachgemeinschaft des Gegenwartsdeutschen) dafür deutlich geringer einzuschätzen als etwa für Bezeichnungen von Körperteilen oder Adjektiven, die eine Beschreibung der Art des Schmerzes ermöglichen.

genau umgekehrt sein: Der Ausdruck dt. *Krankenschwester* verlangt (konventionell) im Deutschen in der bestimmten Form nun einmal einen bestimmten femininen Artikel (dieser ist im Gegenwartsdeutschen konventionell eben dt. *die* (im Nominativ/Akkusativ)), erhöht also dessen Phänotypisierungswahrscheinlichkeit vor dem Ausdruck dt. *Krankenschwester*. Man darf hierbei also nicht von einer linearen Sprachdeterminierung ausgehen (zumindest nicht hinsichtlich der Gestalt einer gesendeten sprachlichen Nachricht).³⁸¹ Nichtsdestoweniger ist es natürlich auch wahr, dass ein bestimmter femininer Artikel wie dt. *die* die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit von singularischen maskulinen Substantiva (und natürlich auch von Neutra) in der direkten Folge erheblich verringert, aber die von femininen Substantiva erhöht – also auch von dt. *Krankenschwester*. Es kann also durchaus von wechselseitiger Beeinflussung der Phänotypisierungswahrscheinlichkeit zweier Ausdrücke gesprochen werden.³⁸²

Nähern wir uns anstelle einer ausführlichen Auseinandersetzung mit Textproduktionsmechanismen jedoch lieber einer besonderen Form kompositioneller Strukturen an: syntaktischen Konstruktionen. Das Beispiel des *werden-Futurs*³⁸³ im Deutschen soll dies veranschaulichen: Diese Konstruktion mit futurischer Bedeutung setzt sich zusammen aus einer finiten Form des Verbs dt. *werden* und eines Verbs im Infinitiv, wobei letzteres dasjenige Verb ist, dem der futurische Tempus zugeschrieben werden soll (s. zum Futur im Gegenwartsdeutschen des Weiteren Zifonun et al. 1997c: 1699-1701). Allerdings war dies nicht immer so: Für das früheste Althochdeutsche ist derartige nicht zu belegen und begegnet dort erstmals in den Schriften Otfrids von Weißenburg im 9. Jahrhundert, jedoch vor dem 13. Jahrhundert insgesamt nur höchst vereinzelt, sodass man bis dahin keineswegs von einer Konventionalisierung auf Kollektivebene und wohl auch

³⁸¹ Hierbei mag man die Operationen *Merge* und *Move* des Minimalistischen Programms, die Verknüpfungen und Verschiebungen bzw. Bewegungen sprachlicher Elemente (bzw. Objekte) beschreiben (s. dazu etwa einleitend Chomsky 2015: 207f u. 229), unterstützend heranziehen; die Möglichkeiten und Grenzen einer Harmonisierung des linguistischen Rezessivitätsmodells mit dem Minimalistischen Programm werden in Kapitel 5.1 noch im Detail angesprochen.

³⁸² Natürlich kann dt. *die* auch in anderen Varianten eingesetzt werden, so etwa als bestimmter Artikel für Maskulina oder Neutra im Nominativ Plural oder gar als Relativpronomen – in beiden Fällen wären also abweichende Beeinflussung von Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten für Phänotypisierungsmöglichkeiten nachfolgender Ausdrücke anzunehmen.

³⁸³ Die Bezeichnung *werden-Futur* steht hierbei stellvertretend für die futurisch gebrauchte Konstruktion aus dem Verb dt. *werden* + Infinitiv, die man auch als Form eines *Futurgrammems* (so etwa bei Diewald/Habermann 2005) bzw. *Futurtagmems* bezeichnen könnte, wobei unter *Grammem* bzw. *Tagmem* die „kleinste Einheit einer grammat[ischen] Form, betrachtet zusammen mit der zugeordneten Bedeutung“ (Glück 2010: 698), verstanden sei.

nicht von einer Kontinuität sprechen kann (vgl. etwa Westvik 2000: 235-240). Dieser Umstand macht die Frage nach der Art der Entstehung des *werden*-Futurs zu einem spannenden und gleichsam höchst umstrittenen Gegenstand der Forschung zur Sprachgeschichte des Deutschen, der in zahlreichen Arbeiten besprochen wurde (s. dazu etwa Diewald/Habermann 2005, Kleiner 1925, Leiss 1985, Saltveit 1957 u. 1962, Schmid 2000, Weinhold 1883, Westvik 2000 oder Wilmanns 1906).

Wir wollen uns diesem Phänomen daher später noch in adäquatem Umfang widmen (worauf hiermit verwiesen sei (Kapitel 3.2)) und uns hier zunächst auf grundlegende Beobachtungen beschränken. Wenn wir es bei ahd. *werdan* bereits mit einem Verb zu tun hatten, dessen Bedeutungsumfang etwa „entstehen, [...] hervorkommen; [...] eintreten, sich ereignen, [...] auftreten, [...] erschaffen“ (Schützeichel 2012: 381) abdeckt, so kann angesichts dieser Semantik nicht verleugnet werden, dass es geeignet ist, die Beschreibung des Kommens in einen bestimmten Zustand zu leisten;³⁸⁴ dies wiederum kann als Befähigung von ahd. *werdan* gewertet werden, sowohl für Passiv- als auch Futurperiphrasen zur Anwendung kommen zu können, d.h. grammatikalisiert³⁸⁵ bzw. in diesem Sinne (regelmäßig) phänotypisiert zu werden. Selbiges kann im Übrigen angesichts der rekonstruierbaren Semantik etwa auch für altfriesisch *wertha* (Hofmann/Popkema 2008: 581) oder altsächsisch *werthan* (Tiefenbach 2010: 455) behauptet werden, sodass Grund zu der Annahme besteht, dass dies bereits mindestens für das (kontinentale) Westgermanische gegolten haben muss, wenn nicht gar schon früher (s. auch Kluge 2011: 982f). Die These lautet daher, dass in der Semantik des Verbs ahd. *werdan* bereits die Phänotypisierungsmöglichkeit als Mittel zur Futurperiphrase vorlag bzw. primär rezessiv gegeben war; selbiges gilt dabei auch für Passivperiphrasen mithilfe besagten Verbs.

Ogleich wir diese und weitere syntaktische Konstruktionen wie etwa den althochdeutschen Dativus absolutus später noch ausführlicher behandeln werden, sollte hieran bereits deutlich geworden sein, dass die Möglichkeit zur Kom-

³⁸⁴ Eine derartige Bedeutung gibt interessanterweise auch das „Universalwörterbuch“ der Dudenredaktion zum Gegenwartsdeutschen an (s. Dudenredaktion 2015: 2011).

³⁸⁵ Unter *Grammatikalisierung* wollen wir – Bernd Heine und Tania Kuteva (2005) folgend – den Prozess verstehen, der dazu führt, dass ein Ausdruck desemantisiert wird (also die ursprünglich mit ihm verbundene Bedeutung verliert oder generalisiert), extensiert wird (also in neuen Kontexten Verwendung findet) und im Zuge dessen eine grammatische Funktion übernimmt; in der Regel ist dabei zudem eine Dekategorisierung (ein Abbau ursprünglicher inhaltsseitiger Eigenschaften) oder Erosion in Form ausdrucksseitiger Reduktion oder Irregularisierung zu beobachten (vgl. Heine/Kuteva 2005: 80 sowie hinsichtlich letzteren erneut Nübling 2000).

bination sprachlicher Ausdrücke nicht nur rein semantische Folgen (in Form einer Beeinflussung von Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten) nach sich ziehen kann (wie etwa bei Phrasemen, Frames oder Scripts gesehen), sondern unter bestimmten Umständen auch grammatische Umwälzungen ermöglicht. Dies mag nicht verwundern, wenn man sich bewusst macht, dass Semantik und Grammatik bzw. Syntax keineswegs voneinander isoliert sind; vielmehr muss davon ausgegangen werden, dass jede syntaktische Regel mit einer semantischen gepaart ist (vgl. Jacobson 2014: 43) – eine Vorstellung die bereits zu Kapitelanfang als grundlegend festgehalten wurde.³⁸⁶ Kompositionelle Strukturen können also sowohl rezessive Informationen speichern als auch selbst als rezessive Information in Sprache vorhanden sein; dabei können sie unter Umständen sogar als syntaktische (d.h. letztlich funktionale) Konstruktionen rezessiv erscheinen.

2.5 – Externe Sprachspeicher

Setzen wir uns nun noch mit „externen Sprachspeichern“ auseinander, unter denen wir jedweden Speicherort sprachlichen Wissens verstehen wollen, der nicht in der menschlichen Kognition oder einem Sprachsystem selbst (also einer Kollektivebene) zu lokalisieren ist; „externe Sprachspeicher“ sind also vor allem „sprachexterne Sprachspeicher“.

Wir sind bereits im Rahmen unserer Betrachtungen von sogenannten Rückentlehnungen zu der Feststellung gelangt, dass auch in einzelsprachlichen Strata, bei denen es sich nicht um das Stratum der Untersuchungssprache handelt, rezessive Informationen, die einst als lexikalisiert bzw. konventionalisiert beschreibbar waren und dann aus dem sprachlichen Phänotyp verloren gingen, zu finden sind, die – aufgrund von Sprachkontakt – eine signifikante Erhöhung ihrer Phänotypisierungswahrscheinlichkeit erfahren können. Dabei wurden wir bereits darauf aufmerksam, dass die Wahl der Perspektive oder genauer die Abgrenzung eines zu untersuchenden Systems gegen dessen Umwelt von zentraler Bedeutung ist. Für eine bestimmte Einzelsprache (Stratum A) können daher sprachliche Informationen, die als ihr phänotypisch „fehlend“ bezeichnet werden können, weil ihre Phänotypisierungswahrscheinlichkeit gegen 0 konvergiert, und die in einer anderen Einzelsprache (Stratum B) aber mit hoher Phänotypisierungswahrscheinlichkeit, sodass sie dort als lexikalisiert bzw. konventionali-

³⁸⁶ Es sei hierbei nochmals auf Partee 2004, aber auch Jacobson 2014 verwiesen.

siert gelten können, vorhanden sind, durch Sprachkontakt eine Phänotypisierung erfahren, weil ihre Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten in Stratum A durch den Kontakt mit B erhöht werden. Gemäß der einleitenden Definition von *externen Sprachspeichern* ist dieser Fall jedoch nicht darunter zu fassen, da das Stratum einer Einzelsprache seine Informationen selbstverständlich in den sprachlichen Individualsystemen („Mentalen Lexika“) der Mitglieder der entsprechenden Sprachgemeinschaft gespeichert hält, also nicht außerhalb menschlicher (oder auch menschenähnlicher) Kognition (einer humanoiden Individual-ebene) oder eines (allgemeinen) Sprachsystems (einer humanoiden Kollektiv-ebene). Externe Sprachspeicher sind hiervon zu unterscheiden, weil sie selbst keiner Kognitionsapparate bedürfen.

Als externe Sprachspeicher können gemäß besagter Definition etwa Medien wie Texte oder Tonaufnahmen gesprochener Sprache, mitunter gar Filmaufnahmen³⁸⁷ gelten.³⁸⁸ Was dies im Detail meint und was die Konsequenzen daraus sind, sei im Folgenden näher ausgeführt.

Nehmen wir etwa an, eine lexikalische Einheit, die in einer bestimmten Einzelsprache konventionell bestand und über eine derartige Gebrauchsfrequenz und ein Verankertsein in derart vielen Mentalen Lexika von Angehörigen der entsprechenden Sprachgemeinschaft verfügte, dass sie auf Kollektivebene als lexikalisiert gelten musste, geht verloren; allerdings wurde diese lexikalische Einheit vor ihrem Schwund in schriftlichen Texten verwendet, die über den Zeitpunkt des Schwundes der lexikalischen Einheit hinaus erhalten blieben. Stößt nun zu späterer Zeit – nach dem Schwund der lexikalischen Einheit – jemand auf derartige Texte, so kann er – sofern er die Schrift entziffern kann – die lexikalische Einheit als solche wahrnehmen bzw. messen, d.h. phänotypisieren.

Diese Messung kann auf unterschiedlichen Ebenen geschehen: Denkbar ist erstens, dass einzig die Ausdrucksseite gemessen wird, d.h. der Leser nimmt die Ausdrucksseite wahr und gelangt dabei womöglich aufbauend auf dem Schriftbild gar zu einer lautlichen Vorstellung selbiger; zweitens mag er – sofern er den

³⁸⁷ Von Filmaufnahmen, die gemeinsam mit Tonaufnahmen gesprochener Sprache auftreten, abgesehen wäre hierbei etwa auch der Fall denkbar, dass eine tonlose Filmaufnahme Lippen- und gar Zungenbewegungen eines Sprechenden zeigt, die eine (mindestens grobe) Rekonstruktion der geäußerten Lautfolge ermöglichen.

³⁸⁸ Hinsichtlich all dieser Medien ist für die folgenden Ausführungen unerheblich, in welcher Form sie vorliegen (so kann etwa ein Text mit Tinte auf Papier fixiert, in eine Wachstafel oder einen Felsen geritzt, aber auch in digitaler Form gespeichert sein, sodass zur Dekodierung durch einen Menschen zusätzlich zu dessen natürlichen Kompetenzen (wie etwa das Sehen und das (erlernbare) Lesen) eine entsprechende Hard- und Software vonnöten ist).

Kontext des schriftlichen Ausdrucks im Text zu verstehen glaubt – die Ausdrucksseite gar mit einer Inhaltsseite verbinden, wodurch er also eine vollständige lexikalische Einheit wahrnehmen würde. In seltenen Fällen – etwa wenn die entsprechende lexikalische Einheit nicht lesbar ist, jedoch erkannt werden kann (oder der Lesende zu erkennen glaubt), dass es sich bei der unlesbaren Stelle um einen einzelnen Ausdruck handeln muss – könnte sogar aufbauend auf den Kontext die Bedeutung einer lexikalischen Einheit hergeleitet, also wahrgenommen bzw. gemessen werden, ohne dass eine Messung einer Ausdrucksseite erfolgen kann (dieser Fall kann wohl als äußerst selten und nur unter bestimmten Bedingungen denkbar, aber dennoch nicht ausgeschlossen gelten).

Nimmt ein Leser zu einer Zeit nach dem Schwund der entsprechenden lexikalischen Einheit selbige also aufgrund eines derartigen Textes wahr, so ist er theoretisch in der Lage, sie in sein eigenes Mentales Lexikon einzuspeisen bzw. aufbauend auf rezessive Informationen dort herzustellen und zu konventionalisieren, sie in Kommunikationssituationen mit anderen zu gebrauchen, zu etablieren, ihr zu einer Ausbreitung zu verhelfen und somit unter Umständen gar eine neuerliche Lexikalisierung der lexikalischen Einheit auf Kollektivebene der Sprachgemeinschaft, der er angehört, herbeiführen. In einem solchen Szenario läge also ein Fall des Allgemeinen Rezessivitätsmusters vor, wobei der Speicherort der rezessiven Information (d.h. der entsprechenden lexikalischen Einheit) sprachextern, nämlich – mittels eines schriftlichen Zeichensystems enkodiert – etwa durch Tinte auf Papier zu liegen scheint. Doch ähnlich wie hinsichtlich Rückentlehnungen sei hierbei die Funktion des externen Sprachspeichers nicht als Speicher rezessiver Information verstanden, sondern als Speicher einer hohen Phänotypisierungswahrscheinlichkeit der diesbezüglichen sprachlichen Information.

Fragt man dabei nach Phänotypisierungen, so lässt sich feststellen: Zum Entstehungszeitpunkt eines besagten Textes wurde die entsprechende lexikalische Einheit vom Schreibenden phänotypisiert – zunächst kognitiv, dann in Form eines schriftlichen Ausdrucks; inhaltsseitige Informationen sind dabei in größerem oder kleinerem Maße durch den Kontext ebenso phänotypisiert worden und gleichsam schriftlich festgehalten worden (die Inhaltsseite muss von früheren wie späteren Lesenden gleichermaßen rekonstruiert werden, obgleich frühere in diesem Szenario womöglich Vorteile hatten, wenn es darum geht, zu verstehen, was der Schreibende meinte, weil die Gestalt ihres Mentales Lexikons für gewöhnlich größere Schnittmengen mit dem des Schreibenden aufwies, als es bei einem späteren Lesenden der Fall sein dürfte).

Ein späterer Leser phänotypisiert im Rahmen seines Lesevorgangs den Ausdruck erneut: Er nimmt das Schriftbild wahr und gelangt über selbiges zu einer

kognitiven Repräsentation, die womöglich sogar Aspekte einer Lautgestalt beinhaltet. In der Zwischenzeit, d.h. der Zeit, in der der Text und vor allem der entsprechende Ausdruck nicht wahrgenommen, d.h. eingesehen wurde, bestand zwar die Möglichkeit der Wahrnehmung – die Phänotypisierung hätte also, sofern der Textträger nicht verschollen war, jederzeit erfolgen können –, es kam aber nicht dazu; in dieser Zeit war der Text kein aktiver Teil des Sprachgeschehens in der Welt. Wir haben es also hinsichtlich des Schreibens und des Lesens eines Ausdrucks mit zwei Mess- bzw. Phänotypisierungszeitpunkten zu tun; ohne eine Messung bleibt der niedergeschriebene Text und die in ihm beinhaltenen Ausdrücke jedoch frei von Relevanz für das Sprachsystem der entsprechenden Einzelsprache, d.h. frei von einer Wechselwirkung mit selbigem: er wird nicht phänotypisch (dies unterstreicht die große Bedeutung des Beobachtenden bzw. Wahrnehmenden bzw. Messenden, d.h. des Phänotypisierers).

Natürlich bedeutet das beschriebene Szenario nicht zwangsläufig, dass der spätere Lesende die lexikalische Einheit, deren Ausdruck er da liest, so verstanden hat, wie sie der Schreibende einst meinte oder wie sie vor ihrem Schwund konventionell gebraucht wurde: Dies kann sowohl die Inhaltsseite als auch – etwa wenn die lautliche Repräsentation, die der Lesende aus dem Schriftbild ableitet, abweichend ist – die Ausdrucksseite betreffen. Für den Lesenden ergeben sich bei der Rekonstruktion derartiger mit einem Schriftbild verknüpften Aspekte letztendlich all jene Probleme, die sich auch der Historiolinguistik stellen. Die Frage ist dabei, wie man aus einem zunächst unerschlossenen alten Text Informationen über dessen inhalts- oder ausdrucksseitige Gestalt gewinnt. Allerdings mag dies mitunter unerheblich sein: Wenn ein Ausdruck aus einem derartigen Text von einem Lesenden der Gegenwart mit einem Inhalt verknüpft wird, den sich der Lesende aufgrund des Kontexts erschließt, mit dem der Ausdruck zu früheren Zeiten jedoch nie verknüpft war, so kann die lexikalische Einheit zumindest ausdrucksseitig dennoch dem Allgemeinen Rezessivitätsmuster anheimfallen, also wiederbelebt, neuerlich phänotypisiert werden.

In der Geschichte des Deutschen lässt sich als Beispiel für einen Fall von Rezessivität, der auf Texten als externen Sprachspeichern fußt, der mittelhochdeutsche Ausdruck mhd. *minne* mitsamt dessen einstiger, konventionell mit selbigem verbundenen Inhaltsseite heranziehen. Die entsprechende lexikalische Einheit war im Mhd. weit verbreitet, ging aber später zumindest weitgehend verloren: So führt das „Frühneuhochdeutsche Wörterbuch“ – das sich immerhin eine lexikalische Untersuchung des Deutschen vom 14. bis 17. Jahrhundert zur Aufgabe gemacht hat (vgl. etwa Anderson et al. 1989: 1) – für fnhd. *minne* nur Belege bis ins 15. Jahrhundert auf, für mit diesem verwandte Ausdrücke sind nur das Verb

fnhd. *minnen*, das Adjektiv fnhd. *miniglich* und das Kompositum fnhd. *minne-
wein* auch für das – zumeist frühe – 16. Jahrhundert belegt (vgl. Goebel et al.
2016: 2500-2547).

Jedoch erlebte *minne* im Deutschen eine Renaissance als die Autoren der
Romantik Ende des 18. bzw. Anfang des 19. Jahrhunderts im Zuge ihres Interesses
und ihrer Rezeption des „deutschen“ Mittelalters, die mhd. Texte und Gattungen
wiederentdeckten und mitunter gar übersetzten oder nachahmten; dabei
tauchte *minne* also auch im Nhd. wieder in einer sowohl ausdrucks- als auch
inhaltsseitig an Phänotypisierungen früherer Jahrhunderte orientierten Weise
auf (kleinere inhaltsseitige Abweichungen, vor allem hinsichtlich des möglichen
Bedeutungsumfangs, mag man hierbei ignorieren) (vgl. Kluge 2011: 624, Moser
1984: 186-194 u. Schulze 1993: 640).³⁸⁹ Dies zeigt, dass externe Sprachspeicher
tatsächlich nachweisbare Wirkung entfalten können, die unter Umständen zur
neuerlichen Phänotypisierung, vielleicht gar Lexikalisierung verloren geglaubter
sprachlicher Elemente und zur Beobachtbarkeit eines Allgemeinen Rezessivitäts-
musters führen.³⁹⁰

³⁸⁹ Stellvertretend für derartige Unterfangen seien Ludwig Tiecks Übertragungen mhd.
Lyrik in „Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter“ (1803) genannt, ähnliche
Werke existieren auch von Wilhelm Müller (1816) oder Friedrich Rückert (1836) so-
wie von Friedrich Schlegel und Max von Schenkendorf; auch in August Wilhelm
Schlegels „Tristan“ (1800) oder dessen Romanze „Ritterthum und Minne“ wird *minne*
ebenso rezipiert wie in Heinrich Heines Gedichten „Minnegruß“ oder „Minne-
klage“ (vgl. etwa Briegleb 1997: 18 u. 52-54 sowie Sokolowsky 1906: 38, 118f, 128, 137,
142f).

³⁹⁰ Wie bei lexikalischem Schwund üblich und wie es in den entsprechenden Kapiteln
dieser Arbeit (Kapitel 2.1.1 und 2.1.2) dazu schon diskutiert wurde, ist ein vollständiger
Schwund eines Ausdrucks wie in diesem Fall *minne* im Deutschen natürlich kaum
zweifelsfrei nachweisbar. Die offenbar zwischen dem späten 16. und späten 18. Jahr-
hundert klaffende Lücke, in der hinsichtlich *minne* wohl nicht vom Zustand der Lexi-
kalisierung auf Kollektivebene gesprochen werden kann, mag dennoch als Indiz für
einen Schwund gewertet werden, mindestens aber für ein offenbar signifikantes Sin-
ken der Gebrauchsfrequenz. Die Beschäftigung der deutschsprachigen Romantiker
mit mhd. Texten muss also mindestens als auf externe Sprachspeicher fußende und
offensichtlich erhebliche Erhöhung der Gebrauchsfrequenz gewertet werden. Der
Einfluss externer Sprachspeicher könnte daher im Zusammenhang mit dem Wieder-
aufleben von *minne* in der deutschen Romantik selbst dann nicht geleugnet werden,
wenn man keinen vollständigen Schwund des Ausdrucks *minne* in der Geschichte
des Deutschen vor der Romantik annähme. Denn grundsätzlich sollte man eher da-
von ausgehen, dass die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit von *minne* signifikant
sank (gegen 0 konvergierte), ehe die „Wiederentdeckung“ in der Romantik sie wieder
signifikant steigerte – in der Zwischenzeit blieb der Ausdruck rezessiv, denn er hätte
jederzeit aufbauend auf (insbesondere lautlichen) Konventionen des Deutschen ge-
bildet werden können. Hinsichtlich der Inhaltsseite mag sich dabei allerdings eine
größere Instabilität gefunden haben.

Dass lexikalische Einheiten analog dazu, wie es soeben hinsichtlich externer Sprachspeicher mit schriftlicher (d.h. für gewöhnlich optisch, womöglich gar haptisch wahrnehmbarer) Enkodierung von Sprache beschrieben wurde, auch durch externe Sprachspeicher mit lautlicher (d.h. akustisch wahrnehmbarer) Enkodierung nach einem Schwund in derselben Einzelsprache (d.h. demselben Stratum) neuerlich lexikalisiert werden können, bedarf wohl keiner näheren Erläuterung. Der gegenwartsdeutsche Ausdruck dt. *Fahne* mag in zweihundert Jahren verlustig gehen, doch angenommen es überdauern Audioaufnahmen aus dem 20. und 21. Jahrhundert, in denen das Wort kontextualisiert auftaucht, die Zeit, so hat dt. *Fahne* die Chance in fünfhundert Jahren wiederentdeckt, phänotypisiert und womöglich gar erneut auf Kollektivebene lexikalisiert zu werden. Diejenigen Phänotypisierungen, die aufgezeichnet wurden, können also Jahrhunderte später weitere Phänotypisierungen nach sich ziehen – in der Zwischenzeit bleibt dt. *Fahne* rezessiv im Sprachsystem des Deutschen verhaftet (zumindest solange sich die Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten im Phoneminventar nicht signifikant verschieben) und seine hohe Phänotypisierungswahrscheinlichkeit auf externen Sprachspeichern in Form von Audioaufzeichnungen gespeichert.³⁹¹

Eine Analogie ließe sich auch auf weitere externe Sprachspeicher, wie die eingangs erwähnten Filmaufnahmen, ausdehnen. Darüber hinaus sei darauf aufmerksam gemacht, dass auch andere sprachliche Ebenen als die lexikalische von externen Sprachspeichern berührt werden und gleichsamer Wirkung gemäß des Allgemeinen Rezessivitätsmusters entfalten können: In einer Einzelsprache verlustig gegangene kompositionelle Strukturen wie Phraseme, Redewendungen oder gar syntaktische Konstruktionen können auf externen Sprachspeichern genauso wiederentdeckt und in Folge dessen neuerlich konventionalisiert werden wie (vor allem bei Audioaufnahmen) Phoneme oder (vor allem bei schriftlichen Texten) Grapheme. Die entsprechenden Prozesse sind dabei natürlich mit Lehnverhältnissen vergleichbar, da Elemente oder zumindest sprachliche Metainformation (etwa hinsichtlich Phänotypisierungswahrscheinlichkeitsdistributionen) von außen in das System einer Einzelsprache gelangen (also nicht innerhalb des jeweiligen Sprachsystems selbst erwirkt werden, wie es etwa für primär rezessive Wortbildungen festzustellen war). Sie unterscheiden sich aber dadurch, dass die betreffenden Informationen diachron betrachtet bereits dem System angehört hatten, sodass ein Vergleich mit Rückentlehnungen, wie wir sie schon besprochen haben, am weitesten trägt; davon abgesehen bleibt die Besonderheit exter-

³⁹¹ Eine weitere Analogie ließe sich natürlich auch für weitere externe Sprachspeicher, wie die eingangs erwähnten Filmaufnahmen, formulieren.

ner Sprachspeicher hervorzuheben, dass sie nicht abhängig von einem regelmäßigen Gebrauch sind: Eine Einzelsprache kann, wenn sie nicht auf externen Sprachspeichern überliefert ist, nicht mehr als Ausgangssprache für Entlehnungen (auch Rückentlehnungen) dienen, wenn sie von niemandem mehr beherrscht wird, d.h. „ausgestorben“ ist. Externe Sprachspeicher jedoch können – pathetisch gesprochen – das Tote wiederbeleben, sobald da jemand ist, der die in ihnen gespeicherten sprachlichen Informationen erkennt und wahrnimmt (bzw. „misst“), d.h. phänotypisiert.³⁹² Der Wahrnehmende, der dabei also als Phänotypisierer auftritt, muss nicht notwendigerweise ein Individuum der Art *Homo sapiens* sein: auch eine sprachbefähigte KI käme infrage, ebenso wäre eine andere biologische Art denkbar. Beziehen wir diese Möglichkeit mit ein, so kann die eingangs formulierte Definition externer Sprachspeicher zu folgender präzisiert werden: Ein externer Sprachspeicher ist ein Speicherort sprachlichen Wissens bzw. von dessen Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten (sprachlicher Metainformation), der außerhalb sprachverarbeitender Systeme und deren Individual- wie Kollektivebenen zu lokalisieren ist.³⁹³

Auf Grundlage dieser Feststellung ist überdies Folgendes zu konstatieren: Konkrete sprachliche Information oder gar Elemente können erst dann als „verloren“ gelten, wenn keinerlei Möglichkeit mehr besteht, sie (wieder) zu phänotypisieren. Nach unseren bisherigen Betrachtungen setzt dies voraus, dass die entsprechende sprachliche Information bzw. entsprechenden sprachlichen Informationen (1.) in keinem Mentalen Lexikon mehr verankert sind und (2.) aus keinerlei externen Sprachspeichern extrahiert werden können bzw. in keinerlei externen Sprachspeichern gespeichert sind.³⁹⁴

³⁹² Wieder sei darauf hingewiesen, dass die Frage, ob das Wahrgenommene in der Weise wahrgenommen wird, wie es einst vom Produzenten der sprachextern gespeicherten Sprachdaten gemeint wurde, hierbei zunächst eine untergeordnete Rolle spielt.

³⁹³ Ein Hinweis zur weiteren Einordnung: Nach dieser Definition ist etwa eine digital, z.B. auf einer Festplatte gespeicherte Textdatei (mit sprachlichem Inhalt) als externer Sprachspeicher zu verstehen. Wenn diese Datei aber Teil eines Lexikons einer sprachfähigen KI ist, bzw. einer Software, die sprachfähig und einem *Homo sapiens* vergleichbar darauf zugreift, so wäre die entsprechende Datei als Teil eines sprachverarbeitenden Systems zu begreifen und eben nicht als auf einen externen Sprachspeicher gespeichert. Freilich ist hierbei die Frage zu stellen, ab wann eine Software bzw. eine KI als „sprachfähig“ gelten kann (im Rahmen dieser Arbeit wollen wir etwa bloße Spracheingabe- oder Sprachausgabesoftware nicht darunter fassen, wohl aber Sprachsoftware bzw. KIs, die zum eigenständigen Führen von Konversationen verschiedenen Typs (etwa mit Menschen als Kommunikationspartnern zu verschiedenen Themen) unter Zugriff auf ein ihnen internes Lexikon in der Lage sind).

³⁹⁴ Wir sind im Rahmen dieser Arbeit bereits zu der Erkenntnis gelangt, dass jede sprachliche Information außerhalb einer Phänotypisierung als rezessiv zu gelten hat.

Eine Relativierung dessen ist jedoch sogleich vorzunehmen: Wir haben das Rezessivitätsmodell bereits als probabilistisch beschrieben; wenn also ein sprachliches Element aus dem Sprachgebrauch einer Einzelsprache verschwindet, aber durch externe Sprachspeicher in spätere Zeit überliefert (transmittiert), wiederentdeckt, neuerlich phänotypisiert und neuerlich lexikalisiert wird, so schließt dies keinesfalls aus, dass das entsprechende Sprachsystem nicht auch in der Lage gewesen wäre, das entsprechende sprachliche Element aus sich selbst heraus neuerlich hervorzubringen. Wenn der Diphthong in protogerm. */stajna/- im Alt- und Mittelhochdeutschen als ahd./mhd. /εɪ/ auftritt, ist das Sprachsystem selbst, wie wir bereits gesehen haben, sehr wohl in der Lage, den Diphthong wieder zu /aɪ/ zu wandeln; hierfür bedurfte es offensichtlich keines externen Einflusses durch externe Sprachspeicher, die protogermanische Lautung überlieferten, und vermutlich auch keines lautlich belehnenden Sprachkontakts – ausreichend war schon die Entwicklungswahrscheinlichkeit von /εɪ/ zu /aɪ/ bzw. die Tatsache, dass beides nur unterschiedliche Werte eines identischen sprachlichen Elements zu begreifen sind, weshalb wir beide Werte außerhalb einer Phänotypisierung als miteinander superponierend verstehen wollen.

Angesichts der physikalischen und womöglich auch kognitiven Begrenzung des menschlichen Sprachvermögens ist es als fraglich, wenn nicht sogar als ausgeschlossen anzusehen, dass externe Sprachspeicher (oder auch belehnende Ausgangssprachen im Sprachkontakt, die mit der aufnehmenden Einzelsprache nicht verwandt sind) eine Einzelsprache mit sprachlichen Informationen oder gar Elementen versorgen können, deren Phänotypisierungswahrscheinlichkeit innerhalb der entsprechenden Einzelsprache zuvor bei 0 lag. Die dabei übermittelte Information mag zwar in tiefen Graden rezessiv verankert gewesen sein – sekundär, tertiär oder vermutlich mehr –, würde dann aber dennoch über eine Phänotypisierungswahrscheinlichkeit >0 verfügen, wäre also durchaus als bestehende Phänotypisierungsmöglichkeit aufzufassen. Schlussendlich ist es daher fraglich, ob innerhalb probabilistischer Sprachbetrachtungen und des Rezessivitätsmodells überhaupt von vollständigem Schwund gesprochen werden kann; externe Sprachspeicher sind aber so oder so von Relevanz, da sie mindestens als Faktor zu berücksichtigen sind, der die bestehende Verteilung von Phänotypisie-

Um Unklarheiten zu vermeiden, sei dennoch darauf hingewiesen, dass beide genannten Bedingungen hierbei natürlich sowohl phänotypisierte als auch rezessive Informationen umfassen.

rungswahrscheinlichkeiten innerhalb einer Einzelsprache verschieben kann, indem er etwa die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für im entsprechenden externen Sprachspeicher enthaltene Informationen signifikant erhöht.³⁹⁵

Die Werte des jeweiligen Rezessivitätsgrads und der jeweiligen Phänotypisierungswahrscheinlichkeit von in externen Sprachspeichern gespeicherter Information für eine jeweilige Untersuchungssprache (auf Kollektiv- oder gar einer bestimmten Individualebene) ist dabei – im Übrigen ebenso wie sprachintern bei stratumsexternen Speichern – vor allem davon abhängig, inwiefern der jeweilige externe Speicher und die in ihm enkodiert vorliegenden Informationen (relevanten) Angehörigen der Untersuchungssprache zugänglich sind.

Abschließend wollen wir externe Sprachspeicher noch kurz sowohl in einem kulturwissenschaftlichen als auch in einem biologischen Sinne unter Verweis auf diesbezügliche Ausführungen in der Einleitung einordnen.

Kulturwissenschaftlich betrachtet lassen sich externe Sprachspeicher in die Gedächtnistheorie nach Assmann integrieren: Dieser weist darauf hin, dass das, was er als *kulturelles Gedächtnis* begreift und was sich auch unter den Oberbegriff eines *kollektiven Gedächtnisses* fassen lässt (vgl. Assmann 1988: 9f), nicht an verkörperte Gedächtnisse im Sinne einer Verkörperung durch einen Menschen gebunden ist, sondern dass „unsere Erinnerungen [...] nicht nur sozial, sondern auch kulturell ‚eingebettet‘ [sind], wir gehen nicht nur mit anderen Personen, sondern auch mit Texten, Bildern, Dingen, Symbolen und Riten um“ (Assmann 2006: 69f). Auch Assmanns kulturwissenschaftlicher Ansatz lässt sich also als Integration dessen, was wir als *externe Sprachspeicher* bezeichnen, in die Kollektivebene lesen, wobei selbstverständlich derartige externe Sprachspeicher zunächst auch nur von einem Individuum rezipiert werden können, ehe sie von diesem ausgehend wieder in eine Kollektivebene hineinwirken. Assmanns Vorstellung des kulturellen Gedächtnisses ist – anders als die des kommunikativen Gedächtnisses, das er ebenfalls definiert (s. etwa Assmann 2006: 69 sowie Kapitel 1.5.2.3 dieser Arbeit) – also eine Vorstellung der Informationsübertragung, die auch über viele Generationen hinweg wirken kann, was gleichsam für das potenzielle Wirken externer Sprachspeicher, die wir als Teil des kulturellen bzw. kollektiven Gedächtnisses begreifen wollen, gilt. Demgegenüber kann das kommunikative Gedächtnis „nicht außerhalb verkörperter Gedächtnisse“ (Assmann 2006: 69) existieren und ist in seiner zeitlichen Wirkungsstanz deutlich eingeschränkter, eben weil es an sterbliche Träger gebunden ist (vgl. Assmann 2007: 50-56); es

³⁹⁵ So stellt etwa, wie bereits dargelegt, schon ein Lesevorgang eine – mindestens ausdrucksseitige, gewöhnlich aber auch inhaltsseitige – Phänotypisierung des Gelesenen dar.

weist also grundlegende Unterschiede zur Informationserhaltung bzw. -transmission, wie sie durch externe Sprachspeicher erfolgen kann, auf.

Hinsichtlich einer Einordnung externer Sprachspeicher in die Biologie ist zu konstatieren, dass Texte, Tonaufnahmen und dergleichen der Biologie vielleicht zunächst fremd wirken, doch unter Verweis auf die bereits in der Einleitung besprochenen Vorstellung eines *erweiterten Phänotyps* nach Dawkins lässt sich all dies durchaus miteinander vereinen. Dawkins, der mit besagtem Terminus auf alle Effekte verweist, die ein Gen bewirken kann, macht darauf aufmerksam, dass derartige Effekte insbesondere die Überlebenschancen des Gens selbst beeinflussen (vgl. Dawkins 1999: 293). Es ist an dieser Stelle wohl kaum nötig, auszuführen, dass der *Homo sapiens* seinen Verbreitungserfolg insbesondere seinen kognitiven Fähigkeiten zu verdanken hat, und dass diese eng mit Wissen verbunden sind; Wissen wiederum lässt sich (unter anderem) mittels Sprache unter den Individuen dieser Art verbreiten und kann dabei erhalten werden (auch hierbei muss wohl nicht näher darauf eingegangen werden, dass das Wissen der Menschheit wohl nie den Umfang erreicht hätte, den es heute hat, wenn jedes Individuum dieses Wissen neu zu erarbeiten hätte). Die Sprachfähigkeit liegt selbstverständlich wie jede Fähigkeit eines biologischen Organismus zumindest teilweise in den Genen desselbigen verwurzelt, muss also gemäß Dawkins als Teil des erweiterten Phänotyps des Menschen gelten, zumal Sprache als Medium der Wissensvermittlung und -erhaltung bekanntlich durchaus positive Effekte auf die Überlebenschancen der Art *Homo sapiens* ausübt. Demzufolge ist jedoch ebenso die Fähigkeit des Menschen, Sprache in externen Sprachspeichern zu konservieren als Teil des erweiterten Phänotyps zu verstehen: Bücher, Filme, Bilder – all dies kann zum erweiterten Phänotyp der Art *Homo sapiens* gerechnet werden. Externe Sprachspeicher sind aus diesem Grunde nicht nur linguistisch, sondern auch biologisch nicht vom Menschen und dessen Sprachvermögen zu trennen.³⁹⁶

³⁹⁶ Natürlich ließe sich hierbei systemtheoretisch wieder die Perspektivitätsfrage stellen: Wenn man das System „Mensch“ betrachtet, lassen sich vom Menschen geschaffene externe Sprachspeicher ebenso wie menschliche Sprachsysteme als Teil dieses übergeordneten Systems verstehen und wären dabei gegen eine gemeinsame Umwelt abzugrenzen, sodass das Attribut *extern* in Frage zu stellen wäre. Es sollte aber deutlich geworden sein, dass in dieser Arbeit das Sprachsystem derart eingegrenzt behandelt wird, dass externe Sprachspeicher genauso zu dessen Umwelt zu zählen sind wie etwa das Herz-Kreislauf-System (was wohl für die allermeisten linguistischen Sprachbetrachtungen gilt).

2.6 – Problematisierungen und Konkretisierungen zu Sprachspeichern und Skizzierung einer *Single Sign Theory*

In den voranstehenden Kapiteln haben wir uns einen umfassenden Überblick über mögliche Speicherorte rezessiver Information verschafft und sind dabei immer wieder an Punkte geraten, die bei genauer Betrachtung zur Hinterfragung erster Arbeitsannahmen führten. So hat sich etwa gezeigt, dass hinsichtlich Rückentlehnungen beispielsweise ein rückentlehntes Lexem vor seiner Rückentlehnung, als es im „Aufnahmestratum“ als geschwunden zu gelten hat, nicht im gemeinhin als „belehrend“ angesehenen Kontaktstratum seinen (für das „Aufnahmestratum“ rezessiven) Speicherort hat, sondern dass die Tatsache, dass die „Aufnahme“ überhaupt erfolgen kann, im Sinne des hiesigen Modells auf ausreichend vorhandene rezessive Information im rückentlehnenden Stratum selbst hindeutet. Diese Bewertung rezessiver Information in Sprache bietet somit eine theoretische und erläuternde Untermauerung vergleichbarer Thesen der vergangenen Forschung, wie etwa jener Otto Höflers, der analog hierzu davon ausging, dass es, „[w]o keine Aufnahmebereitschaft und -möglichkeit besteh[e], [...] auch keine Beeinflussung und keine fruchtbare Aufnahme zu dauernder Gestaltung“ (Höfler 1956: 6) geben könne. Ähnlich wie hinsichtlich von Rückentlehnung haben wir soeben auch festgestellt, dass „externe Sprachspeicher“ sprachliche Information zwar per Definition speichern, jedoch nicht als Speicherort rezessiver Information eines sprachlichen Systems zu gelten haben – sie stehen vielmehr neben solchen Systemen, sind „extern“.

Ihre Bedeutung für das sprachliche Rezessivitätsmodell erhalten sowohl die „belehrenden“ Strata im Falle von Rückentlehnungen als auch externe Sprachspeicher vor allem dadurch, dass sie Triebkraft der Erhöhung der Phänotypisierungswahrscheinlichkeit bestimmter sprachlicher Elemente sind; sie selbst sind jeweils der Umwelt des vermeintlich „aufnehmenden“ Sprachsystems zuzuordnen und übertragen diesem keine sprachlichen Informationen an sich, sondern transmittieren Metainformation, die eine Erhöhung der Phänotypisierungswahrscheinlichkeit der der Metainformation zugeordneten sprachlichen Elemente bewirkt.

Wir nehmen also an, dass derartige System-Umwelt-Beziehungen nicht zu einer Transmission sprachlicher Elemente an sich von der Umwelt in ein Zielsystem führen können, sondern lediglich Metainformation ausgetauscht werden kann, die dann eine systeminterne Umstrukturierung nach sich zieht und be-

gründen dies mit der auch von anderen Linguisten (s. etwa sinngemäß auch Höfler 1956) vertretenen, logikbasierten These, dass die Veränderlichkeit eines (sprachlichen) System eine entsprechende „Veränderungsbereitschaft“ voraussetzt, die den dieser Arbeit zugrunde liegenden Überzeugungen gemäß in der informativen Gestalt des jeweiligen Aufnahmesystems verborgen liegt; im Sinne des in dieser Arbeit skizzierten Modells betrifft besagte informative Gestalt rezessive Information.

Wenn wir also davon ausgehen, dass sprachliche Elemente nicht von außen in ein Sprachsystem gelangen können, sondern dies vielmehr für auf sprachliche Elemente bezogene Metainformation möglich ist, so ergibt sich daraus eine wichtige Frage hinsichtlich sprachlicher Systeme im Allgemeinen: Wie gelangen sprachliche Elemente in sie? Es widerspräche – blenden wir einmal diverse Theorien zur Entstehung unseres Universums aus – sämtlichen naturwissenschaftlichen Erkenntnissen und Sparsamkeitsprinzipien, anzunehmen, dass sich innerhalb von (z.B. sprachlichen) Systemen ohne Einwirkung der Umwelt neue Systemelemente generieren. Die offensichtlichen Veränderungen, denen Sprachsysteme auf Kollektivebene diachron unterliegen, lassen sich hierbei wiederum durch das Synchronisierungsmodell nach Herrgen und Schmidt erklären: Da Kollektivebenen in Mikrosynchronisierungen zwischen zwei (oder mehr) Individualebenen ihren Anfang nehmen, sind sie an tatsächliche Phänotypisierungen, die eben den Kern von Mikrosynchronisierungen bilden, gebunden. Kollektivebenen haben also keinen sprachlichen Genotyp im eigentlichen Sinne. Und so lässt sich der sprachliche Genotyp als unveränderliche, konstante Menge begreifen, die stets auf Individualebene seine Trägerstruktur findet; der sprachliche Genotyp macht somit das Wesen sprachlicher Systeme aus und ist deren definitionsgemäßer und immer gleicher Kern.

Etwas anschaulicher könnten wir also alle sprachlichen Systeme als in ihrem Kern, in ihren sprachlichen Elementen, identisch betrachten; sprachliche Systeme unterscheiden sich dann lediglich aufgrund von den sprachlichen Elementen zugeordneter Metainformation, also unterschiedlichen Phänotypisierungswahrscheinlichkeitsdistributionen im Besonderen. Wir haben es demnach bei sprachlichen Systemen dem Kern nach mit einer einzigen Blaupause eines Zeichens zu tun, welches schließlich erst im Rahmen von Phänotypisierungen zugeschnitten wird, seine wahrnehmbare und wahrgenommene Gestalt annimmt. Sprachliche Äußerungen – ob Phone, Wörter, Sätze oder Texte – sind demnach als Ausschnitte des sprachlichen Kerns zu verstehen, d.h. als spezifischer Zuschnitt dessen, was Sprache als „Single Sign“ insgesamt auszudrücken vermag. Die Gestalt dieses Zuschnitts ist von der im Sprachsystem des jeweiligen Phäno-

typisierers vorhandenen Metainformation abhängig, welche schwerer zu verändernde Variablen besitzt (die man in der klassischen Linguistik einzelsprachlich z.B. als Lexikon, Phoneminventar, Syntax bezeichnen würde), aber auch solche, die sich in hoher Frequenz verändern (so etwa unter Berücksichtigung von Kontext, aber vor allem der konkreten Intension des Phänotypisierers im Falle von Sprachproduktion). Für die Äußerung eines Satzes bedeutet dies, dass er als ein *Stream* zu verstehen ist, in dem permanent (d.h. für die Phänotypisierungsdauer) aus dem sprachlichen Genotyp sprachliche Information versendet wird, die durch Metainformation, die zum Phänotypisierungszeitpunkt im Sprachsystem des Phänotypisierers vorliegt, einen besonderen und auf die konkrete Phänotypisierung beschränkten Zuschnitt erfährt.

Besagte Vorgänge lassen sich folgendermaßen verdeutlichen und formalisieren: Begreifen wir den sprachlichen Phänotyp P als eine Menge, die jene sprachliche Elemente enthält, die phänotypisiert sind;³⁹⁷ ferner gilt $P \subseteq G$, wobei G die Menge des sprachlichen Genotyps darstellt.³⁹⁸ Da P an einen Phänotypisierer und eine konkrete Phänotypisierung gebunden ist, wird die Teilmenge von G , die gleich P ist, durch die Gestalt der Metainformation des sprachlichen Systems auf Individualebene des Phänotypisierers S definiert und zwar in eben jener Ausprägung wie sie zum Phänotypisierungszeitpunkt t besteht. Die Phänotypisierung selbst lässt sich dabei als eine Funktion f beschreiben, die aus der konstanten Menge G unter Einfluss der Variablen S_t die Menge P generiert bzw. P aus G „herausfiltert“, wobei ferner die weitere Variable C_t , die das Trägersystem des Sprachsystems in seinem Zustand zum Zeitpunkt t bezeichnet, die Untermenge von G , die Teil von P werden kann, (zusätzlich) begrenzt. Ist das Trägersystem des Sprachsystems beispielsweise ein *Homo sapiens*, so sind etwa die sprachlichen Informationen in G , die die Lautlichkeit sprachlicher Elemente beinhalten, auf jene beschränkt, die Laute repräsentieren, die von Angehörigen der Gattung *Homo sapiens* wahrgenommen werden können; auch etwaige dezidiert individu-

³⁹⁷ Genauer: Die Menge P beinhaltet alle sprachlichen Elemente in der Gestalt, wie sie im Rahmen von Phänotypisierungen phänotypisiert werden (jede Gestalt eines sprachlichen Elements gilt dabei als bestimmte sprachliche Information); es gilt grundsätzlich $P \subseteq G$, wobei eine vollständige Phänotypisierung des sprachlichen Genotyps als höchst unwahrscheinlich und vor allem unpraktikabel („nichtssagend“) anzusehen ist, sodass eher $P \subset G$ anzunehmen ist.

³⁹⁸ Genauer: Die Menge G umfasst alle sprachlichen Elemente und ihre Gestaltsvarianten (d.h. Phänotypisierungsmöglichkeiten) – also alle sprachlichen Informationen, die im jeweiligen Untersuchungssystem vorhanden sind; im Sinne der *Single Sign Theory* ist die Menge G als Konstante zu begreifen.

elle Umstände (z.B. kognitive Einschränkungen in Folge von Unfällen oder Fehlbildungen) können derartige Beschränkungen nach sich ziehen. Vereinfacht dargestellt gilt also:³⁹⁹

$$P = f(G, S_t, C_t)$$

Insbesondere C_t kann eine massive Beeinträchtigung der Phänotypisierungswahrscheinlichkeit bestimmter Elemente von G innewohnen. So kann ein *Homo sapiens* etwa keine Töne im Ultraschallbereich hören oder kontrolliert senden,⁴⁰⁰ weshalb etwaige Elemente von G , die als Ultraschall phänotypisiert werden müssen, für Menschen nicht phänotypisierbar sind – d.h. die jeweilige Phänotypisierungswahrscheinlichkeit ist gleich 0 und das nicht, weil sie G fehlen, sondern weil C_t eine Phänotypisierung unmöglich macht.

Es wird die zentrale und wohl schwierigste Aufgabe der Informations- und Systemlinguistik der Zukunft sein, die (möglichst) genaue Gestalt von f zu erforschen, ebenso wie die jenes – ebenfalls als Funktion formal beschreibbaren – Prozesses, der die jeweilige Gestalt von S_t determiniert. Angesichts der Komplexität der dabei zu berücksichtigenden Zusammenhänge dürfte eine Zusammenarbeit mit Disziplinen wie den Neurowissenschaften, der Bioinformatik und der Physik wohl unumgänglich sein. Nichtsdestoweniger lassen sich zur Beschreibung der Gestalt von S_t mit Sicherheit auch zahlreiche bisherige linguistische Arbeiten verwerten; immerhin ist S_t auch der Parameter der obengenannten Formel, in dem sich Varietäten (die als Repräsentanten von Kollektivebenen vor allem modellhaft zu begreifen sind) wie Idiolekte, Dialekte, Soziolekte oder gar Genderlekte (s. zu letzterem („genderlects“) etwa Tannen 1990) widerspiegeln.

Das Vorhandensein eines sprachlichen Genotyps kann zudem erklären, weshalb Kinder Sprechen und Vokabeln in einem so hohen Tempo erlernen können: Information wird dabei gemäß des hier vorgeschlagenen Modells nicht generiert, sondern schlicht neu strukturiert und einer Reorganisation der Phänotypisierungswahrscheinlichkeitsdistribuitionen unterzogen.

Es sei abschließend noch auf einige Konsequenzen und Implikationen der hier grob skizzierten und als zarten Trieb aufkeimenden *Single Sign Theory* (oder kurz:

³⁹⁹ Es sei darauf hingewiesen, dass all dies, was hier vorwiegend am Beispiel von Sprachproduktion (genauer: inhaltsgetriggelter Ausdrucksgenese) veranschaulicht wird analog auch für Sprachverstehen (genauer: ausdrucksgetriggerte Inhaltsgenese) gilt (siehe dazu ferner die diesbezüglichen Ausführungen in Kapitel 5.1).

⁴⁰⁰ Dies ist auch durch technische Hilfsmittel nicht möglich; entsprechende Instrumente übersetzen Ultraschall bestenfalls so, dass sie von Menschen phänotypisiert werden können.

SST), wie wir sie schon angesichts des eingängigen Terminus und seiner internationale Rezeption erleichternden Wirkung nennen wollen, eingegangen.

So bedeutet etwa die Tatsache, dass wir den sprachlichen Genotyp als konstant beschreiben und in ihm stets alle sprachlichen Elemente als vorhanden annehmen, nicht notwendigerweise, dass in ihm jegliche mögliche Bedeutung angelegt sein muss. So haben etwa auch emotionale Äußerungen menschlicher Mimik oder Gestik eine Bedeutung – diese muss nicht notwendigerweise im sprachlichen Genotyp abbildbar sein. Es wird hiermit also explizit darauf hingewiesen, dass angenommen werden sollte, dass es Bedeutungen gibt, die per se nicht in einem sprachlichen System veranlagt sind. Dies erklärt auch, wieso Menschen etwa dazu neigen, ihre Empfindungen auch durch künstlerische Formen wie Musik oder Malerei auszudrücken und vom Gefühl beseelt sind, dass ihnen ihre Sprache in ihrem Vermögen mitunter als nicht ausreichend erscheint.

Zudem möchte ich, ohne uns an dieser Stelle zu tief in die hochformalisierten Gefilde seiner Theorie zu stürzen, noch kurz einige Anmerkungen bezüglich des Grammatikansatzes Richard Montagues (s. vor allem Montague 1970 u. 1973) machen. So stimmen die Erkenntnisse und Modellierungen der vorliegenden Arbeit mit den Annahmen Montagues in einigen zentralen Punkten überein. Zum einen nimmt Montague, ähnlich wie wir es soeben getan haben, an, dass die Semantik sprachlicher Äußerungen einer Funktion über ihren Ausdrücken entspricht;⁴⁰¹ entscheidender Unterschied ist hierbei, dass das in dieser Arbeit vorgestellte Modell mit dem sprachlichen Genotyp eine Menge zugrundelegt, die sprachliche Elemente jeder Art umfasst, d.h. unabhängig davon, ob man sie – im Sinne de Saussures – dem Signifiant oder dem Signifié zuordnen würde. Zum anderen sind es vor allem zwei Kernannahmen Montagues, denen sich die hier vorgestellte Theorie anschließen möchte: So sieht Montague erstens keinen bedeutenden theoretischen Unterschied zwischen natürlichen Sprachen und „künstlichen“ Logiksprachen und erachtet es als möglich, die Syntax und Semantik beider Arten von Sprachen durch eine mathematisch-präzise Theorie zu beschreiben (vgl. Montague 1970: 373).⁴⁰² Zweitens ist es die untrennbare Verknüpfung zwischen Semantik und Syntax, die Montagues Grammatik auszeichnet; die in der vorliegenden Arbeit entfaltete Theorie würde hierbei allerdings

⁴⁰¹ Diese Annahme findet sich auch in den in Bezug auf kompositionelle Semantik bereits zitierten Ausführungen von Barbara Partee (vgl. Partee 2004: 153).

⁴⁰² Im englischsprachigen Original heißt es wörtlich: „There is in my opinion no important theoretical difference between natural languages and the artificial languages of logicians; indeed, I consider it possible to comprehend the syntax and semantics of both kinds of languages within a single natural and mathematically precise theory“ (Montague 1970: 373).

radikaler formulieren: syntaktische Information sollte als ebenso semantisch begriffen werden, wie etwa Denotate. Dieser Zugang zu Sprache ist keineswegs neu, sollte hier jedoch noch einmal herausgestellt werden.

Montagues Überzeugung, dass natürliche Sprache auf eine logische, disambiguierte Sprache reduzierbar ist (s. bezüglich letzterem Link 1979: 16f), sei sich hierbei angeschlossen; allerdings bedarf es dazu einiger Anmerkungen. Die Disambiguität der formalen Logiksprache, die sich vor allem in der in diesem Kapitel vorgestellten Funktion, die aus dem sprachlichen Genotyp unter Berücksichtigung des jeweiligen Zustandes des Sprachsystems eines Phänotypisierers einen sprachlichen Phänotyp herleitet, äußert, ist im Sinne der vorliegenden Arbeit vor allem dahingehend zu begreifen, dass besagte Funktion für die Eingabe eines konkreten Variablenwertes (für S_t , denn G wird ja ohnehin als konstant angenommen) stets dieselbe Menge P zurückliefert; jedem Wert S_t kann somit stets genau eine Menge P zugeordnet werden. Der hierin liegende Determinismus ist jedoch praktisch von wenig Nutzen, da der Zustand eines sprachlichen Systems S mindestens in Teilen des Systems höchstfrequentem Wandel unterliegt (so ist, wie bereits erwähnt, etwa schon der Kontext einer sprachlichen Äußerung etwas, das Teile von S transformiert). Die Wahrscheinlichkeit, dass S zu zwei Betrachtungszeitpunkten t_1 und t_2 identisch ist, dass also gilt $S_{t_1} = S_{t_2}$, konvergiert somit gegen 0. Dies bedeutet allerdings nicht, dass die Abweichung zwischen S_{t_1} und S_{t_2} nicht derart gering sein kann, dass die Abweichung zwischen $f(G, S_{t_1})$ und $f(G, S_{t_2})$ in einem alltäglichen Sprachgebrauchsszenario nicht auch vernachlässigbar gering sein kann – d.h. es ist sehr wohl möglich, dass zwei Phänotypisierungen einander derart ähnlich sind, dass ihre Unterschiede für gewöhnlich nicht ins Gewicht fallen.

Montagues Grammatik kommt in ihren Grundannahmen dem hiesigen Modell also schon recht nah, vielleicht näher als die Ausführungen anderer Wissenschaftler; nichtsdestoweniger fehlt ihr der explizit probabilistische Charakter, so dass eine gewisse formale Starre nicht zu leugnen ist. Zudem bleiben Montagues Analysen im Wesentlichen auf Satzebene verhaftet, wogegen mithilfe des linguistischen Rezessivitätsmodells auch größere Einheiten wie Texte oder gar Diskurse abgebildet werden können. Letzteres ist vor allem deshalb möglich, weil im Rezessivitätsmodell Informations- und Systemstrukturen in einer Weise einbezogen sind, die eine flexible Anwendung auf Individual- und Kollektivebenen ermöglichen.

2.7 – Zusammenfassung: Sprache – ein „genotypischer“ Speicher?

Anlässlich der in der Einleitung formulierten Beobachtung, dass innerhalb von Sprache in diachroner Sicht Muster zu beobachten sind, die mit rezessiver Vererbung in der Biologie vergleichbar sein könnten, haben wir uns in den voranstehenden Unterkapiteln auf die Suche nach möglichen Speicherorten für rezessiv gespeicherte Informationen – d.h. Informationen, die nicht wahrnehmbar oder wahrgenommen sind, es aber womöglich früher einmal waren oder künftig wahrnehmbar werden könnten – innerhalb von Sprachsystemen gemacht. Obgleich die Argumentation dabei vielfach auf dem Deutschen und dessen Geschichte fußt, wurden immer wieder auch andere – meist, doch nicht ausschließlich, indoeuropäische – Sprachen sowie psycholinguistische Erkenntnisse hinsichtlich der Sprachverarbeitung, Sprachproduktion und des Spracherwerbs beim Menschen herangezogen. Aus diesem Grunde sind Annahmen, dass Beobachtungen hinsichtlich Informationserhaltung, Informationstransmission oder Informationstransformation auf funktionaler oder struktureller Ebene eine allgemeine Gültigkeit für menschliche Sprachen haben, zwar nicht unbegründbar; dennoch sollten die hiesigen Analysen zum Zwecke einer möglichen Verifizierung, Falsifizierung oder Korrektur einer solchen Annahme an weiteren Sprachen, insbesondere nicht-indoeuropäischen, fortgeführt werden.

Auf besagter Suche nach möglichen Speicherorten etwaiger rezessiver Informationen in Sprache haben wir verschiedene sprachliche Ebenen wie namentlich die lexikalische (im Zusammenhang mit Wortbildung einschließlich der morphologischen), die phonologische und – im Rahmen der Betrachtung kompositioneller Strukturen – die syntaktische untersucht; dabei haben wir stets sowohl ausdrucksseitige als auch inhaltsseitige Aspekte in Augenschein genommen. Zuletzt fanden zudem externe Sprachspeicher Berücksichtigung, da diese grundsätzlich Informationen sprachlich enkodiert speichern, diese aber gleichsam für lange Zeit aus jeglicher menschlicher Wahrnehmung verschwinden und schließlich wieder in selbige zurückkehren können, wodurch ihnen prinzipiell eine Einflussnahme auf Sprachsysteme der jeweiligen Gegenwart ermöglicht wird.

Hinsichtlich der Ergebnisse all dieser Untersuchungen ist zunächst festzuhalten: Vielfach konnte keine vollständige Trennung der untersuchten sprachlichen Ebenen konstatiert werden, was sich darin äußert, dass einigen Beobachtungen eine übergreifende oder gar (hinsichtlich dieser Sprachebenen) allgemeine Gültigkeit nachgesagt werden kann: So sind kompositionelle Aspekte etwa im Bereich der Phraseologie und der Syntax zu finden, aber über Wortbildung auch

auf lexikalischer und morphologischer Ebene, zuletzt gar auf phonologischer, wenn man größere Einheiten wie Morpheme eben als Kompositionen aus Lauten begreift, was in den meisten Fällen als zutreffend zu erachten ist.⁴⁰³ Da schon aus Umfangsgründen nicht für alle untersuchten sprachlichen Ebenen alle Aspekte des Rezessivitätsmodells im Detail besprochen werden konnten, unsere diesbezüglichen Hauptinteressen dementsprechend jeweils ein wenig voneinander abwichen und des Weiteren eine parallele Besprechung aller Ebenen weder sinnvoll noch möglich erschien, wurde das Rezessivitätsmodell, dessen Komponenten und dessen Terminologie schrittweise eingeführt bzw. erarbeitet. So ließ sich anhand der lexikalischen Ebene der Einstieg und Beweis rezessiver Informationen in Sprache äußerst anschaulich gestalten, doch erst im Bereich der Phonologie erschien die Einführung des probabilistischen Ansatzes besonders nachvollziehbar und angebracht. Der Nachteil dieses Vorgehens liegt in der daraus resultierenden Notwendigkeit gelegentlich Dinge, die bereits besprochen wurden, neu zu bewerten oder gar theoretische Grundlagen des Modells geringfügig an neue Erkenntnisse anzupassen; der unschätzbare Vorteil wiederum ist die klar aufeinander aufbauende Argumentation, die Prozesse des Erkenntnisgewinns transparent macht. Doch auch der eingestandene Nachteil kann als Vorteil begriffen werden: Die regelmäßige Überprüfung bisheriger Annahmen sowie das Aufzeigen der Anwendbarkeit neuer Annahmen an bereits besprochenen sprachlichen Strukturen erleichtert die Einprägung und den Umgang mit dem Modell und der vorgeschlagenen Terminologie.

Versuchen wir nun die Ergebnisse der voranstehenden Kapitel kurz zusammenzufassen und einzuordnen. Es hat sich gezeigt, dass die Suche nach Speicherorten rezessiv gespeicherter Information in Sprache zunächst der Herstellung einiger terminologischer Klarheiten bedurfte: Insbesondere die Frage, was *rezessive Information* meint, war hierfür zentral und musste von der Biologie, aus der die Vorstellung in dieser Arbeit ursprünglich entlehnt wurde, in die Linguistik übertragen und entsprechend der sich dort stellenden Herausforderungen angepasst werden. Wie in der Biologie spielte dabei die Bestimmung eines Phänotyps, der für das Konzept der Rezessivität grundlegend ist, eine wichtige Rolle: Wir haben schließlich den Phänotyp der Sprache als die Menge dessen bestimmt, was an Sprache für Menschen oder andere sprachverarbeitende Systeme wahrnehmbar ist und wahrgenommen wird; konfrontiert mit der Tatsache, dass sprachliche

⁴⁰³ Ausnahmen bestehen hierbei etwa bei Morphemen oder Lexemen, die nur aus einem Phonem bestehen (wie etwa die Präposition schwedisch *i* im Schwedischen oder der unbestimmte Artikel engl. *a* (sofern kein vokalanlautender Ausdruck folgt) im Englischen).

Elemente die meiste Zeit – nämlich die, in der sie gerade nicht „gebraucht“ werden – nicht wahrnehmbar sind, musste die Frage nach der zeitlichen Dimension des sprachlichen Phänotyps gestellt werden. Schlussendlich ergab sich daraus das definitorische Postulat, den sprachlichen Phänotyp als die Menge der im Rahmen eines wahrnehmbaren sprachlichen Akts – sprechen, Sprache in lautlicher Form hören, schreiben, lesen, aber auch denken (in Form von Sprache) usw. – wahrnehmbaren und zugleich tatsächlich wahrgenommenen Informationen zu begreifen. Letzteres ist darum unerlässlich, weil – wie anhand dessen, was gemeinhin als „Missverständnis“ zwischen einem Sender und einem Empfänger beschrieben wird, deutlich wird – ein einzelnes wahrnehmbares sprachliches Element von zwei zeitgleich Wahrnehmenden (d.h. Phänotypisierern) sehr unterschiedlich wahrgenommen werden kann und weil ohne einen wahrnehmenden Faktor zudem nicht von einer Wechselwirkung gesprochen werden könnte, was die betroffene Information rezessiver Information gleichsetzt. Dem Beobachter bzw. „Messenden“ bzw. Phänotypisierer kommt also eine entscheidende, mitunter wirklichkeitskonstruierende Rolle zu (diese ist jedoch nur in Wechselwirkung mit der Umwelt zu verstehen, die etwa für den Phänotypisierer wahrnehmbare Referenzobjekte bereitstellt, von denen er selektiv Informationen aufnehmen kann). Hinsichtlich des Phänotyps von Sprache bleibt also festzuhalten, dass dieser in Anlehnung an den biologischen Terminus *Phänotyp* entworfen wurde, inhaltlich aber eine Anpassung an die Anforderungen des linguistischen Untersuchungsgegenstands erfahren hat, die bewirkt, dass die Bedeutung von *Phänotyp* in Linguistik und in Biologie voneinander abweicht, also diesbezüglich keine Identität behauptet werden kann.⁴⁰⁴ Vielmehr wurde eine allgemeinere, informations- und systemtheoretische Basis für das Phänomen der Rezessivität erarbeitet.

⁴⁰⁴ Nichtsdestoweniger ist die gemeinsame Schnittmenge durchaus nicht zu unterschätzen und zeigt, dass zwischen biologischen Systemen und Sprache (als System) Parallelen bestehen. So ist in beiden Fällen etwa auch zu konstatieren, dass der Phänotyp nicht zwangsläufig nur auf einem jeweiligen Genotyp fußt, von dem bestimmte Elemente phänotypisiert werden; auch die Umwelt kann in beiden Bereichen den Phänotyp beeinflussen: Hinsichtlich der Biologie denke man an die Möglichkeit der Verstärkung von Muskulatur durch Training (Beispiel entnommen aus Sauermost 2002b: 301) oder an Unfälle, die das Erscheinungsbild eines Individuums verändern können (vgl. dazu wiederum allgemein zu *Modifikation* in der Biologie Sauermost 2002b: 301); in der Sprache ist etwa denkbar, dass ein Sprecher eine Phänotypisierung abbrechen muss, weil er sich beim Sprechen verschluckt oder auf andere Weise vom Weiterprechen abgehalten wird (so würde in einem solchen Fall das bereits heranzitierte Phrasem dt. *klipp und klar* dabei womöglich zu *klipp und kl*, obgleich die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit nach dt. *klipp und* für dt. *klar* natürlich als wesentlich höher gelten muss, als für (das unvollständige) *kl* – Umwelteinflüsse hätten also den

Diese Definition des sprachlichen Phänotyps, die sich, wie gesehen, auch von früheren Versuchen, diesen Terminus für die Linguistik nutzbar zu machen, unterscheidet, zieht unweigerlich eine Veränderung des Verständnisses von rezessiver Information in Sprache nach sich: Es darf nicht, wie es der Ausgangsanahme entsprach, nur vereinzelt von der Existenz rezessiver Information in Sprache ausgegangen werden, vielmehr ist alle Information in Sprache für die Zeit, in der sie nicht gerade phänotypisiert (also wahrgenommen) wird, rezessiv (wobei wir eingedenk sein wollen, dass Phänotypisierungen stets auf Individual-ebene stattfinden). Diese Erkenntnis erscheint zunächst trivial, jedoch haben die vorangegangenen Analysen gezeigt, dass aufgrund des Lexikons der Kollektivebene Informationen auch über Jahrhunderte hinweg rezessiv bleiben können, ehe sie phänotypisiert werden (wiederum kann hier etwa auf Rezessivität im Zusammenhang mit Wortbildung verwiesen werden). Der Rezessivitätsansatz beinhaltet also Implikationen, die weit über den Sprachgebrauch von Individuen in einem verhältnismäßig kurzen Zeitraum (also deren sprachfähige Lebenszeit) hinausgehen, und kann daher insbesondere für diachrone Sprachuntersuchungen erkenntnisgewinnend herangezogen werden. Die Formulierung des Allgemeinen Rezessivitätsmusters in der Einleitung blieb in diesem Zusammenhang gleichfalls keine Trivialität im Sinne der bloßen Behauptung, dass etwa das Lexem dt. *Hund*, das ein Sprecher gestern einmal benutzte und erst heute wieder phänotypisiert in der Zwischenzeit rezessiv im Mentalen Lexikon des betreffenden Sprechers vorlag, sodass insgesamt eben ein Allgemeines Rezessivitätsmuster dabei zu beobachten ist; tatsächlich lassen sich derartige Allgemeine Rezessivitätsmuster unter Einbeziehung von modellhaften Kollektivebenen durchaus über weit größere, historisch relevante Zeiträume beobachten (es sei dabei auf die Ausführungen zur Entwicklung des Diphthongs protogerm. */aɥ/ über etwa ahd./mhd. /oʏ/ zu nhd. /aʏ/ verwiesen).

Unter Heranziehung eines probabilistischen Ansatzes, der in der Linguistik keine Neuheit, aber doch etwas meist Vernachlässigtes darstellt, wurde für Allgemeine Rezessivitätsmuster in Sprache eine Erklärung geliefert, die ihrem Wesen nach mathematisch-formal argumentiert,⁴⁰⁵ dabei aber durchaus offen ist für

Phänotyp bzw. die Verteilung der Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten verändert; dies kann dabei wohlgerne sowohl die lautliche Äußerung als auch nur den phänotypisierenden Denk- bzw. Sprachplanungsprozess betreffen – beides kann aufgrund von Umwelteinflüssen unterbrochen werden).

⁴⁰⁵ So kann die Wahrscheinlichkeit des Auftretens eines Allgemeinen Rezessivitätsmusters für ein bestimmtes sprachliches Element letztlich als „bedingte Wahrscheinlichkeit“ beschrieben werden, die davon abhängt, dass das entsprechende sprachliche Element – das zum entsprechenden Zeitpunkt über eine bestimmte Phänotypisierungswahrscheinlichkeit verfügt – zu einem Zeitpunkt t_1 bereits phänotypisiert

allerhand Faktoren, die für Sprache und Sprachgebrauch von Relevanz sind: So hängen die jeweiligen Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten zweifelsohne vom Kommunikationskontext oder vom sprachlichen Wissen des Wahrnehmenden (Sender oder Empfänger) ab, sind jedoch – etwa angesichts von Phänotypisierungsmöglichkeiten mit jeweils äußerst geringer Phänotypisierungswahrscheinlichkeit – auch in der Lage, eher unerwartete Phänotypisierungen zu erklären.

Bedingt durch die vorgenommene Definition des sprachlichen Phänotyps lässt sich der sprachliche Genotyp⁴⁰⁶ als die Menge der Phänotypisierungsmöglichkeiten aller sprachlicher Elemente innerhalb von Sprache im Allgemeinen, einer Einzelsprache oder des Mentalen Lexikon eines Individuums⁴⁰⁷ beschreiben (je nachdem, welches „System“ man betrachten will); die Gestalt des Genotyps und dessen Auswirkungen auf die (mögliche) Gestalt des Phänotyps sind dabei unweigerlich mit den jeweiligen Wahrscheinlichkeitsverteilungen der Phänotypisierungsmöglichkeiten der sprachlichen Elemente verbunden, die wiederum nicht nur von systeminternen Faktoren abhängig sind, sondern auch von der jeweiligen Situation bzw. dem jeweiligen Kontext. In Konsequenz des probabilistischen Ansatzes wurde schließlich postuliert, dass der sprachliche Genotyp als konstante Menge zu begreifen ist, der nur hinsichtlich sprachlicher Metainformation (wie insbesondere den Phänotypisierungswahrscheinlichkeitsdistributen der sprachlichen Elemente) unterschiedlich realisiert werden kann. So ist zuletzt der sprachliche Genotyp von Sprache im Allgemeinen, einer Einzelsprache oder dem Mentalen Lexikon eines Individuums als identisch zu begreifen.

In diesem Zusammenhang wurde vorgeschlagen hinsichtlich der Phänotypisierungsmöglichkeiten sprachlicher Elemente von *Superposition* zu sprechen: Sprachliche Elemente wie etwa der Wurzelsvokalismus in dt. *Kaiser* können (z.B.

wurde, anschließend über einen bestimmten (durch die Zeitpunkte t_1 und t_2 begrenzten) Zeitraum keine Phänotypisierung erfuhr – obwohl auch in dieser Zeit die Phänotypisierungsmöglichkeit (mit womöglich wechselnder Phänotypisierungswahrscheinlichkeit) bestanden hätte –, um schließlich zum Zeitpunkt t_2 erneut phänotypisiert zu werden.

⁴⁰⁶ Auch dieser Terminus, der schon in der Einleitung erläutert wurde, wird zunächst aus der Biologie entnommen, aber gleichsam wie schon *Phänotyp* inhaltlich an die Erfordernisse des linguistischen Untersuchungsgegenstands angepasst. Bereits in der Einleitung wurde darauf hingewiesen, dass der Terminus *Genotyp* – im Gegensatz zu *Phänotyp* – etwas problematisch ist, da eine Analogie von Genen in der Biologie zu etwas in Sprache nur schwer herzustellen scheint; wir wollen daher *Genotyp* zwar wie in der Biologie als Teil eines Begriffspaars *Genotyp* – *Phänotyp* verstehen, also im Verhältnis zu *Phänotyp* betrachten; nicht aber soll *Genotyp* als etwas, das auf „Gene“ in Sprache verweist, begriffen werden.

⁴⁰⁷ Hierbei stellt sich wieder die Frage nach dem Zuschnitt des zu untersuchenden Systems.

bei Betrachtung dialektaler Sprachsysteme auf Kollektivebene, aber ebenso der Betrachtung von Sprachsystemen auf Individualebene) in unterschiedlichen Varianten phänotypisiert werden (hier etwa [ḁ], [ɛ̥] oder [ɔ̥]),⁴⁰⁸ außerhalb einer tatsächlichen Phänotypisierung lässt sich der Wurzelvokalismus dabei jedoch unmöglich zweifelsfrei bestimmen – bestenfalls lassen sich eben Wahrscheinlichkeiten für die Phänotypisierungsmöglichkeiten angeben, das sprachliche Element selbst bleibt aber eine Variable. Aus dieser Instabilität sprachlicher Elemente ergibt sich ihre Unbestimmbarkeit als etwas Konkretes, Eindeutiges, wenn eben keine tatsächliche Phänotypisierung vorliegt; daher lässt sich außerhalb

⁴⁰⁸ Bezüglich dieses Beispiels um dt. *Kaiser* lässt sich auch von dialektalbedingter (und freier) Allophonie sprechen. Ein *Allophon* ist eine Phonemvariante; man unterscheidet dabei „freie [...] Varianten (wie z.B. im Dt. Zungen- und Zäpfchen-R [r, R]) und kombinator[ische] [...] Varianten wie z.B. /x/ im Dt. als komplementär verteilte Ich- und Ach-Laute: [ç] nach Konsonanten und vorderen Vokalen sowie morpheminitial, [x] nach hohen und mittleren gespannten Hinterzungenvokalen, [χ] nach tiefen Hinterzungenvokalen“ (Glück 2010: 30). Dazu ist aus Sicht des linguistischen Rezessivitätsmodell anzumerken, dass Allophone gemäß ihres Wesens als Phonemvarianten selbstverständlich als unterschiedliche Phänotypisierungsmöglichkeiten desselben sprachlichen Elements (eines Phonems) zu gelten haben; allerdings ist die Gesamtheit der Allophone eines Phonems nicht identisch mit der Gesamtheit der Phänotypisierungsmöglichkeiten eines Lauts (als sprachlichem Element), da die Menge letzterer als wesentlich größer gelten kann als die Menge aller jeweiligen Allophone eines Phonems. Allophone decken dabei nur den Teil an (zumindest teilweise konventionalisierten) Varianten ab, für die eine relativ hohe Phänotypisierungswahrscheinlichkeit angenommen werden kann. Im Falle von kombinatorischer Allophonie ist hierbei das (phänotypisierte) lautliche Umfeld der fraglichen Laut-Position als signifikanter Einfluss auf die Phänotypisierungswahrscheinlichkeitsverteilung der Allophone eines Phonems zu begreifen, bei freier Allophonie können diesbezüglich Faktoren wie eine „Dialektzugehörigkeit“ des Phänotypisierers von Bedeutung sein. Zentral ist jedoch, dass im Rahmen des linguistischen Rezessivitätsmodells auf Ebene der Lautlichkeit die Unterscheidung von Phonemen und Phonen nahezu unerheblich ist: Ein Laut als sprachliches Element kann nicht nur unterschiedliche Allophone eines Phonems umfassen, sondern auch unterschiedliche Phoneme: So sensibilisiert das Modell über Allophonie hinaus für andere grundsätzlich bestehende Phänotypisierungsmöglichkeiten für einen Laut (als sprachliches Element), deren Phänotypisierungswahrscheinlichkeit gemeinhin als äußerst gering einzustufen ist: So kann der Diphthong in dt. *Kaiser* freilich auch als [iə] phänotypisiert werden, allein die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit hierfür muss verglichen mit beispielsweise [ḁ], [ɛ̥] oder [ɔ̥] als gering gelten; denkbar wäre gar eine konsonantische Phänotypisierung, deren Phänotypisierungswahrscheinlichkeit allerdings noch um ein Vielfaches niedriger einzuschätzen ist. Insbesondere bei Sprachbetrachtungen, die große Zeiträume abzudecken suchen, verspricht der Ansatz des linguistischen Rezessivitätsmodells daher angesichts seiner großen Flexibilität komplexe (und auch bedingte) Sprachwandelphänomene besser erklären zu können, als es mit Allophonie-Vorstellungen möglich wäre.

von Phänotypisierungen von Superposition sprechen: Die Phänotypisierungsmöglichkeiten eines sprachlichen Elements superponieren dabei miteinander, müssen also (entsprechend ihrer jeweiligen – ständig veränderlichen – Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten) allesamt als Teil des aktuellen Zustands des sprachlichen Elements begriffen werden – die Phänotypisierungsmöglichkeiten werden also als existent beschrieben und bilden in ihrer Gesamtheit (d.h. ihrer Superposition) den Genotyp des jeweiligen sprachlichen Elements.⁴⁰⁹

Kommen wir nun abschließend auf die Frage aus der Überschrift dieses Kapitels, ob Sprache ein „genotypischer“ Speicher sei, zu sprechen: Wir haben gesehen, dass Sprache weit mehr ist, als das, was wir in ihrem Phänotyp wahrnehmen können und konnten. Aufgrund der Betrachtung zahlreicher sprachlicher Elemente auf unterschiedlichen sprachlichen Ebenen kann angenommen werden, dass jedes sprachliche Element außerhalb einer tatsächlichen Phänotypisierung eine Variable darstellt, die durch mehrere Varianten (d.h. Phänotypisierungsmöglichkeiten) realisiert, d.h. phänotypisiert werden kann. Wenn wir alle Phänotypisierungsmöglichkeiten aller sprachlichen Elemente eines sprachlichen Systems in ihrer Gesamtheit als Genotyp des jeweiligen sprachlichen Systems verstehen, so ist unweigerlich zu konstatieren: Im sprachlichen Genotyp ist eine enorme Menge an Information gespeichert, von der man in einem Menschenleben womöglich nur einen Bruchteil überhaupt phänotypisiert erleben wird. Erst umfangreiche Forschungen zu rezessiven Informationen in Sprache werden eine

⁴⁰⁹ In dieser Interpretation, die der Behauptung, dass zumindest 0-gradig und primär rezessive Information nichts noch zu Bildendes, sondern stets etwas bereits Existierendes darstellt, liegt auch die Begründung für die Annahme eines *Dunklen Lexikons* bzw. dunklen Teils des Lexikons (ein solches mag auf Individual- und modellhafter Kollektivebene beobachtet werden). In diesem Zusammenhang sei an die terminologische Unterscheidung zwischen 0-gradiger, primärer, sekundärer, tertiärer usw. Rezessivität (also die Unterscheidung nach Rezessivitätsgraden) erinnert: Mit ihr kann auf die Möglichkeit der Neubildung von Phänotypisierungsmöglichkeiten hingewiesen werden, die zunächst nicht (in einer sogleich phänotypisierbaren Weise, also nicht 0-gradig oder primär rezessiv) vorliegen. Aufgrund der Abhängigkeit von beispielsweise sekundär rezessiv vorliegenden sprachlichen Elementen von primär rezessiv vorliegenden ließe sich aber auch für erstere eine mathematische Form finden, um sie mittels der Integration der relevanten Bedingungen direkt mit einer Phänotypisierungswahrscheinlichkeit zu beschreiben. Die besagte terminologische Unterscheidung lässt sich in diesem Sinne durchaus umgehen, kann aber, wie sich etwa anhand sekundär rezessiver Wortbildungen im Zusammenhang mit der Vorstellung der Zweigliedrigkeit von Wortbildungen im Wortbildungsprozess gezeigt hat, je nach Forschungsinteresse durchaus einen hilfreichen Dienst mindestens im Sinne der wissenschaftlichen Verständigung leisten.

Einschätzung der Speicherkapazität von Sprache insgesamt, d.h. von ihrem Genotyp, ermöglichen – wenn dies vermutlich auch nur in Annäherungen möglich sein wird.

Die Betrachtungen zu Strata, die für das jeweils untersuchte Sprachsystem als stratumextern gelten müssen, und von externen Sprachspeichern haben überdies gezeigt, dass – natürlich in Abhängigkeit vom jeweiligen Zuschnitt des zu untersuchenden Systems – auch aus der Umwelt sprachliche Metainformation in ein sprachliches System eindringen kann; dies kann dabei in einer Weise geschehen, dass die Phänotypisierungswahrscheinlichkeitsdistributionen zu den Elementen des sprachlichen Genotyps mitunter signifikant verändert werden. Ausgeschlossen wird im hiesigen Modell jedoch das Eindringen neuer sprachlicher Elemente in den sprachlichen Genotyp, sodass dieser als Menge begriffen wird, die – aufgrund von Superposition – eine Art „Superzeichen“ repräsentiert (was wir als *Single Sign* und als Theorie als *Single Sign Theory* bezeichnen möchten). Der Prozess einer Phänotypisierung ist dann formal als Funktion f zu begreifen, die eine Untermenge P aus dem sprachlichen Genotyp G unter Berücksichtigung des konkreten Zustands des Sprachsystems auf Individualebene des Phänotypisierers S und des Trägersystems (des Phänotypisierers) selbst C zu einem bestimmten Zeitpunkt t definiert. Es gilt also:

$$P = f(G, S_t, C_t)$$

Der sprachliche Genotyp kann daher als großer Informationsspeicher begriffen werden; dies sollte aber zunächst nur in dem Sinne verstanden werden, dass in ihm eine große Menge an Information gespeichert ist, nicht aber notwendigerweise auch, dass das Speichern von Information sein wichtigster Wesenszug sein muss. Neben dem sprachlichen Genotyp steht Metainformation zu den Elementen des sprachlichen Genotyps, die insbesondere die jeweiligen Phänotypisierungswahrscheinlichkeitsdistributionen umfasst. Was die nähere Gestalt des sprachlichen Genotyps angeht, so sei er als etwas Abstraktes verstanden, das in sprachverarbeitenden Systemen (wie etwa der menschlichen Kognition oder künftig vielleicht auch einer sprachfähigen KI) seine physische Lokalisierung erfährt; der sprachliche Genotyp selbst sollte hingegen nicht als physischer Speicher begriffen werden.

Hinsichtlich des Speicherumfangs des sprachlichen Genotyps ist es wichtig, zu verdeutlichen, dass dieser kleiner als zunächst erwartet ist, da die Hauptmasse der gespeicherten Information nicht elementarer Natur ist, sondern sich indirekt

aus den schier unendlichen Verknüpfungsmöglichkeiten der sprachlichen Elemente im Genotyp herleitet; die Relationen zwischen den Elementen sind miteinander bedeutsamer als die Elemente für sich.

Zuletzt sei noch einmal auf die Ausführungen in Kapitel 1.5.2.3 verwiesen, gemäß derer wir festgestellt haben, dass die eigentlich abstrakten Kollektivebenen durchaus als Informationsspeicher fungieren können, da von ihnen im Rahmen von Synchronisierungsprozessen ein Abbild erstellt bzw. interpretiert wird (*Imaging*), das von den Trägern der Individualebenen, die am jeweiligen Synchronisierungsprozess beteiligt sind, gespeichert wird (etwa neuronal im Gehirn oder z.B. auf einer Festplatte im Falle einer sprachfähigen KI).

Die vorangegangenen Untersuchungen haben gezeigt, dass die Vorstellung rezessiver Informationen in Sprache gepaart mit einem probabilistischen Ansatz durchaus geeignet ist, vielfältige Aspekte von Sprache zu beschreiben und um Erklärungen zu bereichern. Dabei fügen sich diese Erkenntnisse in bisherige Strömungen bzw. Teilbereiche der Linguistik und deren allgemein anerkannte Ergebnisse ergänzend ein und stehen keinesfalls im Widerspruch dazu. Von Phonologie über Lexikologie bis zur Syntax, von Historio- bis Psycholinguistik: Das Rezessivitätsmodell ist darin integrierbar und erweist sich gleichsam als flexibel, ohne zugleich in seinem Beschreibungspotenzial und seiner Terminologie unpräzise zu sein. Dies ist unter anderem seinem probabilistischen Ansatz zu verdanken, der – wie bereits in der Einleitung gesehen (s. Kapitel 1.4.2 und die dort heranzitierte Literatur) – sich bereits in der Vergangenheit als flexibel und in vielen Bereichen der Linguistik anwendbar erwiesen hat. So ist das Rezessivitätsmodell aber keinesfalls als ein alles erklärendes Modell der Linguistik zu begreifen, sondern vielmehr als ein theoretisches und modellhaftes Werkzeug für die verschiedenen Disziplinen der Linguistik, die es nicht ersetzen, sondern ergänzen will.

3 – Evidenz für rezessive Informationserhaltung aus der Geschichte des Deutschen und die Anwendung des Allgemeinen Rezessivitätsmusters

Nachdem wir ausgehend von ausgewählten Beispielen im Rahmen von konkreten Sprachbetrachtungen und Erkenntnissen bisheriger Forschung die theoretische Grundlage des linguistischen Rezessivitätsmodells und des Verhaltens rezessiver Information in Sprache umfassend erarbeitet und dargelegt haben, wollen wir uns nun einigen möglichen Fällen des Allgemeinen Rezessivitätsmusters in der Geschichte des Deutschen zuwenden. Diese Betrachtungen werden zeigen, dass die Theorie tatsächlich robuste und bereichernde Erklärungen für bisher weitgehend ignorierte oder als Zufall abgetane Auffälligkeiten von Informationswiederkehr im Rahmen diachroner Sprachentwicklung bereitstellt. Ihre Anwendung wird dabei die bis hierher formulierten Annahmen bestätigen und gleichsam die Lesenden intensiver mit dem entwickelten Erklärungsmodell vertraut machen.

Doch rufen wir uns zunächst noch einmal einige zentrale Beobachtungen ins Gedächtnis. Das Allgemeine Rezessivitätsmuster beschreibt bei seiner Anwendung auf Sprache den Umstand, dass Information, die einst phänotypisiert wurde, über einen vorher festgelegten und messbaren Zeitraum hinweg nicht phänotypisch auftritt, ehe sie erneut phänotypisiert wird; es besteht hierbei also keine Informationskontinuität im Phänotyp der Sprache, wohl aber im Genotyp.⁴¹⁰ Im Rahmen unserer bisherigen Untersuchungen sind uns dabei bereits einige derartiger Fälle begegnet.

⁴¹⁰ Es sei hierbei auf die vollständige Definition des Allgemeinen Rezessivitätsmusters in der Einleitung und den entsprechenden Eintrag im Glossar dieser Arbeit verwiesen.

So wurden etwa die Entwicklungen des Diphthongs protogerm. */aɪ/ zu ahd. /εɪ̯/ und schließlich nhd. /aɪ̯/ sowie des Diphthongs protogerm. */aʊ̯/ zu ahd. /oʊ̯/ und wieder zu nhd. /aʊ̯/ als Beispiele für das Allgemeine Rezessivitätsmuster gewertet, meinend, dass auch in der Zeit, in der die entsprechenden Diphthonge konventionell als /εɪ̯/ bzw. /oʊ̯/ im Sprachsystem phänotypisiert wurden, ihre Gestalt /aɪ̯/ bzw. /aʊ̯/ rezessiv vorlag, sich also nur phänotypisch nicht äußerte. Hierbei ist zu berücksichtigen, dass sich das Rezessivitätsmuster dadurch ergibt, dass (mindestens) von protogermanischer bis in neuhochdeutscher Zeit sowohl /aɪ̯/ als auch /εɪ̯/ bzw. sowohl /aʊ̯/ als auch /oʊ̯/ als Phänotypisierungsmöglichkeit für ein jeweiliges sprachliches Element in Gestalt des entsprechenden Diphthongs (in seiner Funktion im Lautsystem) bestand. Lediglich hinsichtlich der Phänotypisierungswahrscheinlichkeit gab es offensichtlich erhebliche Unterschiede, die dazu führten, dass etwa in alt- und mittelhochdeutscher Zeit die Phänotypisierung von /εɪ̯/ bzw. /oʊ̯/ gegenüber /aɪ̯/ bzw. /aʊ̯/ dominierte.

Wichtig ist jedoch, eingedenk zu bleiben, dass wir für – ohnehin modellhaft und abstrakt zu verstehende – Kollektivebenen jeweils von normalisierten Sprachzuständen ausgehen; d.h. dass etwa die Annahme eines Diphthongs ahd. /εɪ̯/ bedeutet, dass nach gegenwärtigem Kenntnisstand diese Phänotypisierungsmöglichkeit im Ahd. am wahrscheinlichsten war; es bedeutet aber nicht zwangsläufig, dass in ahd. Zeit oder der räumlichen (dialektalen) Aufgliederung des Ahd. der entsprechende Diphthong nie als /aɪ̯/ phänotypisiert wurde. In diesem Sinne ist das Allgemeine Rezessivitätsmuster in seiner Anwendung auf diese Fälle nicht von uneingeschränkter Gültigkeit; vielmehr kann es als Schablone über vereinfachte Darstellungen der Lautentwicklung seit protogerm. Zeit gelegt werden, nach der die Varianten (d.h. Phänotypisierungsmöglichkeiten) mit der jeweils höchsten Phänotypisierungswahrscheinlichkeit unter den Phänotypisierungsmöglichkeiten einer sprachlichen Variablen als einen Standard betrachtet und mögliche Abweichungen von diesem ausgeblendet werden. Aus diesem Grunde ist insbesondere die Anwendung des Allgemeinen Rezessivitätsmusters auf diachrone Sprachentwicklungen nur als Modell zu verstehen, das der Veranschaulichung dient. Die Vorstellung von rezessiver Information in Sprache ist davon in ihren im Größeren und auch im Speziellen greifenden Aussagen jedoch nicht angetastet: Sie erkennt bestehende Phänotypisierungsmöglichkeiten für eine sprachliche Variable unabhängig von der jeweiligen Phänotypisierungswahrscheinlichkeit an und blendet mögliche Varianten somit eben nicht aus – dies gilt für sprachepochenübergreifende Betrachtungen genauso wie etwa für die synchrone Feststellung, dass jedes sprachliche Element und

jede seiner Varianten, die im fraglichen Zeitraum oder zum fraglichen Zeitpunkt von niemandem wahrgenommen werden, als nicht phänotypisiert und somit rezessiv zu betrachten sind.

In Abhängigkeit davon, wie eng man die Bedeutung des Allgemeinen Rezessivitätsmusters im Rahmen einer Anwendung desselben auf Sprachgeschichte definiert, lassen sich damit signifikante Verschiebungen in der Phänotypisierungswahrscheinlichkeitsverteilung sprachlicher Elemente oder Kompositionen sprachlicher Elemente ebenfalls beschreiben, wenn dabei überhaupt nicht von Schwund ausgegangen wird.

So kam ich etwa in meiner Examensarbeit über die Wortbildungen zu protogerm. **ber-* im Althochdeutschen zu der Feststellung, dass diesbezüglich zu unterschiedlichen Zeiten unterschiedliche Bedeutungskomponenten dominierten (s. Decker 2016). Bei der Betrachtung des Morphems protogerm. **ber-* ist vor allem das Verb protogerm. **bera-* von Relevanz, da dieses – oder dessen protoindoeuropäische Vorform **b^her-* – vermutlich den Ausgangspunkt für alle weiteren Wortbildungen auf Basis von protogerm. **ber-* bildet (vgl. Pokorny 1959: 128-132 u. Seebold 1970: 106). Semantisch lässt sich protogerm. **bera-* etwa in den Bedeutungen ‚tragen, bringen‘ sowie ‚gebären, hervorbringen‘ fassen (vgl. Jarosch 1995: 17, Kroonen 2013: 59 u. Seebold 1970: 104). Untersucht man nun die Wortbildungen, die ganz oder in Teilen auf protogerm. **ber-* zurückzuführen sind und sich im Ahd. finden, durch das Heranziehen anderer (älterer) germanischer Einzelsprachen mittels komparatistischer Ansätze hinsichtlich ihres mutmaßlichen Entstehungszeitpunkts, so lässt sich eine Art Wechselspiel in der Semantik beobachten: Während in protogermanischer Zeit offenbar vor allem Wortbildungen, die einem Wortfeld um die Bedeutung ‚gebären‘ zuzuordnen sind, entstanden, überwiegen in nordwest- und westgermanischer Zeit⁴¹¹ Wortbildungen um die Bedeutung ‚tragen‘; in ahd. Zeit schließlich dominieren erneut Wortbildungen um die Bedeutung ‚gebären‘, viele davon haben mit Fruchtbarkeit zutun (vgl. Decker 2016: 99).

⁴¹¹ Wir fassen dabei das Nordwest- und Westgermanische jeweils als Sprachbünde auf und lassen offen, ob man darüber hinaus sogar jeweilige Protosprachen annehmen muss, was in der Forschung nach wie vor umstritten ist und hier zu diskutieren zu weit führen würde (s. dazu etwa Ringe 2006: 213f, der jedoch explizit von einem Protowestgerm. ausgeht (ebenso Euler 2013: 37)). Wenn man aber eine Ausgliederung zunächst des Ostgerm. aus dem Protogerm. annimmt, so ist notwendigerweise entweder das Protogerm. als (stratumsidentischer) „Vorgänger“ der nord- und westgerm. Einzelsprachen bis zur Ausgliederung selbiger als Einzelsprachen als konstant, d.h. einheitlich erhaltene Einzelsprache anzunehmen oder aber eine Zwischenstufe in Form einer Protosprache ist unerlässlich, sodass tendenziell die Existenz eines Protonordwest- oder zumindest eines Protonord- und Protowestgerm. als durchaus plausibel erscheint.

Im Sinne des Rezessivitätsmodells lässt sich dies folgendermaßen interpretieren: In protogerm. und ahd. Zeit war bei neu aufkommenden (und zuvor wohl primär rezessiven) Wortbildungen zu protogerm. **ber-* (und deren Folgeformen) die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für Bedeutungen rund um ‚gebären‘ höher als für Bedeutungen um ‚tragen‘, in nordwest- und westgerm. Zeit verhielt es sich hingegen umgekehrt. Dies kann darauf hindeuten, dass auch die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit des Verbs **bera-* (und dessen Folgeformen) für dessen Bedeutung ‚gebären‘ in protogerm. und ahd. Zeit höher war als die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für dessen ebenfalls anzunehmende Bedeutung ‚tragen‘, die wiederum in nordwest- und westgerm. Zeit offenbar mit höherer Wahrscheinlichkeit phänotypisiert wurde. Würde man nun etwa im Rahmen einer Normalisierung der jeweiligen Sprachzustände nur die Bedeutungsmöglichkeiten mit der jeweils höchsten Phänotypisierungswahrscheinlichkeit heranziehen, so wäre also zu beobachten, dass in protogerm. Zeit Wortbildungen zu protogerm. **ber-* (und deren Folgeformen) mit Bedeutungen um ‚gebären‘ phänotypisiert wurden, in nordwest- und westgerm. mit Bedeutungen um ‚tragen‘ und in ahd. Zeit schließlich erneut mit Bedeutungen um ‚gebären‘ – es läge demnach im Rahmen einer derartigen Simplifizierung wieder ein Allgemeines Rezessivitätsmuster vor. Dies zeigt, dass letzteres durchaus auch dort, wo Schwund des untersuchten sprachlichen Elements oder der untersuchten sprachlichen Elemente ausgeschlossen wird, durchaus als Modell zur Veranschaulichung herangezogen werden kann, wenn man sich auf einen klar definierten Ausschnitt der sprachlichen bzw. sprachgeschichtlichen Wirklichkeit festlegt.⁴¹² Dennoch ist es insbesondere in den nachfolgenden Unterkapiteln das

⁴¹² Die Untersuchungsergebnisse zu den ahd. Wortbildungen zu protogerm. **ber-* (und dessen Folgeformen) geben zudem Hinweise hinsichtlich sprachexterner Einflüsse auf die Verteilung von Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten: Die Tatsache, dass die besagten Wortbildungen der nordwest- und westgermanischen Zeit, die in Teilen mit der sogenannten Völkerwanderungszeit zusammenfällt (so lässt sich die Völkerwanderungszeit etwa zwischen 375 und 568 datieren (s. dazu ausführlich Springer 2006: 509-517), das Westgermanische wiederum ungefähr auf die Zeit zwischen dem späten 3. und 7. Jahrhundert (vgl. Euler 2013: 19)), mehrheitlich Bedeutungen um ‚tragen‘ phänotypisieren, könnte durchaus auf die Lebensumstände der Angehörigen der Sprachgemeinschaft(en) des Nordwest- bzw. Westgerm. zurückzuführen sein: Ein Leben mit weniger Sesshaftigkeit und mehr Mobilität kann zumindest teilweise erklären, warum ‚tragen‘ plötzlich wichtiger wird als ‚gebären‘ und vor allem die mit letzterem zusammenhängende Fruchtbarkeit, die, wenn man etwa an Agrarkultur denkt, besonders für sesshafte Gemeinschaften von Relevanz ist. Eine hohe Mobilität, wie sie für die Sprecher germanischer Einzelsprachen während der Völkerwanderungszeit vorausgesetzt werden kann, bietet also einerseits eine Erklärung für die Erhöhung der Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten von Bedeutungen um ‚tragen‘ und andererseits für das Sinken der Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten

Ziel, Allgemeine Rezessivitätsmuster im engeren Sinne herauszuarbeiten, zu untersuchen und zu beschreiben. Bei alldem bleibt es wichtig, der Modellhaftigkeit und Abstraktheit von Kollektivebenen eingedenk zu bleiben, die von Individualebenen in Synchronisierungsprozessen ermittelt und sich als Image in den Individualebenen niederschlagen. Individualebenen bleiben zuletzt die maßgebliche Größe, weil nur sie zu tatsächlichen Phänotypisierungen in der Lage sind.

Dem Allgemeinen Rezessivitätsmuster, wie wir es hinsichtlich der Beispiele der Geschichte der Diphthonge nhd. /aɪ/ und nhd. /aʊ/ auf Lautebene begutachtet haben, stehen Varianten dieses Musters gegenüber, die sich dadurch auszeichnen, dass sie keine stratuminterne Kontinuität im Sinne eines kontinuierlichen Vorhandenseins einer Variablen, die in unterschiedlicher Gestalt phänotypisierbar ist, aufweisen, sondern tatsächlich stratumintern vom Schwund einer Variablen, also eines sprachlichen Elements ausgehen. Die erste dieser Varianten wird durch sogenannte Rückentlehnungen repräsentiert. Wir haben gesehen, dass Rückentlehnungen im Einzelfall zwar schwer zweifelsfrei nachzuweisen sind, dass sie sich, wenn sie aber tatsächlich vorliegen, dadurch auszeichnen, dass ein sprachliches Element das Ausgangsstratum verlässt, in ein externes, d.h. nicht zum Sprachsystem des Ausgangsstroms, sondern zu einem System in dessen Umwelt gehöriges Stratum übergeht und von dort zu einem späteren Zeitpunkt wieder in das Ausgangsstratum zurückkehrt (dabei sind aber alle Strata sprachintern, stellen also keine externen Sprachspeicher dar). In der Zwischenzeit kann das entsprechende sprachliche Element im Ausgangsstratum selbst Schwund unterlegen sein, wobei wir unter „Schwund“ eine Phänotypisierungswahrscheinlichkeit, die gegen *o* konvergiert (aber nicht gleich *o* ist), verstehen wollen. Ist letzteres der Fall, so liegt bei Rückentlehnung das Allgemeine Rezessivitätsmuster vor: Die Information, die im Ausgangsstratum geschwunden ist, liegt stratumextern, also in einem anderen Stratum (das zur Umwelt des Ausgangsstroms gehört), weiterhin vor, kann also für das Ausgangsstratum als extern rezessiv gespeichert betrachtet werden. Sprachkontakt zwischen beiden Strata erlaubt die Phänotypisierung der entsprechenden Information im Ausgangsstratum selbst dann, wenn die Information stratumintern bereits geschwunden ist. Anders als im Falle der Anwendung des Allgemeinen Rezessivitätsmuster auf die lautlichen Entwicklungen von protogerm. */aɪ/ zu ahd. /ɛɪ/ zu nhd. /aɪ/ und

von Bedeutungen um ‚gebären‘ bzw. ‚Fruchtbarkeit‘. Um diese Annahme weiter verifizieren oder falsifizieren zu können bedürfte es jedoch weiterer Untersuchungen zu vergleichbaren Bedeutungsfeldern wie um ‚heben‘ oder ‚ziehen‘ in den germanischen Sprachen jener Zeit.

protogerm. */aʒ/ zu ahd. /oʒ/ zu nhd. /aʒ/ besteht hierbei für gewöhnlich also stratumintern keine Phänotypisierungsmöglichkeit des entsprechenden sprachlichen Elements mehr, solange kein Sprachkontakt zu einem Stratum besteht, in das die entsprechende Information einst entlehnt wurde und in dem sie noch nicht geschwunden ist.⁴¹³

Aus diesem Grunde ist im Falle von Rückentlehnungen, deren Ausgangselement im Ausgangsstratum geschwunden ist, das Allgemeine Rezessivitätsmuster auch wesentlich zuverlässiger anwendbar, da nicht davon ausgegangen werden kann, dass ein geschwundenes sprachliches Element plötzlich wieder phänotypisiert wird (die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit eines geschwundenen Elements ist naturgemäß nur knapp größer als 0⁴¹⁴).⁴¹⁵ Zentral für all diese Zusammenhänge ist freilich die bereits im Kapitel zu Rückentlehnungen besprochene Wahl der Perspektive bzw. des Zuschnitts des betrachteten Systems in Abgrenzung zu dessen Umwelt (als mögliches Beispiel für ein Allgemeines Rezessivitätsmuster im Zusammenhang mit Rückentlehnung sei auf die Ausführungen zu dt. *Biwak* in dieser Arbeit und der dabei heranzitierten Literatur verwiesen (s. Kapitel 2.1.3.3 für die ausführliche Besprechung)).

Wichtig ist im Rahmen von Forschungsarbeiten des Weiteren auch stets die Frage zu beantworten, welche Information jeweils als rezessiv zu betrachten ist: Ein Ausdruck kann etwa rückentlehnt werden, aber die ursprünglich mit ihm verknüpften inhaltsseitigen Informationen gänzlich aufgegeben haben. Zudem muss man sich im Klaren sein, dass sich ein bestimmter Ausdruck als sprachliches Element außerhalb einer Phänotypisierung im Zustand der Superposition befindet: Seine Gestalt ist instabil, alle jeweils möglichen Gestalten (d.h. alle entsprechenden Phänotypisierungsmöglichkeiten) superponieren miteinander. Wenn ein sprachliches Element also stratumextern entlehnt wird, so ist auch dabei bzw. danach dessen Gestalt nicht stabil: Ein einer „stratumexternen Sprachgemeinschaft“ angehöriger Sender mag es in einer bestimmten Weise

⁴¹³ Genau genommen bestünde natürlich grundsätzlich durchaus die Möglichkeit, dass das entsprechende geschwundene sprachliche Element noch einmal neu vom Sprachsystem hervorgebracht wird, sodass das jeweilige Element auch intern noch in gewisser Weise rezessiv ist.

⁴¹⁴ Da ein geschwundenes sprachliches Element für gewöhnlich aus sprachlichem Material besteht, das dem Sprachsystem, in dem es geschwunden ist, nach diesem Schwund noch innewohnt, kann die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für ein derartiges Element nicht 0 sein; eine spontane Neubildung auf Grundlage des nach wie vor vorhandenen sprachlichen Materials mag im entsprechenden Sprachsystem als unwahrscheinlich gelten, ist aber keinesfalls unmöglich.

⁴¹⁵ Dass der Schwund eines sprachlichen Elements in einem Sprachsystem tatsächlich schwer nachweisbar ist, spielt hierbei auf Theorieebene keine Rolle.

phänotypisieren, ob der der Sprachgemeinschaft der Untersuchungssprache angehörige Empfänger das entsprechende Element aber ebenso phänotypisiert, ist fraglich, da er mit verschiedenen Interpretationsmöglichkeiten konfrontiert wird, die unter anderem von seinem sprachlichen Wissen bezüglich der jeweiligen stratumsexternen (belehrend auftretenden) Einzelsprache abhängen. Die derartige Instabilität des sprachlichen Elements außerhalb einer Phänotypisierung trägt der Empfänger mit in sein Mentales Lexikon und das Stratum der Untersuchungssprache, sobald er selbst als Sender des Elements gegenüber anderen Angehörigen seiner eigenen Sprachgemeinschaft auftritt. Dabei ist keineswegs davon auszugehen, dass die jeweiligen Phänotypisierungsmöglichkeiten und deren Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten jeweils identisch sind – immerhin sind sie unter anderem kontextabhängig –, sehr wohl aber können sie jeweils ähnlich ausfallen; ferner wird die Instabilität des sprachlichen Elements außerhalb einer Phänotypisierung freilich auch mit Entlehnungsvorgängen nicht aufgehoben. Das bedeutet, dass sich auch Phänotypisierungsmöglichkeiten und Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten im Rahmen einer Entlehnung grundsätzlich in Teilen mitentlehen, obgleich insbesondere die Wahrscheinlichkeiten in ihrer neuen Umwelt – d.h. dem für sie neuen Sprachsystem, dessen sie Teil werden – durchaus signifikant in ihren Werten verschoben werden können. All dies führt dazu, dass ein rückentlehnter Ausdruck hinsichtlich seines Wesens als sprachliches Element betrachtet werden muss, das in unterschiedlicher Weise phänotypisiert werden kann: Eine ausdrucksseitige Rückentlehnung bedeutet daher nicht zwingend, dass der entsprechende Ausdruck im Phänotypisierungszustand seiner Hin- und seiner Rückentlehnung von identischer Gestalt sein muss. Dies zeigt zudem, dass Superposition in Sprache keineswegs eine bloße Annahme ist, sondern tatsächlich ein wichtiges Element der Rezessivitätstheorie, deren Modell und deren probabilistischen Ansatz darstellt, das die innere Konsistenz der Theorie und ihr Erklärungsvermögen mitkonstituiert.

Unter Berücksichtigung der in Kapitel 2.6 skizzierten Single Sign Theorie ist ferner darauf hinzuweisen, dass derartige Beschreibungen von Entlehnungen zuletzt Simplifizierungen darstellen, die an gängige Elemente der klassischen Linguistik anknüpfen. Im Sinne des hiesigen Modells sind Entlehnungsszenarien vor allem als Modifikation der Phänotypisierungswahrscheinlichkeitsdistribution eines sprachlichen Elements in einer Vielzahl von Mentalen Lexika (auf Individualebene), die gemeinsam eine Sprachgemeinschaft konstituieren, zu verstehen; dabei geht die Modifikation auf sprachlich-kommunikative Interaktion mit Angehörigen einer anderen Sprachgemeinschaft aus.

Ähnlich wie mit stratumsexternen Rückentlehnungen verhält es sich mit Allgemeinen Rezessivitätsmustern, die mithilfe externer Sprachspeicher bewirkt werden. Wir haben anhand der nachweisbaren Phänotypisierungen von *Minne* in der deutschsprachigen Romantik des 19. Jahrhunderts gesehen, dass nicht nur die stratumsexterne Bewahrung eines stratumsintern geschwundenen sprachlichen Elements selbiges extern rezessiv gespeichert halten kann, sondern dass dies auch durch externe Sprachspeicher wie Schriftzeugnissen bewirkt werden kann. Die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit solcher, in einer Einzelsprache geschwundenen sprachlichen Elemente, ist dabei an die Wahrscheinlichkeit, dass der entsprechende externe Speicher durch ein Mitglied der Sprachgemeinschaft der jeweiligen Einzelsprache ausgewertet wird, gekoppelt (auch diese Wahrscheinlichkeit ist somit sprachexterner Natur).

Wenn wir im Folgenden also einige Beispiele für das Allgemeine Rezessivitätsmuster in der Geschichte des Deutschen betrachten, so müssen wir erstens den Zuschnitt des in den Mittelpunkt gerückten Sprachsystems klären, zweitens deutlich machen, welche Informationen jeweils als dem Rezessivitätsmuster anheimfallend zu erachten sind und auf welchem Wege sie phänotypisierbar waren, wurden oder sind, sowie drittens eingedenk bleiben, dass insbesondere dann, wenn vom Schwund eines sprachlichen Elements ausgegangen wird, diese Annahme bestmöglich begründet werden sollte, jedoch nicht zu erwarten ist, dass ein zweifelsfreier Beweis dafür überhaupt erbracht werden kann, da dieser die Kenntnis aller in der jeweils betrachtenden Sprache im relevanten Zeitraum jemals erfolgten Phänotypisierungen des entsprechenden sprachlichen Elements voraussetzen würde. Darüber hinaus werden Termini der klassischen Linguistik wie *Schwund* oder *Entlehnung* zuletzt im Sinne eines leichteren Einstiegs in die hiesige Theorie gebraucht, sind aber im Detail vor allem als Prozesse signifikanter Veränderungen in Phänotypisierungswahrscheinlichkeitsdistributen bestimmter sprachlicher Elemente zu verstehen. Ferner gilt es weiterhin des abstrahierenden Charakters sprachlicher Kollektivebenen eingedenk zu bleiben.

3.1 – Der Fall von siebenbürgisch-sächsisch *auch*

Widmen wir uns hinsichtlich unserer detaillierten Betrachtungen des Allgemeinen Rezessivitätsmusters an Beispielen aus der Geschichte des Deutschen zunächst dem bereits in der Einleitung heranzitierten Falls von siebenbürgisch-

sächsisch *auch*, den wir nun, da wir über eine genaue Vorstellung von rezessiver Information in Sprache und über umfangreiches theoretisches Rüstzeug diesbezüglich verfügen, strukturiert analysieren können.

Wir haben im Rahmen der Einleitung bereits erarbeitet, dass im Siebenbürgisch-Sächsischen, das einen von einer in Rumänien ansässigen Volksgruppe gesprochenen deutschen Dialekt darstellt, der Ausdruck *auch* anders als in den übrigen historischen wie gegenwärtigen Varietäten des Deutschen nicht nur in der Bedeutung ‚auch, ebenso, gleichfalls, zudem‘ auftritt, sondern zudem als Konnektor in gleicher Funktion wie dt. *und* Verwendung findet (vgl. Shinohara 2016: 61f). Shinohara, die sich dabei auf ein Korpus von Audioaufnahmen des Siebenbürgisch-Sächsischen der Ludwig-Maximilians-Universität München stützt (den „Audioatlas siebenbürgisch-sächsischer Dialekte“ (ASD)) (vgl. Shinohara 2016: 62f), führt diesbezüglich eine Reihe von sieb.-sächs. Beispielen an, von denen wir zwei zur Veranschaulichung herausgreifen wollen:

[1] *Da tanzte man Polka auch Walzer.* (Zitiert nach Shinohara 2016: 62.)

[2] *Wir blieben mit zwei Häusern, auch das alte Haus auch das neue Haus.* (Zitiert nach Shinohara 2016: 70.)

Während in [1] der Gebrauch von sieb.-sächs. *auch* also tatsächlich dem von dt. *und* als Konnektor in den übrigen gegenwartsdeutschen Varietäten entspricht, ist [2] besonders auffällig, da eine derartige Konstruktion (sieb.-sächs. *auch ... auch ...*) in den übrigen gegenwartsdeutschen Varietäten ebenso fehlt, wie es ein vergleichbares dt. **und ... und ...* (mit selbiger Funktion) tut. Shinohara geht diesbezüglich davon aus, dass diese Konstruktion mit sieb.-sächs. *auch* auf Sprachkontakt mit dem Rumänischen zurückzuführen ist, da es dort mit rum. *și ... și ...* eine Entsprechung gibt:

[3] *Am fost și la Paris și la Budapesta.*

(Ich bin sowohl nach Paris als auch nach Budapest gegangen.) (Zitiert nach Shinohara 2016: 70.)

Interessant ist dabei, dass rum. *și* sowohl ‚und‘ als auch ‚auch‘ bedeuten kann, in dem Sinne, dass es sich bei Übersetzungen ins Deutsche – je nach Verwendung – mit dt. *und* oder dt. *auch* wiedergeben lässt (vgl. Shinohara 2016: 72). Shinohara geht daher davon aus, dass der Sprachkontakt des Sieb.-Sächs. mit dem Rum. dazu geführt hat, dass in Analogie zu Bedeutungsumfang und Verwendung von rum. *și* auch sieb.-sächs. *auch* Funktionen übernommen hat, die in den übrigen deutschen Varietäten nicht durch dt. *auch*, sondern durch dt. *und* erfüllt werden, sowie dass darüber hinaus die Konstruktion rum. *și ... și ...* ‚sowohl ... als auch ...‘ mittels sieb.-sächs. *auch* nachgebildet wurde (vgl. Shinohara 2016: 71-73). Unterstützt wird insbesondere letztere Annahme durch die Beobachtung, dass des

Weiteren die Konstruktion rum. *sau ... sau ...*, die im Gegenwartsdeutschen dt. *entweder ... oder ...* entspricht, im Sieb.-Sächs. als sieb.-sächs. *oder ... oder ...* auftritt, was angesichts der Tatsache, dass rum. *sau* dt. *oder* entspricht, ebenfalls eine sprachkontaktinduzierte Analogie darstellen dürfte (vgl. Shinohara 2016: 70). Darüber hinaus kann die Konstruktion sieb.-sächs. *auch ... auch ...* nicht nur dem Deutschen, sondern allen germanischen Sprachen als fremd gelten: Die (gegenwarts)deutsche Entsprechung dt. *sowohl ... als auch ...* ist dabei – aus etymologischer Sicht – üblicherweise und wohl schon seit proto-, mindestens aber nordwestgermanischer Zeit nach dem Muster gestaltet, dass sich im Engl. mit engl. *both ... and ...* findet (vgl. dazu des Weiteren etwa altisl. *báðir ... ok ...* (vgl. Baetke 2005: 37) und noch mhd. *beide/beidiu ... unde ...* (vgl. Benecke et al. 1990a: 98), aber auch schwedisch *både ... och ...* (vgl. Langenscheidt-Redaktion 2003: 92)); aus diesem Grund wäre es abwegig, anzunehmen, dass die entsprechende sieb.-sächs. Konstruktion ererbt sein könnte und in den übrigen germanischen Sprachen und Dialekten lediglich geschwunden ist, denn sie lässt sich dort nirgends nachweisen.⁴¹⁶ Shinoharas Erklärung der Konstruktion sieb.-sächs. *auch ... auch ...* als Ergebnis von Sprachkontakt mit dem Rum. ist daher höchst plausibel. Selbiges gilt zudem für die nachweisbare Bedeutungs- und Funktionsanalogie von sieb.-sächs. *auch* zu rum. *și*, die Shinohara ebenfalls auf Sprachkontakt zurückführt.

Wie in der Einleitung bereits dargelegt, geht Shinohara offenbar zu Recht davon aus, dass die Verwendung von sieb.-sächs. *auch* in der Bedeutung ‚und‘ und als Konnektor dem Deutschen gänzlich fremd ist: In allen Sprachstufen des Deutschen⁴¹⁷ lässt sich für dt. *auch* – bzw. dessen Vorformen wie ahd. *ouh* (die als andere Phänotypisierungsmöglichkeit desselben (lexikalischen) sprachlichen Elements aufgefasst werden kann) – eine derartige Verwendung nicht nachweisen.⁴¹⁸ Wendet man sich allerdings dem Protogerm. zu, so ist für die diesbezüglich zu rekonstruierende Vorform protogerm. **auke* (vgl. Kroonen 2013: 42)

⁴¹⁶ Hierbei ist zu beachten, dass die Tatsache, dass diese Konstruktion in den übrigen germ. Sprachen und Dialekten nicht belegt ist, als starkes Indiz dafür gewertet werden kann, dass sie dort nie oder nur sehr selten phänotypisiert worden ist. Ein abschließender Beweis dafür ist dadurch jedoch noch nicht erbracht.

⁴¹⁷ Natürlich mit Ausnahme des Sieb.-Sächs. der Gegenwart.

⁴¹⁸ Allein das „Vaterunser“ des „Weißenburger Katechismus“ (9. Jahrhundert) scheint hierbei zunächst eine mögliche Ausnahme zu sein, dort heißt es: *endi ni gileidi unsih in costunga. auh arlösi unsih fona ubile* (zitiert nach Braune/Ebbinghaus 1994: 34). Allerdings kann die Verwendung von *auh* (als mögliche Variante zu ahd. *ouh* (der „normalisierten“ Form)) hier unter Umständen entweder – wie womöglich auch die Entwicklung im Sieb.-Sächs. – nicht auf Fortführung einer Kontinuität, sondern bis zu einem gewissen Grade auf Sprachkontakt zurückzuführen sein (etwa mit dem Alt-

durchaus eine solche Verwendungsweise wie bei dt. *und* anzunehmen, was sich durch entsprechende Verwendungsweisen in anderen älteren germanischen Sprachen begründen lässt: So findet sich – sieht man von der Konstruktion sieb.-sächs. *auch ... auch ...* einmal ab – eine der sieb.-sächs. Verwendung von sieb.-sächs. *auch* entsprechende etwa bei got. *auk* (vgl. Köbler 1989: 70-71) und in den nordgermanischen Sprachen wie bei altisl. *ok* (vgl. Zoëga 2004: 320-321), mitunter in nordseegermanischen Sprachen wie gelegentlich bei altengl. *éac* (vgl. Bosworth 1964: 223-224) oder altfriesisch *āk* (vgl. Hofmann/Popkema 2008: 7-8), aber eben nicht nachweislich bei ahd. *ouh* (vgl. Schmid 2016: 182-189), mhd. *ouch* (vgl. Benecke et al. 1990b: 449-451) oder altsächsisch *ōk* (vgl. Tiefenbach 2010: 297).

Wenn also protogerm. **auke* in annähernd gleicher Weise wie sieb.-sächs. *auch* gebraucht wurde, jedoch in der Entwicklung vom Protogerm. zum Sieb.-Sächs.⁴¹⁹ zwischenzeitlich – d.h. mindestens in ahd. und mhd. Zeit, also einer

friesischen oder Altenglischen, wo die formalen Entsprechungen zu ahd. *ouh* mitunter auch mit der Bedeutung ‚und‘ fassbar sind (s. weiter unten)) oder aber – und dies erscheint am wahrscheinlichsten – *auh* stellt keine Variante zu ahd. *ouh*, sondern zur Konjunktion ahd. *oh* ‚sondern, aber‘ (vgl. Lühr 2017: 1145) dar, zu der jeweilige Entsprechungen auch in gotischen (*ak*), altsächsischen (*ac/ak*) und altenglischen (*ac*) Zeugnissen des „Vaterunsers“ an entsprechender Stelle zu finden sind (s. dazu für das Gotische Braune/Heidermanns 2004: 190, für das Altsächsische Behaghel 1882: 54 und für das Altenglische Euler 2013: 218). Obgleich sich nicht zweifelsfrei entscheiden lässt, ob *auh* hier ein anderer Ausdruck für dieselbe sprachliche Variable darstellt, wie es die Ausdrücke ahd. *oh* oder ahd. *ouh* tun, erscheint es semantisch als unwahrscheinlich, dass hier die Bedeutung ‚und‘ anzuwenden ist; vielmehr darf – in Anlehnung an historische wie auch gegenwartssprachliche Versionen des „Vaterunsers“ – angenommen werden, dass eher eine Bedeutung wie ‚sondern‘ vorliegt; aus diesem Grund sollte hierbei nicht von einem Beleg für ahd. *ouh/auh* ‚und‘ ausgegangen werden. Zuletzt sei angemerkt, dass sich in anderen ahd. Versionen des „Vaterunsers“ ein diesbezüglich vergleichbarer Sprachgebrauch wie im „Weißburger Katechismus“ nicht findet.

⁴¹⁹ Hierbei sei darauf hingewiesen, dass zwar von einer bedingten Kontinuität des Stratum ausgegangen werden muss, dies aber nicht darüber hinwegtäuschen sollte, dass das Sieb.-Sächs. eben weder in seiner Gesamtheit eine Fortentwicklung des Protogerm. darstellt, noch das Protogerm. sich vollständig und ausschließlich zum Sieb.-Sächs. entwickelte. Die Faktoren Zeit und Raum sind dabei ebenso zu berücksichtigen, wie gesellschaftliche, kulturelle oder soziale Veränderungen in der Zusammensetzung der jeweiligen (aktiven) Sprachgemeinschaft und auch Sprachkontakt kann eine entscheidende Rolle spielen – wie nicht zuletzt die mutmaßlich an das Rum. angelehnten Veränderungen bei sieb.-sächs. *auch* zeigen. Die Komplexität sprachlicher Systeme macht dabei für deren Beschreibung Simplifizierungen notwendig, die hierbei dergestalt interpretiert werden können, als dass behauptet werden kann, dass das Protogerm. zumindest eine signifikante gemeinsame Schnittmenge zum Sieb.-Sächs. aufweist, die etwa höher sein dürfte als z.B. die zwischen Sieb.-Sächs. und dem Protolawischen oder dem Lateinischen.

Zeitspanne, die rund sechshundert Jahre umfasst⁴²⁰ – eine Beschränkung stattfand, wie sie sich noch heute bei dt. *auch* – außer eben im Sieb.-Sächs. – findet, scheint hierauf das Allgemeine Rezessivitätsmuster anwendbar zu sein, meinend, dass die Information der Verwendung von dt. *auch* (bzw. dessen Vorformen) in einer Bedeutung wie dt. *und* sowie gleichfalls als Konnektor in besagter Zwischenzeit rezessiv an den Ausdruck *auch* bzw. dessen Vorformen gekoppelt war, sich dabei also nicht phänotypisch äußerte, obgleich sie dies zuvor (in protogerm. Zeit) und danach (im Sieb.-Sächs.) tat.

Ziehen wir nun dt. *und* mit hinzu, das auch im Sieb.-Sächs. mitunter in der im Gegenwartsdeutschen üblichen Funktion Verwendung findet (s. dazu wiederum Shinohara 2016): Es ist im Sieb.-Sächs. nicht geschwunden, war also mutmaßlich – ähnlich wie sieb.-sächs. *auch* – schon seit jeher, d.h. seit der Ausbildung des Sieb.-Sächs. als Dialekt des Deutschen als Ausdruck im sieb.-sächs. Lexikon der Kollektivebene vorhanden; dabei waren sieb.-sächs. *auch* und sieb.-sächs. *und* wohl zunächst mit jeweils identischen oder zumindest nahezu identischen Inhaltsseiten konventionell verbunden, wie es für die übrigen deutschen Varietäten gelten kann (dies gilt somit auch für die Phänotypisierungswahrscheinlichkeitsverteilung inhaltsseitiger Phänotypisierungsmöglichkeiten). Wenn das Sieb.-Sächs. unter dieser Voraussetzung in Sprachkontakt mit dem Rum. tritt, in welchem die Funktionen von sowohl sieb.-sächs. *auch* als auch von sieb.-sächs. *und* gleichermaßen in den konventionellen inhaltsseitigen Informationen von rum. *și* auszumachen sind, so wäre allein auf dieser Datenbasis die Wahrscheinlichkeit, dass etwa die Bedeutung ‚und‘ von rum. *și* ‚und; auch‘ auf sieb.-sächs. *auch* ‚auch‘ übertragen würde, als ebenso hoch einzuschätzen wie die Wahrscheinlichkeit, dass die Bedeutung ‚auch‘ von rum. *și* auf sieb.-sächs. *und* ‚und‘ übertragen würde. Kann es also eine Erklärung dafür geben, dass ausgerechnet sieb.-sächs. *auch* im Rahmen des Sprachkontakts mit weiteren Inhalten verbunden wurde, nicht aber sieb.-sächs. *und*?

Zunächst ist festzuhalten, dass, selbst wenn eine Entwicklungs-, d.h. Phänotypisierungswahrscheinlichkeit geringer ist als eine zweite, erstere natürlich dennoch realisiert werden kann (dies würde nur dann nicht gelten, wenn die entsprechende Entwicklungs- bzw. Phänotypisierungswahrscheinlichkeit o wäre). Da wir aber auch auf der Suche nach rezessiver Information in Sprache letztlich allein den sprachlichen Phänotyp als Ausgangspunkt für unsere Unter-

⁴²⁰ Siehe dazu etwa Bergmann et al. 2016: 19f, wobei man natürlich allgemeiner Datierungsschwierigkeiten sowie der Tatsache, dass Übergänge zwischen aufeinanderfolgenden historischen Sprachzuständen fließend sind, eingedenk bleiben sollte, worauf Bergmann et al. dort ebenfalls hinweisen.

suchungen zur Verfügung haben, lohnt es sich, die tatsächlich eingetretene Veränderung – die eben sieb.-sächs. *auch* und nicht sieb.-sächs. *und* betrifft – zumindest als Arbeitshypothese als die Variante einzustufen, die wohl die höhere Phänotypisierungswahrscheinlichkeit aufgewiesen haben dürfte. Nun gilt es zu fragen: Gibt es Indizien, die dafür sprechen, dass sieb.-sächs. *auch* eher die Bedeutung ‚und‘ von rum. *și* übernommen haben könnte, als sieb.-sächs. *und* die Bedeutung ‚auch‘ von rum. *și*, dass also die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für Ersteres höher war als die für Zweiteres?

Tatsächlich kann man hierbei die Geschichte des Ausdrucks dt. *auch* Erkenntnis bringend heranziehen, in der, wie bereits gesehen, die Bedeutung und Funktion, die heute dt. *und* konventionell trägt, einst durchaus schon vorhanden gewesen sein dürfte. Die Belege aus dem Gotischen, den nordgermanischen und teilweise sogar älteren nordseegermanischen Sprachen, legen in der Tat die Vermutung nahe, dass die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für die Phänotypisierungsmöglichkeit des Ausdrucks *auch* und dessen ausdrucksseitigen Kognaten bzw. genetischen Entsprechungen gemeinsam mit inhaltsseitiger Information, die eine Semantik und Funktion, wie sie in dt. *und* vorliegt, aufweist, als relativ hoch einzuschätzen ist.

Da die Verbindung von Ausdrucks- und Inhaltsseite zunächst arbiträr ist, ergibt sich diese offensichtlich über einen Zeitraum von mindestens zweitausend Jahren gültige (und relevante) Phänotypisierungsmöglichkeit (samt deren relativ hohen Phänotypisierungswahrscheinlichkeit) wohl aus der Position des Zeichens als sprachliches Element im Sprachsystem, die über die Individualebenen in Form einer Konvention an eine Kollektivebene vermittelt ist (und umgekehrt). Die Diskontinuität, die für die Bedeutung ‚und‘ in diesem Zeitraum für die Entwicklung von protogerm. **auke* zu sieb.-sächs. *auch* anzunehmen ist, deutet wiederum darauf hin, dass die Bedeutung ‚und‘ sowie die damit verbundene Konnektorfunktion für den entsprechenden Ausdruck zwischenzeitlich über einen Zeitraum rezessiv gespeichert blieb, der groß genug ist, dass angenommen werden muss, dass kein Individuum, das den Ausdruck in der Funktion, wie sie bei dt. *und* vorliegt, phänotypisiert hatte (etwa zu proto- oder nordwestgerm. Zeit), zeitgleich mit einem Individuum lebte, das eine derartige Phänotypisierung neuerlich (d.h. im Sieb.-Sächs.) hervorbrachte. Diese rezessiv gespeicherte Information, d.h. die Phänotypisierung der entsprechenden Phänotypisierungsmöglichkeit, darf aufgrund der Datenlage als wahrscheinlicher eingeschätzt werden, als die Phänotypisierungsmöglichkeit von sieb.-sächs. *und* mit der Bedeutung ‚auch‘, das etymologisch (diachron) und komparatistisch betrachtet keine vergleichbare Schnittmenge mit ‚auch‘ aufweist, wie es für sieb.-sächs. *auch* zu

,und‘ gilt (so ist für dt./sieb.-sächs. *und* ursprünglich wohl eher eine adversative Bedeutung zu veranschlagen (vgl. Kluge 2011: 941)).

Es ist also abschließend festzuhalten, dass für die Entwicklung von protogerm. **auke* ‚und; auch‘ über ahd. *ouh* bzw. mhd. *ouch* ‚auch‘ zu sieb.-sächs. *auch* ‚und; auch‘ durchaus ein Allgemeines Rezessivitätsmuster als Erklärungsmodell herangezogen werden kann. Die Annahme, dass die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit auch in den übrigen Varietäten des Gegenwartss Deutschen für eine Phänotypisierung von dt. *auch* ‚und‘ höher ist als von dt. *und* ‚auch‘ lässt sich bei diachroner Betrachtung mithilfe des Rezessivitätsmodells plausibel machen. Natürlich sind sich die (konventionellen) Inhaltsseiten von dt. *und* und dt. *auch* relativ ähnlich, sodass eine eindeutige Unterscheidung in semantischer Hinsicht nicht immer leicht ist (so zeigen es etwa auch die beiden Varianten unter [4]); doch wer möchte behaupten, dass die besagte unübliche Phänotypisierung von dt. *auch* in [4] eine signifikant niedrigere Wahrscheinlichkeit aufweist als es bei dt. *und* in [5] der Fall ist:

[4] Dt. **Ich lese Brecht auch Kafka.* (Anstatt: *Ich lese Brecht und Kafka.*)

[5] Dt. **Und deiner Mutter habe ich erzählt, dass du mich belogen hast.* (Anstatt: *Auch deiner Mutter habe ich erzählt, dass du mich belogen hast.*)

Während dt. *auch* aufgrund seiner Position im (gegenwarts)deutschen Sprachsystem die Funktion von dt. *und* übernehmen kann, ohne semantisch Verwirrung zu stiften, gilt dies umgekehrt nicht in vollem Umfang: So impliziert die zweite Varianten von [5] (jene mit dt. *auch* statt dt. *und*), dass mindestens eine weitere Person zusätzlich zu *deiner Mutter*, informiert wurde, *dass du mich belogen hast*, wogegen erstere tatsächlich eine adversative Lesart zumindest möglich macht: Der Sprecher könnte hierbei eine beliebige sprachliche Äußerung wie dt. *Deinem Vater habe ich gesagt, du hättest die Wahrheit gesagt.* oder dt. *Der Mond ist aufgegangen.* vorausschicken, ohne dass es auf der (morpho)syntaktischen Ebene zu Abweichungen von sprachlichen Konventionen des Lexikons der Kollektivebene der Sprachgemeinschaft des (Gegenwarts)Deutschen kommen würde, selbst wenn die Semantik des Satzes einen Rezipienten im Unklaren ließe, wie beide Aussagen (außersprachlich) miteinander verbunden sind. Nichtsdestoweniger sind jeweils beide Sätze unter [4] und [5] als Phänotypisierungsmöglichkeiten anzunehmen, die ausgehend davon mittelfristig tatsächlich zu einer Lexikalisierung des unkonventionellen Gebrauchs von dt. *auch* bzw. dt. *und* führen könnten.

Es kann also angenommen werden, dass die von Shinohara (2016) beschriebenen inhaltsseitigen Veränderungen zum Ausdruck sieb.-sächs. *auch* durch vorhandene rezessive Information – d.h. eine vorhandene, vom konventionalisierten Gebrauch im Dt. abweichende Phänotypisierungsmöglichkeit – begünstigt

wurden. Es sei darauf hingewiesen, dass dies Shinoharas Annahme, diese Veränderungen seien auf Sprachkontakt mit dem Rum. zurückzuführen, in keiner Weise widerspricht: Verneint wird lediglich, dass dieser Sprachkontakt die einzige Ursache dafür ist (was Shinohara in ihrer Arbeit aber auch nirgends behauptet); stattdessen wird der Sprachkontakt und der diesbezügliche Einfluss von rum. *și* als ein die Verteilung der Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten der verschiedenen Phänotypisierungsmöglichkeiten von sieb.-sächs. *auch* modifizierender Faktor begriffen, der insbesondere die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für eine Übernahme der Bedeutung ‚und‘ sowie der Konnektorfunktion durch sieb.-sächs. *auch* signifikant erhöht haben dürfte.

Diese Fusion des Erklärungsansatzes von Shinohara mit dem probabilistischen Rezessivitätsmodell ist also geeignet, auf der Basis von Wahrscheinlichkeitsverteilungen zu erklären, weshalb (1.) sieb.-sächs. *auch* besagten Veränderungen unterlag,⁴²¹ die (2.) in den übrigen deutschen Varietäten nicht zu beobachten sind,⁴²² und weshalb (3.) nicht sieb.-sächs. *und*, sondern allein sieb.-sächs. *auch* die entsprechenden inhaltsseitigen Informationen von rum. *și* im Zuge des Sprachkontakts übernommen hat.⁴²³ Gleichzeitig macht der probabilistische Ansatz deutlich, dass die entsprechende Entwicklung von sieb.-sächs. *auch* nicht alternativlos war; aufgrund der Datenlage, ist jedoch davon auszugehen, dass die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit der tatsächlich nachweisbaren Entwicklung besonders hoch war bzw. ist.⁴²⁴

⁴²¹ Die (erste Teil-)Erklärung hier ist also: Die entsprechende Veränderung war bereits zuvor als Phänotypisierungsmöglichkeit (rezessiv) veranlagt.

⁴²² Die (zweite Teil-)Erklärung hier: Die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für besagte Veränderung wurde allein im Sieb.-Sächs. aufgrund des Sprachkontakts mit dem Rum. (und eben rum. *și*) signifikant erhöht.

⁴²³ Die (dritte Teil-)Erklärung hier: Die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für die entsprechenden Veränderungen ist bei sieb.-sächs. *auch* höher als bei sieb.-sächs. *und*.

⁴²⁴ Es sei ferner auf die Auffälligkeit hingewiesen, dass, wenn man das Rum. als romanische Sprache mit dem Lateinischen vergleicht, lat. *et* ‚und; auch‘ im Rum. offenbar keine etymologische Entsprechung aufweist; stattdessen führt die Konstruktion rum. *și ... și ...* wohl ausdrucksseitig ein lat. *sī ... sī ...* ‚entweder ... oder ...‘ (als Reduktion des gleichbedeutenden lat. *sive ... sive ...*) fort (vgl. zum Lat. Baier 2013b: 4384 u. 4423), inhaltsseitig aber offensichtlich lat. *et ... et ...* ‚sowohl ... als auch ...‘ (vgl. zum Lat. wiederum Baier 2013a: 1905) (wie es ähnlich ebenso für ital. *sia ... sia ...* ‚sowohl ... als auch ...‘ zu gelten scheint (s. lexikografisch Giacomina/Kolb 2014: 2367)). Weiterführend wäre eine Anwendung des Rezessivitätsmodells auf Konnektoren in den indoeuropäischen Sprachen ein lohnendes Ziel für kommende Arbeiten, die uns somit mehr über sprachliche Elemente und deren Funktion innerhalb des Systems verraten könnten, was die Nützlichkeit des in dieser Arbeit dargelegten Ansatzes für die Linguistik einmal mehr unterstreicht.

3.2 – Die Konventionalisierung des *werden*-Futurs in der Sprachgemeinschaft des Deutschen

Die Herkunft des *werden*-Futurs im Deutschen ist in der Linguistik höchst umstritten und wurde in zahlreichen Arbeiten mit sehr unterschiedlichen Erklärungsansätzen untersucht (s. etwa Diewald/Habermann 2005, Kleiner 1925, Leiss 1985, Saltveit 1957 u. 1962, Schmid 2000, Weinhold 1883, Westvik 2000 und Wilmanns 1906). Bemerkenswert ist zweifelsohne, dass das *werden*-Futur offenbar erst ab dem 13. Jahrhundert seine Durchsetzung auf der Kollektivebene des Deutschen begann und Belege für die Zeit davor nur vereinzelt und für gewöhnlich unsicher sind (vgl. Westvik 2000: 235-240); allerdings findet sich bereits bei Otfrid von Weissenburg eine derartige Konstruktion für das 9. Jahrhundert belegt,⁴²⁵ obgleich zu berücksichtigen ist, dass bei vielen der wenigen Belege vor dem 13. Jahrhundert und mitunter auch noch danach – anders als in späterer Zeit und in der Gegenwart – auf die flektierte Form von mhd./nhd. *werden* bzw. ahd. *werdan* nicht der Infinitiv des futurisch auszudrückenden Verbs folgt, sondern dessen Partizip Präsens (vgl. Westvik 2000: 236).⁴²⁶ Ziel der folgenden Analyse ist es nicht, eine weitere Abwägung bisheriger Theorien zur Entstehung des *werden*-Futurs zu unternehmen, sondern sie alle um die Vorstellung rezessiver Information in Sprache zu ergänzen, sodass schließlich die Annahme, das *werden*-Futur sei seit mindestens ahd. Zeit primär rezessiv im Sprachsystem verankert gewesen, deutlich machen wird, dass es eben nicht notwendigerweise einer monogenetischen Erklärung zum Ursprung dieser Konstruktion im Deutschen bedarf, wie sie etwa von Elisabeth Leiss und Hans Ulrich Schmid, die jeweils ein bestimmtes Verbreitungsgebiet des *werden*-Futurs als Ursprungsregion annehmen, suggeriert wird (s. Leiss 1985 u. Schmid 2000). Explizit nicht von Monogenese gehen wiederum auch schon Gabriele Diewald und Mechthild Habermann (2005) aus.

Verschaffen wir uns zunächst aber einen knappen Überblick über die bisherige Forschung. Olaf Jansen Westvik, der sich umfassend und kritisch damit auseinandergesetzt hat, erkennt die relevanten Arbeiten als in sechs Theorien einteilbar, denen er zur besseren Unterscheidung auch jeweils einen Namen bzw. Titel beibringt (s. Westvik 2000).

⁴²⁵ So heißt es etwa: *Suntar thaz gescrib min uuiridit bezira sin* (Otfrid V, 25,45) (zitiert nach Braune/Ebbinghaus 1994: 126).

⁴²⁶ So heißt es etwa bei Berthold von Regensburg: *sô wird dîn eigen kint dich verfluchende* (Berthold 471,23) (zitiert nach Lexer 1878: 776).

Die erste, älteste und gleichsam lange Zeit höchst populäre Theorie ist die „Abschleifungstheorie“ nach Karl Weinhold (1883). Sie ist dabei die einzige auf einem phonologischen Ansatz fußende Theorie, die die unterschiedlichen belegten futurischen Konstruktionen mit dt. *werden* harmonisiert (die übrigen diesbezüglichen Theorien verfolgen Ansätze syntaktischer Natur) (vgl. Westvik 2000: 237): Ihr zufolge ist die Konstruktion von *werden* + Infinitiv als *werden* + Partizip Präsens entstanden, wobei die Endung des Partizips Präsens mhd. *-ende* allmählich zu *-en* abgeschliffen wurde, sodass das Partizip schließlich nicht mehr als solches zu erkennen ist, sondern formal dem Infinitiv entspricht (s. Weinhold 1883: 397 u. zusammenfassend Westvik 2000: 237). Unter Verweis auf die Arbeit von Mathilde Kleiner (1925) und deren Aussagen zur etwaigen Abschleifung des Dentals, nach der höchstens für das Niederdeutsche von einer Abschleifung gesprochen werden könnte und insbesondere für das Oberdeutsche davon keine Rede sein kann (vgl. dazu auch Westvik 2000: 238), stellen Diewald und Habermann (2005) fest, dass dieser Ansatz heute als widerlegt gelten muss; vielmehr ist von einem Nebeneinander beider Konstruktionen auszugehen, die demnach bestenfalls durch Verdrängung, nicht aber durch Dentalabschleifung aufgehoben wurde (vgl. Diewald/Habermann 2005: 237).⁴²⁷

Die zweite Theorie ist die „Autonomietheorie“ nach Laurits Saltveit, der zufolge die „Verbindung *werden* + Partizipium Präsens mit ursprünglicher Inchoativfunktion[,] aus der später die Zukunftsbedeutung hervorgegangen sei, und die Verbindung *werden* + Infinitiv, für die ursprünglich modale Bedeutung charakteristisch gewesen wäre“ (Westvik 2000: 236), unabhängig voneinander entstanden sind und bestanden haben, ehe es zu einer formalen, d.h. ausdrucksseitigen Vereinigung bzw. Verschmelzung, d.h. einem Formzusammenfall kam (vgl. zusammenfassend Westvik 2000: 236).

Der dritte Ansatz lässt sich als „Konfusionstheorie“ fassen und geht auf Mathilde Kleiner (1925) zurück, nach der der flektierte Infinitiv und das Partizip Präsens im Mhd. zunehmend miteinander verwirrt worden seien, was schließlich zur Konfusion der beiden konkurrierenden futurischen *werden*-Konstruktionen geführt habe (vgl. Kleiner 1925 u. zusammenfassend Westvik 236f).

Eine vierte Theorie lässt sich als „Analogietheorie“ bezeichnen und geht unter anderem auf Wilhelm Wilmanns (1906) und Otto Behaghel (1924) zurück: Dabei wird in der Konstruktion aus *werden* + Infinitiv eine Analogiebildung zu Verben,

⁴²⁷ Würde man dennoch der Abschleifungstheorie folgen wollen, so ließe sich für sie gemäß des Rezessivitätsmodells und dessen probabilistischen Ansatzes formulieren, dass die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für eine Endung *-ende* allmählich zugunsten derer für *-en* abnahm, wobei beide Endungen unterschiedliche Phänotypisierungsmöglichkeiten desselben sprachlichen Elements bzw. unterschiedliche Werte derselben Variablen darstellen würden.

die wie dt. *werden* eine ingressive oder inchoative Bedeutung aufweisen, die ebenfalls mit einem jeweils nachfolgendem Infinitiv auftraten (so etwa ahd. *bi-ginnan* oder ahd. *gistantan*), gesehen (vgl. etwa Behaghel 1924: 260-263 u. 310f sowie Wilmanns 1906 u. zusammenfassend Westvik 2000: 237). In Anlehnung an die Abschleifungstheorie wird dabei mitunter auch von einer Begünstigung der Ausbreitung dieser Konstruktion durch den Verfall der Endung des Partizip Präsens ausgegangen (vgl. Westvik 2000: 237 bzw. Wilmanns 1906: 177f). Die Analogietheorie kann – von letzterem abgesehen – noch immer als plausibler Ansatz betrachtet werden, den unter anderem Schmid (2000) sowie Diewald und Habermann (2005) wieder aufgreifen (vgl. Schmid 2000: 13-16 u. Diewald/Habermann 2005: 237f).

Die fünfte Theorie, die „Kontaminationstheorie“ nach Hans Ulrich Schmid (2000), verfolgt einen ähnlichen Ansatz wie die Analogietheorie und ließe sich wohl auch mit dieser harmonisieren; Schmid nimmt an, dass Modalverben mit Infinitiv die Herausbildung der Konstruktion von *werden* + Infinitiv begünstigt haben oder gar ausschlaggebend dafür gewesen sind (vgl. Schmid 2000: 13-16). Dabei geht er davon aus, dass dieser Prozess im oberdeutschen Raum seinen Anfang nahm und sich von dort auszubreiten begann (vgl. Schmid 2000: 13).

Als sechste und letzte Theorie begreift Westvik die „Interferenztheorie“ nach Elisabeth Leiss (1985), die als einzige keinen stratumsinternen Ansatz vertritt (vgl. Westvik 2000: 237), da sie Sprachkontakt, also stratumsexterne Faktoren, zur Erklärung heranzieht: Sie geht von einer strukturellen Entlehnung aus dem Alttschechischen aus, in dem mit alttschechisch *budu* + Infinitiv eine vergleichbare Konstruktion zum Ausdrücken des Futur vorliegt (s. Leiss 1985 u. zusammenfassen Westvik 249f). Die Verbreitung des *werden*-Futurs im Deutschen habe demnach über die gesprochene Sprache von Bilingualen ihren Anfang genommen und sei im ostmitteldeutschen Raum an der Sprachgrenze zum Tschechischen zu verorten (vgl. Leiss 1985: 271 u. Diewald/Habermann 2005: 239). Nicht nur aufgrund mangelnder eindeutig datierbarer Belege, die die Ermittlung einer Entlehnungsrichtung auf ausreichender Datenbasis verhindern (vgl. Westvik 2000: 259), sondern auch weil das „Tschechische [...] keine Prestigesprache [war], was die Entlehnung einer so zentralen grammatischen Konstruktion unwahrscheinlich macht“ (Nübling et al. 2006: 230), wird auch der Ansatz dieser Theorie heute kaum mehr verfolgt.⁴²⁸

⁴²⁸ Würde man Leiss dennoch folgen und das deutsche *werden*-Futur als Entlehnung aus dem Alttschechischen begreifen, so ließe sich diese Konstruktion für die Zeit vor der Entlehnung, in der das alttschechische Pendant bereits bestand, als – aus der Perspektive des dt. Stratums – stratumsextern rezessiv gespeichert begreifen. Die Aufnahmefähigkeit des Deutschen für besagte Konstruktion legt dabei nahe, dass man das *werden*-Futur zudem auch stratumsintern als rezessiv gespeichert betrachten

Für unsere Untersuchung ist eine endgültige Abwägung all dieser Theorien nicht von Relevanz, schon weil beispielsweise Autonomie- und Konfusionstheorie durch den probabilistischen Ansatz, der hier verfolgt wird, dahingehend neutralisiert werden, dass beide versuchen das Nebeneinander des futurischen *werden* + Infinitiv und *werden* + Partizip Präsens zu erklären, welches probabilistisch als unterschiedliche Phänotypisierungsmöglichkeiten derselben Variablen begriffen werden kann, sodass sich die beiden genannten Theorien nur hinsichtlich ihrer etwaigen Aussagen zur Verteilung der jeweiligen Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten unterscheiden können. Tatsächlich relevante Aussagen zur Genese des *werden*-Futurs im Dt. bieten allein die Analogie- bzw. Kontaminationstheorie und die Interferenztheorie an, von denen nach gegenwärtigem Kenntnisstand nur die beiden ersteren plausibel erscheinen, wie soeben bereits dargelegt und jeweils begründet wurde.

Diese beiden Theorien gehen davon aus, dass sich das *werden*-Futur in Anlehnung an zuvor stratumintern bestehende Konstruktionen aus einem finiten Verb mit Infinitiv herausgebildet hat. Wenn dem so ist, so muss für die Zeit unmittelbar vor dem erstmaligen phänotypischen Auftreten des *werden*-Futurs selbiges als rezessiv im Dt. gespeichert verstanden werden: Entweder es war inhaltsseitig dem Ausdruck mhd./nhd. *werden* bzw. ahd. *werdan* anhaftend – also primär rezessiv – gewesen oder aber die entsprechenden inhaltsseitigen Informationen mussten zunächst von der bzw. den als Vorbild fungierenden Konstruktion bzw. Konstruktionen auf mhd. *werden* (bzw. ahd. *werdan*) übertragen werden (dann wäre das *werden*-Futur diesbezüglich zunächst sekundär rezessiv gewesen).

Ein Blick in die Etymologie von dt. *werden* macht ersteres plausibler: Der Ausdruck geht auf protoindoeuropäisch **uért-e-* ‚wenden‘ zurück und wurde wohl in protogermanischer Zeit um die Bedeutung ‚entstehen‘ erweitert, was eine Grammatikalisierung in einer Konstruktion mit inchoativer oder ingressiver Bedeutung⁴²⁹ und in letzter Konsequenz gar einen davon nicht immer klar scheidbaren futurischen Gebrauch prinzipiell ermöglicht haben dürfte (vgl. Fleischer/Schallert 2011: 137, Kluge 2011: 982f, Kroonen 2013: 581f u. Nübling et al. 2006: 228f). Dieser Umstand lässt sich nun so interpretieren, dass mit der kon-

muss, sodass der behauptete Einfluss des Sprachkontakts in Form einer Erhöhung der Phänotypisierungswahrscheinlichkeit einer ohnehin im Dt. bereits rezessiven sprachlichen Information zu verstehen ist.

⁴²⁹ Die attributiv verwendeten Termini *inchoativ* und *ingressiv* bringen beide zum Ausdruck, dass ein Vorgang im Beginnen begriffen ist (vgl. Glück 2010: 282 u. 290) (auf die Erläuterung kleinerer Abweichungen in der Bedeutung beider Termini kann hier verzichtet werden).

ventionellen Zuordnung von beispielsweise ‚entstehen‘, ‚stattfinden‘ oder weiteren inchoativen bzw. ingressiven Bedeutungen zum Ausdruck dt. *werden* (bzw. dessen Vorformen) eine rezessive Veranlagung zum Gebrauch dieses Ausdrucks in einer Konstruktion mit futurischer Bedeutung einherging, d.h. die Phänotypisierungsmöglichkeit dazu wurde somit mit relevanter Phänotypisierungswahrscheinlichkeit gegeben. Dies macht aber noch keine Aussage den genauen Wert der Phänotypisierungswahrscheinlichkeit dieser Phänotypisierungsmöglichkeit und diese kann angesichts der Tatsache, dass sich ein Futur mit *werden* bzw. dessen jeweiligen genetisch verwandten Entsprechungen allein im Dt. herausgebildet hat, als zwar relevant, aber (zunächst) gering eingestuft werden (d.h. es gibt wenige deutlich dominierendere Phänotypisierungsmöglichkeiten und viele die deutlich unwahrscheinlicher sind): Obgleich das Aufkommen der entsprechenden Phänotypisierungsmöglichkeit in vordeutsche, mutmaßlich gar protogermanische Zeit zu datieren ist, finden sich in den übrigen germanischen Sprachen, die sehr wohl vergleichbare analytische Futurkonstruktionen hervorgebracht haben (man denke etwa an das engl. *will*-Future oder die Konstruktionen mit einer Form von schwedisch *skola* mit Infinitiv im Schwedischen), keine Futurkonstruktionen mit einer ausdrucksseitig bzw. etymologisch verwandten Entsprechung zu dt. *werden*.

Nichtsdestoweniger ist etwa in der inchoativen Bedeutung von ahd. *werdan* bzw. mhd. *werden* der entscheidende Faktor zu sehen, der die Entwicklung des *werden*-Futurs begünstigt hat.⁴³⁰ Wir wollen daher – etwa Diewald und Habermann (2005) folgend – die Entstehung des *werden*-Futurs per se systemintern, d.h. stratumsintern begreifen, indem wir das Aufkommen inchoativer oder ingressiver Bedeutung für dt. *werden* bzw. dessen Vorformen als Charakteristikum auffassen, das „das Verb *werden* zu einem guten Kandidaten für die Grammatikalisierung zum Futurmarker“ (Diewald/Habermann 2005: 238) gemacht hat. Neben dieser Grundvoraussetzung wurde *werden* dabei wohl durch die Tatsache begünstigt, dass es bereits vor seiner Grammatikalisierung als Futurauxiliar in anderen Konstruktionen wie beispielsweise dem *werden*-Passiv grammatikalisiert worden war (vgl. Diewald/Habermann 2005: 238). So kann letzteres ab dem 12., spätestens aber dem frühen 13. Jahrhundert als grammatikalisiert bzw. lexi-

⁴³⁰ Diese Einschätzung scheint zumindest in der neueren Forschung auf Konsens zu beruhen, obgleich dies dabei zum Teil nur angedeutet und nicht weiterverfolgt wird (s. etwa Diewald/Habermann 2005: 237, Fleischer/Schallert 2011: 139f, mitunter auch schon bei Wilmanns 1906: 177f u. Behaghel 1924: 261f u. 310f), auch fehlt eine Beurteilung dieses Sachverhalts als Veranlagung oder rezessive Information genauso wie eine möglicherweise terminologisch abweichende Umschreibung all dessen, was hier im Rahmen des Rezessivitätsmodells ergänzt werden soll.

kalisiert (also im Lexikon der Kollektivebene der Sprachgemeinschaft des damaligen Deutschen verankert) gelten (vgl. Fleischer/Schallert 2011: 136) – also rund einhundert Jahre vor der Grammatikalisierung bzw. Lexikalisierung des *werden*-Futurs in mindestens einer Varietät des Deutschen (d.h. einer Kollektivebene) um bzw. ab 1300 (vgl. Westvik 2000: 249). Bemerkenswert ist dabei, dass die ältesten gesicherten Belege für das *werden*-Passiv aus dem 9. Jahrhundert stammen (vgl. Fleischer/Schallert 2011: 133), die Beleglage also auf ein etwa zeitgleiches Erstauftreten von *werden*-Passiv und *werden*-Futur hindeutet, zumindest dann, wenn man die umstrittenen ahd. Belege des *werden*-Futurs tatsächlich als solche beurteilt.

An dieser Stelle muss noch einmal auf die Termini *Grammatikalisierung* und *Lexikalisierung* und darauf, wie wir sie hier gebrauchen wollen,⁴³¹ eingegangen werden: Ersteres haben wir bereits in einer Fußnote – Heine und Kuteva (2005) folgend – als Prozess (oder auch nur dessen Ergebnis), der dazu führt, dass ein Ausdruck desemantisiert wird (also die ursprünglich mit ihm verbundene Bedeutung verliert oder generalisiert), extensiert wird (also in neuen Kontexten Verwendung findet) und im Zuge dessen eine grammatische Funktion übernimmt, definiert (vgl. dazu Heine/Kuteva 2005: 80). *Lexikalisierung* wiederum wurde als Prozess, der dazu führt, dass ein sprachliches Zeichen im Lexikon einer Kollektivebene oder auch nur dem Mentalen Lexikon eines Individuums bzw. bestimmten einzelnen Sprachverarbeitungssystemen (d.h. eine Individualebene betreffend) (0-gradig rezessiv, primär rezessiv oder gerade phänotypisch) verankert wird, begriffen, wobei wir – gemäß der bisherigen Darlegungen, insbesondere in der Einleitung – auch kompositionelle Ausdrücke wie syntaktische Konstruktionen als sprachliche Zeichen verstehen.⁴³² Beide Termini können daher grundsätzlich sowohl auf Phänomene von Individual- als auch von Kollektivebenen bezogen werden; Grammatikalisierungen sind allerdings schon aus Gründen der teils schwierigen Nachweisbarkeit von beispielsweise Desemantisierung in der Praxis linguistischer Forschung durchaus oft an die Beobachtbarkeit von Entwicklungen auf Kollektivebenen gebunden,⁴³³ dennoch sind die beiden besagten

⁴³¹ Etwaige Abweichungen zum gemeinhin üblichen Gebrauch der Termini in der Linguistik werden in Kauf genommen.

⁴³² Theoretisch könnten also auch ganze Sätze oder gar Texte lexikalisiert werden, was in der Praxis natürlich nicht geschieht; dass die Möglichkeit dazu bestünde belegen aber etwa Phraseme.

⁴³³ Wer wollte etwa aufgrund eines einzelnen Belegs eines vermeintlichen *werden*-Futurs bei einem Schreibers des 12. Jahrhunderts davon ausgehen, dass dieser mhd. *werden* in seinem Mentalen Lexikon bereits in desemantisierter Form gespeichert hatte? Hier bedürfte es einer Vielzahl von *werden*-Belegen desselben Schreibers oder

Termini voneinander zu trennen: Wenn wir unter Lexikalisierung prinzipiell eine Verankerung eines sprachlichen Elements in einem Lexikon verstehen, so ist, da sich natürlich auch Grammemen als sprachliche Elemente begreifen lassen, unter einer Grammatikalisierung ein bestimmter Fall von Lexikalisierung zu verstehen, wobei wir dennoch passender und allgemeiner von *Konventionalisierung* sprechen sollten.

Wir können also die Belege des *werden*-Passivs und -Futurs aus dem 9. Jahrhundert, sofern wir sie als solche akzeptieren, als Anzeichen einer (beginnenden) Grammatikalisierung begreifen, die im Falle des Passivs wohl schon im 12. Jahrhundert zu einer Konventionalisierung der entsprechenden grammatischen Konstruktion geführt haben, im Falle des Futurs jedoch erst später, d.h. frühestens ab 1300, zumindest aber im Laufe des 14. Jahrhunderts (vgl. Fleischer/Schallert 2011: 138 u. Westvik 2000: 249). Die Inchoativbedeutung von ahd. *werdan* bzw. mhd. *werden* ist als Ausgangspunkt einer Polygrammatikalisierung zu betrachten (vgl. Nübling et al. 2006: 227),⁴³⁴ die sich dabei nicht in all diesen Grammatikalisierungs- und den sie betreffenden Konventionalisierungsprozessen gleich schnell vollzogen hat.

Obgleich die ahd. Belege des *werden*-Futurs mitunter nicht als solche akzeptiert wurden, gibt es keinen Grund, sie nicht als inchoativ zu betrachten, und solchen wie Otfrid V, 25,45 (*Suntar thaz gescrib min uuirdit bezira sin* (zitiert nach Braune/Ebbinghaus 1994: 126)) kann eine futurische Lesart selbst aus zweifelnder Perspektive kaum in voller Gänze abgesprochen werden. Die futurische Funktion in derartigen Belegen mag also nicht immer dominant gewesen sein, ist aber ebenso wenig vollständig zu leugnen. Wenn man daher nicht von einer Kontinuität des futurischen Gebrauchs von *werden* + Infinitiv seit ahd. Zeit ausgehen möchte – was angesichts der unvollständigen, teils nur bruchstückhaften Überlieferungslage des Deutschen des frühen und hohen Mittelalters durchaus begründet werden könnte –, so lässt sich dennoch die Konstruktion als solche

aber eine Vielzahl von *werden*-Belegen anderer Mitglieder derselben Sprachgemeinschaft, die ebenfalls futurisch anmuten, um eine aussagekräftige Überprüfung durchführen zu können.

⁴³⁴ Mit der inchoativen Bedeutung wurde wohl zudem eine Subjektivierung von dt. *werden* (bzw. dessen Vorformen) eingeleitet – d.h. *werden* wurde zum Beispiel gebraucht, „wenn ein Sprecher nicht die Fakten beschreibt, sondern seinen Glauben oder seine Überzeugungen darüber, wie sich eine Situation darstellt, zum Ausdruck bringen möchte. Die Subjektivierung tritt ein, wenn der Sprecher aufgrund seiner Vermutung oder seiner Überzeugung davon ausgeht, dass eine Situation eintreten wird“ (Szczepaniak 2011: 181). Derartige Subjektivierungen könnten ebenfalls eine Rolle in der weiteren Entwicklung hin zur Grammatikalisierung und Konventionalisierung des *werden*-Futurs gespielt haben (vgl. Szczepaniak 2011: 181).

samt ihres futurischen Bedeutungsaspekts – wie gering oder gewichtig man diesen auch einschätzen mag – zwischenzeitlich als (primär) rezessiv im Sprachsystem des damaligen Deutschen verankert betrachten. Daraus ergibt sich wiederum die Beobachtbarkeit eines Allgemeinen Rezessivitätsmusters: Der zumindest in Teilen futurische Gebrauch einer Konstruktion *werden* (bzw. *werdan*) + Infinitiv im Ahd. bleibt in der Folge offenbar über einen längeren Zeitraum hinweg rezessiv, ehe er ab dem 12. bzw. 13. Jahrhundert wieder Phänotypisierungen erfährt und sich zu konventionalisieren beginnt. In diesem Zusammenhang spielt es keine Rolle, wie regelmäßig eine solche Phänotypisierung schon in ahd. Zeit erfolgt ist, sofern dies überhaupt einmal geschehen ist, wovon man, wie gesehen, wohl auszugehen hat.

Die im Mhd. nachweisbaren Belege für futurisch gebrauchtes *werden* + Partizip Präsens sind dabei als andere Phänotypisierungsmöglichkeit desselben sprachlichen Elements wie *werden* + Infinitiv betrachtbar oder zumindest sind, wenn man beide Konstruktionen als Konglomerat mehrerer sprachlicher Elemente begreift, einzelne dieser Elemente identisch – dies betrifft etwa sowohl inhaltsseitige Informationen, wie die futurische Bedeutung, als auch ausdrucksseitige, wie das jeweilige Auftreten einer *werden*-Form.⁴³⁵ Diese identischen

⁴³⁵ „Nach Behaghel (1924:383) wird mit dieser Konstruktion [aus *werden* + Partizip Präsens] das Eintreten eines Zustandes oder einer Handlung bezeichnet. Das kann [...] auch bei einer Präterialform der Fall sein“ (Fleischer/Schallert 2011: 140). Fleischer und Schallert weisen ferner darauf hin, dass „bei einer Verbindung von einem Partizip [Präsens] mit einer Präsensform von *werden* aufgrund der Semantik dieses Verbs automatisch Zukunftsbedeutung vorliegt“ (Fleischer/Schallert 2011: 140), sodass bei einer Betrachtung der beiden *werden*-Konstruktionen (mit Infinitiv und mit Partizip Präsens) gemäß der Terminologie des Rezessivitätsmodells als Konglomerat mehrerer Variablen eine Schnittmenge (bzw. Variablen-Identität) mindestens hinsichtlich des *werden*-Teils des Ausdrucks sowie der futurischen Bedeutungskomponente, die auch inchoativen Bedeutungen anhaften kann, bestünde; ob das Partizip Präsens und der Infinitiv in diesem Zusammenhang als unterschiedliche Phänotypisierungsmöglichkeiten eines weiteren sprachlichen Elements zu interpretieren sind, hängt insbesondere davon ab, wie hoch man den möglichen semantischen Unterschied zwischen beiden denkbaren Konstruktionen einschätzt. Grundsätzlich erscheint es sinnvoll, das *werden*-Futur als ein aus zwei sprachlichen Elementen bestehendes Grammem zu begreifen: Das erste Element des Grammems ist dabei als Form eines zumindest ursprünglich inchoativen bzw. ingressiven, mitunter gar modalen Verbs zu verstehen (vielleicht sind sogar weitere Alternativen grundsätzlich möglich), die im Dt. für gewöhnlich einer Form von dt. *werden* entspricht; das zweite Element wird im Dt. heutzutage für gewöhnlich durch eine Infinitivform realisiert, kann aber, wie der Blick in die Sprachgeschichte gezeigt hat, prinzipiell auch durch ein Partizip Präsens realisiert werden. Hierbei ist zu beachten, dass das Grammem in Form der Konstruktion *werden* + Infinitiv zwar die konventionalisierte Gestalt des Futurgrammems im Gegen-

sprachlichen Elemente mögen die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit aller hier relevanten sprachlichen Elemente an sich erhöht haben; so kann sich ein vermehrtes Auftreten von *werden* + Partizip Präsens also womöglich auch auf die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit von *werden* + Infinitiv positiv ausgewirkt haben.

Für den ab 1300 immer schneller voranschreitenden Konventionalisierungsprozess von *werden* + Infinitiv ist zu konstatieren, dass dabei eine Erhöhung der Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für diese Konstruktion ausschlaggebend gewesen sein muss. Diese mag in einer bestimmten Region ihren Anfang genommen haben,⁴³⁶ durch Sprachkontakt initiiert worden sein⁴³⁷ oder durch analoge Konstruktionen, die bereits über eine höhere Phänotypisierungswahrscheinlichkeit verfügten, bewirkt worden sein;⁴³⁸ auch unterschiedlicher Einfluss von gesprochener und geschriebener Sprache mag dabei zu berücksichtigen sein (so sieht einzig Leiss (1985) die Durchsetzung des *werden*-Futurs durch die gesprochene Sprache befördert; Fleischer und Schallert (2011) weisen demgegenüber sogar darauf hin, dass das *werden*-Futur noch heute in geschriebener Sprache häufiger auftritt als in gesprochener (vgl. Fleischer/Schallert 2011: 140)).

wartsdeutschen darstellt, dass Abweichungen aber stets in Form von Phänotypisierungsmöglichkeiten denkbar sind, selbst dann, wenn deren Phänotypisierungswahrscheinlichkeit gering sein mag. Nichts spräche also dagegen, anzunehmen, dass ein Satz wie dt. *Sie wird das Spiel gewinnend.* mit futurischem Sinn im Gegenwartsdeutschen phänotypisiert werden könnte, obgleich man dies als nicht konventionell und unwahrscheinlich abtun möchte; extremer, aber deshalb nicht undenkbar, wäre ein futurisches dt. *Sie beginnt das Spiel gewinnen.* oder ein futurisches dt. *Sie soll das Spiel gewinnen.* – auch in diesen Fällen wäre eine Grammatikalisierung als Futurgrammem selbst heute nicht auszuschließen; angesichts der Stabilisierung, die das *werden*-Futur seit dem 13. Jahrhundert auf Kollektivebene des Deutschen erfahren hat, sind derartige Konstruktionen und insbesondere deren Durchsetzung bzw. Konventionalisierung auf Kollektivebene des Gegenwartsdeutschen jedoch – zumindest auf absehbare Zeit – als höchst unwahrscheinlich einzuschätzen.

⁴³⁶ So nehmen es, wie bereits erwähnt, beispielsweise Leiss (1985) und Schmid (2000) an.

⁴³⁷ So kann man es etwa für den Ansatz von Leiss (1985) behaupten, die das Alttschechische als relevante Kontaktsprache heranzieht; aber auch Diewald und Habermann gehen (deutlich plausibler, schon weil Latein im relevanten Zeitraum vielmehr als das Alttschechische im Kontakt mit dem Deutschen stand und gleichsam über mehr Prestige verfügte) davon aus, wenn sie Übersetzungen aus dem Lateinischen als Faktor der Durchsetzung des *werden*-Futurs vermuten (vgl. Diewald/Habermann 2005: 241).

⁴³⁸ So nimmt es etwa Schmid (2000) für modale Konstruktionen an, Diewald und Habermann – in Anschluss an Behaghel (1924) – gehen dabei (wiederum in sehr differenzierter und nachvollziehbarer Weise) von Anlehnung an Konstruktionen mit anderen inchoativen oder ingressiven Verben aus (vgl. Diewald/Habermann 2005: 237).

Das Rezessivitätsmodell, dessen probabilistischer Ansatz und dessen Terminologie lassen sich also in die relevanten Theorien zu Entstehung und Durchsetzung des *werden*-Futurs im Deutschen problemlos integrieren und machen überdies deutlich, dass (1.) Kontinuität in dieser Entwicklung genauso wenig von zwingender Notwendigkeit gewesen ist wie (2.) ein monogenetisches Aufkommen der Konstruktion⁴³⁹ und dass ferner (3.) etwaige ahd. Belege für eine erst Jahrhunderte später konventionalisierte Struktur nicht verwundern können.

Da der Zunahme der Phänotypisierungshäufigkeit einer bestimmten *werden*-Konstruktion für gewöhnlich auch die Zunahme der Phänotypisierungshäufigkeit einer anderen *werden*-Konstruktion folgte, sensibilisiert der Fall von dt. *werden* für die Möglichkeit eines sprachhistorischen Kausalzusammenhangs: Die *werden*-Konstruktionen im Deutschen beeinflussen möglicherweise mit zunehmender Phänotypisierungshäufigkeit einander hinsichtlich ihrer Phänotypisierungswahrscheinlichkeit positiv. Das legt etwa die Tatsache, dass dem wohl im 12. Jahrhundert konventionalisierten *werden*-Passiv, wohl im 14. Jahrhundert die Konventionalisierung des *werden*-Futurs folgte, woraufhin wiederum ab dem Frühneuhochdeutschen der *würde*-Konjunktiv belegt ist (vgl. Smirnova 2007: 33), nahe,⁴⁴⁰ aber auch die Ansätze der Analogietheorie wirken – wenn man ihr folgt – für diese These untermauernd.

⁴³⁹ Da die Phänotypisierungsmöglichkeit eines futurisch gebrauchten *werden* + Infinitiv seit der Zeit, als *werden* bzw. dessen Vorform eine inchoative Bedeutung erhalten hatte, bestand, ist eine Phänotypisierung dessen jederzeit für jedes Individuum, das dt. *werden* (oder dessen Vorform) entsprechend in seinem Mentalen Lexikon gespeichert hatte, möglich gewesen, lag also primär rezessiv vor. Dies kann demnach für die Mehrheit oder gar Gesamtzahl der Sprecher ahd. und mhd. Varietäten angenommen werden, sodass eine gelegentliche Phänotypisierung der Konstruktion samt futurischer Bedeutung zu unterschiedlichen Zeitpunkten des infrage kommenden Zeitraums und an unterschiedlichen Orten des Siedlungsgebiets der Angehörigen der dt. Sprachgemeinschaft nicht verwundern würde; somit wäre auch eine vermeintliche Polygenese des *werden*-Futurs im Deutschen möglich. Einen polygenetischen wie polykausalen Prozess der Durchsetzung bzw. Konventionalisierung des *werden*-Futurs schließen etwa Diewald und Habermann nicht aus, wenn sie davon ausgehen, dass Sprachkontakt mit (geschriebenem) Latein überall im deutschen Sprachraum möglich war und dieser die zuvor nur vereinzelt auftretende Konstruktion zu verfestigen begann (vgl. Diewald/Habermann 2005: 241). Es ist dabei zu bemerken, dass Diewald und Habermann selbst nicht von einer Entlehnung aus dem Lateinischen ausgehen; ohne es explizit zu machen, gehen sie also notwendigerweise von der Erhöhung der Auftritts-, d.h. zuletzt der Phänotypisierungswahrscheinlichkeit des *werden*-Futurs dank des Sprachkontakts zum Lateinischen aus (vgl. Diewald/Habermann 2005: 241).

⁴⁴⁰ Interessant hinsichtlich des Zusammenhangs zwischen dem *werden*-Futur, bei dem die jeweilige Form von dt. *werden* stets im Indikativ steht, und dem *würde*-Konjunktiv, bei dem stets eine Konjunktiv-II-Form von dt. *werden* als Auxiliar dient, ist, dass eine analoge Korrespondenz auch im Engl. besteht; auch dort ist jeweils dasselbe Verb für

Zusammenfassend ist also auf Grundlage des Rezessivitätsmodells anzunehmen, dass die Phänotypisierungsmöglichkeit für eine futurisch gebrauchte Konstruktion aus dt. *werden* (bzw. dessen Vorformen) + Infinitiv mit der Verknüpfung inchoativer bzw. ingressiver Bedeutung mit dem Ausdruck dt. *werden* (bzw. dessen Vorformen) einherging, dass ab diesen Zeitpunkt das *werden*-Futur also im Deutschen als (primär) rezessiv gespeichert gelten muss.⁴⁴¹ Geht man dabei nicht von einer Bedeutungsentlehnung aus, so ist die Genese des zunächst rezessiven *werden*-Futurs stratumintern anzusetzen. Hinsichtlich der Ausbreitung von Phänotypisierungen dieser Konstruktion kann daher ein polygenetischer Ansatz durchaus der Wirklichkeit entsprechen. Für die Konventionalisierung des *werden*-Futurs, die sich offenbar einige Jahrhunderte nach dessen erstmaliger Phänotypisierung vollzog, ist schließlich eine Erhöhung der entsprechenden Phänotypisierungswahrscheinlichkeit anzunehmen (zumindest kann eine Erhöhung der Phänotypisierungsfrequenz festgestellt werden), deren Ursache in der bisherigen Forschung nicht zweifelsfrei geklärt werden konnte; wie aber auch Diewald und Habermann begründet und begründend darlegen, scheint eine monokausale Erklärung unzureichend zu sein (vgl. Diewald/Habermann 2005: 239-247). Das Vorliegen eines Allgemeinen Rezessivitätsmusters ist denkbar; möglich und wohl überzeugender ist jedoch die Annahme einer gewissen Regelmäßigkeit, wenn auch zunächst nur Seltenheit, der Phänotypisierung des *werden*-Futurs, die ab ungefähr 1300 immer häufigere Phänotypisierungen nach sich zog, aber bereits seit dem Ahd. oder – wie es Diewald und Habermann annehmen – seit dem frühen Mhd. in Kontamination semantisch ähnlicher Verben, die in vergleichbaren Konstruktionen gebraucht wurden (vgl. Diewald/Habermann 2005: 237), den Beginn einer Kontinuität begründet hatte.

Futur- und Konjunktivperiphrasen zuständig: Im *will*-Future findet sich eine indikative Form von engl. *will*, in Konjunktivumschreibungen mit engl. *would* wiederum dessen Präterialform, in der keine morphologische Modusunterscheidung möglich ist, die hierbei allerdings aus semantischen Gründen als Konjunktiv II eingestuft werden kann (vgl. dazu etwa auch Klein 2003: 832 u. Mitchell/Robinson 2007: §129) (wir wollen in dieser Arbeit im Übrigen die Termini *Konjunktiv II* und *Konjunktiv Präteritum* als inhaltlich identisch begreifen, ebenso wie *Partizip Perfekt* und *Partizip Präteritum*). Offenbar ist eine womöglich gegenseitige, mindestens aber in eine Richtung verlaufende Beeinflussung der Phänotypisierungswahrscheinlichkeit von Futur- und Konjunktivperiphrasen hinsichtlich der Wahl der jeweiligen Auxiliärverben nicht allein auf das Deutsche beschränkt.

⁴⁴¹ Genau genommen ist dies in den Mentalen Lexika auf Individualebene der Angehörigen der Sprachgemeinschaft gespeichert, die – in Form von Images – Informationen über sprachliche Konventionen mit sich führen.

3.3 – Der Dativus absolutus im Althochdeutschen

Nachdem wir soeben mit dem deutschen *werden*-Futur eine Konstruktion betrachtet haben, deren Genese für gewöhnlich stratumsintern erklärt wird,⁴⁴² wollen wir uns nun mit der Betrachtung des althochdeutschen Dativus absolutus einer Konstruktion zuwenden, die gemeinhin als entlehnt, also stratumsextern induziert begriffen wird.

Der Dativus absolutus stellt eine absolute Kasuskonstruktion dar, die üblicherweise aus einem Substantiv und einem Partizip besteht, die beide im Dativ stehen und zudem hinsichtlich Genus und Numerus Kongruenz aufweisen:

[6] *Inti mit thiū her uuard giuuortan zuelif Iaro In ūfstīganten zi hierusalem [...]. gifulden tagon mit thiū sie heim uuvrbun. uuoneta ther kneht heilant In hierusalem* (aus Tat. 12,2 (Luc. 2,42f), zitiert nach Masser 1994: 99).

Bei diesem Auszug aus dem ahd. Tatian liegen mit *In ūfstīganten* und *gifulden tagon* gleich zwei Fälle des Dativus absolutus im Ahd. vor, wobei das Partizip Präsens *ūfstīganten* eine Gleichzeitigkeit der im Dativus absolutus geschilderten Handlung zur Handlung des übergeordneten Nebensatzes (*Inti mit thiū her uuard giuuortan zuelif Iaro*) ausdrückt, wogegen das Partizip Präteritum *gifulden* die geschilderte Handlung gegenüber der des übergeordneten Hauptsatzes (*uuoneta ther kneht heilant In hierusalem*) als vorzeitig definiert.⁴⁴³

Für gewöhnlich tritt der Dativus absolutus im Ahd. in Übersetzungsliteratur auf und zwar dort, wo in einer lateinischen Vorlage ein Ablativus absolutus vorliegt (vgl. Schrodts 2004: §S95).⁴⁴⁴ Aus diesem Grunde wird gemeinhin davon ausgegangen, dass der Dativus absolutus im Ahd. eine „lehnsyntaktisch[e] [...] Nachbildung des lat. Ablativus absolutus“ (Schrodts 2004: §S95) darstellt. Allerdings wurden wir auf unserer Suche nach rezessiver Information in Sprache etwa am Beispiel der in der Regel als Bedeutungsentlehnung begriffenen Herausbildung

⁴⁴² Abweichend hiervon ist, wie bereits erwähnt, einzig die Interferenztheorie nach Leiss (1985) anzusehen, die das *werden*-Futur als Entlehnung aus dem Altschechischen begreift, was – aus ebenfalls bereits dargelegten Gründen – bezweifelt werden kann.

⁴⁴³ Der ahd. Satz [6] ließe sich also etwa folgendermaßen übersetzen: „Und als er zwölf Jahre geworden war, stiegen sie nach Jerusalem hinauf [...], und als sich dann die Tage vollendet hatten, in Folge derer sie heim strebten, blieb der Knabe Heiland in Jerusalem“.

⁴⁴⁴ So auch im Falle der soeben zitierten ahd. Textstelle, deren lat. Vorlage an den mit Dativus absolutus übersetzten Stellen tatsächlich je einen Ablativus absolutus aufweist; diese Vorlage lautet: *et cum factus fuisset annorum duodecim. ascendentibus illis In hierusolymam [...], consummatisque diebus cum redirent. remansit puer ihesus In hierusalem* (zitiert nach Masser 1994: 99).

der lexikalischen Einheit frz. *souris* ‚Computermaus‘ auf Grundlage von frz. *souris* ‚(tierische) Maus‘ und engl. *mouse* ‚(tierische) Maus; Computermaus‘ dafür sensibilisiert, dass Sprachkontakt alleine mindestens nicht in allen Fällen, in denen von Lehnverhältnissen ausgegangen wird, eine vollständige Erklärung liefern kann.

Erweitert man den auf den Dativus absolutus im Ahd. bzw. den Ablativus absolutus im Lat. gerichteten Blick auf absolute Kasuskonstruktionen in den älteren indoeuropäischen Sprachen im Allgemeinen, zeigt sich, dass derartige Konstruktionen in dieser Sprachfamilie nichts Ungewöhnliches darstellen: So weist etwa das Sanskrit einen Locativus absolutus und einen Genitivus absolutus auf (vgl. Thumb 1959: §241.7 u. §242.2), das Altgriechische einen Genitivus absolutus (vgl. Gerth/Kühner 1904: §485.3) und Beispiele wie dt. *eines Tages gesenkten Blickes des Weges kommen* oder dt. *den ganzen Monat* belegen den gelegentlichen Gebrauch von Genitivus absolutus und Accusativus absolutus selbst im Gegenwartssprachen (vgl. Glück 2010: 6, woraus auch die beiden Beispiele entnommen sind).

Angesichts dessen liegt es nahe, anzunehmen, dass bereits das Proto-Indoeuropäische absolute Kasuskonstruktionen kannte. In der Forschung konkurrieren dabei beide Positionen: die, die von derartigen Konstruktionen im Proto-Indoeuropäischen ausgeht, und die, die diese Vorstellung ablehnt. Wie etwa Götz Keydana (1997) in seiner Rekapitulation der Literatur zu dieser Frage feststellt, lohnt eine vorsichtige Herangehensweise: Zwar gibt es gute Gründe, die für den Gebrauch absoluter Kasuskonstruktionen im Proto-Ide. sprechen, und auch Keydana selbst scheint zu dieser Annahme zu tendieren, dennoch weist er darauf hin, dass keine Arbeit, die diese Position offensiv vertritt, eine derart umfangreiche, in sich schlüssige und gesicherte Datenbasis aufbieten kann, dass sie alle Zweifel aus dem Weg räumt oder ausreichend zerstreut (vgl. Keydana 1997: 31-34). Nichtsdestoweniger besteht weitgehend Konsens darüber, dass – wenn es nicht tatsächlich schon proto-ide. absolute Kasuskonstruktionen gegeben haben sollte – zumindest die Neigung zu derartigen Konstruktionen im späten Proto-Indoeuropäischen vorhanden gewesen sein muss, die sich später in einem vielfachen Aufkommen dieser Konstruktionen unabhängig voneinander, d.h. polygenetisch geäußert habe (vgl. dazu etwa schon Delbrück 1897: 494f, aber auch Lehmann 1974: 210, ferner wiederum Keydana 1997: 29-32). Wie sollte man diese Einschätzung anders begreifen als als eine Erklärung, die von (zunächst) rezessiver Information, die (spätestens) im späten (Proto-)Indoeuropäischen Eingang ins Sprachsystem fand, ausgeht? Das Rezessivitätsmodell kann hierbei eine differenzierte und eindeutige Terminologie beisteuern, die für manches, was in der älteren Forschung nicht ausreichend oder nur mittels umfangreicher Paraphrasen explizit

gemacht wurde, eine klare Benennung ermöglicht und die diesbezüglichen Ansätze darüber hinaus mit dem des Probabilismus in Verbindung setzt.

Ginge man also davon aus, dass im späten (Proto-)Indoeuropäischen absolute Kasuskonstruktionen nie phänotypisiert worden sind (oder zumindest nicht ausreichend oft und konventionalisiert, dass sie als konventionalisiert, also im Lexikon der Kollektivebene der (proto-)ide. Sprachgemeinschaft verankert gelten können), dass die Veranlagung dafür aber bereits vorlag, so müssen absolute Kasuskonstruktionen in dieser Zeit rezessiv im Sprachsystem verankert gewesen sein. In späteren ide. Einzelsprachen kam es dann mitunter diesbezüglich zu einer Steigerung der Phänotypisierungswahrscheinlichkeit, die zu einer signifikanten Erhöhung der Phänotypisierungsfrequenz und zur Konventionalisierung absoluter Konstruktionen auf Kollektivebene führte (so etwa hinsichtlich des *Locativus absolutus* im Sanskrit oder des *Ablativus absolutus* im Lat.).

Mit dem Blick auf das Ahd. ergibt sich daraus die Frage, ob in dieser Sprachstufe des Deutschen ursprünglich eine Konstruktion wie der *Dativus absolutus* rezessiv vorgelegen hat oder ob er diesem Sprachsystem jener Zeit gänzlich fremd war. War eine derartige Konstruktion im Ahd. seit jeher rezessiv verankert, so muss man zudem fragen, ob – und, wenn ja, wie regelmäßig – sie unabhängig von Sprachkontakt mit dem Lat. phänotypisiert worden ist. Sofern absolute Konstruktionen im Ahd. grundsätzlich rezessiv waren, ist auch von Interesse, ob dabei die diesbezügliche primäre Rezessivität ererbt war oder ob sie seit dem späten (Proto-)Ide. zwischenzeitlich – etwa im Protogerm. – verloren gegangen, d.h. einem höheren Rezessivitätsgrad anheimgefallen ist. War sie ererbt, stellt sich zudem die Frage, ob absolute Konstruktionen irgendwann in der Zeit zwischen dem späten (Proto-)Ide. und dem Ahd. über eine derart hohe Phänotypisierungswahrscheinlichkeit verfügt haben, dass sie dabei – ähnlich wie der *Ablativus absolutus* im Lat. – als auf Kollektivebene konventionalisiert gelten müssen.

Wenn wir uns der Beantwortung dieser Fragen im Folgenden annähern wollen, sei vorausgeschickt, dass nicht zu erwarten ist, dass zweifelsfreie Antworten erbracht werden können. Angesichts der schlechten Überlieferungslage der germanischen Sprachen in voralthochdeutscher Zeit, von denen allein vom Gotischen ein verhältnismäßig großer Textkorpus bis heute erhalten ist, wird man kaum über bloße Plausibilitätserklärungen hinauskommen. Begegnet man diesen mit der notwendigen Vorsicht und angemessen kritisch, so können aber auch durch sie hilfreiche Informationen für die Linguistik beigesteuert werden und sei es nur in Form einer Skizzierung möglicher Szenarien.

Mit Blick auf das Protogermanische ist zunächst Folgendes festzustellen: Absolute Kasuskonstruktionen sind in den älteren germanischen Sprachen jeweils

in Form des Dativus absolutus im Gotischen, Althochdeutschen und Altnordischen belegt (vgl. Badenheuer/Euler 2009: 180). Dabei fällt auf, dass im Got. der Dativus absolutus für gewöhnlich in Übersetzung des Genitivus absolutus altgriechischer Vorlagen dient, ähnlich wie im Ahd. damit lat. Ablativus absolutus übersetzt wird (vgl. Badenheuer/Euler 2009: 180). Dass das Ahd. den in ihm nicht mehr (morphologisch) vorhandenen Ablativ mit einem Dativ übersetzt, erscheint dabei sogleich einsichtig; dass aber auch das Got., das sehr wohl über einen (morphologischen) Genitiv verfügt, altgriechische Fälle des Genitivus absolutus ebenfalls dativisch übersetzt, mag dabei zunächst überraschen – zumal dann, wenn man feststellt, dass die Frage, welcher Kasus in einer indoeuropäischen Einzelsprache schließlich zur Realisierung einer absoluten Kasuskonstruktion gewählt wird, sekundärer Natur zu sein scheint⁴⁴⁵ und die germanischen Einzelsprachen dabei offensichtlich auch nach ihrer Trennung voneinander jeweils denselben Kasus, nämlich den Dativ, bevorzugen (vgl. Kotin 2012: 326) – ist der Dativus absolutus also aus dem Protogerm. ererbt? Für das Gotische ergibt sich nach Michail Kotin (2012) ferner der Eindruck, dass der Dativus absolutus dort deutlich eher ein Phänomen sakralen Sprachgebrauchs zu sein scheint als des alltäglichen (vgl. Kotin 2012: 327).

Die Schlussfolgerungen, die Kotin aus all diesen Feststellungen zieht, fügen sich dabei fast nahtlos in das hier vorgeschlagene Rezessivitätsmodell und unterstreichen einmal mehr den Nutzen, den eine einheitliche Terminologie, wie sie hier entwickelt wurde, für die Forschung hat: Kotin sieht im Dativus absolutus der älteren germanischen Einzelsprachen

„ein gemeinsames Erbgut der ältesten Entwicklungsepoche der Indogermania. Beeinflusst durch die Originalvorlage ist dagegen deren Verwendungshäufigkeit in einer Epoche, in der die germanischen Sprachen bereits in eine neue Phase der Entwicklung ihrer Syntax eingetreten waren“ (Kotin 2012: 328).

Letzteres ließe sich im Sinne der hier vorgeschlagenen Terminologie also etwa so ausdrücken: Die stratumsexternen („fremdsprachlichen“) Vorlagen „sakraler“ Texte (d.h. hier insbesondere Texte christlicher Mythologie) wirkten sich positiv auf die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit absoluter Kasuskonstruktionen in verschiedenen älteren germanischen Einzelsprachen aus, obgleich besagte Phänotypisierungswahrscheinlichkeit zuvor insgesamt – und außerhalb

⁴⁴⁵ Ob eine absolute Kasuskonstruktion mit temporaler Sinnrichtung nun in Form eines Locativus absolutus, eines Genitivus absolutus oder einer anderen Variante realisiert bzw. phänotypisiert wird, ist hinsichtlich der Bewertung des Kasus als Variable bzw. Teilvariable der Konstruktion irrelevant: Sie stellen jeweils nur unterschiedliche Phänotypisierungsmöglichkeiten derselben Variablen dar.

des sakralen Sprachgebrauchs eventuell gar besonders – im Sinken begriffen, aber noch nicht gleich o war.

Kotins Fazit greift also – ob gewollt oder ungewollt – einen probabilistischen Erklärungsansatz auf, bleibt aber in mancherlei Hinsicht dennoch zweifelhaft: Erstens geht Kotin offenbar davon aus, dass das Proto-Ide. über (auf Kollektiv-ebene konventionalisierte) absolute Kasuskonstruktionen verfügte, bleibt aber – wie alle anderen, die diese These vertreten – einer überzeugenden Beweisführung schuldig, belässt es gar nur bei vagen Andeutungen, die auf die Existenz derartiger Konstruktionen in unterschiedlichen älteren ide. Einzelsprachen verweisen (s. dazu Kotin 2012: 326f). Zweitens ignoriert er den Umstand, dass die altnordischen Belege des Dativus absolutus gerade nicht in Übersetzungsliteratur dominieren (vgl. Badenheuer/Euler 2009: 180f), was als Indiz zu werten ist, dass er dort durchaus ohne stratumsexterne Einflüsse über eine verhältnismäßig hohe Phänotypisierungswahrscheinlichkeit verfügte. Ferner scheinen für Kotin, wenn er von Kontinuität des Gebrauchs absoluter Kasuskonstruktionen in den älteren germanischen Einzelsprachen seit proto-ide. Zeit ausgeht, allein Phänotypisierungen von Relevanz zu sein (obgleich er es vermutlich anders formulieren würde): Nirgends deutet sich in seinen Äußerungen hinsichtlich der Linie, die er vom Proto-Ide. zu den späteren germ. Einzelsprachen zieht, an, dass er eine Kontinuität auch außerhalb eines regelmäßigen Sprachgebrauchs – also in Form rezessiver Information – für möglich hält. Nichtsdestoweniger erscheint der Ansatz, in der Übersetzungsliteratur des Got. und Ahd. einen lediglich die Verwendungshäufigkeit bzw. Phänotypisierungswahrscheinlichkeit des Dativus absolutus (positiv) tangierenden Faktor zu sehen, durchaus sinnig: So können damit etwa auch die wenigen Fälle, in denen im Got. oder Ahd. ein Dativus absolutus ohne stratumsexternes Vorbild zu finden ist (s. dazu für das Ahd. etwa Schrodtt 2004: Schrodtt 2004: §S95), erklärt werden.

Aufgrund der vorhandenen Datenbasis ist anzunehmen, wenn auch nicht endgültig beweisbar, dass das Protogerm. über eine relativ hohe Phänotypisierungswahrscheinlichkeit absoluter Kasuskonstruktionen, die wohl gemeinhin in Form eines Dativus absolutus realisiert wurden, verfügte, dass diese also auf Kollektivebene konventionalisiert waren (diese Schlussfolgerung findet sich etwa auch bei Badenheuer/Euler 2009: 181).⁴⁴⁶ Hinsichtlich des Dativus absolutus im Ahd. erscheinen daher zwei Szenarien als plausibel: Er könnte (1.) aus dem

⁴⁴⁶ Folgt man dieser Annahme, so ist damit noch keine Aussage darüber getroffen, ob das Protogerm. die hohe Phänotypisierungswahrscheinlichkeit einer derartigen Konstruktion ererbt hat (etwa vom Proto-Ide. oder einem mutmaßlichen Proto-Westindoeuropäischen (s. knapp zu letzterem etwa Badenheuer/Euler 2009: 37)) oder ob sie erst in protogerm. Zeit entstanden ist.

Protogerm. ererbt sein, wobei eine phänotypische Kontinuität in der Form besteht, dass die Konstruktion regelmäßig genug phänotypisiert wurde, dass sie als konventionell verständlich (bzw. auf Kollektivebene lexikalisiert) zu gelten hat (denkbar und wahrscheinlich wäre hierbei gleichsam ein Rückgang der Phänotypisierungswahrscheinlichkeit); er könnte aber (2.) ebenso gut aus dem Protogerm. ausschließlich in Form rezessiver Information innerhalb des Sprachsystems ererbt sein, womit konkret gemeint ist, dass der *Dativus absolutus* über einen Zeitraum rezessiv blieb, der groß genug ist, dass angenommen werden muss, dass kein der entsprechenden Sprachgemeinschaft angehörendes Individuum, das den *Dativus absolutus* zu einem früheren Zeitpunkt zuletzt phänotypisiert hatte, zeitgleich mit einem Individuum lebte, das eine derartige Phänotypisierung später neuerlich hervorbrachte. In letzterem Falle läge mit dem *Dativus absolutus* im Ahd. also ein Beispiel für das Allgemeine Rezessivitätsmuster vor.

In beiden Szenarien käme den lat. Vorlagen althochdeutscher Übersetzungen die Rolle eines positiven Einflusses auf die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit des *Dativus absolutus* zu, nicht aber könnte von einem Lehnverhältnis die Rede sein (diese Ansicht teilt, wie bereits erwähnt, auch Kotin (s. Kotin 2012: 328)). Durch den probabilistischen Ansatz des Rezessivitätsmodells gelingt es zudem, Abweichungen von Gebrauchsmustern der Mehrheit der Belege zu erklären: Die von Kotin als Beleg für den Rückgang des Gebrauchs des *Dativus absolutus* in den älteren germanischen Sprachen angeführten ältesten westgermanischen Werke (wie Heldenepen oder Zaubersprüche), für die diese Konstruktion eben untypisch ist (vgl. Kotin 2012: 327), können als Indiz für ein Absinken der Phänotypisierungswahrscheinlichkeit im Vergleich zu früheren Sprachzuständen gewertet werden; ebenso haben wir bereits gesehen, dass beispielsweise ein ahd. *Dativus absolutus*, der kein *stratum*sexternes Vorbild zu haben scheint, dahingehend interpretiert werden kann, dass sein Auftreten zwar unwahrscheinlich sein mag, weil er außerhalb eines Übersetzungskontexts mit lat. *Ablativus absolutus* als Vorlage zwar eine eher geringe Phänotypisierungswahrscheinlichkeit zu haben scheint, dass er nicht aber überraschen kann, da eben durchaus eine Phänotypisierungsmöglichkeit besteht – und diese ist etwa unzweifelhaft höher als im Gegenwartsdeutschen, wo der *Dativus absolutus* ebenfalls noch als rezessiv gespeichert gelten kann: So verfügt das Gegenwartsdeutsche nach wie vor über einen morphologischen Dativ, über die Fähigkeit einer Kongruenz nach Kasus, Genus und Numerus eines Substantivs mit einem Partizip und – wie der gelegentliche Gebrauch von absoluten Genitiv- oder Akkusativkonstruktionen be-

weist – über die tatsächliche Möglichkeit der Phänotypisierung absoluter Kasuskonstruktionen;⁴⁴⁷ zudem legen für die vorliegende Arbeit durchgeführte empirische Untersuchungen nahe, dass in vielen Fällen Mitglieder der gegenwartsdeutschen Sprachgemeinschaft auch zum Verständnis eines Dativus absolutus im Gegenwartsdeutschen in der Lage sind, obgleich diese Konstruktion heute als weit entfernt von Konventionalisierung auf Kollektivebene gelten kann.⁴⁴⁸

⁴⁴⁷ Natürlich sind hinsichtlich einer denkbaren Phänotypisierung eines Dativus absolutus im Gegenwartsdeutschen Einschränkungen zu berücksichtigen. So ist beispielsweise im Zuge von Sprachwandlerscheinungen wie der Nebensilbenabschwächung der Dativ im Gegenwartsdeutschen deutlich seltener morphologisch eindeutig gekennzeichnet, als es im Ahd. noch der Fall gewesen ist; zudem sind auch aufgrund unterschiedlicher (konventioneller) Kasusfunktionen absolute Kasuskonstruktionen nie in jeder ihrer Ausprägungen vollständig von der einen auf die andere Sprache übertragbar: Während der Ablativus absolutus in einem Satz wie lat. *Pythagorās Superbō rēgnante in Italiā vēnit.* (dt. *Pythagoras kam nach Italien, als Superbus regierte.*) (lat. Beispiel und dt. Übersetzung entnommen aus Hofmann/Rubenbauer 1995: 214) deutlich erkennbar ist, würde eine analoge Übertragung ins Gegenwartsdeutsche etwa dt. *Regierendem Superbus kam Pythagoras nach Italien.* oder gar dt. *Pythagoras kam dem regierenden Superbus nach Italien.* lauten – was im Lat. also sichtlich eine absolute Kasuskonstruktion darstellt, kann im Gegenwartsdeutschen stattdessen als bloßer Dativus commodi oder Dativus finalis aufgefasst werden, dessen Funktion der lat. Ablativ im Übrigen konventionell nicht übernehmen konnte (vgl. etwa Hofmann/Rubenbauer 1995: §141-156) und dessen Sinn mitunter im Widerspruch zu denkbaren Lesarten derselben Konstruktion als Dativus absolutus steht (in diesem konkreten Fall könnte der Dativ etwa bedeuten, dass Pythagoras wegen (Dativus finalis), für oder zugunsten (Dativus commodi) von Superbus nach Italien kam).

⁴⁴⁸ So wurde im Rahmen dieser Arbeit eine Teststudie durchgeführt, in der Probandinnen und Probanden mit gegenwartsdeutschen Sätzen konfrontiert wurden, in denen je (mindestens) ein Dativus absolutus nach dem Vorbild ahd. oder lat. absoluter Kasuskonstruktionen integriert war. Mit dem Hinweis, die Sätze könnten etwas altmodisch wirken, wurden die Probandinnen und Probanden dazu aufgefordert, den Inhalt der Sätze so wiederzugeben, wie sie ihn verstehen. Das Suggestieren, es handle sich um „altmodisch“ anmutende Konstruktionen, sollte dabei bewirken, dass die Probandinnen und Probanden tatsächlich davon ausgingen, dass die Sätze eine (kommunikativ sinnvolle) Bedeutung haben, ganz so, wie es Empfänger in kommunikativen Situationen gewöhnlich hinsichtlich empfangener sprachlicher Information tun (es wurde also versucht, eine Art künstliches Urvertrauen zwischen den Probandinnen und Probanden und den nicht näher definierten Sendern der vorgelegten Testsätze zu erzeugen). Sowohl die vorgelegten Sätze als auch die Antworten der Probandinnen und Probanden wurden in schriftlicher Form dargeboten bzw. erbeten. Ferner wurden jeweils Angaben zu Geschlecht und vorhandenen Sprachkenntnissen angefordert. Der Test wurde mit 23 Befragten (12 weiblich, 11 männlich) durchgeführt, die jeweils mit 5 identischen Sätzen konfrontiert wurden.

Das Ergebnis war eindeutig: Die Konstruktionen des Dativus absolutus wurden dabei in 66,09% der Fälle verstanden, wobei Personen mit Kenntnissen von Sprachen, die über (konventionalisierte) Formen absoluter Kasuskonstruktionen verfügen, etwas

Hinsichtlich des vermehrten Auftretens des Dativus absolutus in altnordischer Sagenliteratur muss wiederum von einer Erhöhung der Phänotypisierungswahrscheinlichkeit dieser Konstruktion ausgegangen werden. Die Ursachen für diese Änderung der Wahrscheinlichkeit sind künftig noch zu untersuchen; in Annahme eines Determinismus ist von der Existenz derartiger Ursachen auszugehen, fraglich bleibt jedoch, wo sie zu suchen und ob sie überhaupt zu finden sind, da sich hierbei eine Erklärung offensichtlich als weniger augenfällig zeigt, wie es bei got. und ahd. Übersetzungsliteratur der Fall ist. Möglicherweise muss eine allgemeine Erhöhung der Phänotypisierungswahrscheinlichkeit von Dativen in altnordischer Sagenliteratur angenommen werden,⁴⁴⁹ die sich wiederum positiv auf die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit des Dativus absolutus auswirkte und somit einen Teil der Erklärung für dessen häufigeres Auftreten in derartigen Texten darstellt.

Darüber hinaus sensibilisieren Beobachtungen wie die, dass der Dativus absolutus im Got. vor allem in mythologischen Texten abrahamitischen (bzw. konkret: christlichen) Ursprungs, im Altnordischen wiederum vor allem in der Sagenliteratur auftritt, dafür, dass die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit

besser abschnitten (70,91% verstanden) als die übrigen (61,67% verstanden); da beide Geschlechter ähnlich erfolgreich abschnitten – weibliche Probanden verstanden die Sätze in 65% der Fälle, männliche in 67,27% – ist diesbezüglich von keinem Einfluss auf das Verständnis auszugehen (die Ergebnisse wurden jeweils auf Hundertstel gerundet).

Ogleich angesichts der Ergebnisse der Studie die Vermutung nahe liegt, dass eine Konventionalisierung des Dativus absolutus auch im Gegenwartsdeutschen möglich wäre – d.h. die Konstruktion läge demnach noch heute primär oder sekundär rezessiv im Sprachsystem vor –, ist die Studie unter Vorbehalt zu betrachten, da mit 23 Befragten nur eine kleine Testgruppe untersucht wurde. Um aussagekräftigere Ergebnisse zu erzielen, wäre eine größere Testgruppe bei künftigen Untersuchungen notwendig.

Anmerkung: Die Testsätze wurden als „verstanden“ bewertet, wenn die Probandinnen und Probanden in ihren Antworten die Bedeutung des Satzes in einer Weise wiedergegeben haben, die für Übersetzungen des Dativus absolutus oder Ablativus absolutus ins Deutsche üblich sind (in den meisten Fällen betraf dies hierbei neben allgemeinen semantischen Fragen eine hinsichtlich des ausgedrückten Zeitverhältnisses „korrekte“ Wiedergabe temporaler Sinnrichtungen). Es finden sich ferner im Anhang dieser Arbeit weitere Informationen zum Verfahren, den Ergebnissen und zur Gestalt der Fragebögen, worauf hiermit verwiesen sei.

⁴⁴⁹ So steht der Dativ im Altnordischen beispielsweise oft bei Verben, die gemeinhin – und insbesondere für Sprecher des Gegenwartsdeutschen aufgrund bestehender Kasuskonventionen dieser Einzelsprache – eher einen Akkusativ erwarten lassen, ersetzt diesen dabei mitunter gar in der Konstruktion des AcI (Accusativus cum infinitivo), sodass ein DcI vorliegt und ist überdies bei komparativen Konstruktionen üblich (vgl. Baier/Schäfke 2012: 158f, Hofmann/Ranke 1988: §46.1).

sprachlicher Elemente an sich, aber auch deren Phänotypisierungsmöglichkeiten (d.h. deren möglichen Gestalten, die sie annehmen können) im Speziellen von Kontext zu Kontext, von Varietät zu Varietät und selbstverständlich auch von Individuum zu Individuum verschieden sein kann; auch zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit muss gegebenenfalls unterschieden werden.

Betrachtet man absolute Kasuskonstruktionen beschränkt auf solche, die aus einem Substantiv und einem infiniten Verb bestehen, so lassen sie sich (ausdrucksseitig) als aus mindestens zwei sprachlichen Elementen bestehend begreifen: Erstens eben dem Substantiv, zweitens dem infiniten Verb. Hierbei ist von einer extrem hohen Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für diesbezügliche Kongruenz nach Kasus, Genus und Numerus beider Elemente auszugehen;⁴⁵⁰ richten wir den Blick ferner gezielt auf germanische Sprachen wie das Proto-germ. oder die, für die eine derartige Konstruktion belegt ist (also weiterhin vor allem Got., Ahd. und Altnordisch), so kann angesichts des vorhandenen relevanten Datenmaterials die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für die Möglichkeit, dass beide Variablen im Dativ erscheinen, als signifikant höher als für die Möglichkeit, dass beide Variablen in anderen Kasus erscheinen, gelten; auch ist die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit der infiniten verbalen Variablen für die Phänotypisierungsmöglichkeit in Gestalt eines Partizips höher als für andere infinite Verbformen (wie etwa Infinitiv oder Inflektiv).

Des Weiteren lassen sich auch semantische Aspekte probabilistisch beschreiben: Dass ein *Dativus absolutus*, dessen infinite Verbform ein Partizip Präteritum ist, semantisch eine Vorzeitigkeit zu einem übergeordneten Satz ausdrückt und so verstanden wird bzw. gemeint war, kann als höchst wahrscheinlich gelten (hierbei ist besonders die Gestalt und Organisation des Mentalen Lexikons eines Senders oder Empfängers miteinzubeziehen, die natürlich auch in den übrigen Fällen von Relevanz sind). Hinsichtlich der Semantik erscheint aber insbesondere eine Unterscheidung zwischen temporaler und kausaler Sinnrichtung von Bedeutung.⁴⁵¹ So kann ahd. *Imo thô thaz thenkentemo girado truhtines engil* (aus Tat. 5,8 (Matth. 1,20), zitiert nach Masser 1994: 83) temporal als „Während er das dachte, erschien ein Engel des Herrn“ oder kausal als „Weil er das dachte, erschien ein Engel des Herrn“ übersetzt werden: Beide Varianten sind denkbar, beide können als unterschiedliche Phänotypisierungsmöglichkeiten desselben

⁴⁵⁰ Obgleich eine derartige Kongruenz gemeinhin und durchaus berechtigt als ein Definitionskriterium einer derartigen Konstruktion gewertet wird, sind Abweichungen nicht gänzlich auszuschließen (dies wird spätestens dann einsichtig, wenn man an Fälle denkt, die umgangssprachlich wohl als „Versprecher“ deklariert würden).

⁴⁵¹ Weitere Sinnrichtungen – wie etwa eine konzessive – sind für absolute Kasuskonstruktionen wie den ahd. *Dativus absolutus* oder lat. *Ablativus absolutus* ebenso möglich.

(semantischen) sprachlichen Elements gedeutet werden; ihre Phänotypisierungswahrscheinlichkeit mag – etwa in Abhängigkeit vom Kontext – variieren, dennoch sind beide prinzipiell zu berücksichtigen (auch hierbei kann, insbesondere dort, wo beide Lesarten auch kontextgebunden einander nicht widersprechen, von Superposition gesprochen werden, die in diesem Fall ganz offensichtlich nicht nur im rezessiven, d.h. nicht-phänotypisierten Zustand vorliegt).⁴⁵²

Ähnlich wie es Konrad Badenheuer und Wolfram Euler (2009) sowie Michail Kotin (2012) tun – aber etwa im Gegensatz zu Keydana (1997) und Schrodts (2004) –,⁴⁵³ sei unter Anwendung des Rezessivitätsmodells und dessen probabilistischen Ansatzes im Rahmen der Frage nach der Herkunft des Dativus absolutus im Ahd. dafür plädiert, diese Konstruktion als ererbt zu betrachten und sich, ohne einen Einfluss des Lateinischen zu verleugnen,⁴⁵⁴ gegen die Behauptung, es handle sich um das Ergebnis eines Lehnverhältnisses auszusprechen. Hinsichtlich des Allgemeinen Rezessivitätsmusters ist hierbei Ähnliches wie bereits bezüglich des *werden*-Futurs im Deutschen zu konstatieren: Die Realität mag gemäß der Maximen des Allgemeinen Rezessivitätsmusters im Protogerm. den Dativus absolutus phänotypisch wahrnehmbar hervorgebracht haben, ehe er über einen größeren Zeitraum phänotypisch vollständig verlustig ging, rezessiv jedoch erhalten blieb und schließlich im Ahd. neuerlich Phänotypisierung erfuhr. Nicht in Gänze beweisbar, aber doch als wahrscheinlich kann allerdings erachtet werden, dass mindestens von protogerm. bis ahd. Zeit eine gewisse Gebrauchskontinuität vorherrschte, der Dativus absolutus also regelmäßig – wenn auch mit schwankender und tendenziell womöglich sinkender Häufigkeit – phänotypisiert wurde.⁴⁵⁵

⁴⁵² Gerade dann, wenn man für den zitierten Beispielsatz aufgrund des Kontexts nur eine kausale Sinnrichtung annehmen sollte, wird augenfällig, dass in derartigen seltenen Fällen rezessive Information tatsächlich mit dem zusammenfällt, was man in der Linguistik gemeinhin als Information einer Implikatur auffassen würde, wobei implizite Informationen immer auch rezessive Informationen sein können, was umgekehrt jedoch keinesfalls immer gilt.

⁴⁵³ Siehe Badenheuer/Euler 2009: 180f, Keydana 1997: 299, Kotin 2012: 327f u. Schrodts 2004: §95.

⁴⁵⁴ Dessen Einfluss besteht eben in der (durchaus als signifikant einzustufenden) positiven Beeinflussung der Phänotypisierungswahrscheinlichkeit des Dativus absolutus im Ahd.

⁴⁵⁵ Hinsichtlich Satzentsprechungen auf Basis von Partizipialkonstruktionen ist ferner bemerkenswert, dass sich diese keineswegs auf indoeuropäische Sprachen beschränken: So weist beispielsweise auch das Finnische Partizipialkonstruktionen auf, in der ähnlich wie beim Ablativus absolutus im Lat. oder Dativus absolutus im Ahd. das Auftreten eines Partizip Präsens Gleichzeitigkeit zum übergeordneten Satz ausdrückt, das Auftreten eines Partizips Präteritum hingegen Vorzeitigkeit (vgl. Karlsson 1995: §82). Die finnischen Partizipialkonstruktionen weisen keinen absoluten Charakter

3.4 – Zusammenfassung: Das Allgemeine Rezessivitätsmuster in der Geschichte des Deutschen

Die Analysen zur Geschichte von sieb.-sächs. *auch*, dem deutschen *werden*-Futur und dem Dativus absolutus im Ahd. haben gezeigt, dass sich die Terminologie des Rezessivitätsmodells und dessen probabilistischen Ansatzes in die Methoden der bisherigen linguistischen Forschung einfügt und dass mit deren Hilfe bei strittigen Fragen nicht selten ein Mehrwert zu erwarten ist, weil für Mechanismen der Informationsgenese, -transmission, -transformation und -erhaltung sensibilisiert wird, die bisher nicht selten ausgeblendet wurden. Wie schon hinsichtlich der Vorstellung einer Bedeutungsentlehnung bei frz. *souris* ‚Computermaus‘ auf Grundlage von frz. *souris* ‚(tierische) Maus‘ und engl. *mouse* ‚(tierische) Maus; Computermaus‘ wurde auch in Bezug auf den Dativus absolutus im Ahd. herausgearbeitet, dass ein Lehnverhältnis als in keinem Zusammenhang mit dessen Genese betrachtet werden kann; dennoch lassen sich Sprachkontakteinflüsse zumindest auf dessen Phänotypisierungswahrscheinlichkeit kaum bestreiten.

Betreffend des Allgemeinen Rezessivitätsmusters ist Folgendes festzuhalten: Während es im Falle von sieb.-sächs. *auch* zur Anwendung gebracht werden kann und dabei vermutlich auch die Realität der Geschichte dieser Form widerspiegelt und veranschaulicht, ist derartiges zwar ebenso hinsichtlich des dt. *werden*-Futurs und des ahd. Dativus absolutus denkbar, wahrscheinlicher jedoch erscheint dabei eine gewisse Gebrauchskontinuität.⁴⁵⁶ Zuvor gelang es bereits, das

auf, nichtsdestoweniger mag man ihr Vorhandensein und die Parallelen, die sich zu vergleichbaren Konstruktionen in ide. Sprachen ergeben, als weiteren Beleg dafür auffassen, dass die Phänotypisierungsmöglichkeit satzentsprechender Partizipialkonstruktionen und mit ihr vielleicht auch absoluter Kasuskonstruktionen nicht an die ide. Sprachfamilie gebunden ist. Dieser Umstand sensibilisiert für die Entwicklungsflexibilität von Sprachen und dafür, dass Parallelen zwischen Einzelsprachen eben nicht notwendigerweise auf eine (nahe) Verwandtschaft hindeuten (natürlich ist gerade hinsichtlich des Finnischen zu berücksichtigen, dass Sprachentwicklung auch mit Sprachkontakt stattfindet, der für das Finnische zumeist aus Kontakt zu ide. Sprachen bestand, sodass Parallelen bekanntlich etwa auch auf Interferenzen zurückzuführen sein können).

⁴⁵⁶ So kann für die Bedeutung ‚und‘ bei sieb.-sächs. *auch*, die wohl schon in protogerm. Zeit mit einer entsprechenden Vorform dessen verbunden war, ein zwischenzeitlicher Schwund angenommen werden, wogegen dies für das *werden*-Futur, das erstmals im 9. Jahrhundert nachweisbar ist und sich wohl erst ab dem späten 13. Jahrhundert durchzusetzen beginnt, denkbar, aber unwahrscheinlich ist; selbiges gilt für

Allgemeine Rezessivitätsmuster auf die Geschichte der Diphthonge dt. /aɪ/ und dt. /aʊ/ sowie das durch externe Sprachspeicher rezessiv erhaltene mhd. *minne*, das in der deutschen Romantik neuerliche Phänotypisierungen erfuhr, obgleich es zuvor als geschwunden gelten kann, anzuwenden und auch für Fälle sogenannter Rückentlehnungen im Bereich der Lexik ist dies problemlos leistbar. Dies begründet die Annahme, dass kleinere sprachliche Elemente (wie solche auf phonologischer, morphologischer oder lexikalischer Ebene) eher geeignet sind, über große Zeiträume rezessiv im Sprachsystem gespeichert zu bleiben, um dann eine neuerliche Phänotypisierung zu erfahren, als größere (wie etwa Gramme).

Aus mathematischer Sicht mag man dies folgendermaßen beurteilen: Je größer eine kompositionelle Struktur, d.h. aus je mehr sprachlichen Elementen – seien es Phoneme, Morpheme, Lexeme usw. – sie besteht, umso niedriger wird ihre Phänotypisierungswahrscheinlichkeit, da die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit der Gesamtstruktur zumindest teilweise in Bedingung zu den Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten all ihrer Bestandteile steht. Allerdings ist die Bedeutung dessen wiederum in Teilen einzuschränken, da manche sprachliche Elemente das Auftreten bzw. die Wahrscheinlichkeit des Auftretens eines zweiten Elements bedingen (so ist die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für dt. *oder* in naher Folge einer Phänotypisierung von dt. *entweder* als sehr hoch einzuschätzen), zudem sind jeweils Parameter wie der kommunikative Kontext miteinzubeziehen, die ebenfalls einen Einfluss auf Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten ausüben.

Angesichts der verhältnismäßig geringen Zahl untersuchter Fälle aus der Geschichte des Deutschen, bei denen sich ein Allgemeines Rezessivitätsmuster beobachten lassen könnte oder tatsächlich beobachten lässt, ist es nicht möglich, eine abschließende Einschätzung dazu zu geben, ob kleinere sprachliche Elemente tatsächlich eher als größere für Entwicklungen gemäß dieses Musters anfällig sind oder nicht. Hierfür bedarf es künftiger Untersuchungen, die auf einer umfangreicheren Datenbasis fußen; die Indizien sprechen bisher jedoch eindeutig dafür.

Nichtsdestoweniger haben die im Rahmen des Rezessivitätsmodells und seiner Terminologie begutachteten Beispiele gezeigt, dass das Modell ein hilfreiches linguistisches Instrument darstellt, das gemeinsam mit anderen Methoden der Linguistik zu einem tieferen Verständnis von Sprache und insbesondere diachroner Informationsvermittlung in sprachlichen Systemen dienen kann. Ist das Allgemeine Rezessivitätsmuster schon allein deshalb problematisch, weil es stets

den Dativus absolutus, der für das Protogerm. oder gar eine Vorstufe davon (wie dem Proto-Ide.) angenommen werden kann und im Ahd. nachweisbar ist.

einer vereinfachten Darstellung entspricht,⁴⁵⁷ so haben die Versuche der Anwendung desselben dennoch selbst dort, wo seine Darstellung einer (vermeintlichen) Realität zuletzt als fraglich – bzw. als denkbar, doch unwahrscheinlich – gelten muss, dazu geführt, dass die Informationsstruktur der Untersuchungsgegenstände (hier also vor allem des *werden*-Futurs und des Dativus absolutus) einsichtiger wurde. Dies liegt nicht zuletzt daran, dass der probabilistische Ansatz und die Vorstellung, dass in einem Sprachsystem vorhandene sprachliche Information immer dann, wenn sie gerade nicht phänotypisiert wird, rezessiv vorliegt – und zwar unabhängig von ihrer Phänotypisierungshäufigkeit –, eine höchst dynamische informations- und systemtheoretische Sprachauffassung abbildet und nutzbar macht.

⁴⁵⁷ Angesichts der Tatsache, dass jede sprachliche Information, die gerade nicht phänotypisiert wird, im fraglichen Moment als rezessiv gelten muss, erscheint eine Anwendung des Allgemeinen Rezessivitätsmusters eben nur dann sinnvoll, wenn über einen ausreichend langen Zeitraum keine Phänotypisierung erfolgte. Dabei sind wir in unseren Ausführungen davon ausgegangen, dass ein solcher Zeitraum mindestens so groß sein muss, dass kein der entsprechenden Sprachgemeinschaft angehörendes Individuum, das die zu untersuchende sprachliche Information zuletzt phänotypisiert hatte, zeitgleich mit einem Individuum lebte, das eine derartige Phänotypisierung zu einem späteren Zeitpunkt neuerlich hervorbrachte. Dennoch bleibt eine derartige Definition eines „ausreichend langen Zeitraums“ bis zu einem gewissen Punkt willkürlich; ebenso ist zu fragen, ob man von einem Allgemeinen Rezessivitätsmuster sprechen will, wenn in einem derartigen Zeitraum doch eine einzige Phänotypisierung der zu untersuchenden sprachlichen Information erfolgt ist (obgleich eine einzelne Phänotypisierung in einem derartigen Zeitraum in der Praxis wohl kaum als zweifelsfrei einzige nachweisbar sein dürfte). Derartiger Problematiken muss man sich bei der Anwendung des Allgemeinen Rezessivitätsmusters bewusst sein, dann aber erweist es sich durchaus zur einfachen Benennung und Veranschaulichung komplexer Informationstransmissionsmuster in der Sprachgeschichte als nützlich, obgleich es ein Modell mit Tendenz zur Simplifizierung bleibt (schon weil dabei der abstrakten und modellhaften Kollektivebene eine übermäßig hohe Relevanz zukommt).

4 – Exkurs: Ergativität und das Modell sprachlicher Rezessivität

Im Folgenden soll anhand eines knappen Exkurses zu Ergativität aufgezeigt werden, dass das linguistische Rezessivitätsmodell auch außerhalb Betrachtungen der indoeuropäischen Sprachfamilie, für die es insbesondere hinsichtlich der germanischen, aber auch romanischen Sprachen als erfolgreich erprobt gelten kann, mindestens in einigen Fällen Gültigkeit verspricht, der in künftigen Untersuchungen weiter nachgegangen werden kann.⁴⁵⁸ Dabei wird Ergativität, wie sie in nicht-indoeuropäischen Sprachen beobachtet werden kann, mit deren Varianten in indoeuropäischen verglichen und die Frage aufgeworfen, inwiefern indoeuropäische Sprachen wie das Gegenwartsdeutsche Veranlagungen für Sprachwandel hin zu konventionalisierten ergativischen Strukturen in sich tragen.

Ergativität beschreibt im engeren Sinne ein Phänomen unterschiedlicher Markierung eines Subjekts in Abhängigkeit davon, ob es als Subjekt eines transitiven oder eines intransitiven Verbs auftritt. Anders als etwa in sogenannten „Nominativ-Akkusativ-Sprachen“ – wie dem Deutschen –, in denen das Subjekt sowohl eines intransitiven als auch eines transitiven Verbs im Nominativ steht (also unmarkiert ist), wird das Subjekt in sogenannten „Ergativsprachen“ bei

⁴⁵⁸ Unsere Betrachtungen von Ergativität in den Sprachen der Welt können hierbei nur in Form eines Überblicks erfolgen, der dazu geeignet sein soll, aufzuzeigen, dass das linguistische Rezessivitätsmodell auch in der Ergativitätsforschung erfolgreich angewendet werden kann. Ergativität ist ein insbesondere im Rahmen der generativen Grammatik derart umfangreich diskutiertes und auch in seiner Struktur komplexes Forschungsobjekt, dass es vollumfänglich kaum zu besprechen ist (nicht umsonst werden Wissenschaftler, die sich damit auseinandersetzen mitunter gar als „Ergativisten“ („ergativists“ (Bavant 2008: 439)) bezeichnet). Der hiesige Exkurs verfolgt dabei einen komparatistischen Ansatz und dient einer breiter angelegten Überprüfung des bisher vor allem, wenn auch nicht nur anhand germanischer Sprachen erarbeiteten Rezessivitätsmodells.

transitiven Verben markiert: Es steht in einem besonderen Kasus, oft einem eigenen Ergativ. Dies sei hier anhand der australischen Sprache Dyirbal veranschaulicht:⁴⁵⁹

- [7] *yabu banaga-n^yu*
 Mutter[ABS] zurückkommen-NFUT
 ‚Mutter kam zurück.‘
- [8] *ɲuma yabu-ɲgu bura-n*
 Vater[ABS] Mutter-ERG sehen-NFUT
 ‚Mutter sah Vater.‘

Tritt Ergativität neben der Ausrichtung an Transitivity/Intransitivity des jeweilig relevanten Verbs nur bei Erfüllung einer weiteren Bedingung auf, spricht man von „gespaltener Ergativität“ (*split ergativity*). So steht etwa im Hindi das Subjekt nur dann statt im Nominativ im Ergativ, wenn es zu einem transitiven Verb mit perfektivem Aspekt gehört:⁴⁶⁰

- [9] *koi shaayer har ghazal likhtaa hai*
 irgendein Dichter-NOM jedes Lied-ACC schreiben-M.IMPF sein-PRS
 ‚Irgendein Dichter schreibt jedes Lied.‘
- [10] *koi shaayer-ne har ghazal likhii*
 irgendein Dichter-ERG jedes Lied-NOM schreiben-F.PRF
 ‚Irgendein Dichter schrieb jedes Lied.‘

Schon dieses Nebeneinander eines nominativ-akkusativischen und eines ergativischen Teilsystems im Hindi wirft die Frage nach dessen Ursprung auf, zumal Hindi wie das Deutsche eine ide. Sprache ist und somit beide auf die gleiche Protosprache zurückzuführen sind. Gespaltene Ergativität tritt dabei innerhalb der ide. Sprachfamilie keinesfalls nur im Hindi auf, sondern ist in den östlichen ide. Sprachen der Gegenwart recht verbreitet: Sie findet sich etwa auch im Belutsch, im Kurmandschi oder im Paschtu (vgl. Karimi 2012: 24 u. Mirdehghan 2013: 62). Allerdings sind keinesfalls alle östlichen ide. Sprachen Ergativsprachen; insgesamt ist die Mehrheit der ide. Sprachen nicht ergativ. Trotz des zahlenmäßigen Ungleichgewichts zugunsten von Nominativ-Akkusativ-Sprachen unter den ide. Sprachen der Gegenwart und den belegten der Vergangenheit wurde sicher nicht

⁴⁵⁹ Die beiden Beispiele aus dem Dyirbal ([7] und [8]) sind übernommen aus Dixon 1994: 10.

⁴⁶⁰ Die beiden Beispiele aus dem Hindi ([9] und [10]) sind übernommen aus Anand/Nevens 2006: 5.

zu Unrecht gefragt, ob das Proto-Ide. angesichts der vorhandenen Ergativsprachen unter seinen genetisch verwandten „Nachfolgesprachen“⁴⁶¹ der Gegenwart womöglich selbst eine Ergativsprache⁴⁶² gewesen sein könnte (s. dazu etwa eher ablehnend Villar 1984 u. Rumsey 1987, eher zustimmend wiederum Bavant 2008 sowie erstmals wohl Uhlenbeck 1901).⁴⁶³

Des Weiteren lassen sich auch in ide. Nominativ-Akkusativ-Sprachen ergativische Züge finden, wie etwa hinsichtlich des Faktums, dass bei lokativischen Konstruktionen das Relatum – in Abhängigkeit von der Transitivität bzw. Intransitivität des jeweils gebrauchten Verbs – sowohl in Form eines Subjekts als auch eines Akkusativobjekts in Bezug zu einem Lokatum gesetzt werden kann (vgl. Meier-Brügger 2010: §S413), was sich auch am Gegenwartsdeutschen noch zeigen lässt:

[11] *Er wohnt daheim.*

[12] *Er verliert seinen Geldbeutel im Wald.*

In [11] liegt ein intransitives Verb (dt. *wohnen*) vor und das Subjekt (dt. *Er*) tritt zugleich als Lokatum auf, steht also in Bezug zum lokativischen Relatum (dt. *daheim*). In [12] hingegen ist das Verb (dt. (*etwas/jemanden*) *verlieren*) transitiv, das lokativische Relatum (dt. *im Wald*) steht in Bezug zum Objekt (dt. *seinen Geldbeutel*), welches als Lokatum fungiert, wobei das Subjekt nur indirekt – über besagtes Objekt – mit dem Relatum in Verbindung steht. Daher lässt sich „im Vergleich mit dem Verhältnis von intransitiven und transitiven Verben zu Subjekt- und Objektbezeichnung in Ergativsprachen auch in einer solchen Bezeichnung

⁴⁶¹ Es sei noch einmal darauf hingewiesen, dass die Frage, ob es eine proto-ide. Ursprache gegeben hat, nicht mit letzter Sicherheit beantwortet werden kann, obgleich darüber weitgehender Konsens besteht, dass eine solche Ursprache anzunehmen ist (vgl. Euler 2016: 157); nichtsdestoweniger kann die genetische Verwandtschaft der ide. Sprachen aufgrund ausreichend wissenschaftlich belegter Übereinstimmungen als zumindest sekundär durch Sprachkontakt induziert gelten, sodass zumindest ein proto-ide. Sprachbund oder mehrere Sprachbünde, die im engen Austausch miteinander gestanden haben, anzunehmen sind, die sich durchaus als einheitliches Stratum definieren ließen (je nach Abgrenzung eines Untersuchungssystems gegen dessen Umwelt); diese Sprachbund-These wird jedoch insbesondere unter Verweis auf die bestehenden Parallelen in der Flexionsmorphologie (zusätzlich zu etwa lexikalischen oder syntaktischen Parallelen) der älteren ide. Sprachen zurückgewiesen (vgl. Meier-Brügger 2010: §E513.3) (ein Faktum, das wohl für die Existenz einer Protosprache spricht, sie aber eben noch nicht endgültig beweist).

⁴⁶² Wir wollen im Folgenden – sofern nichts anderes formuliert ist – unter *Ergativsprachen* auch jene Einzelsprachen fassen, die gespaltene Ergativität aufweisen.

⁴⁶³ Ferner ließe sich, wenn man nicht von der Existenz einer ide. Protosprache, sondern von einem einst bestandenen ide. Sprachbund ausginge, auch annehmen, dass einzelne Sprachen dieses Sprachbundes ergativ waren, andere hingegen nicht.

von räumlichen Verhältnissen ein ergativischer Zug sehen“ (Meier-Brügger 2010: §S413). Ob ein transitives oder ein intransitives Verb vorliegt, hat also auch im Deutschen mitunter großen Einfluss auf die Beziehung, in der ein Subjekt zu anderen Satzgliedern steht.

Man muss jedoch keinesfalls immer so tief in die Syntaxorganisation des Deutschen greifen, um ergativische Strukturen im Deutschen aufzeigen zu können, wie sich an unpersönlichen Konstruktionen zeigen lässt: So kann dt. *Mich dürstet*. als vollständiger (und konventioneller) Aussagesatz gelten, obgleich hierbei die Frage nach der Existenz eines Subjekts gestellt werden muss. Mag dabei im Gegenwartsdeutschen ein Subjekt in Form eines dt. *es* oft ergänzend hinzugezogen werden, so ist dies keineswegs konventionell obligatorisch (vgl. diesbezüglich etwa zu dt. *dürsten* Dudenredaktion 2015: 464 u. 2017: 375, wo die Variante ohne dt. *es* nicht einmal als „veraltet“ oder dergleichen gekennzeichnet ist); ferner ist das Aufkommen eines suppletiven dt. *es* bzw. (mhd.) *ez* bei derartigen unpersönlichen Konstruktionen wie bei dt. *dürsten*, *hungern* oder *frieren* erst im Mhd. zu beobachten und verfestigt sich erst in nhd. Zeit, wogegen dies bei Witterungsimpersonalia wie dt. *regnen* bereits seit ahd. Zeit belegt ist (vgl. Czicza 2014: 114f bzw. Behaghel 1923: 316f u. Ebert 1978: 55, auf die auch Erstenannter verweist); schon dieses späte Aufkommen eines *es*-Subjekts, das (mindestens phänotypisch) zeitlich nach einem jeweiligen akkusativischen sprachlichen Element zum entsprechenden Verb dazu trat, verbietet es, dem *Mich* aus dem Beispiel den Subjektcharakter mit dem Argument abzusprechen, es gäbe hier mit *es* per se ein Subjekt, das nur nicht obligatorisch erscheinen müsse, so dass *Mich* schon deshalb als Subjekt ausscheide.⁴⁶⁴

Lässt sich das akkusativische Pronomen *Mich* in dt. *Mich dürstet*. nun als Subjekt interpretieren? Natürlich hängt die Art der Beantwortung dieser Frage wesentlich vom jeweils angewandten Subjektbegriff ab, der in der Linguistik keinesfalls einheitlich gebraucht wird (s. etwa Glück 2010: 679f hinsichtlich dieses Terminus und seiner Kritik). Gegen eine Subjekthaftigkeit von *Mich* im genannten Satz spräche dabei etwa die Tatsache, dass etwa hinsichtlich der Person keine

⁴⁶⁴ Freilich lässt sich gerade unter Anwendung des linguistischen Rezessivitätsmodells argumentieren, dass ein *es*-Subjekt unpersönlichen Konstruktionen im Dt. seit jeher innewohnt, aber zunächst über lange Zeit rezessiv blieb, ehe es ab mhd. und nhd. Zeit eine steigende Phänotypisierungsfrequenz erfuhr. Nimmt man an, dass ein Subjekt im dt. Sprachsystem obligatorisch ist, so erscheint dies tatsächlich plausibel; dennoch ist eben auch denkbar, dass die Subjektfunktion durch langfristiges Fehlen von Subjektphänotypisierungen (wie etwa mittels dt. *es*) letztlich auf das ursprüngliche Akkusativobjekt übertragen wurde bzw. derart wahrgenommen wurde. Hierbei mögen komparatistische Arbeiten unter Anwendung des linguistischen Rezessivitätsmodells anknüpfen, um diesbezüglich Klarheit zu gewinnen.

Kongruenz zwischen *Mich*_{1.SG} und dem finiten Verb *dürstet*_{3.SG} besteht; als dafür sprechend könnte jedoch angeführt werden, dass andernfalls ein Subjekt fehlen würde – was im Gegenwartsdeutschen untypisch ist – und dass *Mich* hinsichtlich der Wortstellung an der Position steht, an der ein Subjekt eines Verbs in einem einfachen deutschen Aussagesatz, um den es sich ja auch handelt, zu erwarten wäre (zumindest weist im Gegenwartsdeutschen ein Subjekt an dieser Position eine höhere Wahrscheinlichkeit als ein Objekt auf, insbesondere dann, wenn neben dem Verb nur ein weiteres Satzglied existiert).⁴⁶⁵

Nimmt man an, dass *Mich* in besagtem Beispiel ein Subjekt darstellt, so würde dies die klare Aufteilung der Kasusmarkierung zwischen Subjekt und Objekt in einer Nominativ-Akkusativ-Sprache infrage stellen: Betrachtet man dt. *Mich friert*. als Aussagesatz mit intransitivem Verb und mit *Mich* als Subjekt, so entspricht – folgt man bestehenden Konventionen – der Kasus des Subjekts dieses intransitiven Satzes dem Kasus eines direkten Objekts eines transitiven Satzes im Gegenwartsdeutschen – ein ergativischer Charakter wäre hierbei also nicht zu leugnen.⁴⁶⁶

Angesichts derartiger Muster in einer Nominativ-Akkusativ-Sprache wie dem Deutschen, die zumindest ein geringes Maß ergativer Struktur erkennen lassen, erscheinen Annahmen wie jene von William McGregor (2009), dass möglicherweise jede Einzelsprache zu einem gewissen Grade Ergativität aufweise, durchaus plausibel, zumal McGregor ferner darauf hinweist, dass – wenn überhaupt – nur wenige Sprachen als vollständig ergativ gelten können (vgl. McGregor 2009: 482). Dies gilt etwa auch für die eingangs heranzitierte Sprache Dyirbal,

⁴⁶⁵ Als Vergleich kann hier ein Aussagesatz wie dt. *Ich spiele*. herangezogen werden, bei dem eine Phänotypisierung in Form von dt. *Spiele ich*. zwar nicht auszuschließen, aber doch sehr unwahrscheinlich ist (am höchsten ist die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für letzteres vermutlich, wenn der Satz bzw. dessen Phänotypisierung als unmittelbare Antwort auf eine Frage wie dt. *Spielst du auch Schach?* erfolgt). Natürlich ändert sich die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für letzteres positionales Verhältnis von Subjekt und Verb zueinander, wenn ein Objekt hinzutritt: Die Diskrepanz in der Höhe der Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten von dt. *Ich spiele Schach*. zu dt. *Schach spiele ich*. kann als kleiner angenommen werden als von dt. *Ich spiele*. zu dt. *Spiele ich*.; dennoch ist in beiden Fällen die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für die jeweils erstgenannte Variante als höher anzunehmen (zumindest bei kontextloser Betrachtung). Und so ist auch hinsichtlich dt. *Mich dürstet*. zu konstatieren, dass *Mich* hierbei an einer Position (relational zum Verb) steht, die im Gegenwartsdeutschen insgesamt deutlich unwahrscheinlicher durch die Phänotypisierung eines Objekts als durch die eines Subjekts besetzt wird.

⁴⁶⁶ Für weitere Thesen hinsichtlich bestehender ergativer Strukturen im Deutschen aus Sicht der generativen Grammatik s. Grewendorf 1989.

in der Ergativität nicht bei Verben auftritt, deren Subjekt ein Pronomen der ersten oder zweiten Person ist (vgl. Dixon 1972: 22). Ergativität scheint also grundsätzlich eine graduelle Natur aufzuweisen und eben keine absolute im Sinne einer binären ja/nein-Entscheidung für ein ganzes Einzelsprachsystem.⁴⁶⁷

Die Tatsache, dass frühere Sprachstadien vieler gegenwärtiger Ergativsprachen kaum oder gar nicht belegt sind, erschwert Aussagen über diachrone Entwicklung oder gar die Entstehung von Ergativität. Dennoch legen verschiedene Untersuchungen nahe, dass Ergativität – gerade mit Blick auf ide. Ergativsprachen – insbesondere im Zusammenhang mit einem perfektiven Aspekt stehen könnte: Viele der östlichen ide. Ergativsprachen wie Hindi weisen eine gespaltene Ergativität auf, bei der Ergativität nur bei transitiven Verben auftritt, wenn ein perfektiver Aspekt vorliegt (vgl. etwa Sigorskiy 2015: 41); bei diachroner Betrachtung stellt Alexander Sigorskiy diesbezüglich fest, dass in den Dialekten des frühen Hindi nominativ-akkusativische und gespaltene ergativische Systeme miteinander konkurrierten, wobei sich letztere hin zum (standardisierten) Hindi der Gegenwart durchsetzten (s. dazu ausführlich Sigorskiy 2015; zu bemerken ist darüber hinaus, dass das Altindische – etwa repräsentiert durch Sanskrit – keine derartige Ergativität aufweist). Auch die diachrone Untersuchung zum Ursprung der gespaltenen Ergativität im Kurmandschi von Yadgar Karimi (2012) schließt mit der Annahme, dass diese ergativischen Strukturen auf eine periphrastische Konstruktion mit Partizip Präteritum und perfektivem Aspekt zurückzuführen ist (s. dazu Karimi 2012).⁴⁶⁸ Gemäß des linguistischen Rezessivitätsmodells kann

⁴⁶⁷ Dies bedeutet aber nicht, dass derartige ja/nein-Entscheidungen nicht innerhalb ergativischer bzw. etwaig ergativischer Strukturen eines Sprachsystems im Kleinen denkbar sind.

⁴⁶⁸ Ein Problem hinsichtlich Karimis Untersuchung stellt jedoch die Tatsache dar, dass er den Ursprung gespaltenen Ergativität im Kurmandschi anhand des Alt- und Mittelpersischen zu ermitteln sucht; das Persische und seine historischen Sprachstadien können zwar als mit dem Kurmandschi genetisch verwandt angenommen werden (sie alle zählen zur Gruppe der iranischen Sprachen), allerdings ist keinerlei stratische Kontinuität zwischen Altpersisch und Kurmandschi anzunehmen, sondern lediglich eine gemeinsame Herkunft (vgl. Karimi 2012: 25). Da aber unter den iranischen Sprachen der Gegenwart einzig das Persische in früheren Sprachstadien bezeugt ist, versucht Karimi anhand Beobachtungen am Alt- und Mittelpersischen auf denkbare Entwicklungen in der Geschichte des Kurmandschi zu schließen; auf all diese Umstände weist er zudem hin (vgl. Karimi 2012: 25); es sei aber auch erwähnt, dass das Persische der Gegenwart – anders als Kurmandschi – keine Ergativität aufweist. Karimis Annahmen sind also begründbar, können aber keinesfalls als gesichert gelten (anzumerken ist, dass seine Annahme, Strukturen, die sich im Altpersischen finden, könnten auch in früheren Stadien des Kurmandschi vorhanden gewesen sein, eine zuletzt probabilistische, also von einer Wahrscheinlichkeit motivierte Annahme ist; ebenso ist die Suche nach Ausgangspunkten für die Entwicklung von Ergativität

demnach ein perfektiver Aspekt als ein Faktor gelten, der sich positiv auf die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit ergativischer Strukturen auswirkt.

Komparatistische Untersuchungen zu den polynesischen Sprachen, die einen Zweig der austronesischen Sprachfamilie bilden, legen zudem die Vermutung nahe, dass auch dort ursprünglich – d.h. im Protopolynesischen – keine Ergativität vorgelegen hat, obgleich sich diese in einigen polynesischen Sprachen der Gegenwart (wie etwa im Tongaischen) finden lässt (vgl. Ball 2007: 129-135).⁴⁶⁹

In all diesen Fällen – sei es ausgehend vom Altindischen, einem Protoiranschen oder dem Protopolynesischen – umfasst der Zeitraum bis zur Gegenwart, in der unter den stratischen Nachfolgern dieser anzunehmenden Protosprachen bzw. früheren Sprachstadien die besagten ergativischen Strukturen zu finden sind, höchstens wenige tausend Jahre (so werden beispielsweise die ältesten belegten altindischen Varietäten etwa auf die Zeit zwischen 1250 und 400 v.Chr. datiert (vgl. Kausen 2013: 150f u. Meier-Brügger 2012: §E404.2)). Dies bezeugt, dass auch Ergativität nicht als archaisches Merkmal im Sinne eines typologischen Charakteristikums einer etwaigen Ursprache der Menschheit zu bestimmen ist. Johanna Nichols zeigte darüber hinaus auf, dass Ergativität nicht nur – wie bisher besprochen – erworben werden, sondern dass sie ebenso verlustig gehen kann (s. Nichols 2012: 565 sowie erstmals 1993, wobei sie jedoch des Weiteren jeweils davon ausgeht, dass Ergativität leichter verloren als erworben werden könne).

So ist abschließend zu unseren diachronen Betrachtungen von Ergativsprachen festzuhalten, dass auch Ergativität in der Sprachgeschichte keine Konstante darstellt: Sie kann erworben werden, aber ebenso verloren gehen. Diese Feststellung mag wenig überraschen, lässt aber begründete Forderungen nach einer Anwendung des linguistischen Rezessivitätsmodells auf ergativische Strukturen in den Sprachen der Welt zu.

Hinsichtlich des jeweils verwendeten Alignments (bzw. Ausrichtungsmusters und Markierung von Subjekt und Objekt) lässt sich in den Sprachen der Welt eine begrenzte Zahl an Varianten erkennen: Neben den Nominativ-Akkusativ-Sprachen und den Ergativsprachen sind etwa Aktiv-Stativ-Sprachen zu nennen;

in der Geschichte einer heute nicht ergativischen Einzelsprache gleichbedeutend mit der Annahme, dass derartige Ausgangspunkte Ergativität ermöglichen, jedoch nicht determinieren (hierbei ließe sich wiederum von Erhöhung von Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten sprechen)).

⁴⁶⁹ Auch Balls Untersuchung mit komparatistischem Ansatz ist, ähnlich wie die Karimis (2012), mit dem Problem einer kaum belegten Sprachgeschichte der Untersuchungssprachen konfrontiert, die wiederum dazu führt, dass die Ergebnisse zwar als plausibel gelten können, ihnen aber kein endgültiger Beweiswert innewohnt.

je nach Definitionskriterien sind weitere Varianten (wie Direkt-Inverse-Sprachen oder Sprachen nach einem sogenannten „philippinischen“ Alignment-Typ) oder Untergliederungen und Mischformen denkbar (s. etwa Ball 2007: 129 u. Nichols 1993: 39 sowie 2012: 565, wo sie von vier explizit benannten Alignment-Mustern ausgeht zuzüglich von 4% der Einzelsprachen der Welt, die andere – nicht näher kategorisierte – Varianten aufweisen). Nach Robert M. W. Dixon (1972) ist diesbezüglich zu konstatieren, dass die meisten – wenn nicht alle – Sprachen der Welt über transitive und intransitive Konstruktionen verfügen, die somit die Realisierung von drei syntaktischen Funktionen erforderlich machen: einem transitiven Subjekt, einem transitiven Objekt und einem intransitiven Subjekt (vgl. Dixon 1972: 128).⁴⁷⁰ Angesichts all dieser Beobachtungen, die sich zuletzt auf Analysen zahlreicher Einzelsprachen der Welt stützen, kann zuletzt zumindest konstatiert werden, dass die Anzahl möglicher syntaktischer bzw. grammatischer Realisierungsmuster im Falle des Vorliegens transitiver und intransitiver Verben in einer Einzelsprache stark begrenzt ist.

Spiele wir dies einmal exemplarisch durch: Nehmen wir also an, es gäbe tatsächlich nur die Varianten Nominativ-Akkusativ-Sprachen, Ergativsprachen und Aktiv-Stativ-Sprachen sowie jeweils auch Mischformen selbiger, so wären neben den 3 „Reinformen“, 3 Mischformen von je zwei der Varianten sowie 1 Mischform aller drei denkbar: Es lägen also zuletzt 7 Alignment-Möglichkeiten vor. Ginge man hingegen von 7 möglichen Alignment-Varianten und somit 7 denkbaren Reinformen aus – eine Zahl, die im diesbezüglichen linguistischen Diskurs schon als ungewöhnlich groß gelten muss –, so lägen neben den 7 Reinformen, je 21 Mischformen aus je 2 bzw. je 5 der Varianten, je 35 Mischformen aus je 3 bzw. 4 der Varianten, 7 Mischformen aus 6 der Varianten und 1 Mischform aus allen Varianten vor, sodass zuletzt insgesamt 127 Möglichkeiten bestünden (diese Zahl muss dabei fast als unrealistisch groß gelten, da etwa eine Mischform aus 7 denkbaren Reinformen als höchst hypothetisch zu betrachten ist). Nehmen wir ferner an, dass jeweils alle Möglichkeiten mit der gleichen Wahrscheinlichkeit auftreten (was ebenfalls nur hypothetisch ist), so wäre die Wahrscheinlichkeit dafür, dass eine Einzelsprache eine reine Ergativsprache oder eine mit gespaltener Ergativität (unter der wir hier lediglich Mischformen

⁴⁷⁰ Im englischsprachigen Original heißt es dazu: „All languages appear to have transitive and intransitive sentences, and thus to involve the three syntactic functions ‘transitive subject [A]’, ‘transitive object [O]’ and ‘intransitive subject [S]’. It appears that there are two basic syntactic types: [1] nominative-accusative languages, in which S is syntactically identified with A; and [2] nominative-ergative languages, in which S is syntactically identified with O“ (Dixon 1972: 128). Dixon geht hierbei etwa nicht auf Aktiv-Stativ-Sprachen (u.Ä.) ein, deren syntaktisches Muster diesbezüglich natürlich auch in Frage kommt.

aus reiner Ergativität und einer weiteren Reinform verstehen wollen) darstellt bei der Annahme von insgesamt 3 möglichen Alignment-Mustern mit 42,86%⁴⁷¹ anzugeben, weil 3 der 7 Möglichkeiten die besagten Bedingungen erfüllen; bei der Annahme von insgesamt 7 möglichen Alignment-Mustern wäre die Wahrscheinlichkeit für dieselbe Realisierung in einer Einzelsprache (bei gleichbleibenden Bedingungen) mit 5,51% anzugeben, da wiederum 7 von nun schon 127 Möglichkeiten die Bedingungen erfüllen (1 Reinform und 6 der Mischformen). Rechnen wir mit dieser wohl eher hohen Anzahl an Möglichkeiten weiter, die in der Realität vermutlich geringer sein dürfte (was Ergativität wiederum wahrscheinlicher macht), um anhand eines derartigen Extremfalls allgemeinere Klarheit gewinnen zu können: Bei rund 6000 bekannten Einzelsprachen in der Gegenwart (vgl. Kausen 2013: XIX) wäre demnach – wenn man beeinflussende Faktoren wie etwaige Sprachkontakte und genetische Verwandtschaften einmal außen vor lässt und die Zahl 6000 der Berechnung zugrunde legt – mit 330 bzw. 331 (bzw. mathematisch genauer 330,71) Ergativsprachen zu rechnen.⁴⁷²

Wir haben am Beispiel der Ergativität bereits gesehen, dass Sprachwandel durchaus auch Alignment-Muster erfassen kann. Wenn also eine in keiner Weise ergativische Einzelsprache – die notwendigerweise bereits über eines der möglichen Muster verfügt – einen diesbezüglichen Wandel vollzieht, so stehen ihr in unserer extremen Annahme von 127 Möglichkeiten noch 126 zur Wandlung zur Verfügung, von denen eines ein reines Ergativmuster beschreibt, 7 ein gespaltenes im Sinne einer Mischform aus Ergativität und einem weiteren Muster sowie 57 weitere Mischformen, in denen Ergativität zumindest einen der Bestandteile

⁴⁷¹ Alle Prozentangaben sind hier auf Hundertstel gerundet dargeboten.

⁴⁷² Ein Blick auf die aufgrund linguistischer Untersuchungen anzunehmende Verteilung von Alignment-Mustern in den Sprachen der Welt zeigt, dass die Wahrscheinlichkeit des Auftretens von Ergativität in Wahrheit wohl wesentlich höher einzustufen ist: Nach Nichols (2012) sind 21% der heutigen Einzelsprachen reine, weitere 5% gespaltene Ergativsprachen (vgl. Nichols 2012: 565). Dies macht deutlich, mit welcher geringen Auftrittswahrscheinlichkeiten wir in unserem Gedankenspiel gerechnet haben; umso mehr wird dabei unterstrichen, dass Ergativität und deren Entwicklung nicht als ungewöhnlich gelten kann, was selbst unser Gedankenspiel trotz der dabei als verhältnismäßig gering angenommenen Auftrittswahrscheinlichkeiten für Ergativität bezeugt.

Interessanterweise reichen Nichols Beobachtungen von insgesamt 26% Ergativsprachen unter den Sprachen der Welt recht nah an die Wahrscheinlichkeit, die wir mit dem soeben beschriebenen Berechnungsmodell für den Fall einer Annahme von 4 möglichen Alignment-Varianten – eine gemäß linguistischer Erkenntnisse plausible Zahl – errechnen können (26,67% bei Rundung auf Hundertstel); hierbei ist jedoch anzumerken, dass gemäß dieser Berechnung von 6,67% reinen Ergativsprachen und 20% Sprachen mit gespaltenen Ergativität auszugehen wäre, was die diesbezügliche Verteilung, die Nichols festgestellt haben will, förmlich umkehrt.

darstellt.⁴⁷³ Die Wahrscheinlichkeit für einen Wandel einer vollständig nicht-ergativischen Einzelsprache zu einer mit mindestens teilweise ergativischen Zügen läge im beschriebenen Szenario demnach insgesamt bei 50,39% und für (bereits in voriger Wahrscheinlichkeit integrierte) reine oder gespaltene Ergativität insgesamt wiederum bei 5,51%. Folgen wir Dan Dediu und Stephen Levinson und nehmen ein Sprachalter von mindestens 500.000 Jahren an (vgl. Dediu/Levinson 2013: 1), gehen ferner von Monogenese und somit der Existenz einer einzigen menschlichen Ursprache im Sinne einer Protoweltsprache aus, so läge, wenn wir ferner annehmen, dass diese Protoweltsprache keinerlei Ergativität aufgewiesen hat, bei durchschnittlich einem Wandel des Alignment-Systems einer Sprache alle 50.000 Jahre die Wahrscheinlichkeit, dass eine stratische Nachfolgesprache der Protoweltsprache seither nicht einmal temporär⁴⁷⁴ ergativische Züge aufgewiesen hat bei nur mehr 0,15% (für die Annahme 7 möglicher Alignment-Muster; bei nur 3 wäre die entsprechende Wahrscheinlichkeit gar lediglich 0,00127%⁴⁷⁵). Aufbauend auf Dixons Einschätzung, dass die meisten oder gar alle Sprachen der Welt über transitive und intransitive Konstruktionen verfügen, die somit die Realisierung von einem transitiven Subjekt, einem transitiven Objekt und einem intransitiven Subjekt erforderlich machen (s. Dixon 1972: 128), ist daher zu konstatieren, dass angesichts der diesbezüglich eingeschränkten Zahl an Möglichkeiten, wie derartige Realisierungen aussehen können, Ergativität schon aus mathematischer Sicht nicht als ungewöhnliches Phänomen erscheint.

Diese Gedankenspiele, die freilich Idealisierungen und mitunter – wenn auch in einem für die zu begründenden Aussagen vernachlässigbaren Sinne – Simplifizierungen darstellen,⁴⁷⁶ die zudem mitunter erhebbarer Daten ent-

⁴⁷³ Dies ist bei der Mischform aller Alignment-Varianten, bei 6 Mischformen aus 6 der Varianten, bei 15 Mischformen aus 5 der Varianten, bei 20 Mischformen aus 4 der Varianten und bei 15 Mischformen aus 3 der Varianten der Fall.

⁴⁷⁴ „Temporär“ bedeutet in diesem Szenario immerhin, dass für durchschnittlich 50.000 Jahre reine oder gespaltene Ergativität vorliegen würde, sofern sie einmal zustande kam.

⁴⁷⁵ Hierbei wurde ausnahmsweise auf die fünfte Nachkommastelle gerundet.

⁴⁷⁶ So ist es unwahrscheinlich, dass alle möglichen Alignment-Varianten die gleiche Auftrittswahrscheinlichkeit aufweisen, und auch, dass diese ferner konstant bleibt, zudem ist anzunehmen, dass im Rahmen eines Alignment-Wandels zu einem gewissen Grade die jeweils bestehende Variante die Wahrscheinlichkeit des Auftretens einiger anderer Varianten in ihrer Nachfolge positiv, wieder anderer jedoch negativ beeinflusst; außer Acht gelassen wird hierbei zudem der Einfluss etwaigen Sprachkontakts sowie außersprachlicher Faktoren (so kann ein kolonialer oder militärischer Erfolg einer Sprachgemeinschaft, mit dem eine Ausbreitung selbiger einhergeht, zur Auslöschung oder Auflösung anderer Sprachgemeinschaften führen, wodurch global betrachtet ein etwaiges Gleichgewicht (im Sinne einer mathematisch anzunehmen-

behren,⁴⁷⁷ machen dennoch schon mathematisch deutlich, dass das Aufkommen von Ergativität in einer Einzelsprache grundsätzlich nicht verwundern darf, auch dann nicht, wenn sie nicht von einem früheren Sprachstadium ererbt sein kann: Selbst unter der Annahme einer als groß zu erachtenden Anzahl möglicher Alignment-Muster kann das Auftreten von Ergativität nicht als Seltenheit gelten. Die beobachteten ergativischen Züge in manchen Teilbereichen des deutschen Sprachsystems sind also aus wahrscheinlichkeitstheoretischer Sicht keinesfalls verwunderlich (man könnte gar sagen: ihr Fehlen wäre verwunderlicher).

Kehren wir zurück zur diesbezüglichen Ausgangsannahme nach Dixon, nach der die meisten – wenn nicht alle – Sprachen der Welt über transitive und intransitive Konstruktionen verfügen und somit jeweils die Realisierung von drei syntaktischen Funktionen (transitiven Subjekt, transitiven Objekt und intransitiven Subjekt) erforderlich ist (vgl. Dixon 1972: 128). Betrachten wir diese Annahme nun im Lichte des linguistischen Rezessivitätsmodells, so können die in ihr genannten Bedingungen als Teil des Informationspakets verstanden werden, das eine morphologische Ergativität⁴⁷⁸ innerhalb eines Sprachsystems rezessiv vorhält; ferner ist diesem Informationspaket das Vorhandensein mehrerer unterschiedlicher morphologischer Kasusmarkierung zuzurechnen.

Wenn wir also annehmen, dass Ergativität etwa dann in einem Sprachsystem rezessiv vorliegt, wenn all diese Bedingungen erfüllt sind, wenn also transitive und intransitive Verben sowie die Möglichkeit unterschiedlicher morphologischer Kasusmarkierung von Wortarten, die Subjekte oder Objekte bereitstellen können, im jeweiligen Sprachsystem verankert sind, so liegt sie auch im Gegenwartsteutschen primär rezessiv vor. Es wäre also durchaus denkbar, etwa den

den Verteilung) hinsichtlich der Verteilung von Alignment-Mustern über die Sprachen der Welt gestört würde; dies nähme – wiederum aufgrund von Sprachkontakten – mutmaßlich auch nachträglich noch einen signifikanten Einfluss auf weitere Entwicklungen in verschiedenen Einzelsprachen). Zuletzt sei noch einmal darauf hingewiesen, dass es bisher keinen Konsens in der Linguistik hinsichtlich der tatsächlichen Zahl bzw. der jeweiligen Definition von Alignment-Mustern in den Sprachen der Welt gibt, zumal viele Einzelsprachen – insbesondere indigene afrikanische – nicht ausreichend wissenschaftlich erschlossen sind (ganz zu schweigen von jeweiligen historischen Zuständen, deren Erschließung aufgrund fehlender Belege oft als unmöglich oder bestenfalls spekulativ gelten muss).

⁴⁷⁷ So ist etwa nicht zu ermitteln, wie oft ein Alignment-Wandel in der Geschichte einer Einzelsprache bzw. Einzelsprachen schlechthin durchschnittlich geschieht.

⁴⁷⁸ Unter *morphologischer Ergativität* wollen wir jene Form von Ergativität verstehen, bei der die entsprechenden Subjekte und das entsprechende Objekt morphologisch nach ergativischem Muster eindeutig markiert werden bzw. unmarkiert bleiben, d.h. sich aufgrund einer vorhandenen oder nicht vorhandenen Markierung eindeutig voneinander unterscheiden lassen.

Dativ in Funktion eines Ergativs zu gebrauchen, seine morphologische Markierung also inhaltsseitig funktional zu einer Ergativmarkierung zu erweitern und somit ein ergatives Muster zu erzeugen:

[13] Dt. *Er_{NOM} kommt.*

[14] Dt. **Ihm_{DAT(ERG)} belügt sie_{NOM}.*
,Er belügt sie.‘

Die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für den (kompositionellen) Ausdruck von [14] mit der entsprechend angegebenen Bedeutung kann im Gegenwartsdeutschen freilich als gering angegeben werden. Ein Mitglied der gegenwartsdeutschen Sprachgemeinschaft ist es (aufgrund von Konventionalität und dadurch bedingte Phänotypisierungswahrscheinlichkeitsdistributen) gewöhnt, in einer Nominativform, die einem Verb als zugeordnet zu erkennen ist, ein Subjekt zu erkennen, gerade dann, wenn es im gleichen Numerus steht und neben ihm nur ein weiterer Ausdruck in einem anderen Kasus dafür in Frage käme. Und so versteht ein Empfänger des Ausdrucks von [14] offenbar mit einer weit höheren Wahrscheinlichkeit ‚Sie belügt ihn‘ als die angegebene (d.h. er neigt eher dazu die Bedeutung ‚Sie belügt ihn‘ zu phänotypisieren). Ein wenig anders verhält es sich bei folgendem Satz:

[15] Dt. **Ihm_{DAT(ERG)} verliert sein Geldbeutel_{NOM}.*
,Er verliert seinen Geldbeutel.‘

Hierbei ist anzunehmen, dass die angegebene Bedeutung zum entsprechenden Ausdruck von Mitgliedern der gegenwartsdeutschen Sprachgemeinschaft eine höhere Phänotypisierungswahrscheinlichkeit aufweist, als es bei der Bedeutung unter [14] in Bezug auf deren Ausdruck angenommen werden kann, was auch erste empirische Untersuchungen, nach denen 85,71% bzw. 95,23% der Befragten den Satz von [15] gemäß der dort angegebenen Bedeutung verstanden haben,⁴⁷⁹

⁴⁷⁹ Von 21 Befragten wurde [15] von 18 (d.h. 85,71%) gemäß der angegebenen Bedeutung verstanden, 2 weitere (d.h. 9,52%) gaben diese Bedeutung passivisch an (dt. *Ihm geht sein Geldbeutel verloren.*) und nur 1 Person (entspricht 4,76% der Befragten) reagierte mit dt. *Das Geld geht ihm aus.* tatsächlich mit gravierender semantischer Abweichung. Wertet man die beiden passivischen Konstruktionen ebenfalls als „verstanden“, so gilt dies für insgesamt 95,23% der Antworten. Alle hier aufgeführten Prozentangaben sind auf Hundertstel gerundet.

wogegen selbiges bei [14] nur 23,81% bzw. 28,57% taten,⁴⁸⁰ zu belegen scheinen.⁴⁸¹

Diese Annahme lässt sich ferner doppelt begründen: Erstens ist das Objekt in [15] allein durch das Possessivpronomen hinsichtlich des Kasus eindeutig bestimmt; dies ist jedoch sogleich zu relativieren, da dt. *sein* eben auch eine phonetische Verkürzung von dt. *seinen* darstellen kann (beide Varianten können konventionell als unterschiedliche Phänotypisierungsmöglichkeiten desselben sprachlichen Elements auftreten, auch wenn die phonetische Verkürzung nicht als „hochsprachlich“ wahrgenommen werden dürfte), sodass *sein Geldbeutel* von einem Empfänger letztlich durchaus in akkusativischer Funktion phänotypisiert werden kann. Zweitens ist die Sinnrichtung des Verbs in [15] (dt. (*etwas/jemanden*) *verlieren*) von der in [14] (dt. (*etwas/jemanden*) *belügen*) zu unterscheiden: dt. *verlieren* weist in seinem Verhältnis zum Subjekt einen passivischeren Sinn auf, als es dt. *belügen* tut. So weist dt. *verlieren* anders als dt. *belügen* keinem seiner Argumente eine θ -Rolle im Sinne eines Agens zu. Dieser passivischere Sinn erleichtert die Zuweisung eines (konventionellen) Objektkasus auf den

⁴⁸⁰ Von 21 Befragten wurde [14] von 5 (d.h. 23,81%) gemäß der angegebenen Bedeutung verstanden, 1 weitere Person (entspricht 4,76% der Befragten) begriff dt. *Ihm* als Eigennamen, sodass dt. *sie* weiterhin (wie in der unter [14] angegebenen Bedeutung) Objekt blieb, und eine Mehrheit von 15 Befragten (d.h. 65,22%) erkannte dt. *sie* als Subjekt und dt. *Ihm* als Objekt, was aufgrund der lautlichen Nähe von (konventionellem) dt. *ihm*_{DAT} zu dt. *ihn*_{AKK} sowie der formalen Identität von dt. *sie*_{AKK} und dt. *sie*_{NOM} eine wenig überraschende Lesart darstellt, wenn man den Dativ als unkonventionell wahrnimmt, zumal sowohl Dativ als auch Akkusativ im Deutschen (konventionell) Objekts- und eben nicht Subjektskasus darstellen. Wertet man die Interpretation von dt. *Ihm* als Eigennamen in Subjektfunktion dennoch als „verstanden“, so gilt dies weiterhin nur für eine Minderheit von 28,57% der Antworten. Alle hier aufgeführten Prozentangaben sind auf Hundertstel gerundet.

⁴⁸¹ Zum Zwecke dieser Untersuchung wurden die Probandinnen und Probanden, die (nach eigenen Angaben) allesamt Muttersprachler des Deutschen sind, je mit dem Satz (d.h. nur der Ausdruckssseite) von [14] oder [15] konfrontiert; mit dem Hinweis, der jeweilige Satz könnte etwas altertümlich wirken, wurden die Probandinnen und Probanden dazu aufgefordert, den ihnen vorgelegten Satz so wiederzugeben, wie sie ihn selbst formulieren würden; eine weitere Kontextualisierung wurde dabei nicht gegeben. Das Suggestieren, es handle sich um altertümliche Konstruktionen, sollte dabei bewirken, dass die Probandinnen und Probanden tatsächlich davon ausgingen, dass die Sätze eine (sinnvolle) Bedeutung haben, ganz so, wie es Empfänger in kommunikativen Situationen gewöhnlich hinsichtlich empfangener sprachlicher Information tun (es wurde also versucht, eine Art künstliches Urvertrauen zwischen den Probandinnen und Probanden und den nicht näher definierten Sendern der vorgelegten Testsätze zu erzeugen). Sowohl die vorgelegten Sätze als auch die Antworten der Probandinnen und Probanden wurden in schriftlicher Form dargeboten bzw. erbeten. Insgesamt wurden sowohl [14] als auch [15] nach dem beschriebenen Verfahren je 21 (unterschiedlichen) Personen (also insgesamt 42 Personen) vorgelegt.

Ausdruck, der das Subjekt repräsentiert; das Objekt wiederum ist in einer derartigen Konstruktion auch dann, wenn es im Nominativ steht, zumeist aus semantischen Gründen als Subjekt unwahrscheinlich (wie es wiederum [15] bezeugt).⁴⁸² So wird eine ergativische Kasuszuweisung einerseits erleichtert und zudem andererseits eine tatsächliche Verwechslungsgefahr zwischen grammatischem Subjekt und grammatischem Objekt weitgehend verhütet. Angesichts einer auch von der Psycholinguistik angenommenen probabilistischen Sprachverarbeitung (vgl. Bod et al. 2003a: 3 u. Jurafsky 2003: 40), die sich unter anderem hinsichtlich Primings manifestiert, muss dabei angenommen werden, dass im Gegenwartsdeutschen eine passivische Sinnrichtung eines transitiven Verbs die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit eines Subjekts in Gestalt eines Objektkasus erhöht; diese Erhöhung ist nicht zwingend als signifikant einzustufen, würde aber auch subjektlose Konstruktionen wie dt. *mich dürstet* oder *mich friert* zumindest in Ansätzen erklären.⁴⁸³ Zusätzlich ließe sich von [15] auch eine Kongruenz von Verbform und *Ihm* nach Numerus und Person ablesen, die ein Phänotypisierer als weiteres Indiz für eine Subjektinterpretation von *Ihm* werten könnte (bei einem Satz wie dt. **Dir verliert dein Geldbeutel.* wäre eine derartige Interpretation aufgrund der fehlenden Personenkongruenz unwahrscheinlicher, was bei dt. **Ihnen verliert ihre Geldbeutel.* noch einmal gesteigert wäre, da hierbei gar keinerlei Kongruenz mehr vorläge).

Folgt man dieser Einschätzung, so trägt das Gegenwartsdeutsche die Möglichkeit, sich in Zukunft zu einer Ergativsprache mit gespaltener Ergativität, deren Auftreten bzw. Nicht-Auftreten von der Sinnrichtung eines transitiven Verbs abhängt, zu entwickeln, durchaus rezessiv in sich. Dies ist schon allein deshalb bemerkenswert, weil es als Indiz dafür gelten kann, dass derartige Ergativität im Deutschen und seinen stratischen Vorstufen über mehrere Jahrtausende auf Kollektivebene rezessiv gewesen zu sein scheint (nämlich seit mindestens vorindoeuropäischer Zeit (wenn man nicht von einer ergativischen ide. Protosprache ausgeht) oder seit einem frühen Zeitpunkt nach der ersten Aufspaltung der indoeuropäischen Sprachfamilie (s. zur Frage nach proto-ide. Ergativität wiederum

⁴⁸² Ebenso wie in [15] verhält es sich hinsichtlich des passivischen Sinns des transitiven Verbs und der geringen Verwechslungsgefahr von grammatischem Subjekt und grammatischem Objekt aus semantischen Gründen auch bei denkbaren Sätzen wie dt. **Dem Hund bekommt der Napf.* oder dt. **Mir besitze ein Stier.* Größere Verwechslungsgefahr bestünde vielmehr mehr dort, wo das Objekt aus semantischen Gründen logisch auch als Subjekt denkbar wäre wie in dt. **Ihm verliert sie.*

⁴⁸³ Nicht etwa kann dadurch erklärt werden, warum bei Konstruktionen wie dt. *mich friert* keine Kongruenz hinsichtlich der Person besteht, weshalb – je nach zugrunde gelegtem Subjektbegriff – weiterhin durchaus gerechtfertigt werden kann, *mich* hierbei nicht als Subjekt zu betrachten.

Bavant 2008, Rumsey 1987, Uhlenbeck 1901 u. Villar 1984)); vielleicht greift eine derartige Interpretation allerdings auch zu weit: Sinnvoller mag es sein, die erhaltene Ergativitätsmöglichkeit in Strukturen des Deutschen, in den Relationen bestimmter sprachlicher Elemente zueinander zu erblicken. Die Informationserhaltung wäre dann nicht an die Elemente an sich gebunden, sondern auf die Relationen zurückzuführen, sodass die Feststellung einer „rezessiven Erhaltung ergativischer Muster im Deutschen über die Jahrtausende“ zunächst bedeutsamer klingen mag, als sie in Wahrheit ist, weil man weniger von einer Erhaltung als vielmehr von einer ständigen Neugenerierung der Möglichkeit des ergativischen Musters sprechen müsste.

Es bleibt zu konstatieren, dass die ergativische Konstruktion aus [15] verstanden werden kann, der Kommunikationserfolg ist möglich, die Informationsübertragung von einem Individuum auf ein anderes kann glücken, sie könnte jederzeit so phänotypisiert werden. Mag der Satz einem Angehörigen der Sprachgemeinschaft des Gegenwartsdeutschen auch als nicht „wohlgeformt“ erscheinen, weil er als unkonventionell gelten kann: Die Wahrscheinlichkeit, dass er ihn in der Bedeutung, die angegeben ist, versteht, ist keinesfalls niedrig. Ausgehend davon bestünde zumindest theoretisch die Möglichkeit einer Wiederholung eines solchen Satzes, die sich vielleicht durchsetzen, d.h. konventionalisieren bzw. auf Kollektivebene lexikalisieren könnte. Schließlich wäre eine Übertragung der Konstruktionsweise auf andere transitive dt. Sätze wie [14] denkbar, sodass von einer umfassenden Grammatikalisierung gesprochen werden könnte, da der semantische Gehalt der Konstruktion ohne eine grammatikalisierte Ergativstruktur in [14] kaum im Sinne der dort angegebenen Bedeutung hergestellt werden würde. Auf diese Weise könnte ein Alignment-Wandel im Deutschen seinen Anfang nehmen. Darauf aufbauend könnte dann ebenso die fehlende Kongruenz zwischen dem subjekthaften Objekt und der jeweiligen Verbform an sonst übliche (d.h. konventionelle) Strukturen assimiliert werden, sodass zuletzt Sätze wie dt. **Ihnen verlieren ihre Geldbeutel.* oder dt. **Mir belüge sie.* Konventionalisierung erfahren könnten, für die es gegenwärtig als unwahrscheinlich gelten muss, dass sie analog wie etwa [15] verstanden werden, da sie – ohne entsprechende Kongruenz – dt. **Ihnen verliert ihre Geldbeutel.* und dt. **Mir belügt sie.* lauten würden; die vollständig fehlende Kongruenz würde eine Identifikation von etwa *Ihnen* im ersten Satz als Subjekt unwahrscheinlicher machen als von *Ihm* in [15], wo eine derartige Kongruenz formal vorliegt (bzw. für einen Phänotypisierer vorzuliegen schiene).

Wie hoch die Wahrscheinlichkeit, dass das deutsche Sprachsystem in diesem Millennium derart ergativ wird, einzuschätzen ist, hängt von vielen weiteren

Faktoren und Entwicklungen ab.⁴⁸⁴ Sicher mag die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit ergativischer Sätze nach beschriebenem Schema steigen, wenn sich intensiver Sprachkontakt mit einer Ergativsprache ergeben sollte. Nichtsdestoweniger ist der Wandel des Alignmentssystems einer Einzelsprache ein sehr komplexer Vorgang, der weder auf Individual- noch auf Kollektivebene rasch zu erwarten ist, und so würde ich selbst auch den soeben skizzierten denkbaren Alignment-Wandel im Deutschen zwar als möglich (quod erat demonstrandum), allerdings gegenwärtig gleichsam als recht unwahrscheinlich einstufen (insbesondere die fehlende Kongruenz zwischen dem Verb und einem anderen Satzglied etwa bei dt. **Ihnen verliert ihre Geldbeutel*. scheint hierbei die Wahrscheinlichkeit für besagtes Szenario erheblich zu reduzieren (doch eben nicht auf 0 zu setzen)).⁴⁸⁵ Soziolinguistisch kann ferner konstatiert werden, dass die genannten Beispiele für Übertragung bzw. Aktivierung ergativer Strukturen im Gegenwartsdeutschen aufgrund der Tatsache, dass sie auf mehreren sprachlichen Ebenen unkonventionell sind, besonders geeignet sind, einen „Widerstand“ beim der gegenwartsdeutschen Sprachgemeinschaft angehörenden Empfänger hervorzurufen. Dieser Widerstand, den man psychologisch wohl mit dem Phänomen der Differenzierung zwischen einer Ingroup, der man sich zugehörig fühlt, und einer Outgroup, gegen die man sich und seine Ingroup abgrenzt, in Bezug setzen kann, muss als Faktor interpretiert werden, der die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für eine derartige ergativische Struktur signifikant senkt bzw. niedrig hält (insbesondere die phatische Sprachfunktion nach Roman Jakobson (s. dazu etwa

⁴⁸⁴ Konventionelle unpersönliche Konstruktionen wie dt. *Ihn dürstet*. erhöhen vielleicht die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für derartige Ergativmuster im Dt. unter Verwendung eines Akkusativs als Subjektskasus in transitiven Sätzen anstelle eines Dativs wie in den Beispielen [14] und [15]; allerdings ist der bisherige konventionelle Gebrauch des Akkusativs als Kasus eines direkten Objekts transitiver Sätze gleichsam ein Faktor, der die Gefahr einer Verwechslung von Subjekt und Objekt bei gegenwärtigen Zustand des Dt. erhöht, sodass der Dativ wiederum als geeigneter erscheinen könnte. Wie ein Alignmentwandel im Dt. initiiert werden könnte, bleibt spekulativ; dass die hier dargestellte Möglichkeit des Ablaufs eines derartigen Prozesses gegeben wäre, konnte aber dennoch plausibel gemacht werden. Weitere Forschungen unter Anwendung und womöglich weiterer Ausarbeitung des Rezessivitätsmodells und seiner Erkenntnisse mögen hierbei in Zukunft fundiertere Einschätzungen ermöglichen.

⁴⁸⁵ Dennoch konnte an [15] gezeigt werden, dass ein entsprechendes (unkonventionelles) ergativisches Muster im Gegenwartsdeutschen (mit all dessen Konventionen) zumindest unter einigen bestimmten Bedingungen (Verb mit passivischer Sinnrichtung, „subjekthaftes Objekt“ (hier: *Ihm*) in 3. Person Sg.) durchaus geeignet sein kann, um die Kommunikationsfunktion des sprachlichen Ausdrucks zu erfüllen (die Voraussetzung für eine Ausdehnung dessen auf andere Bereiche, in denen diese Bedingungen eingeschränkt sind, wäre also prinzipiell gegeben).

Jakobson 1960: 355f) spielt hierbei also eine Rolle). Dieser Widerstand gegen unkonventionelle Strukturen dürfte niedriger ausfallen, wenn Unkonventionalität auf weniger sprachlichen Ebenen (etwa nur auf der Wortstellungsebene) begegnet oder die entsprechende Phänotypisierung von einem Individuum mit hohem sozialem Ansehen getätigt wird (hierzu sind weitere Studien, gerade auch im Zusammenhang mit dem Beispiel rezessiver Ergativität im Gegenwartsdeutschen, wünschenswert, die diesbezüglich mehr Klarheit bringen könnten).

Die durchschnittliche Frequenz von Alignmentwandeln in den Sprachen der Welt ist leider kaum zu bestimmen, dennoch haben die Beispiele des Kurmandschi, des Hindi und der polynesischen Sprachfamilie sowie unser wahrscheinlichkeitstheoretisches Gedankenspiel gezeigt, dass es sich um eine auf lange Sicht durchaus erwartbare Form von Sprachwandel handelt. Insofern soll das beschriebene Szenario zum Gegenwartsdeutschen und seine mögliche zukünftige Fortentwicklung hinsichtlich seines Alignmentsystems lediglich der Veranschaulichung dienen und nicht als Versuch einer Vorhersage missverstanden werden.

Das linguistische Rezessivitätsmodell ist geeignet, sich in die ergativistische Forschung zu integrieren, da es helfen kann, deutlich zu machen, wo sich ergativistische Züge finden lassen, wie ausgeprägt sie sind, ob sie sich nachweislich phänotypisch äußern oder nicht; auch über die Ermittlung von Faktoren und Parameter, die Einfluss auf die entsprechenden Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten nehmen, kann es vielleicht sogar Vorhersagen für künftige Entwicklungen bzw. Entwicklungsmöglichkeiten ermöglichen. Gleichzeitig fügt es sich in die Reihe von Forschungsarbeiten ein, die begründet verneinen, dass sich Ergativität besser als andere sprachliche Phänomene als typologisches Kriterium zur Bestimmung genetischer Sprachverwandtschaften eignet (vgl. etwa Nichols 2012: 566); stattdessen mag dies aber die Suche nach rezessiver Ergativität zumindest zu einem gewissen Grad ermöglichen – zur Überprüfung dieser Annahme sind entsprechende künftige Untersuchungen wünschenswert.

Darüber hinaus legt die Integrierbarkeit des Modells in die ergativistische Forschung nahe, dass nicht nur sprachliche Phänomene innerhalb der germanischen oder indoeuropäischen Sprachfamilie mit seiner Terminologie in nützlicher Weise bearbeitet werden können. So mag die Suche nach einer in Gestalt entsprechender rezessiver Informationen gespeicherter Veranlagung zu Ergativität etwa in nicht-ergativen Sprachen der austronesischen Sprachfamilie einen Beitrag zur Frage nach der deren genetischer Beziehung untereinander leisten, ohne sich länger ausschließlich auf oberflächliche, d.h. phänotypisch nachweisbare Strukturen verlassen zu müssen.

5 – Zusammenfassung, Fazit und Ausblick

Wir haben in dieser Arbeit ausgehend von der Annahme, dass es innerhalb von Sprache Mechanismen geben könnte, die sich mit rezessiver Vererbung in der Biologie vergleichen lassen, eine gründliche Suche nach etwaiger rezessiver Information und deren Speicherung in Sprache unternommen. Nach einer Rekapitulation entsprechender Inhalte der biologischen Vererbungslehre wurde rasch deutlich, dass der Schlüssel für das Gelingen des linguistischen Vorhabens in der Herstellung einer klaren Terminologie für das Konzept sprachlicher Rezessivität liegt. Die Adaption des biologischen Rezessivitätsbegriffs, aus dessen Kernbedeutung ein *Allgemeiner Rezessivitätsbegriff*⁴⁸⁶ und ein *Allgemeines Rezessivitätsmuster*⁴⁸⁷ als informationstheoretische Konzepte extrahiert wurden, zog dabei unweigerlich die Notwendigkeit einer Definition eines sprachlichen Phäno- bzw. Genotyps nach sich, wobei generell für jegliche terminologische Adaption eine Anpassung an die Begebenheiten des Untersuchungsgegenstands – der Sprache – unerlässlich ist, weil sich sprachliche Systeme, trotz einiger vorhandener Schnittmengen, mitunter durchaus erheblich von biologischen Systemen unterscheiden.⁴⁸⁸ Insbesondere die Beschreibung eines sprachlichen Phäno- bzw. Genotyps machte einen explizit probabilistischen Ansatz nötig, der für das Modell sprachlicher Rezessivität prägend geworden ist.

⁴⁸⁶ Der Allgemeine Rezessivitätsbegriff wurde dabei – gemeinsam mit dem Adjektiv *rezessiv* – zur Beschreibung jeder Form von Information formuliert, die nicht als phänotypisch wahrnehmbar gelten kann, wobei die Anwendung des Allgemeinen Rezessivitätsbegriffs in unterschiedlichen Wissenschaften und auf unterschiedliche Untersuchungsgegenstände jeweils eine Definition eines Phänotyps nötig macht, die zwar eine Schnittmenge zum Phänotyp in der Biologie aufweisen wird, aber eben keinesfalls mit ihm deckungsgleich sein kann, wie es etwa anhand der Definition des sprachlichen Phänotyps deutlich wird.

⁴⁸⁷ Das Allgemeine Rezessivitätsmuster zeichnet sich durch die Wieder- bzw. Rückkehr einst phänotypisch wahrnehmbarer Information in den Phänotyp aus und greift somit weiter als der Allgemeine Rezessivitätsbegriff.

⁴⁸⁸ Im Rahmen unserer Betrachtungen systemtheoretischer Ansätze wurde deutlich, wie wichtig es ist, sich des Zuschnitts eines jeweils untersuchten Systems bewusst zu sein (insbesondere um Verzerrungen durch unerkannte Perspektivierungen vorzubeugen).

Zunächst sei jedoch noch einmal auf Ziel und Ausgangsprämisse der Arbeit hingewiesen: Wenn wir davon ausgehen, dass das Universum ein hermetisch abgeschlossenes System ist, in dem vermeintlich „neue“ Information stets auf zuvor vorhandener basiert, so ist in der Konstanz der Ausgangsinformation seit dem Urknall bereits die (mindestens sekundär ableitbare) Information aller im Universum möglichen Welten gespeichert. In Anknüpfung an die Systemtheorie lässt sich dies ebenso auf sprachliche Systeme, die zuletzt Subsysteme des Universums sind, übertragen, wobei hierbei – weil sprachliche Systeme nicht hermetisch sind – auch Information aus der Umwelt in das System eindringen kann (freilich muss diese Umwelt wiederum dem hermetischen System des Universums angehören). Wir kommen also zu der trivialen Einschätzung, dass in sprachverarbeitenden Systemen wie dem Sprachsystem, über das ein *Homo sapiens* kognitiv verfügt, alles, was in Sprache möglich ist, seit Entstehung des Sprachsystems vorhanden sein muss, wobei auf die Abhängigkeit von der physischen wie kognitiven Leistungsfähigkeit des jeweiligen Systems bzw. Trägersystems hinzuweisen ist, die diesbezüglich natürlich zu Einschränkungen führt (so verfügt der Mensch beispielsweise nur über eine begrenzte Zahl von mit seinem Artikulationsapparat herstellbaren Lauten; auch wird er sprachlich nichts ausdrücken können, was sich seiner Erkenntnisfähigkeit entzieht). Angesichts dieser trivialen und allumfassend anmutenden Einschätzung, die am Beginn der Ausführungen dieser Arbeit steht, war es hier das Ziel, dazu eine Terminologie und ein entsprechendes Modell zu entwickeln, womit es möglich ist, der angenommenen ungeheuren Informationsmenge, die sich vor allem durch die Möglichkeit der Verkettung und In-Relation-Setzung ergibt, Herr zu werden, eine Operationalisierbarkeit zu erwirken und so besagte Informationsmenge zielgerichtet auf das herunterbrechen zu können, was für die linguistische Forschung von Relevanz ist, ohne dabei einer Verzerrung der genannten Prämisse zu bedürfen.

Wir haben dabei zunächst den *sprachlichen Phänotyp* als die Gesamtheit all dessen umfassend, was an Sprache wahrgenommen werden kann und wahrgenommen wird, definiert und demgegenüber den *sprachlichen Genotyp* als die Menge aller Phänotypisierungsmöglichkeiten aller sprachlichen Elemente innerhalb eines Sprachsystems beschrieben (alles, was dem sprachlichen Phänotyp zugehörig ist, ist also auch dem sprachlichen Genotyp zugehörig, was jedoch nicht umgekehrt gilt); der Phänotyp ist dabei als veränderlich zu begreifen, sodass bei der Untersuchung eines jeweiligen Zustands auch der Untersuchungszeitpunkt oder -zeitraum samt weiterer flankierender Faktoren (wie z.B. sprachlichen Kontext) Berücksichtigung finden muss. Der sprachliche Genotyp hingegen wird als konstante und immer gleiche Menge sprachlicher Elemente beschrieben, die

Sprachsysteme im Kern ausmacht und für jedes Sprachsystem identisch und unveränderlich ist. Seine tatsächliche enorme informationelle Größe gewinnt der sprachliche Genotyp jedoch nicht durch die Anzahl seiner Elemente, sondern durch deren Relationen, die zwei oder mehrere (tatsächlich auch viele) dieser Elemente miteinander verbinden können; die Verbindungen wiederum sind als gewichtet zu verstehen, wobei die Gewichtungen zuletzt die Basis der für das hiesige Informationsmodell zentralen Phänotypisierungswahrscheinlichkeitsdistributionen sprachlicher Elemente bilden.

Unter einem *sprachlichen Element* verstehen wir die Grundeinheit einer sprachlichen Kategorie im Sinne eines Elements eines sprachlichen Systems.⁴⁸⁹ Wir haben festgestellt, dass die Gestalt, in der ein solches Element phänotypisiert werden kann und die wir auch als *Wert* des sprachlichen Elements begreifen können, nicht stabil ist, sondern stets gemäß einer Wahrscheinlichkeitsverteilung verschiedene *Phänotypisierungsmöglichkeiten* bestehen, die außerhalb einer tatsächlichen Phänotypisierung miteinander superponieren. Auch im Falle einer Phänotypisierung kann unter bestimmten Umständen noch Superposition vorliegen.⁴⁹⁰ Zur Ermöglichung einer Diskussion über den Wert eines sprachlichen

⁴⁸⁹ Ein sprachliches Element sollte nicht mit einer sprachlichen Universalie verwechselt werden. Geht man von der Existenz solcher Universalien aus, so können sprachliche Elemente durchaus Universalien sein, müssen es aber nicht. Grundsätzlich deutet das probabilistische Wesen sprachlicher Strukturen darauf hin, dass auch etwaige Universalien probabilistisch organisiert sein müssen. Obgleich hier die Frage nach der Existenz von Universalien nicht weiter diskutiert werden soll, sei doch festgehalten, dass aufgrund weitreichender genetischer Übereinstimmungen aller *Homo sapiens* – die somit zwangsläufig über gleiche bzw. universale Voraussetzungen oder Fähigkeiten verfügen, die ebenso zwangsläufig auch Einfluss auf die Gestalt von Einzelsprachen nehmen müssen – die Sprachfähigkeit des Menschen notwendigerweise bei allen Individuen dieser Art zumindest sehr ähnlich angelegt und ausgeprägt sein muss; zudem können die physikalischen (und ontologischen) Determinanten dieser Sprachfähigkeit als bei allen irdischen Trägern einer linguistischen Individualebene als nahezu vollständig identisch angesehen werden. Folgt man ferner etwa Dan Dediu und Stephen Levinson, die von einem Sprachalter von mehr als 500.000 Jahren ausgehen (s. Dediu/Levinson 2013: 1), ist angesichts dieses großen Zeitraums und der Tatsache, dass menschliche Einzelsprachen seitdem immer wieder – und heute wohl mehr denn je – in Sprachkontakt miteinander gerieten, davon auszugehen, dass schon alleine deshalb vermeintliche „Universalien“ zu finden sein werden, die ihrem Ursprung nach aber keine sind.

⁴⁹⁰ Dabei sind mit dem Phänotypisierungsvorgang aber nicht alle Phänotypisierungsmöglichkeiten als parallel phänotypisierbar anzunehmen, sondern nur eine bestimmte Untermenge der Gesamtmenge.

Bezüglich Superposition bei Phänotypisierung sei insbesondere an die als superponierend zu begreifenden Bedeutungen von dt. *Klausur* als Ereignis und physikalisches Objekt erinnert, die zum Verständnis eines Satzes wie dt. *Ich habe die Klausur*

Elements, wenn dieser nicht näher bestimmbar ist oder bestimmt werden soll, dient der Terminus *Variable*, der hierbei einen solchen Wert meint, ohne dass für diesen eine genaue Form angenommen werden muss.

Bei der Anwendung des Modells ist stets zu beachten, wie das sprachliche System, das betrachtet wird, zugeschnitten ist. Wesentlich ist hierbei vor allem die Unterscheidung zwischen Individualebenen und Kollektivebenen, wobei letztere durch Synchronisierungsprozesse aus ersteren hervorgehen.⁴⁹¹ Wir können Kollektivebenen daher als (abstrakten) Speicherort sprachlichen Wissens, das auf Synchronisierung – man könnte auch im Weitesten Sinne „Konsens“ sagen – beruht, verstehen. Dieses Verständnis einer Kollektivebene bedeutet, dass es sich dabei eben nicht um eine Art Vereinigungsmenge der sprachlichen Informationen, über die alle Individualebenen, aus denen sie generiert wird, verfügen, handelt, sondern eher, dass sie eine Art „Schnittmenge“ meint.⁴⁹² Diese „Schnittmenge“ ist durch Konventionen reguliert, die aus Synchronisierungsprozessen von Individualebenen hervorgegangen sind. Wenn wir etwa die Frage nach sprachlichen Universalien stellen, so könnte man, wenn man von identischer kognitiver wie physischer Veranlagung aller Menschen ausginge, auf den

von nächstem Mittwoch auf deinen Tisch gelegt. beide parallel wahrgenommen werden müssen (vgl. das frz. Vorbild dieses Beispiels bei Gayral et al. 2001: 60f).

⁴⁹¹ Es sei daran erinnert, dass eine Kollektivebene nicht notwendigerweise eine ganze Sprachgemeinschaft beschreiben muss; vielmehr wollen wir, wie in der Einleitung bereits erwähnt, eine Kollektivebene als immer dort entstanden begreifen, wo zwei oder mehr Individualebenen miteinander in Kontakt bzw. Wechselwirkung treten. Innerhalb einer Sprachgemeinschaft, die als besonders komplexe Kollektivebene verstanden werden kann, sind also – in einer subsystemhaften Weise – vielfältige sich ständig und wechselnd konstituierende Kollektivebenen anzunehmen. Ferner sind Kollektivebenen abstrahierende Simplifizierungen und Modell: Tatsächlich beleibt sprachliche Information auf Individualebenen verhaftet, wird dort gespeichert und prozessiert; Kollektivebenen und ihre Konventionen finden sich in Form von Images, die Informationen über vergangene Kommunikationen halten, auf den Individualebenen.

⁴⁹² Der Begriff *Schnittmenge* ist hier mit Vorsicht zu gebrauchen, da nicht von einer tatsächlichen Schnittmenge im Sinne der Mengenlehre, die aus den Mengen aller Individualebenen gezogen wird, ausgegangen werden sollte – dies hat seine Ursache in der Komplexität der Synchronisierungsprozesse, die etwa eine Kollektivebene wie die des Gegenwartsdeutschen aus einer Vielzahl von Individualebenen ermitteln lässt. So sollte beispielsweise nicht davon ausgegangen werden, dass jedes Wort, das etwa der Duden bei der Ermittlung dessen, was er – sinngemäß – als Lexikon der Kollektivebene des Deutschen listet, in allen Individualebenen derjenigen, die der Sprachgemeinschaft des Deutschen zugerechnet werden, mit gleicher Phänotypisierungswahrscheinlichkeit vorhanden ist; hier kann es signifikante Unterschiede geben.

sprachsystemischen Individualebenen der Art *Homo sapiens* bezüglich der Fähigkeit zur Verkettung und In-Relation-Setzung⁴⁹³ sprachlicher Informationen eine „Universalie“⁴⁹⁴ erblicken und könnte dies unter Umständen gar auf die Gesamtheit der sprachlichen Basisinformationen ausweiten, wenn man diese an die Zahl der Gestaltmöglichkeiten der Umwelt der Art *Homo sapiens* und eben die Erkenntnisfähigkeit des *Homo sapiens* koppelt. Doch selbst dann, wenn wir von derartigen sprachlichen „Universalien“ ausgingen, wäre deren Niederschlag auf Kollektivebenen gering: Dort findet durch die strenge Regulierung mittels (durch Synchronisierung generierter) Konventionen eine Selektion von Information der Individualebenen statt. Bei all dem seien wir aber eingedenk, dass zumindest die Beschreibung von Kollektivebenen gemäß dem Rezessivitätsmodell immer eine Vereinfachung komplexerer Zusammenhänge darstellt – tatsächlich sind es ja die Phänotypisierungswahrscheinlichkeitsdistributen, die von Relevanz sind.

Natürlich kann das gemeinschaftliche sprachliche Wissen, das auf (abstrakten, modellhaften) Kollektivebenen vorliegt, nur durch Phänotypisierungen erworben worden sein, da diese die Voraussetzung für Synchronisierungsprozesse bilden; d.h. auf Kollektivebenen können nur sprachliche Informationen enthalten sein, die bereits mindestens einmal phänotypisiert worden sind oder die sich (als rezessive Informationen) von besagten, durch diese Phänotypisierungen direkt erworbenen Informationen ableiten lassen. Phänotypisierungen erfolgen dabei stets auf Individualebene,⁴⁹⁵ von der somit alles sprachliche Wissen eines Kollektivs, d.h. alle sprachliche Information, die in einem „Lexikon“ der Kollektivebene als verankert gelten kann, ausgeht. Von zentraler Bedeutung ist ferner die Erkenntnis, dass im Rahmen von Synchronisierungsprozessen, die gemäß dem Modell eine Kollektivebene generieren, ein Abbild (Image) selbiger im Sinne einer Interpretation erstellt wird; dies geschieht durch die an der jeweiligen Synchronisation beteiligten Träger von Individualebenen, die das Abbild der Kollektivebene (bzw. ihre unter Umständen jeweils unterschiedliche Interpretation der-

⁴⁹³ Aufgrund der Operationen „Verkettung“ und „In-Relation-Setzen“ ist trotz der enorm großen Informationsmenge, die für den sprachlichen Genotyp vorausgesetzt wird, von einer verhältnismäßig geringen Speicherkapazität, die dafür notwendig ist, auszugehen (ähnlich wie die Linguistik auch im Zusammenhang mit Rekursion keine unendliche Speicherkapazität annehmen musste).

⁴⁹⁴ Dass der Begriff *Universalie* in dieser Arbeit dennoch eine Ablehnung erfährt, wurde bereits mehrfach deutlich und sei hier nicht noch einmal im Detail begründet.

⁴⁹⁵ Schließlich kann eine Sprachgemeinschaft beispielsweise nicht als solche eine sprachliche Äußerung tätigen, wohl aber wäre denkbar, dass alle Individuen, die dieser Sprachgemeinschaft angehören, zeitgleich dieselbe Äußerung tätigen, was aber nichts daran ändern würde, dass diese Äußerungen nicht als Kollektiv, sondern ausschließlich auf der Individualebene vieler Individuen erfolgen.

selben) in ihr Sprachsystem (bzw. ihr Mentales Lexikon) einspeisen. Dieses Abbild beeinflusst die Phänotypisierungswahrscheinlichkeitsverteilungen für das sprachliche Wissen des jeweiligen Trägers einer Individualebene und somit künftige sprachliche Handlungen besagten Trägers; ein Image sollte also vor allem als Speicher sprachlicher Metainformation, wie eben Phänotypisierungswahrscheinlichkeitsverteilungen, verstanden werden und nicht als Speicher sprachlicher Information an sich; diese Metainformationen konstituieren ferner das, was gemeinhin unter sprachlicher Konvention verstanden wird.

Überdies hat in der vorliegenden Arbeit das Beispiel um engl. *mouse* deutlich gemacht, welche hohe Relevanz die Umwelt und die durch sie bereitgestellten möglichen Referenzobjekte sprachlicher Ausdrücke haben. Wie Sprache, als nicht-hermetischen Systemen innewohnend, grundsätzlich nicht unabhängig von der Umwelt dieser Systeme gedacht werden kann (was sich insbesondere an der Kontextabhängigkeit sprachlicher Zeichen zeigt), so ist ebenfalls für das linguistische Rezessivitätsmodell und eben die Annahme rezessiver Information die Umwelt nicht auszublenden: Auch rezessive sprachliche Information steht bzw. entsteht in Wechselwirkung mit der Umwelt; es handelt sich hierbei um reziproke Beziehungen, deren in Sprachsystemen ansässiger Teil in dieser Arbeit ausführlich untersucht wurde.

Ferner ist gerade im Bewusstsein der konventionsabhängigen Gestalt sprachlicher Kollektivebenen davon auszugehen, dass die absolute Anzahl (möglicher) sprachlicher Elemente in den Einzelsprachen der Welt, die gerade durch ihr konventionalisiertes bzw. konventionalisierendes Wesen als Kollektivebene bestimmt sind, keinesfalls konstant ist, sondern eine nicht stabile Komplexität von Sprache auf Kollektivebene angenommen werden sollte. Obgleich die im 20. Jahrhundert aufgekommene These der Invarianz der Komplexität von Sprache lange Zeit kaum hinterfragt wurde, wurden inzwischen in zahlreichen Arbeiten – einen guten Überblick hierzu liefert der Sammelband von David Gil et al. 2009 – Fälle besprochen, die zu einer gegenteiligen Annahme führen, die von den Befürwortern der These der Invarianz in ihrer Masse bisher nicht zu widerlegen waren. So zeigte etwa Guy Deutscher (2000), dass das Akkadische in seiner Geschichte komplexere Strukturen (etwa hinsichtlich des Satzbaus) entwickelte, als seine Sprecher – wohl im Zusammenhang mit zivilisatorischen Fortschritt – komplexerer kommunikative Bedürfnisse bekommen hatten (s. Deutscher 2000: 164-186), wogegen etwa Pirahã, eine indigene Sprache Amazoniens, verglichen mit anderen Sprachen der Gegenwart als besonders wenig komplex gelten kann (s. dazu etwa Everett 2005 u. 2009: 177-259 sowie Sakel/Stapert 2010).⁴⁹⁶ Wenn

⁴⁹⁶ Auf lexikalischer Ebene mag man schwedisch *nån* ‚irgendwer, irgendetwas‘, das eine Kurzform von schwedisch *någon* (Langenscheidt-Redaktion 2003: 391f), welches aus

also nicht von einer in allen Einzelsprachen identischen Anzahl sprachlicher Elemente ausgegangen werden kann,⁴⁹⁷ so deutet dies darauf hin, dass nicht alle

urnordisch **ne-wait-ek-hwarir* ‚nicht weiß ich welcher‘ hervorgegangen ist (vgl. Hofmann/Ranke 1988: §15), darstellt, als ein besonders bemerkenswertes Beispiel für den Rückgang von Komplexität auf der Ausdrucksseite bei gleichzeitig weitgehender, wenn auch nicht vollständiger, Stabilität der inhaltsseitigen Komplexität erkennen (Ähnliches lässt sich wohl für ausdrucksseitige Reduktionen im Allgemeinen behaupten).

⁴⁹⁷ Die Beantwortung der Frage, ob die Sprachen der Welt in ihrer Komplexität einander gleich sind oder nicht, hängt natürlich unweigerlich davon ab, wie man Komplexität definiert: Wenn durch eine absolute Kasuskonstruktion mit Satzentsprechung ein Satz oder Teilsatz ersetzt werden kann, liegt dann größere, geringere oder gleich große Komplexität vor wie im Fall eines entsprechend ausformulierten Satzes bzw. Teilsatzes? Schon mit Blick auf i-Umlaute haben wir etwa hinsichtlich des den Modus betreffenden Informationsgehalts von ahd. *nāmin*_{1./3.PL.PST.CONJ} und mhd. *nāmen*_{1./3.PL.PST.CONJ} Informationsidentität beobachtet, obgleich die entsprechende Information dabei in jeweils unterschiedlicher Weise „verpackt“, d.h. enkodiert ist. Sinnvolle Kriterien erscheinen etwa die Fähigkeit der Subordination oder der Umfang des Wortschatzes. Wären alle Sprachen hinsichtlich ihrer Komplexität vollständig identisch, müsste es auch ihr Wortschatz sein, zudem dürfte er keine Größenschwankung in diachroner Sicht aufweisen (hierbei sollten aber jeweils sowohl 0-gradig als auch primär rezessive Elemente miteinbezogen werden). Beides zu überprüfen, bedürfte der Verarbeitung großer Datenmengen, die nicht nur schwer auszuwerten, sondern – insbesondere hinsichtlich diachroner Vergleiche – auch schwer zu beschaffen sein dürften. Nichtsdestoweniger wirkt angesichts der vielfältigen Bereiche, deren Inhalte durch Sprache kommuniziert werden können, und deren Veränderungen – man denke etwa an die Wortschatzveränderungen einer Gesellschaft, die sich von agrarischen Strukturen zu einer technologisierten Dienstleistungsgesellschaft wandelt –, die Annahme einer Wortschatzkonstanz mehr als gewagt; da aber Vokabular schwerlich durch grammatische Strukturen ersetzt werden kann, muss insgesamt davon ausgegangen werden, dass Sprachen auf Kollektivebene in ihrer Komplexität nicht als stabil zu betrachten sind (so kann zwar die Bedeutung ‚Computermaus‘ beispielsweise im Italienischen umschrieben werden, ohne dass es durch eine eigene lexikalische Einheit repräsentiert wird, doch sobald letzteres geschieht, ist eine neue und zusätzliche lexikalische Einheit gegeben, wogegen die Möglichkeit der Umschreibung weiterhin besteht, sodass von einer Erweiterung der Komplexität gesprochen werden muss, sofern man nicht annimmt, dass mit der Entstehung jeder neuen lexikalischen Einheit eine alte verloren geht) (s. ferner zur Komplexität von Sprache wiederum Gil et al. 2009). Die Frage nach der Komplexität von Sprache hängt – wie so oft – von der Abgrenzung dessen ab, was man unter Sprache versteht (es geht also wieder um die Abgrenzung eines zu untersuchenden Systems gegen dessen Umwelt); so weist etwa Daniel Everett (2009) darauf hin, dass auch bei einer Aneinanderreihung unflektierter Lexeme unter Missachtung (konventioneller) sprachlicher Regeln (also der *langue*-Ebene) durchaus Bedeutung ermittelt werden kann, die einen Kommunikationserfolg verspricht, was gemeinhin auf kontextuelles (sowohl hinsichtlich des sprachlichen Kontext als auch des situativen) oder sozio-gesellschaft-

sprachlichen Elemente primär rezessiv in allen Einzelsprachen auf Kollektivebene vorliegen; mindestens aber bedeutet dieser Umstand, dass die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit identischer sprachlicher Elemente in allen Sprachen der Welt nicht identisch sein kann.⁴⁹⁸ Diese Annahme steht deshalb nicht im Widerspruch zur in dieser Arbeit skizzierten Single Sign Theory, weil Kollektivebenen, wie erwähnt, von Phänotypisierungen, die von miteinander kommunizierenden Individuen abhängen, erzeugt werden und zudem nur als abstrakt und modellhaft zu begreifen sind. Kollektivebenen bieten somit keine tatsächlichen Sprachsysteme an, die an den (konstanten) sprachlichen Genotyp gebunden wären, sondern stellen lediglich eine Auswahl von dessen Elementen dar, die in Synchronisierungsprozessen zunächst phänotypisiert, dann konventionalisiert worden sind. Insofern ist der sprachliche Genotyp vollumfänglich und in seiner konstanten Natur allein auf Sprachsysteme auf Individualebene, die eben nicht abstrakt zu verstehen sind, anwendbar; selbiges gilt somit auch für die Single Sign Theory. Umgekehrt ist Varianz in der Komplexität eines (genotypischen) Sprachsystems nur auf Kollektivebenen möglich, nicht auf Individualebenen.

Ausgehend von dem probabilistischen Ansatz, der in den soeben beschriebenen Termini zum Ausdruck kommt, kann *rezessive Information in Sprache* als Gesamtheit der nicht phänotypisierten Information in Sprache begriffen werden;

liches Wissen zurückgeführt werden kann (vgl. Everett 2009: 202) – bei entsprechendem Zuschnitt eines Sprachsystems ließe sich auch derartiges Wissen in das System integrieren und wäre dann nicht mehr außersprachlich, was wiederum Einfluss auf die Beurteilung sprachlicher Komplexität hätte (nichtsdestoweniger wollen wir derartiges Wissen in dieser Arbeit durchaus als außersprachlich begreifen); zuletzt führt dies also auch zu der eher physikalischen Frage, ob etwa das Universum, wenn man es als hermetisches System, dessen wir alle Teil sind, begreift, eine Konstanz in seiner Komplexität aufweist oder ob eine „Erschaffung aus dem Nichts“ möglich ist.

⁴⁹⁸ Die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit eines sprachlichen Elements und die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit einer Phänotypisierungsmöglichkeit eines sprachlichen Elements dürfen dabei nicht miteinander verwechselt werden: Ersteres beschreibt die Wahrscheinlichkeit, dass ein sprachliches Element überhaupt eine Phänotypisierung erfährt, wobei die genaue Gestalt, in der diese Phänotypisierung erfolgt, von der Anzahl der Phänotypisierungsmöglichkeiten des sprachlichen Elements und deren jeweiliger Phänotypisierungswahrscheinlichkeit abhängt. Angenommen die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit eines (primär rezessiven) sprachlichen Elements in einer Einzelsprache wäre 0 (d.h., sie liegt bei 0%), so wären Anzahl und Phänotypisierungswahrscheinlichkeitsverteilung der Phänotypisierungsmöglichkeiten de facto unerheblich, da eine Phänotypisierung des sprachlichen Elements – in welcher Gestalt auch immer – grundsätzlich ausgeschlossen ist.

sie umfasst somit weite Teile der Information, die den sprachlichen Genotyp ausmacht.⁴⁹⁹ Information kann dabei wiederum sprachliche Elemente oder Bestandteile, aus denen diese zusammengesetzt sind (die wiederum sprachliche Elemente sind), meinen. Da sprachliche Elemente und somit alle sprachliche Information nur im Zuge einer tatsächlichen Phänotypisierung nicht rezessiv sind, kann jede Information in Sprache als (in zeitlicher Hinsicht) mehrheitlich rezessiv angenommen werden. Daher sind auch die Speicherkapazität und Speicherorte rezessiver Information grundsätzlich identisch mit allen, die sich generell für Sprache finden lassen und die man etwa in einem Mentalen Lexikon lokalisiert. Allerdings konnte gezeigt werden, dass selbst sprachliche Information, die bisher noch nie phänotypisiert wurde, etwa aufgrund semantischer Relationen, Wortbildungsmechanismen oder artikulatorischer Prinzipien durchaus umfangreich auf Grundlage bereits phänotypisierter Information im Mentalen Lexikon generiert bzw. durch Verknüpfung „erweckt“ wird; des Weiteren sind Sprachkontakte sowie externe Sprachspeicher zu berücksichtigen, wobei hierbei die dem Untersuchungssprachsystem fremden Strata oder externen Speicher nicht als Geber neuer sprachlicher Elemente zu verstehen sind, sondern lediglich als Metainformation transmittierend, sodass im Untersuchungssprachsystem eine Transformation der Phänotypisierungswahrscheinlichkeitsdistributen erfolgen kann.

Obleich diese Erkenntnis durchaus für synchrone Sprachbetrachtungen hilfreich ist – immerhin bietet sie einen probabilistischen Erklärungsansatz etwa für Varianten und gar Varietäten an –, kann diesbezüglich insbesondere für die Sprachgeschichtsforschung kaum von Interesse sein, dass beispielsweise eine sprachliche Information, die gestern phänotypisiert wurde und heute neuerlich Phänotypisierung erfuhr, zwischenzeitlich rezessiv war; vielmehr werden bei diachronen Sprachbetrachtungen erst Informationen interessant, die über einen längeren Zeitraum hinweg rezessiv waren, ehe sie erstmals oder erneut phänotypisiert wurden. Die Definition eines hierfür als ausreichend lange erachteten Zeitraums erfolgt dabei bis zu einem gewissen Grade willkürlich und mag sinnvollerweise gemäß des jeweiligen Forschungsinteresses unterschiedliche Zuschnitte erfahren. In Bezug auf das Allgemeine Rezessivitätsmuster, dessen Grundannahme das Abbrechen einer Kontinuität des Äußerns eines sprachlichen Elements bzw. einer sprachlichen Information im sprachlichen Phänotyp darstellt, wurde in dieser Arbeit vorgeschlagen, einen derartigen Bruch in der

⁴⁹⁹ Unter Umständen ist sogar denkbar, dass temporär die gesamte Information des sprachlichen Genotyps rezessiv ist, nämlich etwa dann, wenn man einen einzelnen Angehörigen einer Sprachgemeinschaft und dessen Mentales Lexikon zum Untersuchungsgegenstand nimmt und dieser Angehörige schweigt, keine sprachliche Information von der Umwelt wahrnimmt und gerade auch nicht in sprachlicher Form denkt.

Kontinuität, der einem zwischenzeitlichen Schwund entspricht, als erfolgt zu betrachten, wenn kein der entsprechenden Sprachgemeinschaft angehörendes Individuum, das das entsprechende Element bzw. die entsprechende Information zuletzt phänotypisiert hatte, zeitgleich mit einem Individuum lebte, das eine derartige Phänotypisierung zu einem späteren Zeitpunkt neuerlich hervorbringt.

In einem solchen Szenario, das mithilfe des Allgemeinen Rezessivitätsmusters beschrieben werden kann, richtet sich der Blick auf die Kollektivebene, die Ebene einer Sprachgemeinschaft, und eines „Lexikons“ dieser Kollektivebene, das wir, wie bereits erwähnt, als abstrakten und modellhaften Speicherort sprachlichen Wissens verstehen wollen. Insofern ist auch eine Anwendung des Allgemeinen Rezessivitätsmusters auf eine Kollektivebene als Abstrahierung und Simplifizierung im Sinne der Anschaulichkeit und Anknüpfung an Methoden der klassischen Linguistik, die Sprachsysteme auf Kollektivebene oft zum Hauptgegenstand hat, zu verstehen.

Was die Vorstellung rezessiver *Informationserhaltung* angeht, wurde festgestellt, dass dieser Terminus mitunter irreführend ist; besser ließe sich sagen, dass der Informationsgehalt sprachlicher Elemente nicht nur durch diese selbst, sondern vor allem durch ihre Relationen zu jeweils anderen sprachlichen Elementen bestimmt wird, dass sprachliche Strukturen (dabei insbesondere solche, die konventionalisiert sind) derartige Informationen ebenso beeinflussen und dass daher bestimmte Informationen weniger „aufrechterhalten“ als vielmehr ständig in gleicher Weise neu generiert werden.

Zur Verständigung über rezessive sprachliche Informationen, für die angenommen wird, dass sie bisher noch nicht phänotypisiert wurden oder dass sie auf Kollektivebene gemäß des Allgemeinen Rezessivitätsmusters zwischenzeitlich als phänotypisch geschwunden gelten müssen, wurde – insbesondere infolge unserer Betrachtungen zu Wortbildungen – der Terminus *Dunkles Lexikon* bzw. *dunkler Teil des Lexikons* vorgeschlagen, der eben alle derartigen rezessiven sprachlichen Informationen, die somit nicht 0-gradig rezessiv sind, umfasst. Er kann dabei sowohl auf das Mentale Lexikon eines Individuums als auch auf das Lexikon einer Kollektivebene angewandt werden. Wird letzteres betrachtet, so gilt eine Information als nicht phänotypisiert, wenn sie im betrachteten Zeitraum von keinem Angehörigen des betrachteten Kollektivs phänotypisiert wird. Darüber hinaus ist aber auch denkbar, in Abhängigkeit von der jeweiligen Größe des betrachteten Kollektivs und des betrachteten Zeitraums, eine Phänotypisierungsfrequenz festzulegen, bis zu der eine sprachliche Information als nicht konventionalisiert gilt, um etwa das Allgemeine Rezessivitätsmuster auf Kollektiv-

ebene nur hinsichtlich dortiger Konventionalisierungen anzuwenden (eine einzelne Phänotypisierung wäre dabei etwa möglich, ohne die Veranschaulichung durch das Allgemeine Rezessivitätsmuster definitionsgemäß zu untergraben).

Ferner haben wir gesehen, dass die Wahrscheinlichkeit der Phänotypisierung einer Phänotypisierungsmöglichkeit eines sprachlichen Elements im Falle einer Phänotypisierung desselben von der Verteilung der Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten aller Phänotypisierungsmöglichkeiten des Elements abhängt; Einfluss auf diese Wahrscheinlichkeitsverteilung haben etwa Parameter wie Kommunikationssituation, sprachlicher Kontext (etwa Lautverbindungen, begleitende Lexeme in einem Satz oder Text oder Ähnliches) oder die individuelle Organisation und Gestalt des Mentalen Lexikons des Phänotypisierers.⁵⁰⁰

Auf Individualebene lässt sich überdies das Sprachlernen – auch und gerade im Rahmen des Spracherwerbs – an Veränderungen der Phänotypisierungswahrscheinlichkeitsverteilung eines sprachlichen Elements binden, wie auch folgendes Beispiel verdeutlicht: Auf einer Zugfahrt wurde ich Zeuge, wie eine Mutter ihren Sohn, der im Kindergartenalter war, darauf aufmerksam machte, dass

⁵⁰⁰ Es sei daran erinnert, dass als Phänotypisierer sowohl ein Sender als auch ein Empfänger infrage kommen. Für gewöhnlich ist dabei von einem *Homo sapiens* auszugehen, allerdings sind auch andere Spezies oder eine künstliche Intelligenz (KI) denkbar. Unter Verweis auf Wilhelm Köllers Annahme, „dass [es] bei der Konstitution von Wahrheitsinhalten [...] nicht nur um einen Informationsfluss vonseiten der Wahrnehmungsobjekte gibt, sondern auch einen Informationsfluss vonseiten der Wahrnehmungssubjekte“ (Köller 2004: 9) ist hinsichtlich des Phänotypisierers im Sinne der Terminologie des linguistischen Rezessivitätsmodells zunächst festzuhalten, dass man diesen gewöhnlich mit dem identifizieren kann, was Köller „Wahrnehmungssubjekt“ nennt. Wenn Köller ferner feststellt, dass dessen Sehepunkt entscheidend dafür ist, „welche potenziellen Aspekte des jeweiligen Wahrnehmungsgegenstandes überhaupt erfahrbar werden bzw. in welcher Schärfe und Detaildifferenzierung diese in Erscheinung treten können“ (Köller 2004: 10), so ist auch darin eine Parallele zum Rezessivitätsmodell zu erkennen: Ohne eine Phänotypisierung (also genauso wenig ohne einen Phänotypisierer) kann ein Wahrnehmungsgegenstand (bzw., im Rahmen des linguistischen Rezessivitätsmodells, ein sprachliches Element) nicht als vollständig konstituiert gelten. Den „Informationsfluss vonseiten der Wahrnehmungssubjekte“ (Köller 2004: 9), den Köller sieht, wollen wir dabei auf die Filterung des Informationsstroms vonseiten des Phänotypisierungsobjekts begreifen: Hierbei werden bestimmte Informationen, letztlich eine bestimmte Gestalt (bzw. Phänotypisierungsmöglichkeit), durch den Akt der Phänotypisierung vom Phänotypisierer herausgefiltert, wobei für alle diese Informationen unterschiedliche Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten vorliegen können, welche im Kommunikationskontext oder der Organisation und des Umfangs des Mentalen Lexikons des Phänotypisierers sowie explizit auch dessen Wissen um sprachliche Konventionen ihre Begründung finden. Insbesondere die letzteren Aspekte wollen wir als Teil des Informationsflusses vonseiten des Phänotypisierers zum Phänotypisierungsobjekt begreifen und somit abschließend Köllers genannter Annahme zustimmen.

eine Schulklasse – mutmaßlich auf einem Ausflug – zustieg. Sinngemäß sagte sie dabei: „Schau, da sind lauter Schulkinder eingestiegen!“ Ihr Sohn, dem offenbar die beiden begleitenden Lehrer aufgefallen waren, ergänzte: „Und da sind auch noch Schulerwachsene dabei!“ Offensichtlich begriff er also die ausdrucksseitige Unterscheidung der Bedeutungen ‚Kind‘ und ‚Erwachsener‘ im Deutschen (also dt. *Kind* gegenüber dt. *Erwachsener*) und übertrug sie auf entsprechende Komposita – hier ausgehend von dt. *Schulkind* auf dt. **Schulerwachsener*. Dass er nicht dt. *Lehrer* gebrauchte, kann Zufall sein,⁵⁰¹ es könnte jedoch ebenso daran liegen, dass er diesen Ausdruck nicht kannte oder – genauer – schlicht daran, dass in seinem Mentalen Lexikon die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für dt. **Schulerwachsener* als Pendant zu dt. *Schulkind* zumindest in dieser konkreten Situation höher war als für dt. *Lehrer*. Da dt. **Schulerwachsener* auf Kollektivebene nicht als lexikalisiert gelten kann, darf es als unwahrscheinlich gelten, dass der Junge dieses Kompositum aus seiner Umwelt direkt gelernt hat; wahrscheinlicher ist, dass er aufgrund seines Verständnisses von Wortbildungsregeln des Deutschen das Kompositum, welches rezessiv in seinem Sprachsystem verankert lag, mit einer entsprechend hohen Phänotypisierungswahrscheinlichkeit versehen hat oder vorfand und just in besagter Situation erstmalig phänotypisiert hat. Einen Lerneffekt mag schließlich die Reaktion der Mutter bewirkt haben, die erwiderte, dass das keine „Schulerwachsenen“, sondern „Lehrer“ seien. Diese Korrektur durch die Mutter kann im Mentalen Lexikon des Jungen eine Verschiebung innerhalb der Phänotypisierungswahrscheinlichkeitsverteilung eines Ausdrucks für ‚erwachsene Person, die mit Schulkindern unterwegs ist‘ zugunsten von dt. *Lehrer* nach sich ziehen. Wir haben es hierbei also mit einem Effekt zu tun, wie wir ihn auch aus dem Maschinellen Lernen unter dem Terminus *supervised learning*⁵⁰² kennen.⁵⁰³

⁵⁰¹ In diesem Fall sei mit Zufall allerdings nur gemeint, dass ein Ausdruck phänotypisiert wurde, für den in der fraglichen Situation die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit nicht die (relativ) höchste innerhalb der Phänotypisierungswahrscheinlichkeitsverteilung aller Phänotypisierungsmöglichkeiten des sprachlichen Elements war (geht man grundsätzlich von einem Determinismus aus, so ist dieser Fall natürlich auszuschließen).

⁵⁰² Siehe dazu etwa einführend Rey/Wender 2011: 26.

⁵⁰³ Es ist anzumerken, dass in den letzten Jahren vermehrt Arbeiten erschienen sind, die nahelegen, dass Spracherwerb keinesfalls ausschließlich durch „diskriminatives Lernen“ (d.h. dem Erlernen von Sprache anhand von „Negativbeispielen“, die als unkonventionell erkannt bzw. gespeichert werden) erfolgt, sondern vielmehr „generatives Lernen“, das auf dem Erkennen von sprachlichen Mustern, die im sprachlichen Input des Spracherwerbenden als systematisch abwesend erkannt werden (vgl. Foraker et al. 2009: 288), eine bedeutende Rolle spielt (s. dazu auch die Literaturhinweise bei Chater et al. 2011: 383) (auch dieser Umstand wird zurecht oft als die berechtigten Zweifel an der Annahme einer Universalgrammatik stützend wahrgenommen).

Nicht unmittelbar mit der Phänotypisierungswahrscheinlichkeit verbunden ist die Frage, wie direkt rezessive Information vorliegt: Ist sie derart vorhanden, dass sie jederzeit phänotypisiert werden kann oder bedarf es zunächst eines oder mehrerer Zwischenschritte zur Genese einer direkt phänotypisierbar vorliegenden rezessiven Information? Es wurde vorgeschlagen, bei phänotypisierbar vorliegender rezessiver Information, die nicht im Rahmen einer Phänotypisierung Eingang in ein Untersuchungslexikon gefunden hat, von primärer Rezessivität bzw. primär rezessiv vorliegender Information zu sprechen, wogegen im Falle nötiger Zwischenschritte je nach deren Anzahl von sekundärer, tertiärer usw. Rezessivität oder von Rezessivität 2., 3. Grades (usw.) die Rede sein soll. Als o-gradig rezessive Information verstehen wird demgegenüber jedwede sprachliche Information, die durch eine Phänotypisierung in das Untersuchungslexikon gelangt ist. Durch diese Terminologie ist es möglich, rezessive Information näher zu spezifizieren. Im Rahmen dieser Arbeit wurde primär rezessive Information in das Zentrum des Interesses gestellt, schon weil man von allen Informationen der unterschiedlichen Rezessivitätsgrade ihr – natürlich nach o-gradiger – am leichtesten habhaft werden kann, aber auch weil die Einbeziehung weiterer (hochgradigerer rezessiver) Entwicklungsmöglichkeiten außerhalb einer sehr spezifisch zugeschnittenen Untersuchung⁵⁰⁴ die abzudeckende Datenmenge in einem kaum zu kontrollierendem Maße steigern würde. Die Untergliederung von Rezessivität in mehrere Grade lässt noch nicht notwendigerweise einen Rückschluss auf eine Reihenfolge der Werte der jeweiligen insgesamten Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten der Phänotypisierungsmöglichkeiten zu: Die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für eine sekundär rezessive Information kann durchaus höher sein als für eine primär rezessive, wenn die Wahrscheinlichkeit für das „Primär-Rezessiv-Werden“ der sekundär rezessiven Information sowie deren Phänotypisierungswahrscheinlichkeit im primär rezessiven Zustand nur hoch genug sind.⁵⁰⁵

⁵⁰⁴ Untersuchungen dieser Art sind wünschenswert, da sie unser Verständnis der Genese sprachlicher Elemente bereichern könnten, bedürfen aber einer klaren Eingrenzung des Untersuchungsgegenstandes, um sich nicht in den Tiefen schier unendlich vieler möglicher Zustände zu verlieren.

⁵⁰⁵ Ferner ist darauf hinzuweisen, dass die weitgehende Beschränkung der Betrachtungen dieser Arbeit auf primäre Rezessivität auch deutlich unterstreicht, was an anderer Stelle bereits begründet ausgeschlossen wurde: Das Rezessivitätsmodell in seiner zugeschnittenheit auf linguistische Fragen behauptet nicht, dass sprachliche Elemente oder Sprache an sich zuletzt (über eine unbestimmte Anzahl von Zwischenschritten) in alles wandelbar sind, also theoretisch auch in etwas, was wir gemeinhin als *materiell* bezeichnen würden (im Rezessivitätsmodell wird diese Möglichkeit aber ebenso wenig ausgeschlossen); Fragen, die in diese Richtung weisen, zu beantworten,

Wir haben also gesehen, dass der sprachliche Genotyp offenbar eine enorme Datenmenge bereitstellt, die wohl nicht vollständig zur aktiven Verarbeitung in Form von Phänotypisierungen vorgesehen ist, in dem Sinne als sie zu Phänotypisierungen bereitsteht, aber durchaus weite Teile von ihr von einem Menschen zeitlebens nie phänotypisiert werden (und mitunter gar nicht werden können). Die Datenmenge besteht hierbei aus den phänotypisierungsmöglichen sprachlichen Elementen, denen im sprachlichen System Metainformation bezüglich deren jeweiliger Phänotypisierungswahrscheinlichkeit in bestimmten Gebrauchssituationen beigeordnet ist, und den möglichen Relationen zwischen diesen Elementen samt jeweiliger Gewichtung, die variable bleibt.⁵⁰⁶

Ferner fanden sich Indizien, die dafür sprechen, dass kleinere sprachliche Einheiten (wie etwa solche phonologischer, morphologischer oder lexikalischer Natur⁵⁰⁷) eher dazu neigen, primär rezessiv gespeichert vorzuliegen, als komplexe kompositionelle (wie etwa Sätze). Es ist selbstverständlich, dass im Rahmen dieser Arbeit viele Disziplinen nur überblickshaft angesprochen werden konnten: So wäre etwa im Bereich der Phonologie eine intensivere Diskussion des gegenwärtigen Kenntnisstandes hinsichtlich phonologischer Prozesse und Regeln sowie deren Aussagekraft für das hiesige probabilistische Modell in Zukunft noch genauso wünschenswert wie eine dezidiertere Herstellung eines Zusammenhangs zwischen den hier vorgeschlagenen Ansätzen und minimalistischen Ökonomieprinzipien. Die Tatsache, dass das linguistische Rezessivitätsmodell einerseits seine Genese aus Erkenntnissen zahlreicher Disziplinen erfährt und andererseits für wohl ebenso viele (mal mehr, mal weniger umfangreiche) Implikationen besitzt, erweist sich somit als Fluch und Segen, wobei jede noch neu gewonnene Erkenntnis – und sei sie noch so klein – ein Segen ist, aber der Fluch

sollte besser der Physik überlassen werden, die zudem auch hinsichtlich eines etwaigen Determinismus in der Welt vermutlich eher zu konsultieren ist als etwa die Philosophie.

⁵⁰⁶ Wie schon erwähnt, können insbesondere Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten wohl auch mit Priming, das bekanntlich probabilistische Aspekte in sich trägt, in Verbindung gesetzt werden: Die Phänotypisierung einer Phänotypisierungsmöglichkeit eines sprachlichen Elements macht die Phänotypisierung eines anderen sprachlichen Elements oder einer bestimmten Phänotypisierungsmöglichkeit wahrscheinlich, was im Rahmen eines Priming-Prozesses offenbar kognitiv derart verarbeitet wird, dass das entsprechende sprachliche Elemente oder die entsprechende Phänotypisierungsmöglichkeit desselben voraktiviert bzw. erkannt wird (s. einführend zu Priming etwa Linke et al. 2004: 390f).

⁵⁰⁷ Insbesondere hinsichtlich solchen Ausdrücken, die aus in einem Sprachsystem üblichen und oft phänotypisierten Morphemen bildbar, aber selbst noch nicht phänotypisiert worden sind, bezeugt die bereits erwähnte Arbeit von Luong et al. 2013 eindrucksvoll, die Praxistauglichkeit vieler Annahmen, die hier theoretisch besprochen und zusammengetragen wurden.

in der soeben skizzierten Tatsache liegt, dass manches erst in den kommenden Jahren und Jahrzehnten vollumfänglich besprochen und ergänzt werden kann.

Viele der Annahmen, die zur Formulierung des linguistischen Rezessivitätsmodells geführt haben, sind dabei keineswegs neu. Es wurde gezeigt, dass Arbeiten zur Speicherfähigkeit, zum probabilistischen Charakter oder einer etwaigen „Genetik“ von Sprache bereits seit längerem existieren und in der Forschung diskutiert wurden, manche diesbezügliche Annahmen lassen sich gar bis ins 19. Jahrhundert zurückverfolgen. Ziel der vorliegenden Arbeit war es daher nicht, linguistisches Neuland zu betreten, sondern eine einheitliche Terminologie für ein Modell anzubieten, das eine informations- und systemlinguistische Verknüpfung von Linguistik mit Genetik und Evolutionsbiologie im Einklang mit mathematischen und physikalischen Erkenntnissen sowie eine Erweiterung anthropologischer Disziplinen herstellt. Die Aussagen des Rezessivitätsmodells dürfen also – wie grundsätzlich alle Aussagen der Linguistik – den (gesicherten) Erkenntnissen anderer Naturwissenschaften nicht widersprechen, bleiben aber trotz des interdisziplinären Ansatzes zunächst nicht mehr als linguistische Aussagen, hinsichtlich derer es nicht Ziel dieser Arbeit war und ist, aufzuzeigen, ob ihnen Implikationen für andere Wissenschaften innewohnen.

Die terminologische Ausrichtung des Modells in Adaption biologischer Termini erklärt sich dadurch, dass die Linguistik bisher keine umfassend anwendbare, definitivisch eindeutige und einheitlich verwendete Terminologie hervorgebracht hat, die insbesondere eine Unterscheidung zwischen einem sprachlichen Genotyp und einem sprachlichen Phänotyp zulässt. So hebt etwa die Einteilung in *langue* und *parole* zwar auf eine Differenzierung systematischer und pragmatischer Kategorien ab, unterlässt dabei jedoch eine stringente Unterscheidung von wahrnehmbarer und wahrgenommener Information auf der einen und nicht-wahrnehmbarer – also rezessiver – Information auf der anderen Seite.⁵⁰⁸ Das Fehlen einer derartigen Terminologie in der Linguistik ist umso erstaunlicher, da insbesondere Kommunikationsmodelle wie das von Karl Bühler die Rolle des Beobachters bzw. des Wahrnehmenden hervorgehoben haben: Derjenige, der sprachliche Information wahrnimmt – sei es ein Sender oder ein Empfänger,

⁵⁰⁸ So kann eine der *langue* zuzuschreibende Regel bei der Betrachtung unzähliger sprachlicher Phänotypisierungen ohne Weiteres als wahrnehmbar und wahrgenommen – also phänotypisiert – gelten; andererseits wird man einen Satz wie dt. **Er verlieren ihrem Geldbeutels.* als im Rahmen der *parole* phänotypisierbar – wenn auch unwahrscheinlich – erkennen, ihm aber kaum Phänotypisierungen von Inhalten bzw. Informationen oder Regeln der *langue*-Ebene nachsagen. Wahrnehmbarkeit sprachlicher Elemente kann also durch das Konzept von *langue* und *parole* nicht eindeutig differenziert werden, wohl aber im Rahmen der Terminologie des linguistischen Rezessivitätsmodells.

ein Mensch oder gar ein Tier oder eine KI – ist wesentlich an der Konstituierung der sprachlichen Realität beteiligt und dies ist bereits seit langem bekannt bzw. wird in der Linguistik schon angesichts der Kontextabhängigkeit semantischer Information als grundlegend angenommen (s. dazu etwa Schwarz 2014: 93-95); diesbezüglich steht die Linguistik im Einklang mit erkannten Problemen der Erkenntnistheorie, wie etwa der Tatsache, dass wir eine objektive Welt – sofern es sie denn gäbe – nur subjektiv durch unsere Sinne wahrnehmen können (vgl. Schwarz 2014: 93, die diesbezüglich insbesondere auf die Schriften Immanuel Kants verweist). Diesem Umstand kann das linguistische Rezessivitätsmodell gerade dadurch Rechnung tragen, dass es die beschriebene terminologische Lücke in der Linguistik in Anlehnung an eine zumindest in letzter Konsequenz klar an der Wahrnehmbarkeit orientierten Terminologie der Biologie schließt⁵⁰⁹ und dabei notwendigerweise das Subjekt in das Zentrum des Interesses rückt.

Bietet das linguistische Rezessivitätsmodell einen informationstheoretischen, aber die Pragmatik nicht ausblendenden Zugang zur Systemtheorie, der sowohl synchron als auch diachron ausgerichtet ist, ist hinsichtlich der in dieser Arbeit etwa schon in den einleitenden Kapiteln gefallenen Behauptung, das Modell sei zur Beschreibung von Informationserhaltung und -transmission, aber auch -transformation geeignet, eine zusätzliche Anmerkung vonnöten. Haben wir doch gesehen, dass sprachliche Elemente in ihrer diachronen Entwicklung weniger hinsichtlich der Anzahl und Gestalt ihrer Phänotypisierungsmöglichkeiten zu variieren scheinen (wenn sie das überhaupt tun), als vielmehr hinsichtlich der entsprechenden Phänotypisierungswahrscheinlichkeitsverteilung, so zeigt sich, dass in Bezug auf den sprachlichen Phänotyp Informationstransformation bedeutungslos ist. Sinnvollerweise sollte – denken wir etwa an das Beispiel eines Lautwandels wie von mhd. /ε̥/ zu nhd. /ḁ/ – eher von einer Transformation der Konventionen betreffend der Informationsselektion gesprochen werden (und diese Transformation ist eben nichts anderes als eine Veränderung in der Phänotypisierungswahrscheinlichkeitsverteilung des entsprechenden sprachlichen Elements, die zunächst den sprachlichen Genotyp betrifft und über diesen erst sekundär auch den sprachlichen Phänotyp). Jeglicher Prozess in Sprache bleibt probabilistisch zu beschreiben, jedoch mit der Möglichkeit, dass ein ultimativer Determinismus zugrunde liegt (der bisher allerdings noch nicht beweis- oder gar benennbar ist).

Ferner sei angemerkt, dass das linguistische Rezessivitätsmodell keinen Alleingültigkeitsanspruch vertritt, sondern durchaus auf andere Ansätze der Linguistik angewiesen bleibt. Es ist nicht konzipiert, um bisherige Methoden der

⁵⁰⁹ Auf die diesbezügliche Notwendigkeit und Gestalt einer Anpassung adaptierter Termini auf neue Untersuchungsgegenstände wurde bereits ausführlich eingegangen.

Linguistik, die sich bewährt haben, zu ersetzen, ebenso wenig erscheint es sinnvoll linguistische Arbeiten alleine darauf zu stützen; vielmehr stellt das Modell ein zusätzliches Instrument der linguistischen Forschung dar, dessen Ausrichtung neue oder ergänzende Erkenntnisse zu gewinnen verspricht und dank seiner Terminologie, die eine Konzentration auf für die Gegenwart relevante Elemente der Menge rezessiver Information in Sprache erlaubt, einen zielführenden Diskurs ermöglicht. So dienen insbesondere die Termini *sprachlicher Genotyp*, *sprachlicher Phänotyp* und *rezessive sprachliche Information*, das Konzept der *Phänotypisierungswahrscheinlichkeit* sowie die Staffelung nach Rezessivitätsgraden einer anwendungsorientierten Erschließung von einer zuvor als erschlagend große Flut eingeschätzten Informationsmenge.

5.1 – Das Verhältnis des linguistischen Rezessivitätsmodells zu Optimalitätstheorie und Minimalistischen Programm

Nachdem wir das linguistische Rezessivitätsmodell ausführlich erarbeitet und beschrieben haben, sei es nun gegenüber einer Theorie abgrenzt, mit der es sich zumindest in Teilen durchaus vergleichen lässt: der Optimalitätstheorie.

Gemäß der Optimalitätstheorie, wie sie in der Linguistik Anwendung findet, lässt sich die Realisierungsform eines sprachlichen Elements in einer Sprache durch vorhandene Beschränkungen (*constraints*) erklären, die Regeln darstellen, die definieren, wie ein sprachliches Element nicht realisiert werden soll, und die verletzt werden können; alle Realisierungsmöglichkeiten werden dabei als miteinander konkurrierende Kandidaten⁵¹⁰ begriffen, die Beschränkungen als in jeder Einzelsprache (oder auch jeder Varietät einer Einzelsprache) individuell in einer hierarchischen Rangfolge (*ranking*) relativ zueinander geordnet (vgl. Bu-

⁵¹⁰ Auch wenn die Optimalitätstheorie nie von *sprachlichen Elementen* spricht, lässt sich selbiges durchaus mit dem vergleichen, was die Optimalitätstheorie unter einer *Kandidatenmenge* versteht. Diese wird als variabel verstanden und lässt sich unterschiedlich definieren: „Zwei Kandidaten sind in derselben Kandidatenmenge [genau dann, wenn] sie [z.B.] [...] dieselbe Numeration (dasselbe lexikalische Material) haben, [...] dieselbe Bedeutung haben, [...] dieselbe D-Struktur haben [usw.]“ (Müller 2000: 12). Hinsichtlich der Termini des linguistischen Rezessivitätsmodells lassen sich die *Kandidaten* der Optimalitätstheorie dementsprechend am ehesten mit den *Phänotypisierungsmöglichkeiten* des linguistischen Rezessivitätsmodells vergleichen.

singer 2012: 157). Bei der Suche nach einem optimalen Kandidaten werden zunächst unter allen miteinander in Wettbewerb stehenden Kandidaten diejenigen, die gegen die in der Rangordnung höchste Beschränkung verstoßen, aussortiert, dann die, die gegen die zweithöchste Beschränkung verstoßen usw.; dies geht solange, bis gegen eine Beschränkung nur noch ein Kandidat nicht verstößt, dieser gilt dann als „optimal“ (vgl. Businger 2012: 156-158).

Das Rezessivitätsmodell würde demgegenüber Beschränkungen als Parameter begreifen, die die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit einer Phänotypisierungsmöglichkeit eines sprachlichen Elements beeinflussen.⁵¹¹ Während sich die Beschränkungen der Optimalitätstheorie aber meist, wenn auch nicht immer, auf Innersprachliches konzentrieren, begreift das Rezessivitätsmodell explizit auch außersprachliche Phänomene – wie die Sprachfähigkeit eines Individuums oder den situativen Kontext einer sprachlichen Phänotypisierung – als Teil des Determinationsprozesses der Phänotypisierungswahrscheinlichkeitsverteilung der Phänotypisierungsmöglichkeiten eines sprachlichen Elements; vielmehr als die Optimalitätstheorie schließt das Rezessivitätsmodell zumindest im Modell ausgehend von den Individualebenen auf eine Kollektivebene, betrachtet aber im Fall einer konkreten Phänotypisierung ausschließlich die Individualebene, nicht

⁵¹¹ Eine Parallele zwischen Optimalitätstheorie und linguistischem Rezessivitätsmodell besteht auch darin, dass die zumindest teilweise vergleichbaren Kategorien der „Beschränkungen“ und der „Parameter“ und „Faktoren“, die Einfluss auf Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten nehmen, in beiden Fällen schwer eindeutig bestimm- und formulierbar sind; auch die damit zusammenhängende Tatsache, dass die jeweilige Anzahl von Parametern und Faktoren bzw. Beschränkungen ungewiss ist, kann als Gemeinsamkeit zwischen beiden Ansätzen betrachtet werden (für all dies wurde die Optimalitätstheorie in der Vergangenheit bereits kritisiert (s. etwa Businger 2012: 169-172) und Ähnliches gilt auch für die Kritik am Minimalistischen Programm, das im Folgenden noch angesprochen wird und unter anderem als zu vage bezeichnet wurde (vgl. etwa Lappin et al. 2001)). Natürlich bedeuten diese Umstände keinesfalls, dass die Annahmen falsch sind; sie stellen vielmehr ein methodisches Problem dar, an dessen Lösung konstruktiv zu arbeiten ist, anstatt zu versuchen, eine Theorie, die offensichtlich zutreffende und für die Forschung nützliche Vorhersagen macht oder komplexe Sachverhalte veranschaulicht, alleine deshalb zu verunglimpfen; in künftigen Arbeiten wird mit jeder Anwendung umso deutlicher werden, dass das linguistische Rezessivitätsmodell – ähnlich wie es vor allem das Minimalistische Programm von sich behauptet (vgl. Grewendorf 2002: 100) – keinesfalls im Widerspruch zu Ökonomieprinzipien steht und seine zunächst ungewöhnliche Komplexität – die von der Behauptung des alle sprachlichen Informationen eines sprachlichen Systems umfassenden Genotyps und der vielfältigen Kombinationsmöglichkeiten unzähliger Phänotypisierungsmöglichkeiten zahlreicher sprachlicher Elemente herrührt – zuletzt durch wenige Operationen koordiniert werden kann und somit eine wesentlich ökonomischere Sprachverarbeitung annehmen kann, als dies viele Modelle der Vergangenheit tun.

ignorierend, dass diese mit anderen Individualebenen (eben über Images von Kollektivebene) in Wechselwirkung steht. Die Individualebene und außersprachlichen Parameter werden in den meisten optimalitätstheoretischen Arbeiten – insbesondere zur Syntax – weit weniger in das Zentrum des Interesses gestellt, als es im Rezessivitätsmodell, für das sie zentral sind, der Fall ist. Wenn etwa Gereon Müller die engl. Sätze engl. *Mary left.* und engl. **Mary did leave.* aus optimalitätstheoretischer Sicht betrachtet, so stellt er fest, dass die *do*-Einsetzung in diesem Fall „nicht nur nicht obligatorisch“ (Müller 2000: 18) ist – was sie etwa bei Negation wäre⁵¹² –, sondern „unmöglich“ (vgl. Müller 2000: 18). Unabhängig davon, ob man hierbei die Variante mit *do*-Einsetzung (also jene mit engl. *did*) als „ungrammatisch“ betrachtet oder nicht (eine Frage, die sich für das Rezessivitätsmodell nicht stellt), würde man aus Sicht des linguistischen Rezessivitätsmodells konstatieren, dass die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit der Phänotypisierungsmöglichkeit engl. *Mary left.* höher ist als für die Phänotypisierungsmöglichkeit engl. **Mary did leave.*; keinesfalls ist dabei aber anzunehmen, dass eine der beiden Phänotypisierungsmöglichkeiten, auch nicht letztere, per se auszuschließen ist: Die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit hierfür mag mitunter gering sein, sie ist aber keinesfalls mit 0 anzugeben.⁵¹³ Während sich die Optimalitätstheorie also um die Beschreibung und Erklärung einer grammatischen Wohlgeformtheit bemüht, greift das Rezessivitätsmodell grundsätzlich bestehende Möglichkeiten auf und zwar unabhängig davon, ob sie aufgrund bestehender Konventionen einer Sprachgemeinschaft (d.h. einer Kollektivebene bzw. deren Images in den Individualebenen) als höchst unwahrscheinlich oder höchst wahrscheinlich zu gelten haben. Insofern verfolgt das Rezessivitätsmodell einen Ansatz, der weit mehr als der der Optimalitätstheorie – aber auch mehr als der

⁵¹² Dies zeigt Müller unter Heranzitierung der entsprechenden engl. Sätze in verneinter Form: engl. **Mary not left.* und engl. *Mary did not leave.* (vgl. Müller 2000: 18).

⁵¹³ So kann man ferner annehmen, dass die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit von engl. **Mary did leave.* zwar geringer ist als für engl. *Mary left.*, aber gleichsam größer als für ein denkbares engl. **Mary took leave.*

einer generativen Transformationsgrammatik⁵¹⁴ – an der Pragmatik orientiert ist⁵¹⁵ und aufgrund seiner Flexibilität problemlos Phänomene wie Sprachwandel zu integrieren vermag (und zwar auf allen sprachlichen Ebenen).⁵¹⁶

⁵¹⁴ Das linguistische Rezessivitätsmodell verfolgt in vielerlei Hinsicht andere Ansätze als die generative Grammatik: So rückt es die Individualebenen stärker in das Zentrum des Interesses, nimmt dabei jede Phänotypisierung für sich genommen ernst und verzichtet auf (idealisierende und idealisierte) Kategorien wie „grammatisch“, „ungrammatisch“ oder „wohlgeformt“/„nicht-wohlgeformt“; zudem zielt die generative Grammatik primär auf die Beschreibung von Syntax sowie die Formulierung einer Satzgrammatik und gelangt zumeist nur sekundär zu Aussagen über Semantik, Phonetik bzw. Phonologie und Ähnlichem, wogegen das linguistische Rezessivitätsmodell entgegengesetzt vorgeht: Ausgehend von semantischen und phonologischen Beobachtungen werden sprachliche Phänotypisierungsprozesse beschrieben, die erst sekundär auf die Beschreibung syntaktischer Strukturen hinauslaufen (die Analyse reicht also vom Kleineren ins Größere). Nichtsdestoweniger sind beide Ansätze letztlich um eine möglichst umfassende Beschreibung von (zumindest menschlicher) Sprache bemüht und sich durchaus bewusst, dass etwa Syntax und Semantik unmöglich in Gänze voneinander geschieden werden können und das „kleinere“ und „größere“ Strukturen in Sprache in reziprokem Verhältnis zueinander stehen.

⁵¹⁵ Auch von generativen Transformationsgrammatiken hebt sich das linguistische Rezessivitätsmodell auf besagte Weise ab: Wenn etwa Walter Huber und Werner Kummer (1974) erklären, der Mensch „unterscheide[.] zwischen Urteilen über die syntaktische Struktur, d.h. den formalen Zusammenhang, und Urteilen über die semantische Struktur, d.h. den Sinn des formalen Zusammenhangs“ (Huber/Kummer 1974: 9), so ist zu entgegnen, dass beide dabei postulierten Urteilsbereiche lediglich Parameter sind, die die insgesamt Phänotypisierungswahrscheinlichkeit eines sprachlichen Elements (bzw. dessen Gestalt) determinieren. Huber und Kummer erklären, der Ausdruck dt. *Grüne wütend schlafen Träume* würde als weniger sinnvoll als dt. *Grüne Träume schlafen wütend* interpretiert, da man bei ersterem weder einen formalen noch einen sinnvollen Zusammenhang zwischen den Bestandteilen finden würde, wogegen bei zweiterem immerhin ein formaler Zusammenhang bestünde (vgl. Huber/Kummer 1974: 9). Wer aber bestimmt, ob ein inhaltlicher Zusammenhang sinnvoll ist oder nicht? Kann nicht dt. *Grüne Träume schlafen wütend* in Abhängigkeit vom jeweiligen Phänotypisierungskontext auch inhaltlich „sinnvoll“ sein? Derartige Einschätzungen lassen sich zwar aufgrund feststellbarer Konventionen auf Kollektivebene(n) begründen, erhalten dadurch jedoch keinesfalls Allgemeingültigkeit und schon gar nicht sind hiermit Wertungskategorien zu eröffnen, da dabei stets ein gewisser Grad an Willkürlichkeit erreicht wird. So wirkt es etwa bizarr, dass Huber und Kummer die Imperativsätze dt. *Solle es nur!*, *Müsse es nur!* und *Dürfe es nur!* als ungrammatisch erachten, nicht aber dt. *Kann es nur!*, *Könne es nur!*, *Mag es nur!* und *Wolle es nur!* (vgl. Huber/Kummer 1974: 48) – eine Begründung (die sie nicht liefern) könnte sich bestenfalls auf bestehende bzw. nicht bestehende Konventionen berufen; diese haben aber keinesfalls naturgesetzliche Gültigkeit, sondern sind, um wieder zur Terminologie des Rezessivitätsmodells zurückzukehren, lediglich Indikatoren für Divergenzen hinsichtlich der jeweiligen Phänotypisierungswahrscheinlichkeit des sprachlichen Elements, welches hierbei je den genannten Ausdrücken und einer da-

mit verbundenen Inhaltsseite entspricht. So mag man die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für dt. *Grüne Träume schlafen wütend* als höher einstufen als für dt. *Grüne wütend schlafen Träume*, doch dies bedeutet eben nicht, dass zweiteres nicht als mögliche Äußerung im Dt. genauso ernst genommen werden sollte wie ersteres. Die Notwendigkeit für diese Sichtweise, die einen respektvoller Umgang mit dem gesamten sprachlichen Genotyp bedeutet und eben nicht nur mit dessen konventionalisierten Elementen, zeigt sich spätestens im Bereich des Sprachwandels: So würde jemand, der in Kategorien wie „grammatisch korrekt“ und „ungrammatisch“ denkt, einen Satz wie nhd. *Er pflegte den Gast.* als „grammatisch korrekt“ bezeichnen, hingegen nhd. **Er pfleg den Gast.* als „ungrammatisch“, da dt. *pflegen* im Nhd. konventionell als schwaches Verb auftritt; im Ahd. verhält es sich jedoch umgekehrt: Dort müsste man ahd. *er pfleg den gast.* als „grammatisch korrekt“ und ahd. **er pfleg(ō)ta den gast.* als „ungrammatisch“ beurteilen bzw. bewerten, weil das entsprechende Verb im Ahd. konventionell stark – d.h. ablautend – flektiert wurde. Wären Konventionen als „richtig“ oder „falsch“ bzw. „grammatisch korrekt“ oder „ungrammatisch“ bewertbar, hätte man, wie das Beispiel zeigt, kaum eine Möglichkeit, Sprachwandel zu erklären – diese Möglichkeit bietet jedoch das linguistische Rezessivitätsmodell in seiner Harmonisierung von pragmatischer und systematischer Sprachbetrachtung bzw. von Individualebenen mit Kollektivebenen (es sei ferner auf die Anmerkungen zum Terminus *Konvention* und dessen Definition in einer Fußnote in Kapitel 1.5.1 dieser Arbeit verwiesen).

⁵¹⁶ In künftigen Arbeiten wird selbstverständlich die Frage zu diskutieren sein, wie sprachliche Elemente und deren Phänotypisierungsmöglichkeiten samt deren Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten kognitiv verarbeitet werden: Findet tatsächlich im Prozess einer Phänotypisierung – sei es eine Sprachproduktion oder eine Sprachrezeption – jeweils eine individuelle blitzschnelle „Abwägung“ (ohne dabei zu behaupten, dass eine derartige Abwägung bewusst ablaufen muss) statt oder handelt es sich um bloße Reflexe von internalisiertem Wissen oder gar doch um einen mittels eines „Regelsystems“ koordinierten Prozess? Dass überhaupt eine Abwägung all dessen stattfinden muss, steht dabei außer Frage und keine dieser Varianten widersprüche grundsätzlich den Annahmen des linguistischen Rezessivitätsmodells.

Wer hieran mit einer Kritik anzuknüpfen versucht, die darauf anspielt, dass das Rezessivitätsmodell ungläubwürdig wäre, da es hinsichtlich Sprache von einem zu komplexen Informationssystem ausgehen würde, ist Opfer gleich zweier Fehlannahmen: Erstens widerspricht die Annahme einer besonders großen zu verarbeitenden Informationsmenge keinem Ökonomieprinzip, welches letztlich nur auf eine möglichst unaufwendige Informationsverarbeitung abhebt; selbst wenn man annimmt, dass bei der „Wahl“ einer Phänotypisierungsmöglichkeit eines sprachlichen Elements aufgrund bestehender sprachlicher Regeln (oder Beschränkungen) nur eine kleine Menge an Möglichkeiten miteinander in Konkurrenz tritt, würde dies bedeuten, dass die übrigen Phänotypisierungsmöglichkeiten zuvor ausgeschlossen werden mussten – und das gilt natürlich auch, wenn man Regeln so strikt sieht, dass nur ein Kandidat in Frage kommt. Zweitens sollten wir uns grundsätzlich davor hüten, mögliche Erklärungen in der Wissenschaft allein deshalb als nicht zutreffend zu verwerfen, weil sie komplexer als ursprüngliche Annahmen sind. Wurde ursprünglich etwa angenommen, dass Wasser einen festen, temperaturabhängigen Siedepunkt hat, so wissen wir heute, dass der Siedepunkt zusätzlich auch vom herrschenden Druck abhängt

Nun mag man hinsichtlich all dessen durchaus zu einer Harmonisierung des Rezessivitätsmodelles mit der Optimalitätstheorie gelangen können; das gilt auch für den Umstand, dass die Optimalitätstheorie für gewöhnlich von einer Universalgrammatik ausgeht (vgl. Businger 2012: 153), wozu das Rezessivitätsmodell an sich hingegen keine Aussagen trifft.⁵¹⁷ Entscheidender ist jedoch Folgendes: Das linguistische Rezessivitätsmodell beschreibt jede Art sprachlicher Information unabhängig davon, ob sie phänotypisiert wurde, ist oder werden wird. Eine rezessiv gespeicherte lexikalische Einheit kann gemäß einer bestimm-

(vgl. Zwahr 2006f: 211). Wenn man das Wesen des Siedepunkts nicht gezielt auf den darauf wirkenden Einfluss des Drucks hin untersucht hätte, würde man vielleicht angesichts der Tatsache, dass die Druckunterschiede im Alltag gewöhnlich keinen spürbaren Einfluss etwa beim Erhitzen von Wasser zur Essenzzubereitung bewirken, die weniger komplexe Erklärung, der Siedepunkt wäre allein temperaturabhängig, noch immer annehmen.

Einem derartigen dynamischen und nicht-hermetischen System wie menschlicher Sprache wird man nur mit einem ähnlich dynamischen und nicht-hermetischen Beschreibungsmodell begegnen können, will man es in seiner Darstellung nicht völlig verzerren. Insofern ist das linguistische Rezessivitätsmodell in seiner probabilistischen Gestalt im Detail, wenn es etwa um die (Anzahl von) Phänotypisierungsmöglichkeiten und entsprechende Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten eines sprachlichen Elements geht, notwendigerweise komplex; nichtsdestoweniger ist die Unterscheidung eines sprachlichen Geno- und eines Phänotyps an sich eine simple, sodass sich das Modell durchaus zur Veranschaulichung eignet: Es ist also im Detail höchst komplex, in seiner Anlage jedoch anschaulich genug, um komplexe Beobachtungen auf den Punkt zu bringen; somit kann das linguistische Rezessivitätsmodell schwerlich als zu vage oder zu komplex eingestuft werden.

⁵¹⁷ Nichtsdestoweniger erscheint die Annahme einer angeborenen Universalgrammatik doch in vielerlei Hinsicht fragwürdig; sie bietet zwar eine Erklärung für den Ursprung von im Zuge des Spracherwerbs vermeintlich nicht erworbener oder erwerbbarer sprachlicher Kompetenzen, lässt allerdings ihren eigenen Ursprung offen. Es konnte bisher nicht überzeugend dargestellt werden, wie eine Universalgrammatik (letztlich genetisch und evolutionär) ihren Weg in den Menschen gefunden haben soll. Freilich bietet unsere Welt mit ihren zahlreichen ontologischen Bestandteilen und deren Beziehungen zueinander auch (eine womöglich begrenzte Zahl an) Kategorisierungen dieser Bestandteile bzw. Beziehungen an, die sich auch in einem allgemeinen Sprachvermögen niederschlagen mögen, doch wirkt es vermessen dabei von *Grammatik* oder Ähnlichem zu sprechen. Es scheint in diesem Zusammenhang hinsichtlich möglicher Grundprinzipien, denen Kommunikationssysteme wie die menschliche Sprache unterliegen, wohl von einer künftig noch zu entwickelnden „physikalischen Linguistik“, die die Erkenntnisse der modernen Physik – insbesondere auch der Quantenphysik (und Quanteninformatik) – zum Ausgangspunkt linguistischer Fragen und Antworten erhebt, mehr zu erwarten (gerade hinsichtlich der Einbeziehung ontologischer Ansätze) als von bisherigen linguistischen Disziplinen (einschließlich der Biolinguistik).

ten Phänotypisierungsmöglichkeit phänotypisiert werden, das Zustandekommen dessen mag optimalitätstheoretisch beschreibbar sein, allerdings versagt die Optimalitätstheorie dort, wo keine Phänotypisierung eines sprachlichen Elements erfolgt oder auch noch nie erfolgt ist und zwar nicht, weil sie in ihren Annahmen als „falsch“ zu beurteilen ist, sondern schlicht weil sie nicht für derartige Fälle ausgelegt ist.

Das linguistische Rezessivitätsmodell weist also hinsichtlich seines probabilistischen Ansatzes und der Annahme unterschiedlicher Phänotypisierungsmöglichkeiten für ein sprachliches Element gewisse Schnittmengen zur Optimalitätstheorie auf, insofern beide um die Erklärung für die Gestalt eines sprachlichen Elements im Phänotyp der Sprache bemüht sind.⁵¹⁸ Bezüglich der informationstheoretischen Beschreibung und der hohen Bedeutung, der Wahrnehmbarkeit und Wahrnehmung sprachlicher Information zugeschrieben wird, greift das linguistische Rezessivitätsmodell jedoch in eine völlig andere Richtung. Ein Zusammenwirken beider Ansätze ist daher in gewissen Bereichen durchaus denkbar, in anderen erscheint es allerdings ausgeschlossen.

An diese Feststellungen anknüpfend ist selbiges auch hinsichtlich einer Harmonisierung des linguistischen Rezessivitätsmodells mit dem Minimalistischen Programm zu behaupten. Es finden sich Parallelen zwischen beiden Ansätzen etwa in der *bottom-up*-Struktur, die für Sprachproduktion angenommen wird, aber auch die einzelnen Prozesse auf dem Weg zu einer sprachlichen Äußerung (oder Phänotypisierung) sind teilweise vergleichbar: So ist etwa die Minimalistische Operation „*Merge*“, die eine Verknüpfung zweier Objekte, die wir hier als *sprachliche Elemente* bezeichnen würden, zu einem übergeordneten Objekt (bzw. sprachlichen Element) beschreibt (vgl. Chomsky 2015: 207f), in mancherlei Hinsicht durchaus mit Annahmen des linguistischen Rezessivitätsmodells zu identifizieren – namentlich der Annahme von Zweigliedrigkeit, die hier etwa im Bereich der Wortbildung oder der Phonologie bereits umfangreich beschrieben wurde. Abgrenzung gegen das Minimalistische Programm findet das linguistische Rezessivitätsmodell im Wesentlichen aus den bereits im Zusammenhang mit dessen Abgrenzung gegen die Optimalitätstheorie genannten Gründen (z.B. der Betonung des dezidiert probabilistischen Ansatzes und der Rolle der Wahrnehmung bzw. Wahrnehmenden, der Ablehnung einer Kategorisierung sprachlicher Ausdrücke als „grammatisch“ bzw. „ungrammatisch“ sowie natürlich der Annahme rezessiver sprachlicher Information) (s. einführend zum Minimalistischen Programm etwa Chomsky 2015).

⁵¹⁸ Hierbei wird zwar die Terminologie des Rezessivitätsmodells bemüht, dennoch sollte deutlich geworden sein, dass sich auch die Optimalitätstheorie auf einen Phänotyp bezieht, ohne dies so zu benennen.

5.2 – Sprachproduktion und Sprachverstehen aus Sicht des linguistischen Rezessivitätsmodells

Die Genese einer Phänotypisierung eines Satzes könnte bei Sprachproduktion für eine Anwendung des linguistischen Rezessivitätsmodells unter Integration von Ansätzen des Minimalistischen Programms etwa wie folgt beschrieben werden:⁵¹⁹

Ein sprachfähiger Phänotypisierer intendiert, seinem gewünschten Adressaten (einem potenziellen Empfänger) Informationen in sprachlicher Form zu vermitteln, d.h. der Phänotypisierer verfügt über eine mindestens teilweise oder womöglich gar (nahezu) vollständige Vorstellung davon, welche inhaltsseitigen Informationen er übermitteln möchte; diese „Trigger“-Informationen müssen nicht notwendigerweise bewusst oder gar phänotypisiert sein. Zu Beginn der Sprachproduktion stehen demzufolge mehr oder weniger umfängliche inhaltsseitige Informationen. Um diese dem gewünschten Adressaten zu vermitteln, wählt der Phänotypisierer ausdrucksseitige Informationen (etwa Morpheme oder Lexeme, später entsprechende Lautstrukturen) aus seinem Mentalen Lexikon (bzw. dem sprachlichen Genotyp), von denen er aufgrund seines sprachlichen Wissens (insbesondere dessen um den Sprachgebrauch) davon ausgeht, dass derjenige/dasjenige, der/das sein Adressat ist bzw. sein soll, sie mit den von ihm (dem Phänotypisierer) intendierten inhaltsseitigen Informationen in Verbindung bringt (also in entsprechender Weise phänotypisiert wird). Wichtige Parameter, die dabei also Einfluss auf die Wahl der ausdrucksseitigen Informationen ausüben, sind etwaige sprachliche Konventionen, von denen der Phänotypisierer, der sie selbst in Form von Images vorfindet, annimmt, dass sein Adressat sie kennt und als solche ansieht, sie also ebenfalls in Images gespeichert hat. Gemäß dem Minimalistischen Programm findet auf dieser Grundlage zunächst eine *Numeration* statt, in der – in der Terminologie des linguistischen Rezessivitätsmodells formuliert

⁵¹⁹ Die nachfolgende Besprechung der Prozesse von Sprachproduktion und Sprachverstehen unter Anwendung des linguistischen Rezessivitätsmodells macht vereinzelt Ergänzungen und Anpassungen der bisherigen Darstellung des Modells und seiner Terminologie nötig. Diese werden dabei gewissenhaft beschrieben und erläutert; ferner sind sie in das im Anhang befindliche Glossar übernommen. Dennoch erschien eine frühere Einführung dieser Ergänzungen und Anpassungen im Sinne der Struktur dieser Arbeit wenig sinnvoll, was die späte Besprechung dieser Einzelfälle erklärt. Die besagten Ergänzungen und Anpassungen werden nichtsdestoweniger Teil der Grundlage künftiger Arbeiten am oder im Sinne des linguistischen Rezessivitätsmodells sein.

– dem sprachlichen Genotyp⁵²⁰ eine ungeordnete Menge von ausdrucksseitigen sprachlichen Elementen entnommen wird, die zu einem (Gesamt)Ausdruck verknüpft werden sollen (vgl. Philippi 2008: 311). Diese Entnahme der ausdrucksseitigen Informationen erfolgt dabei probabilistisch: Für eine vom Phänotypisierer intendierte inhaltsseitige Information wird/werden jene ausdrucksseitige(n) Information(en) ausgewählt, für die der Phänotypisierer die Wahrscheinlichkeit am höchsten einschätzt, dass sie seinem (kommunikativen) Ziel genügen; welche das sind, hängt vom sprachlichen Wissen des Phänotypisierers sowie vom sprachlichen wie situativen Kontext (und gegebenenfalls weiteren Faktoren (wie etwa Wissen um individuelle Besonderheiten des Sprachgebrauchs des Adressaten)) ab.

Sind die sprachlichen Elemente in Form ausdrucksseitiger Informationen durch die Numeration ermittelt, werden sie mittels einer Operation, die gemäß dem Minimalistischen Programm *Select* genannt wird, für den nächsten Schritt des Phänotypisierungsprozesses ausgewählt, wobei mittels der Operation *Merge* (auch: *external Merge*) mehrere durch *Select* gewählte Elemente zusammengefügt und mittels der Operation *Move* (auch: *internal Merge*) in eine bestimmte, für die Phänotypisierung vorgesehene Reihenfolge gebracht werden und zwar so oft und so lange, bis ein Gesamtausdruck – die Minimalisten würden ihn als Σ formalisieren (vgl. etwa Chomsky 2015: 207-209) – zur Verfügung steht, den der Phänotypisierer gemäß seiner Intention als geeignet für eine Äußerung betrachtet (auch hierbei wird von einer probabilistisch organisierten Abfolge und Durchführung der Operationen ausgegangen⁵²¹) – dieses Zusammenspiel aus

⁵²⁰ Da gezeigt werden soll, wie Sprachproduktion und Sprachverstehen (oder besser: (*inhaltsgetriggerte*) *Ausdrucksgenese* und (*ausdrucksgetriggerte*) *Inhaltsgenese*) gemäß des linguistischen Rezessivitätsmodells beschrieben werden können, werden Anleihen die am Minimalistischen Programm genommen werden, direkt in die Terminologie des hiesigen Modells integriert (so würden die Minimalisten bezüglich der *Numeration* freilich nicht von einer Entnahme von sprachlichen Elementen aus dem sprachlichen Genotyp sprechen, sondern eher von einer Entnahme sprachlicher (i.d.R. konkret lexikalischer) Objekte aus dem Lexikon (vgl. etwa Philippi 2008: 311f)).

⁵²¹ Soll etwa ein Satz wie dt. *Ich sehe den Mann*. als (z.B. lautlich) äußerbarer Σ_{Ausdruck} generiert werden, werden aus dem sprachlichen Genotyp zunächst die (abstrakten) sprachlichen Elemente des intendierten Inhalts ermittelt bzw. phänotypisiert (etwa ~ 1 . Person Sg._{PERCEIVER} \sim , \sim , sehen[‘] \sim , \sim , Mann[‘]_{STIMULUS} \sim) (wir wollen im Folgenden sprachliche Elemente, die im nicht-phänotypischen und somit von Superposition geprägten Zustand hinsichtlich allen oder zumindest vielen ihrer Phänotypisierungsmöglichkeiten betrachtet werden, zwischen zwei \sim notieren ($\sim \dots \sim$); das Zeichen \sim , welches auch zum Ausdrücken von Ähnlichkeit Verwendung findet, erscheint daher geeignet, weil es für eine gewisse Unbestimmtheit steht).

Zu besagten inhaltsseitigen sprachlichen Elementen werden dann im Zuge einer *Numeration* ausdrucksseitige sprachliche Elemente ermittelt, die dem Phänotypisierer

im Sinne seiner Intention nützlich erscheinen (etwa dt. *~ich-*, dt. *~sehen-*, dt. *~Mann-*). Diese sprachlichen Elemente sind zunächst nur von Superposition geprägte abstrakte „Prototypen“, deren Phänotypisierungsmöglichkeiten im Phänotypisierungsprozess stark (in der Regel bis auf 1) reduziert werden. Diese Reduktion erfolgt probabilistisch: Es ist zwar denkbar, dass ein Phänotypisierer schließlich für die beschriebene Intention dt. **Ich sehen Mann*. als Σ generiert, die Wahrscheinlichkeit dafür ist bei einem Angehörigen der Sprachgemeinschaft des Gegenwartsdeutschen, der über entsprechende Images verfügt, jedoch gering, da konventionell etwa die Wahl von dt. *Ich* als Subjekt die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit der Phänotypisierungsmöglichkeit *sehe* (oder etwa bei präteritaler Ausrichtung *sah*) für das sprachliche Element *~sehen-* signifikant erhöht (umgekehrt erhöht natürlich auch die Wahl des finiten Verbs dt. *sehe* die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für ein Subjekt der 1. Person Sg. (aber auch eine 3. Person Sg. ist denkbar, wenn dt. *sehe* konjunktivisch interpretiert wird)). Die jeweiligen Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten werden also vom sprachlichen Wissen des Phänotypisierers beeinflusst, wobei ihm bekannte sprachliche Konventionen einer jeweiligen Sprachgemeinschaft bedeutend, aber keinesfalls allein ausschlaggebend sind. Die Operationen, die die Minimalisten als *Merge* und *Move* bezeichnen, können die sprachlichen Elemente nun beispielsweise zu Phrasen (etwa *sehe den Mann*) zusammenfügen und gegebenenfalls in ihren Positionen verschieben. Vielleicht sollte auch für *Merge* von Zweigliedrigkeit, wie sie in dieser Arbeit mehrfach besprochen wurde, ausgegangen werden, sodass mittels dieser Operation stets nur zwei Elemente miteinander verknüpft und somit zu einem höherrangigen Element fusioniert werden können. Sowohl *Merge* als auch *Move* folgen probabilistischen Regularien, so wird es der Phänotypisierer in unserem Beispiel wohl als wahrscheinlicher erachten, verstanden zu werden, wenn er das Element *den* mit *Mann* in direkte Verbindung setzt, als wenn er es mit *ich* verbände; ebenso wird er (das Objekt) *den Mann* wohl nur dann vor (dem Verb) *sehe* positionieren, wenn (das Subjekt) *ich* zugleich dahinter positioniert ist, weil er die Wahrscheinlichkeit, gemäß seiner (inhaltsseitig geprägten) Intention verstanden zu werden, für dt. *Den Mann sehe ich*. als höher einschätzen wird als für dt. **Ich den Mann sehe*. – auch hierbei kann er sich auf sein sprachliches Wissen, seine diesbezüglichen Erfahrungen und somit gegebenenfalls ermittelte sprachliche Konventionen der jeweiligen Sprachgemeinschaft stützen. (Schwierig zu beantworten erscheint indes die Frage, ob man den bestimmten Artikel dt. *den* bzw. die Auswahl des entsprechenden sprachlichen Elements *~den-* im beschriebenen Satz als Resultat derselben *Numeration* anzunehmen hat, wie die Auswahl der übrigen Elemente. Denkbar wäre auch, dass auf Grundlage des inhaltsinformativhaltigen Triggers (den intendierten inhaltsseitigen Informationen, die der Phänotypisierer mit einem Ausdruck zu verbinden sucht) zunächst die sprachlichen (und von Superposition geprägten) Elemente *~ich-*, *~sehen-* und *~Mann-* dem sprachlichen Genotyp entnommen werden und der Bedarf einer ausdrucksseitigen Information wie dt. *den* erst im weiteren Verlauf des Phänotypisierungsprozesses aufkommt, woraufhin eine weitere Entnahme aus dem Genotyp erfolgt, die das sprachliche Element *~den-* betrifft. Diese Frage wird erst in künftigen Arbeiten zum linguistischen Rezessivitätsmodell eine ausreichende Bearbeitung erfahren können.)

den Operationen *Numeration*, *Select*, *Merge* und *Move* findet sich formal gebündelt in der in Kapitel 2.6. eingeführten Formel $P = f(G, S_i, C_i)$ abgebildet. Die Phänotypisierung erfolgt, wenn der Phänotypisierer diesen Gesamtausdruck wahrnimmt, ihn also entweder geistig bewusst repräsentiert oder ihn sogar schon äußert. Die Eingabe in die Phänotypisierungsebene würden die Minimalisten als „*Spell-Out*“ von Σ bezeichnen (vgl. Grewendorf 2002: 108f); wir sollten aber schon alleine deshalb die Termini *Spell-Out* und *Phänotypisierung* nicht miteinander vermischen, weil die Tatsache einer Eingabe in die Phänotypisierungsebene, also ein *Spell-Out*, zunächst nichts anderes aussagt, als dass Σ vollständig zur Phänotypisierung bereitliegt, wovon wir nicht notwendigerweise auch auf eine dabei schon erfolgte oder erfolgende Phänotypisierung schließen können.

Eine Äußerung von Σ kann schließlich unterschiedlich ausfallen, so etwa in phonetischer Realisierung (als Lautfolge, z.B. mündlich) oder in graphematischer (schriftlich). Grundsätzlich ist zumindest ausdrucksseitig von einer doppelten Phänotypisierung von Σ auszugehen, wenn eine Äußerung erfolgt: Einerseits wird die geistige Repräsentation von Σ durch den Phänotypisierer wahrgenommen, andererseits nimmt er in der Regel auch die eigene Äußerung über seine Sinnesorgane wahr, was einer Rekursion entspricht, die unter anderem Selbstkorrekturen oder eine Reflexion der eignen Phänotypisierung ermöglicht.⁵²²

Hinsichtlich dieser Darstellung sind folgende Punkte anzumerken:

- 1.) Zunächst sollten wir, da wir im Folgenden noch den Prozess des Sprachverstehens besprechen wollen, sinnvollerweise Σ näher definieren als Σ_{Ausdruck} als Produkt von Sprachproduktion und Σ_{Inhalt} als Produkt von Sprachverstehen (die Sinnhaftigkeit dessen wird im Zuge der folgenden Besprechung des Sprachverstehensprozesses deutlicher).⁵²³ Ganz ähnlich geht

⁵²² Es sei noch einmal angemerkt, dass eine Phänotypisierung weder mit einem *Spell-Out*, wie ihn die Minimalisten beschreiben, noch einer etwa lautlichen Äußerung eines Ausdrucks gleichzusetzen ist.

⁵²³ Obgleich die Termini *Sprachproduktion* und *Sprachverstehen* in dieser Arbeit eine Definition erfahren haben und entsprechend genutzt werden, sind sie in gewisser Hinsicht irreführend, da beide Prozesse gemäß des linguistischen Rezessivitätsmodells als sprachliche Produktionsprozesse zu interpretieren sind. So wird noch herausgearbeitet werden, dass bei Sprachproduktion eine Phänotypisierung in Ausdrucksgehalt produziert wird und bei Sprachverstehen eine Phänotypisierung in Inhaltsgehalt (gemäß der Unterscheidung von Ausdrucks- und Inhaltsseite des bilateralen Zeichens nach de Saussure). Die genannten Termini werden im Folgenden weiterhin verwendet, um nicht durch ein plötzliches Auswechseln Verwirrung zu stiften; in künftigen Arbeiten zum linguistischen Rezessivitätsmodell seien jedoch terminologische Ersetzungen vorgenommen: So sei *Sprachproduktion* durch (*inhaltsgetriggerte*)

das Minimalistische Programm davon aus, dass sich Σ in eine logische Form (LF) und eine phonetische Form (PF) unterteilt; der Ansatz mag suggerieren, dass LF und PF direkt miteinander verknüpft sind, obgleich dies nicht wirklich der Intention des Minimalistischen Programms entspricht (vgl. dazu etwa Dürscheid 2007: 154); diese Annahme einer LF und einer PF wird im linguistischen Rezessivitätsmodell aufgegriffen, jedoch dem Modell angepasst, wobei sich um eine Sprache bemüht wird, die mögliche Missverständnisse verhüten soll. So wollen wir Σ stets als Endprodukt eines Phänotypisierungsprozesses verstehen und dieses ist bei Sprachproduktion nun einmal ausdrucksseitiger Natur (dort also Σ_{Ausdruck}) und beim Sprachverstehen inhaltsseitiger (also Σ_{Inhalt}). Unter keinen Umständen sollte der Eindruck vermittelt werden, ein Σ_{Ausdruck} wäre unabdingbar mit einem bestimmten Σ_{Inhalt} verbunden oder umgekehrt. Vielmehr stellt Σ stets ein Konstrukt dar, das am Ende eines Phänotypisierungsprozesses zu der Information, die den Phänotypisierungsprozess als *Trigger* ausgelöst hat, tritt und dabei das bilaterale Zeichen vervollständigt: Bei Sprachproduktion „triggert“ inhaltsseitige Information und führt zur Phänotypisierung eines Σ_{Ausdruck} ,⁵²⁴ beim Sprachverstehen „triggert“ ausdrucksseitige Information und führt zur Phänotypisierung eines Σ_{Inhalt} . Da aber in beiden Fällen von Σ (aufgrund der Vielzahl an probabilistisch organisierten Phänotypisierungsmöglichkeiten jedes in Σ enthaltenen sprachlichen Elements) nicht eindeutig wieder auf die Information des Triggers zurückgeschlossen werden kann, sollte man sich davor hüten, anzunehmen oder nur zu suggerieren, Σ_{Ausdruck} und Σ_{Inhalt} würden zusammen ein eindeutiges bilaterales Zeichen Σ bilden (das bilaterale Zeichen bleibt vielmehr ein modellhaftes Konstrukt, kein Abbild einer Wirklichkeit),⁵²⁵ und somit ist das

Ausdrucksgenese und *Sprachverstehen* durch (*ausdrucksgetriggerte*) *Inhaltsgenese* ersetzt (zu „Triggern“ und dessen Bedeutung folgen in diesem Kapitel noch dezidierte Ausführungen).

⁵²⁴ Da wir unter der Information eines Triggers keine „Repräsentationsebene“ von Sprache verstehen, ist sie auch nicht mit der Vorstellung einer Tiefenstruktur, wie sie aus der generativen Grammatik bekannt ist, zu verbinden.

⁵²⁵ Dementsprechend ist etwa der Ausdruck dt. *Haus* bei Phänotypisierung nur mit einer bestimmten Wahrscheinlichkeit mit der denotativen Bedeutung ‚Haus‘ verbunden, wie er – und ebenso ‚Haus‘ – auch nur mit einer bestimmten Wahrscheinlichkeit mit dem Merkmal AUS STEINEN ERBAUT verbunden ist. Ferner ist die Koppelung von Phänotypisierung an Wahrnehmung zu berücksichtigen: So kann etwa ein Phänotypisierer eines Satzes wie dt. *Peter hat ein schönes Haus*. wissen, dass das Referenzobjekt von *Haus* in diesem Fall tatsächlich aus Steinen erbaut ist – dies bedeutet jedoch nicht, dass er dies im Zuge der Phänotypisierung besagten Satzes auch wahrnimmt, d.h. phänotypisiert, sodass der phänotypisierte Ausdruck *Haus* in besagtem Satz nicht mit dem Merkmal AUS STEINEN ERBAUT verbunden wäre, selbst wenn dies

Endprodukt einer Phänotypisierung entweder Σ_{Ausdruck} oder Σ_{Inhalt} , aber eben nicht ein Σ , das sich in diese beiden Bereiche gliedert, wie es in Arbeiten des Minimalistischen Programms für die Untergliederung von Σ in zwei Komponenten – eine PF und eine LF – mitunter den Anschein haben könnte. Zudem erscheint die Bezeichnung Σ_{Ausdruck} treffender als die Bezeichnung PF, da das Produkt eines sprachproduzierenden Phänotypisierungsprozesses keineswegs nur phonetischer, sondern durchaus etwa auch graphematischer Natur sein kann.

Es gilt ferner selbstverständlich auch, dass ausgehend von der Information eines Triggers bei gegenwärtigem Kenntnisstand, nach dem wir offensichtlich noch nicht in der Lage sind alle Determinanten eines Phänotypisierungsprozesses zu benennen, nicht zweifelsfrei auf die spätere tatsächliche Gestalt von einem Σ geschlossen werden kann; auch hierfür ist die jeweilige Vielzahl an Phänotypisierungsmöglichkeiten verantwortlich. Diese wechselseitig unbestimmte Beziehung von Trigger und Σ zueinander, nach der ein durch einen Trigger T getriggertes Σ_T nur als eine mögliche Gestalt zu T gelten kann und ebenso T nur eine mögliche Triggergestalt zu Σ_T darstellt, sollte es auch verbieten, in der Information eines Triggers eine „Tiefenstruktur“ und in Σ eine „Oberflächenstruktur“ oder Vergleichbares zu erblicken (außerhalb einer Phänotypisierung kann ohnehin nichts von beiden mit der Vorstellung einer Repräsentationsebene in Verbindung gebracht werden).

- 2.) Bei Sprachproduktion ist die Gestalt von Σ_{Ausdruck} wiederum abhängig von der Intention des Phänotypisierers bzw. wesentlich vom Trigger – dies gilt schon sobald Σ_{Ausdruck} in seinen Generierungsprozess befindlich ist, d.h. auch bereits bevor eine Äußerung erfolgt. Σ_{Ausdruck} kann dabei als geistige Repräsentation etwa Informationen über eine auditive oder eine visuelle Gestalt einer möglichen (und vielleicht geplanten) Äußerung in sich tragen oder gar Informationen über sowohl eine auditive als auch eine visuelle Gestalt.

auf das Referenzobjekt zutreffen sollte. Wenn wir erkennen, dass Ausdrücke (wie dt. *Haus*), denotative Bedeutungen (wie ‚Haus‘) und Merkmale (wie AUS STEINEN ERBAUT) jeweils nur mit einer bestimmten Wahrscheinlichkeit mit einem der anderen beiden Elemente/Informationen verknüpft sind, zeigt sich, dass nicht nur die Verbindung von Ausdrucks- zu Inhaltsseite probabilistischen Regularien folgt, sondern auch die Verbindung unterschiedlicher inhaltsseitiger Informationen derartigen Mustern genügt (auch dabei erscheint die Vorstellung zweigliedriger Verknüpfungen lohnend). Die Verbindungen unterschiedlicher informativer Bestandteile des sprachlichen Zeichens finden sich somit für jede Phänotypisierung neu, die Determinanten der entsprechenden Verknüpfungswahrscheinlichkeiten können wiederum sowohl sprachlicher als auch situativ-kontextueller Natur sein.

- 3.) Die Operation der Äußerung kann etwa durch außersprachliche Einflüsse beeinträchtigt werden, sodass die Phänotypisierung von Σ_{Ausdruck} im Rahmen einer Äußerung durch den Phänotypisierer von der Phänotypisierung der geistigen Repräsentation von Σ_{Ausdruck} desselben Phänotypisierers abweicht (etwa wenn bei einer mündlich erfolgenden Äußerung ein Hustenreiz, den der Phänotypisierer erleidet, die akustische Äußerung von Σ_{Ausdruck} unterbricht).⁵²⁶
- 4.) Selbst wenn ein Phänotypisierer die inhaltsseitigen Informationen vollumfänglich intendiert, also bis ins letzte Merkmal, das Konnotat und weiteren inhaltsseitigen Aspekten genau weiß, was er zum Ausdruck bringen möchte (falls das überhaupt möglich ist), und er auch sogleich ausdrucksseitige Informationen auswählt, die ihm diesbezüglich perfekt geeignet erscheinen, kann es dazu kommen, dass er im Rahmen seiner ausdrucksseitigen Phänotypisierung inhaltsseitig ein Informationspaket phänotypisiert (nun als Empfänger seiner eigenen Nachricht), das von dem, das er intendiert hat, abweicht. Dies erklärt sich dadurch, dass für jedes sprachliche Element mehrere Phänotypisierungsmöglichkeiten bestehen; d.h., dass auch für jede inhaltsseitige Information mehrere ausdrucksseitige Phänotypisierungsmöglichkeiten genotypisch vorhanden sind, von denen der Phänotypisierer für gewöhnlich eine auswählt, die er dann, wenn er sie phänotypisiert wiederum in Funktion eines Empfängers dekodiert, wobei er – da auch jede ausdrucksseitige Phänotypisierungsmöglichkeit mit mehreren inhaltsseitigen Phänotypisierungsmöglichkeiten verbunden ist bzw. wird – unter Umständen eine andere inhaltsseitige Gestalt phänotypisiert, als er zuvor intendiert hatte (dies kann dann etwa zu einem Zweifel des Phänotypisierers führen, ob ihn sein Adressat tatsächlich so zu verstehen vermag, wie er es intendiert hat, was wiederum zu einem neuerlichen, korrigierenden Phänotypisierungsprozess führen könnte).

⁵²⁶ Im geschilderten Fall eines Abbruchs einer mündlich erfolgenden Äußerung eines sprachlichen Ausdrucks erscheint folgende Interpretation sinnvoll: Der Phänotypisierer phänotypisiert in Form einer mentalen Repräsentation etwa die lexikalische Einheit dt. *Hubschrauber* ‚Hubschrauber‘ und erneuert diese Phänotypisierung im Sinne eines Informationsaustauschs mit seiner Umwelt, wenn er den Ausdruck *Hubschrauber* ([ˈhuːpʃʁɑʊbɐ]) lautlich äußert; hierbei bleibt die Bedeutung ‚Hubschrauber‘ phänotypisch – und zwar auch dann, wenn durch einen Hustenreiz oder Ähnliches die phänotypische lautliche Äußerung des Ausdrucks von der mentalen Repräsentation selbigen abweicht (wenn also die Bedeutung ‚Hubschrauber‘ mental mit dem Ausdruck *Hubschrauber* phänotypisiert wird, lautlich jedoch nur mit einem abgebrochenen *Hubschra* ([ˈhuːpʃʁɑ]) oder Ähnlichem).

- 5.) Die dargestellten Schritte laufen nicht notwendigerweise bewusst ab (auch die Verwendung des Terminus *Intention* sollte diesen Eindruck nicht vermitteln).
- 6.) Eine Unterscheidung von „grammatischen“ und „ungrammatischen“ bzw. „wohlgeformten“ und „nicht-wohlgeformten“ Ausdrücken, wie sie die ältere wie jüngere generative Grammatik und auch das Minimalistische Programm für gewöhnlich vornehmen, ist im hiesigen Modell nicht vorgesehen (allerdings ist eine Differenzierung zwischen „konventionellen“ und „unkonventionellen“ Ausdrücken, wie bereits mehrfach erwähnt, möglich, da auf Grundlage etwaiger Konventionen die Phänotypisierungswahrscheinlichkeitsverteilung der Phänotypisierungsmöglichkeiten eines sprachlichen Elements beeinflusst wird).

Der Prozess des Sprachverstehens wiederum beginnt mit einem Input, der Wahrnehmung (d.h. Phänotypisierung) eines Ausdrucks (in welcher Form auch immer (z.B. auditiv)). Der Empfänger dieses Inputs tritt zunächst als Phänotypisierer der ausdrucksseitigen Informationen in Erscheinung und versucht sie mit inhaltsseitigen Informationen in Verbindung zu bringen, von denen er annimmt, dass der Sender dessen, was ihn (den Empfänger) als Input erreicht hat, sie intendiert haben könnte (diese Annahme ist probabilistischer Natur, etwaige Determinanten vielschichtig). Dabei greift der Empfänger auf sein eigenes Mentales Lexikon, d.h. sein sprachliches Wissen bzw. den sprachlichen Genotyp, über den er verfügt, zu, gegebenenfalls ergänzt um Wissen bezüglich des Senders (und dessen Sprachgebrauch) sowie des sprachlichen wie situativen Kontextes. Ein komplexer Gesamtausdruck wird in diesem Zusammenhang ausdrucksseitig nach probabilistischen Maßstäben in kleinere Einheiten unterteilt (hierbei sei auf Parser verwiesen) und zwar so, wie es der Empfänger für besonders wahrscheinlich hält, d.h. so, dass der Empfänger die kleineren Einheiten mit inhaltsseitigen Informationen verknüpfen kann, die er als am wahrscheinlichsten vom Sender intendiert annimmt, wobei wiederum für jede ausdrucksseitige Einheit bzw. Information mehrerer inhaltsseitige Phänotypisierungsmöglichkeiten bestehen, sodass hierbei mindestens zwei probabilistische Abwägungen in Reihe geschaltet sind (die, in welche ausdrucksseitigen Einheiten der Gesamtausdruck zerlegt wird, und die, mit welchen inhaltsseitigen Informationen diese Einheiten zu verknüpfen sind). Die inhaltsseitigen Informationen, die der Empfänger auf Grundlage des phänotypisierten Gesamtausdrucks zunächst in einer *Numeration* ausgewählt, dann phänotypisiert hat bzw. die, die er mit kleineren Einheiten von ausdrucksseitigen Informationen des Inputs in Verbindung gebracht hat, können nun – ähnlich wie

es bei Sprachproduktion hinsichtlich der ausdrucksseitigen Informationen geschieht – mittels der Operationen *Select*, *Merge* und *Move* so verbunden und verschoben werden, dass der Empfänger schließlich über eine inhaltsseitige geistige Repräsentation verfügt, die er versteht – dies ist die inhaltsseitige Phänotypisierung (ein inhaltsseitiger Σ bzw. Σ_{Inhalt}), die er auf Grundlage des Inputs, der ausdrucksseitige Informationen in das System des Empfängers eingab, mithilfe seines (genotypisch verankerten) sprachlichen Wissens sowie Kenntnissen um den sprachlichen und situativen Kontext, in dem der Input erfolgt ist, hergestellt hat.

Während bei Sprachproduktion intendierte inhaltsseitige Information(en) den Phänotypisierungsprozess in Gang setzt/setzen, die stets im phänotypisierendem System (etwa einem sprachproduzierenden *Homo sapiens*) generiert wird/werden, tut dies beim Sprachverstehen ein Input in Gestalt ausdrucksseitiger Information(en), der gewöhnlich – doch nicht zwingend – von außen in das phänotypisierende System (etwa einen sprachverstehenden *Homo sapiens*) eindringt. In beiden Fällen könnte man von einem *Trigger*, d.h. einem Auslöser, sprechen, der den jeweiligen Phänotypisierungsprozess in Gang setzt. Dabei muss die Information des Triggers zunächst verarbeitet werden; da es sich dabei jeweils zunächst entweder nur um inhaltsseitige oder nur um ausdrucksseitige Information(en) handelt, ist der durch den Trigger (bzw. die Verarbeitung der Information(en) des Triggers) ausgelöste Phänotypisierungsprozess als Vervollständigung des bilateralen Zeichens zu begreifen, in dem auch die Information des Triggers Phänotypisierung erfährt: Inhaltsseitige Informationen werden um ausdrucksseitige (Σ_{Ausdruck}) ergänzt (bei Sprachproduktion, die wir daher treffender als (*inhaltsgetriggerte*) *Ausdrucksgenese* bezeichnen wollen) und ausdrucksseitige Informationen werden um inhaltsseitige (Σ_{Inhalt}) ergänzt (beim Sprachverstehen, das wir besser (*ausdrucksgetriggerte*) *Inhaltsgenese* nennen).⁵²⁷

⁵²⁷ Die Konzeption von (inhaltsgetriggert) Ausdrucksgenese und (ausdrucksgetriggert) Inhaltsgenese findet in ihren Regelfällen ihren Widerschein auch in der neurowissenschaftlichen Unterscheidung zwischen einem Bottom-up- und einem Top-down-Informationsweg der Wahrnehmung: Der Bottom-up-Weg, der auch „als reizgetriebener Informationsweg“ (Jäncke 2013: 219) bezeichnet wird, beschreibt den Informationsfluss „vom [Reiz aufnehmenden] Rezeptor zu den kortikalen Hirngebieten“ (Jäncke 2013: 219), wo der Reiz verarbeitet wird, ähnlich wie die (ausdrucksgetriggerte) Inhaltsgenese gewöhnlich ausgehend von einem etwa auditiv oder visuell wahrgenommenen sprachlichen Ausdruck zur Herstellung eines Inhalts bzw. Verknüpfung mit einem Inhalt führt. Demgegenüber nimmt der Top-down-Weg, der „auch konzept- oder aufmerksamkeitsgetriebener Verarbeitungsweg genannt wird“ (Jäncke 2013: 220), seinen Anfang (weitgehend) unabhängig von äußeren Reizen, aktiviert Hirngebiete, die mit der verarbeitenden Information in Zusammenhang stehen, und kann auf diese Weise zu einer Handlung führen (vgl. Jäncke 2013: 220); ähnlich hat man sich eben auch die (inhaltsgetriggerte) Ausdrucksgenese vorzustellen. Allerdings sind die Konzeptionen von (ausdrucksgetriggert) Inhaltsgenese und

Es gilt dabei sowohl hinsichtlich Sprachproduktion als auch Sprachverstehen, dass die Menge P , die alle sprachlichen Elemente in der Gestalt, wie sie im Rahmen besagter Prozesse phänotypisiert werden,⁵²⁸ umfasst, stets eine Teilmenge der Menge G , die alle sprachlichen Elemente und ihrer Gestaltsvarianten (d.h. Phänotypisierungsmöglichkeiten) umfasst (also alle sprachlichen Informationen, die im jeweiligen Untersuchungssystem vorhanden sind), darstellt. Somit ist G die Menge des sprachlichen Genotyps und P die des sprachlichen Phänotyps, den es hierbei stets herzustellen gilt. Die Elemente von G , die dabei nicht Teil von P geworden sind, bleiben, was sie zuvor schon waren: im Hintergrund, nicht wahrnehmbar, rezessiv. Sie können der Menge R zugeordnet werden, die die Menge rezessiver Information in Sprache (bzw. im jeweiligen sprachlichen Untersuchungssystem) beschreibt. Es gilt somit $P \subseteq G$ sowie $G = P \dot{\cup} R$, da P und R elementfremd sind.

Die theoretischen und logikbasierten Annahmen dieser Arbeit werden freilich in Zukunft anhand empirischer Untersuchungen angepasst, verfeinert, gegebenenfalls korrigiert, zeigen jedoch bereits auf, dass sich das linguistische Rezessivitätsmodell seine Selbstständigkeit bewahren und dennoch Anleihen bei anderen Ansätzen nehmen kann, die für die Forschung – und sei es zunächst nur in Form fruchtbarer Hypothesen – von Nutzen sind.

5.3 – Implikationen zu Fragen der Sprachgenese und der Existenz von Makrofamilien

Die Untersuchungen zu sprachlicher Rezessivität sind mehrheitlich anhand indoeuropäischer Sprachen erfolgt, wobei dem Deutschen, seiner Geschichte und seinem Verhältnis zu anderen germanischen Sprachen die meiste Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Aus diesem Grund sind alle Aussagen, die zu sprachlicher

Bottom-up-Informationsweg auf der einen und (inhaltsgetriggert) Ausdrucksgenese und Top-down-Informationsweg auf der anderen Seite jeweils nicht gleichzusetzen: So ist es etwa auch denkbar, dass eine Inhaltsgenese ihren Anfang ohne äußeren Reiz gemäß des Top-down-Weges nimmt, indem beispielsweise an einen Ausdruck lediglich „gedacht“ wird (d.h., dass dieser geistig repräsentiert wird) und dazu die Inhaltsgenese innerhalb des Gehirns erfolgt. Sind also in den Regelfällen Ähnlichkeiten vorhanden, gelten diese keinesfalls uneingeschränkt.

⁵²⁸ Jede Gestalt eines sprachlichen Elements gilt dabei als bestimmte sprachliche Information.

Rezessivität getroffen wurden, so sehr mitunter auch eine allgemeinere Gültigkeit naheliegen mag,⁵²⁹ zunächst nur Aussagen über sprachliche Rezessivität in der jeweils untersuchten Einzelsprache bzw. den jeweils untersuchten Einzelsprachen. Durch gelegentliche Vergleiche zu nicht-indoeuropäischen Sprachen wie dem austronesischen Chamorro oder dem uralischen Finnisch, aber auch den knappen Betrachtungen von australischen sowie austronesischen bzw. genauer polynesischen Ergativsprachen wurde versucht, aufzuzeigen, dass die Annahmen einer über-indoeuropäischen Gültigkeit zumindest grundlegender Aussagen des Rezessivitätsmodells durchaus begründbar sind. Verstärkt wird dieser Eindruck ferner durch die Tatsache, dass das Rezessivitätsmodell sowohl anhand synchroner als auch diachroner Sprachbetrachtungen erarbeitet wurde und für beide Gültigkeit beanspruchen kann. Am gewichtigsten erscheinen jedoch die bio- und psycholinguistischen Grundlagen, die das linguistische Rezessivitätsmodell in Teilen auch zu einem kognitionslinguistischen Modell machen: Sie deuten auf eine allgemeine, zumindest beim Menschen (als „Sprachsystem-Träger“) vorfindbare Basis, die sich im Rezessivitätsmodell probabilistische nachbilden lässt. Nichtsdestoweniger bleibt zu prüfen, inwiefern das Modell tatsächlich auf alle menschlichen Einzelsprachen anzuwenden ist, ob es gelegentlich versagt, oder – und das ist vor allem anzunehmen – ob es Aussagen für alle Sprachen machen kann, dazu jedoch regelmäßig Anpassungen (etwa terminologischer Natur) an die Untersuchungssprachen vonnöten sein können. Zu diesem Zwecke halte ich insbesondere Studien zu indigenen und (verhältnismäßig) wenig von Sprachkontakt mit indoeuropäischen Sprachen durchsetzten Sprachen Afrikas – etwa aus dem Bereich der Khoisansprachen – oder der Amerikas – z.B. aus Amazonien – für sinnvoll, also zu Sprachen, für die eine besonders große Distanz zu den Hauptuntersuchungssprachen dieser Arbeit anzunehmen ist. Von besonderem Interesse könnte hierbei die amazonische Mura-Sprache Pirahã sein, da ihr eine bemerkenswerte Schlichtheit in ihrer Struktur, mitunter gar das Fehlen von Rekursion nachgesagt wird, was zum Teil als Alleinstellungsmerkmal dieser Einzelsprache angenommen wird (s. zu Pirahã insbesondere Everett 2005 u. 2009: 177-259 sowie Sakel/Stapert 2010). Folgt man der Annahme ihrer Schlichtheit, so deutet dies auf eine Informationsstruktur hin, die entweder weit weniger komplex als beispielsweise beim Deutschen gestaltet ist oder es aber schafft, Informationen ausdrucksseitig komprimierter sprachlich zu verpacken; dies wäre für ein informationstheoretisches Modell, wie das sprachlicher Rezessivität, somit ein neue Erkenntnisse versprechendes Forschungsfeld.

⁵²⁹ Da alle menschlichen Einzelsprachen über eine gewisse gemeinsame Schnittmenge verfügen – und sei es nur, dass es sich um (ursprünglich ausschließlich lautbasierte) Zeichensysteme handelt –, ist eine derartige Annahme grundsätzlich berechtigt.

In der Praxis sind derartige Untersuchungen an indigenen Sprachen Afrikas und der Amerikas jedoch von Schwierigkeiten begleitet, die mitunter schon in der schlechten linguistischen Erschließung dieser Sprachen beginnen dürften, sich aber für gewöhnlich spätestens beim Versuch diachroner Studien offenbaren, da die Sprachgeschichte derartiger Sprachen selten in mehr als Bruchstücken, meist jedoch gar nicht, d.h. nur über wenige Jahrzehnte rekonstruierbar ist. Entfallen diachrone Analysen gänzlich, so sind auch nur eingeschränkte – aber keinesfalls gar keine – Aussagen zur Anwendbarkeit des Rezessivitätsmodells auf derartige Sprachen möglich.

Hinsichtlich der Sprachtypologie ist in künftigen Arbeiten zu prüfen, inwiefern sich die Suche nach bestimmten rezessiven Informationen oder gar rezessiven Teilsystemen in den Sprachen der Welt eignet, um einen Beitrag zu sprachtypologisch begründeten Annahmen über genetische Verwandtschaften zu leisten. Angesichts der bisherigen Erkenntnisse ist diesbezüglich durchaus von einem relevanten, wenn nicht gar signifikanten Nutzen des Rezessivitätsmodells auszugehen.

Man kann sich an dieser Stelle auch fragen, ob das Rezessivitätsmodell Implikationen für Fragen nach der Existenz von Makrofamilien oder der Sprachgenese bereitstellt.⁵³⁰ Hinsichtlich ersterem ist zunächst festzustellen, dass die Leugnung der Existenz von Makrofamilien einem Zuspruch für die These eines polygenetischen Sprachursprungs gleichkommt. Es müsste demnach von der Existenz von unter anderem einer proto-indoeuropäischen, einer proto-uralischen, einer proto-sinotibetischen und einer proto-na-denäischen Ursprache ausgegangen werden,⁵³¹ die jeweils einen eigenen Ursprung hätten; dies wiederum würde bedeuten, dass der *Homo sapiens* über eine große Zeitspanne seiner Ausbreitung nicht über Sprache verfügt hätte.⁵³² Nimmt man aber an, dass Sprache ein Motor

⁵³⁰ Da beide Fragen ganze wissenschaftliche Diskurse umfassen, können im Folgenden nur zentrale Aspekte herangezogen werden, die für das Rezessivitätsmodell von besonderer Relevanz sind.

⁵³¹ Dies gilt natürlich nur, wenn man tatsächlich annimmt, dass die entsprechenden Sprachfamilien so, wie sie hier angenommen und gemeinhin in der Linguistik formuliert werden (s. dazu insbesondere Kausen 2013 u. 2014), existieren bzw. so anzusetzen sind, was mitunter umstritten ist.

⁵³² Natürlich wäre ebenso denkbar, dass alle besagten Protosprachen bereits vor der Ausbreitung des *Homo sapiens* isoliert voneinander in Afrika entstanden sind und sich die entsprechenden Sprachgemeinschaften anschließend ausbreiteten. Dann wäre aber zu fragen, warum es im Rahmen dieser Ausbreitung nicht zu Sprachkontakten kam, die eine Unterscheidung der Sprachfamilien heute unmöglich machen würden – immerhin führte der Weg aus Afrika über das Nadelöhr der Arabischen Halbinsel, sodass intensive Sprachkontakte zwar nicht zwingend, aber doch als wahrscheinlich anzunehmen sind. Nicht unbegründet wird zudem das Sprachalter etwa

des Erfolgs der Art war, wie es gemeinhin geschieht (s. etwa Armstrong 1999: 15), oder dass der Mensch seit mindestens 50.000 Jahren oder – wahrscheinlicher – länger über Sprache verfügte, wie es in der Forschung üblich ist (vgl. Dediu/Levinson 2013: 1), so sind Makrofamilien notwendigerweise anzunehmen. Dies führt jedoch unweigerlich zu der Frage, ob – und falls ja: wie – man eine makro-familiäre Verwandtschaft nachweisen kann.

Die Methoden sind hierbei selbstverständlich sprachtypologischer Natur, wie sie auch bei der Formulierung der üblicherweise anerkannten Sprachfamilien wie der *ide*. Anwendung fanden, sollten aber viel mehr noch um die Einbeziehung archäologisch-ethnologischer oder gentechnischer Erkenntnisse erweitert werden.⁵³³ Insbesondere Arbeiten wie jene von Merritt Ruhlen (z.B. 1994 oder 1998), die sich vor allem auf Untersuchungen vermeintlicher lexikalischer Kognaten unter Fokussierung auf phonologische Kriterien konzentrieren, haben dabei zu Recht Kritik geerntet, da etwaigen Parallelen in Sprachen, die in der Forschung gemeinhin nicht als verwandt angesehen werden – von Ruhlen hingegen doch –, stets auch signifikante Unterschiede gegenüberstehen. In einer Rezension zu Ruhlen's „The Origin of Language“ (s. Ruhlen 1994) von nahezu karikaturhafter Zuspitzung gelang es etwa Andrew Carstairs-McCarthy unter Verwendung der Methoden Ruhlen's bei der Betrachtung ausgewählter Lexeme „nachzuweisen“, dass indoeuropäische Sprachen nicht miteinander verwandt sein können, wenn Ruhlen's Methoden tatsächlich repräsentative Ergebnisse erzielen würden (s. Carstairs-McCarthy 1997). Die von Ruhlen behaupteten Parallelen deuten demnach nicht notwendigerweise auf einen gemeinsamen Ursprung hin, sondern können auf bloßem Zufall beruhen (vgl. Carstairs-McCarthy 1997: 613).

Hier liefert das Rezessivitätsmodell erklärende Veranschaulichungen dieses Sachverhalts: Wenn wir erkennen, dass selbst innerhalb des Gegenwartss Deutschen konventionalisierte Ausdrücke nur eine recht hohe Phänotypisierungswahrscheinlichkeit einer bestimmten Phänotypisierungsmöglichkeit aufweisen,

des Proto-*Ide*. auf maximal etwa 7000 Jahre geschätzt und als Urheimat ausschließlich Gebiete außerhalb Afrikas angenommen (s. dazu etwa Euler 2016: 157-159 u. Meier-Brügger 2010: §E511 u. §E512.2 sowie zur Lokalisierung der Erstbelege älterer *ide*. Sprachen §E403).

Als noch unwahrscheinlicher und kaum begründbar kann ein Szenario gelten, nach dem die Sprachgemeinschaften besagter Protosprachen bereits vor der Genese dieser Protosprachen über ererbte Sprachen verfügten, die dann vollständig oder weitgehend verlustig gingen bzw. durch besagte, neu aufkommende Protosprachen ersetzt wurden.

⁵³³ Dass keine dieser Methoden bei der Betrachtung von verwandten Sprachen, deren gemeinsame Ursprache viele tausend Jahre in die Vergangenheit datiert werden muss, einen schlussendlich sicheren und über jeden Zweifel erhabenen Beweis darstellt, zeigen etwa April und Robert McMahon (s. McMahon 1995).

dass andere Phänotypisierungsmöglichkeiten aber jederzeit phänotypisiert werden können und dass kein sprachliches Element außerhalb einer Phänotypisierung als stabil gelten kann, so wird deutlich, was in der linguistischen Forschung bereits zuvor ohne modellhafte Veranschaulichung oft angenommen wurde, nämlich dass bei einem Sprachalter von möglicherweise bis zu 500.000 Jahren ähnliche Ausdrücke für ähnliche Inhalte in unterschiedlichen Sprachen phänotypisiert (und schließlich so auf Kollektivebene konventionalisiert) werden können, ohne dass ein monogenetischer Ursprung anzunehmen ist, sondern allein deshalb, weil die Wahrscheinlichkeit dafür besteht – und die Wahrscheinlichkeit, dass dies irgendwann geschieht, ist umso größer, je mehr Gelegenheiten der Phänotypisierung es gibt (sie steht also fast zwangsläufig in Abhängigkeit der verstrichenen Zeit (d.h. des jeweils betrachteten Zeitraums); je älter Sprache eingestuft wird, umso wahrscheinlicher ist dies, da mit einem höheren Alter für gewöhnlich auch die Anzahl an Phänotypisierungszeitpunkten steigt (die Größe einer jeweiligen Sprachgemeinschaft kann darüber hinaus ebenfalls eine Rolle spielen, die bei etwaigen Berechnungen künftig miteinzubeziehen wäre).⁵³⁴ Aus diesem Grunde sollten auch vermeintliche Besonderheiten, die die Einzelsprachen der Welt vermeintlich in Makrofamilien kategorisierbar machen sollen – wie etwa Klicks oder morphologische Ergativität –, nicht überbewertet werden: Sie weisen keinesfalls unzweifelhaft auf eine Verwandtschaft hin (s. insbeson-

⁵³⁴ Denn, wie bereits an anderer Stelle erwähnt, gilt hier:

$$\lim_{n \rightarrow \infty} p^n = 0 \iff \lim_{n \rightarrow \infty} \bar{p} = 1$$

Wenn wir dabei also die Wahrscheinlichkeit für Kontinuität als p und die für Diskontinuität als \bar{p} bezeichnen, gilt freilich $p + \bar{p} = 1$, wobei wir annehmen, dass stets gilt $p < 1$; wenn wir nun n aufeinanderfolgende Phänotypisierungszeitpunkte betrachten, so können wir davon ableiten, dass bei unendlich vielen Phänotypisierungszeitpunkten des untersuchten sprachlichen Elements alle Phänotypisierungsmöglichkeiten dieses Elements mindestens einmal phänotypisiert werden. Somit bleibt festzuhalten, dass die Wahrscheinlichkeit für das mindestens einmalige Auftreten aller Phänotypisierungsmöglichkeiten, in der ein sprachliches Element auftreten kann, steigt, je größer der Wert von n ist und der Wert von n steht dabei nicht zwangsläufig in Relation zur Größe des beobachteten Zeitraums, doch selbstverständlich ist anzunehmen, dass der Wert von n üblicherweise größer wird, je größer dieser Zeitraum ist. Dass innerhalb zweier voneinander isolierter Einzelsprachen eine ähnliche oder gar identische Phänotypisierung unabhängig voneinander geschieht und womöglich konventionell wird, ist also möglich und die Wahrscheinlichkeit hierfür steigt ebenso mit einem Anstieg der Anzahl an Auftrittszeitpunkten bzw. an Zeitpunkten einer möglichen Phänotypisierung. Im lautlichen Bereich werden derartige hier nur theoretisch erörterte Sachverhalte sogleich einsichtig, wenn man sich bewusst macht, dass der *Homo sapiens* bekanntlich nur über eine begrenzte Anzahl distinktiver mit seinem Artikulationsapparat produzierbare Laute verfügt.

dere zur Frage, ob derartige, mitunter nur als Einzelfall identifizierbare sprachliche Elemente überhaupt Aussagen über Sprachverwandtschaften oder ihr Alter zulassen, Nichols 2012: 569f).

All dies zeigt, dass vom Rezessivitätsmodell keine Antwort auf die Frage, ob die menschlichen Sprachen mono- oder polygenetischen Ursprungs sind, erwartet werden kann; es macht allerdings einmal mehr deutlich, dass vorhandene Parallelen zwischen Einzelsprachen einer Polygenese nicht widersprechen.⁵³⁵ Die Vorstellung sprachlicher Rezessivität ermöglicht also eine Modellierung, die die bisherige Forschung in ihrer Arbeit unterstützen kann. Ferner erscheint eine Übertragung des Allgemeinen Rezessivitätsbegriffs auf das möglich, was man gemeinhin als *Veranlagung* beschreibt: Betrachtet man Sprache hinsichtlich ihrer (biologischen) genetischen Grundlagen, so kann durch die Vorstellung einer Allgemeinen Rezessivität erklärt werden, dass sie sich unabhängig voneinander bei unterschiedlichen Individuen der Art *Homo sapiens* oder der Gattung *Homo* und letztlich in unterschiedlichen Kollektiven selbiger ausgebreitet haben könnte, wobei also eine einheitliche Ursprachgemeinschaft der Menschheit nicht anzunehmen wäre. Vielmehr wäre in einem solchen, polygenetischen Szenario davon auszugehen, dass verschiedene Individuen, die womöglich unterschiedlichen, voneinander unabhängigen Kollektiven angehörten, die Fähigkeit zur Sprachausbildung in sich trugen – primär rezessiv gemäß dem Allgemeinen Rezessivitätsbegriff – und eine tatsächliche Genese von Sprache (als etwas Phänotypischen) jeweils gemäß einer bestimmten Phänotypisierungswahrscheinlichkeit bestand.⁵³⁶

Das Modell sprachlicher Rezessivität allein kann also keine neuen Erkenntnisse zur Frage nach der Existenz von Makrofamilien oder der Sprachgenese beisteuern, sehr wohl aber eignet es sich zur Veranschaulichung bzw. Modellierung

⁵³⁵ Dass eine Polygenese menschlicher Sprachen auch aus anthropologischer, entwicklungshistorischer und evolutionsbiologischer Sicht möglich erscheinen muss, zeigt etwa Johanna Nichols (s. Nichols 2012).

⁵³⁶ An dieser Stelle kann es schnell zu einer Berührung des Allgemeinen Rezessivitätsbegriffs mit dem Rezessivitätsbegriff der Biologie kommen (zu berücksichtigen ist des Weiteren auch die Frage nach einer etwaigen tiefen Homologie von Sprache, die menschliche Sprachfähigkeit mit etwaiger tierischer verknüpft (vgl. Fitch 2010)); weitere Ausführungen hierzu sind daher wohl Zoologen zu überlassen. Allerdings zeigt dieses knapp gehaltene Gedankenspiel bereits, dass der Allgemeine Rezessivitätsbegriff auch außerhalb der Linguistik wirken kann bzw. könnte; in der Biologie mag er vielleicht als Erweiterung des biologischen Rezessivitätsbegriffs dienlich sein. Ferner ist zu vermerken, dass man also gemäß eines derartigen polygenetischen Szenarios höchstens von *sekundärer Monogenese* sprechen könnte, nämlich dann, wenn man etwa die gemeinsamen genetischen Grundlagen zur Sprachentwicklung in der Gattung *Homo* oder der Art *Homo sapiens* miteinbezüge.

verschiedener diesbezüglich denkbarer Szenarien. Insofern mag das Modell vielleicht in Zukunft auch einen Beitrag zur Rekonstruktion der Geschichte menschlicher Sprache vor deren Überlieferungsbeginn leisten, wie es das schon – wie diese Arbeit ausführlich gezeigt hat – für die Zeit danach problemlos zu tun vermag.

5.4 – Das linguistische Rezessivitätsmodell und sein Verhältnis zu Erkenntnissen anderer Naturwissenschaften

Auf die Notwendigkeit einer gewissenhaften Prüfung der Tragfähigkeit von Vergleichen oder terminologischen Adaptionen zwischen unterschiedlichen Wissenschaften wurde in dieser Arbeit schon hingewiesen. Keineswegs sollte man von derartigen Unterfangen mehr erwarten, als sie leisten können, und sich stets bestehende Schnittmengen und Unterschiede zwischen den jeweiligen Vergleichsobjekten bewusst machen. Sprachbetrachtungen dürfen genauso wenig wie Arbeiten anderer Wissenschaften im Widerspruch zu naturwissenschaftlichen Ergebnissen, die als gesichert gelten können, stehen. Gerade der probabilistische Ansatz des linguistischen Rezessivitätsmodells konnte daher nur unter der Bedingung ausformuliert werden, dass dessen Behauptungen mathematisch plausibel erscheinen.

Es wurde ferner bereits mehrfach erklärt, dass Rezessivität in Sprache von Rezessivität in der Biologie streng zu unterscheiden ist. Nichtsdestoweniger konnte die Adaption eines biologischen Terminus nur sinnvoll sein, wenn von einer Schnittmenge zwischen den verglichenen Phänomenen in Biologie und Linguistik auszugehen war – auf dieser Grundlage wurde in der Einleitung zunächst aus dem spezifisch biologischen Terminus der informationstheoretische *Allgemeine Rezessivitätsbegriff* extrahiert und anschließend in neuerlich spezifizierter Form für die Linguistik nutzbar gemacht. Doch wie groß ist nun, da wir schließlich über ein umfangreiches Wissen über sprachliche Rezessivität verfügen, die Schnittmenge zwischen dem, was in der Biologie unter „Rezessivität“ verstanden wird und dem, was wir in der Linguistik darunter verstehen wollen, einzuschätzen?

Schon im Rahmen der einleitenden Kapitel haben wir gesehen, dass ein wesentlicher Unterschied zwischen sprachlichen und biologischen Systemen im

Sinne von Organismen darin besteht, dass sich sprachliche Systeme nicht in einer Weise „fortpflanzen“, die eine Unterscheidung zwischen einer Parental- und einer Filialgeneration zuließe. Die Ausbreitung von Sprachsystemen oder sprachlichen Elementen ist stets an eine Art „Wirt“ oder „Medium“ gebunden: Dieser „Wirt“ oder das „Medium“ dürfte in den meisten Fällen ein biologischer Organismus in Gestalt eines *Homo sapiens* (bzw. dessen Mentalen Lexikon) sein, denkbar sind aber ebenso andere Spezies (wie etwa andere Arten der Gattung *Homo*) oder künstliche Intelligenzen (KIs) und auch externe Sprachspeicher sollten berücksichtigt werden. Dabei kann Sprache, die aufgrund von Spracherwerb innerhalb einer Sprachgemeinschaft für gewöhnlich in jedem Mitglied dieser Gemeinschaft reproduziert (und dabei in Wechselwirkungsverhältnissen auch zu gewissem Grade aus bzw. von Umwelt (bzw. Systemen in der Umwelt) induziert) wird, Ausbreitung im gleichen Maße erfahren, wie es die Sprachgemeinschaft erfährt: über geographische Ausbreitung oder Erhöhung der Zahl der Mitglieder der Gemeinschaft (der relevanten Population). Ferner ist durch Kontakte der die jeweilige Sprache tragenden Individuen (oder Medien bzw. Wirte) zu anderen potenziellen Sprachträgern eine Ausbreitung möglich – dieses Szenario deckt etwa sprachliche Lehnverhältnisse, Kolonial- und Verkehrssprachgebrauch und Ähnliches ab; hierbei bleibt aber vor allem eine Übertragung sprachlicher Metainformation mit Modifikation von Phänotypisierungswahrscheinlichkeitsdistributionen festzustellen. Letztlich sind Einzelsprachen Kontinuen, die sich je als *Stratum* bezeichnen lassen, wobei eine chronologische Entwicklung vorausgesetzt werden kann, mit der Aufspaltungen einhergehen können, sodass ein einzelner historischer Sprachzustand zum (diachronen) Stratum mehrerer Nachfolgesprachen zählen kann (ähnlich wie auch ein biologischer Organismus mehrere Nachkommen haben bzw. (er)zeugen kann).

Ein darüber hinaus möglicherweise geltend zu machender Unterschied zwischen sprachlichen Systemen und biologischen Organismen mag darin gesehen werden, dass Sprachen ihre Gestalt etwa durch Entlehnung verändern können. Diese Annahme sei aber aus zwei Gründen verworfen: Erstens ist auch die Gestalt eines Organismus durch Außeneinwirkung veränderlich (so kann ein Mensch etwa bei einem Unfall ein Bein verlieren)⁵³⁷ und zweitens kann auch ein biologischer Organismus Elemente von anderen Organismen übernehmen, was etwa anhand der Möglichkeit zur Organtransplantation beim Menschen belegt werden kann (wer hier einwendet, dies sei kein natürlich vorgesehener Vorgang, behauptet der Mensch selbst sei nicht natürlich (es sei an Dawkins erweiterten

⁵³⁷ Hierbei sei an die Ausführungen zu *Modifikation* in der Biologie erinnert, wie sie in Kapitel 1.2 getätigt wurden.

Phänotyp erinnert) und wird eine Erklärung schuldig, wie Organtransplantationen möglich sein sollten, wenn keine zumindest teilweise Kompatibilität zwischen Organismen ähnlicher Gestalt angenommen werden kann, wie sie auch für zwei Kontaktsprachen anzunehmen ist). Angesichts des linguistischen Rezessivitätsmodells könnte man ferner behaupten, dass die Veränderungen durch Sprachkontakt durchaus auch den sprachlichen Genotyp betreffen und eben keinesfalls nur den Phänotyp; dem ist zu erwidern, dass auch genetische Information innerhalb eines Organismus veränderlich ist, wie es etwa durch Tumurviren hervorgerufene Veränderungen in Teilen des Genotyps bezeugen (die sich wiederum phänotypisch in Form von Tumorerkrankungen äußern) (s. zu letzterem etwa Kemper 2017: 119).

Die Koppelung von Sprache an einen Wirt oder ein Medium deutet schon auf den grundsätzlichen Unterschied hin: Ein Sprachsystem ist ein wesentlich größeres System als ein biologischer Organismus. Sprachentwicklung ist daher eher mit einer überindividuellen Ebene, d.h. einer Kollektivebene der Biologie zu vergleichen, so etwa der Entwicklungsgeschichte einer einzelnen Art, die ebenfalls an die Entwicklung von Individuen, die sich in diesem Verständnis mit einem Medium oder einem Wirt für Sprache vergleichen lassen, geknüpft ist; auch ein Vergleich mit der (diachronen) Entwicklung eines Ökosystems erscheint möglich. Sowohl Sprachentwicklung als auch die Entwicklungsgeschichte einer Art oder eines Ökosystems können nur im Rahmen der Naturgesetze erfolgen und sind somit beide – wenn auch teils sehr unterschiedlichen, teils sogar miteinander verwobenen⁵³⁸ – Selektionsmechanismen unterworfen.

Eine Parallele zwischen dem sprachlichen und dem biologischen Rezessivitätsbegriff lässt sich also am ehesten dann ziehen, wenn man sie gemäß des Allgemeinen Rezessivitätsbegriffs auf eine gemeinsame Schnittmenge reduziert, die darin besteht, dass rezessive Information eines Systems als diejenige Information bezeichnet wird, die für die Umwelt (dauerhaft oder temporär) nicht wahrnehmbar ist bzw. nicht wahrgenommen wird. Erweitert man den spezifischen biologischen bzw. genetischen Rezessivitätsbegriff derart, ließe sich der Allgemeine Rezessivitätsbegriff auch auf die Kollektivebene übertragen, die etwa alle Individuen einer Art umfassen kann. So ergäbe sich diachron sowohl für das System einer Sprache (in der etwa sprachliche Elemente als Elemente des Systems bzw. als Sprachträger fungieren) als auch für das System einer Art (in der etwa die

⁵³⁸ So können die Evolution einer Art und die eines Sprachsystems etwa dann als miteinander verwoben bezeichnet werden, wenn man in Sprache einen evolutionären Vorteil (im „darwinschen“ Sinne) sieht, wie es oft getan wird, obgleich umstritten ist, wie komplex Sprache sein muss, um tatsächlich einen derartigen Effekt erzielen zu können (s. dazu etwa Gil 2009).

einzelnen Individuen Elemente des Systems bzw. Genträger darstellen⁵³⁹) ein Kontinuum im Sinne dessen, was wir – eingedenk gewisser Unterschiede – aus der Linguistik als *Stratum* kennen.⁵⁴⁰

Vergleichbar mit dem Allgemeinen Rezessivitätsmuster, das wir z.B. hinsichtlich der Geschichte von sieb.-sächs. *auch* feststellen konnten, wäre es demnach, wenn in einer Population des *Homo sapiens* gelegentlich Individuen mit rötlichen Haaren aufgetreten sind, sich Rothhaarigkeit in einer oder mehrerer der Nachfolgenerationen gar nicht mehr phänotypisch ausprägte, aber rezessiv – durchaus auch im Sinne des spezifischen biologischen Rezessivitätsbegriffs – im Genotyp erhalten bleibt, ehe sie in späteren Nachkommen wiederum phänotypisch auftritt (wobei sich womöglich in der Zwischenzeit eine Aufgliederung und Trennung in unterschiedliche Nachkommengruppen vollzogen hat, von denen nur eine rötliche Haare neuerlich phänotypisiert). Deutlich wird hierbei, dass der eigentliche biologische Rezessivitätsbegriff innerhalb einer Betrachtung der Kollektivebene unter Anwendung des Allgemeinen Rezessivitätsmusters durchaus Geltung behalten kann – denn, wie sich auch die Kollektivebene einer Sprachgemeinschaft aus den Individualebenen ihrer Mitglieder (d.h. deren Mentalen Lexika) zusammensetzt, setzt sich auch die Kollektivebene einer biologischen Art aus den ihr angehörenden Individuen zusammen; in Fragen der Informationserhaltung, -transmission und -transformation wirken also Individual- und Kollektivebene nie isoliert voneinander, was etwa im Bereich des Lernens unter Anwendung der Vorstellung des erweiterten Phänotyps nach Dawkins deutlich wird, da Lernen als sozialer Akt sowohl in der Linguistik hinsichtlich des Spracherwerbs als auch in der Biologie hinsichtlich des Erwerbs von Fähigkeiten, die das Überleben sichern oder erleichtern (hier lässt sich womöglich wiederum der

⁵³⁹ Der biologische Rezessivitätsbegriff stellt zumindest dann, wenn man ihn nur auf geschlechtliche Fortpflanzung anwendet, in gewisser Weise eine Verbindung aus Individual- und Kollektivebene dar: Das gezeugte Individuum, das womöglich rezessive Allele in sich trägt, ist eben ein Individuum, aber es kommt nur durch einen Synchronisierungsprozess, der eine Kollektivebene – die zwei Individuen umfasst – (temporär) „erzeugt“ (Kollektivebenen bleiben modellhaft zu verstehen), zustande. Allerdings erscheint die Tatsache, dass schlussendlich die rezessive Information in einem einzelnen Individuum vorliegt, Grund genug, den biologischen Rezessivitätsbegriff als etwas zu verstehen, das prinzipiell eher die Individualebene als die Kollektivebene betrifft.

⁵⁴⁰ Es sei noch einmal an eine dieser Arbeit zugrunde liegende Definition von *Stratum* erinnert, nach der dieses „als Bestand von Sprachregeln, die innerhalb eines bestimmten Zeitraums durch ihre Anwendung seitens der Sprecher bestätigt werden“ (Gévaudan 2007: 151), aufzufassen ist, was somit als auf eine „genetische Beziehung zweier Sprachzustände zu verschiedenen Zeitpunkten“ (Gévaudan 2007: 35) hindeutend verstanden werden kann, sowie letztlich – und das ist besonders zentral – die historische Kontinuität einer Sprache behauptet.

Spracherwerb integrieren), von Relevanz ist und in beiden Fällen Informations-
transmission (unter Umständen mit transformatorischen Aspekten) darstellt. Die
zunächst abstrakte Kollektivebene einer Sprache schlägt sich ferner in Gestalt
eines Images als Teil des Sprachsystems auf Individualebene in den entsprechen-
den Trägerstrukturen (z.B. dem Kognitionsapparat eines *Homo sapiens*) nieder,
wobei ein solches Image eher sprachliche Metainformation (z.B. bezüglich Phä-
notypisierungswahrscheinlichkeitsverteilungen) als sprachliche Information
selbst beinhaltet.

Doch auch bei bloßer Konzentration auf den biologischen Rezessivitätsbegriff
lässt sich eine wichtige Parallele zu sprachlicher Rezessivität feststellen, sobald
man den probabilistischen Ansatz des linguistischen Rezessivitätsmodells heran-
zieht: Wenn Kreuzungen von zwei hinsichtlich eines Allelpaares reinerbigen (d.h.
homozygoten) Angehörigen einer Parentalgeneration im Rahmen eines domi-
nant-rezessiven Erbgangs dazu führen, dass alle Nachkommen der F₁-Generation
bezüglich des fraglichen Allels eine identische phänotypische Ausprägung erfah-
ren (1. Mendel'sche Regel bzw. Uniformitätsregel (s. Graw 2015: 462f)), so lässt
sich die „Phänotypisierungswahrscheinlichkeit“ für die entsprechende „Phäno-
typisierungsmöglichkeit“ mit 100% angeben.⁵⁴¹ Bei weiterer Kreuzung der so
entstandenen Angehörigen der F₁-Generation miteinander, ergibt sich in der F₂-
Generation eine Nachkommenschaft, die im dominant-rezessiven Erbgang eine
„Phänotypisierungswahrscheinlichkeitsverteilung“ von 25% gegenüber 75% für
die beiden „Phänotypisierungsmöglichkeiten“ ergibt (2. Mendel'sche Regel bzw.
Spaltungsregel (s. Graw 2015: 466).

Offensichtlich ist also auch der Rezessivitätsbegriff der Biologie in seiner Ver-
wendung im Rahmen des dominant-rezessiven Erbgangs probabilistischer Natur.
Allerdings sind hierzu weitere Einordnungen nötig: Was soeben als Phänotypi-
sierungswahrscheinlichkeiten von Phänotypisierungsmöglichkeiten bezeichnet
wurde, ist faktisch genotypisch vorgegeben. Ein Allelpaar der F₂-Generation aus
dem beschriebenen Szenario besteht nach seinem Zustandekommen aus zwei
dominanten, einem dominanten und einem rezessiven oder zwei rezessiven Al-
lelen und allein in letzterem Fall wird das rezessive Allel an der Ausbildung eines
Phänotyps beteiligt sein – d.h., dass aufgrund des Genotyps stets nur eine Phä-
notypisierungsmöglichkeit besteht, deren Phänotypisierungswahrscheinlichkeit
entsprechend mit 100% anzugeben wäre. Probabilismus greift hier also nicht bzw.
nicht direkt im Zusammenhang mit „Phänotypisierungen“, sondern bereits zu-
vor, wenn es um das Zustandekommen des Genotyps geht – allein hier ist eine
entsprechende Wahrscheinlichkeitsverteilung für die Zusammensetzung des

⁵⁴¹ Aufgrund der Möglichkeit von Mutationen ist die hier behauptete Angabe einer
Wahrscheinlichkeit von 100% so natürlich nur annäherungsweise korrekt.

künftigen Genotyps von Relevanz, danach ist der Phänotyp, der durch die genetische Grundlage erzeugt wird, determiniert.

Vergleichen wir dies mit dem probabilistischen Charakter, der für das linguistische Rezessivitätsmodell dargelegt wurde, so fällt auf, dass der Probabilismus in der Biologie genotypischer, der für die Sprache behauptete phänotypischer Natur ist. Allerdings ist bereits mehrfach angeklungen, dass hinsichtlich der tatsächlichen Gestalt einer Phänotypisierung eines sprachlichen Elements ein Determinismus nicht auszuschließen ist, was meint, dass angenommen werden kann, dass mit der genauen Kenntnis aller für eine Phänotypisierung relevanten Parameter und Faktoren immer nur eine Phänotypisierungsmöglichkeit⁵⁴² besteht. In diesem Falle wäre der sprachliche Genotyp in Abhängigkeit von Umwelteinflüssen (wie einem jeweiligen Kommunikationskontext) für das Ergebnis einer Phänotypisierung verantwortlich; da die Definition eines Systems aber stets eine Frage der Abgrenzung des jeweiligen Systems gegen dessen Umwelt darstellt, ließen sich Parameter wie der Kommunikationskontext oder etwaige Störungen der Sprachfähigkeit des Phänotypisierers – diese könnten kognitiver Natur sein, aber auch eine abgeissene Zungenspitze fiel hierunter – durchaus als Teil des Sprachsystems auffassen, was gleichsam den sprachlichen Genotyp erweitern würde. Eine derartige Anpassung könnte schlussendlich zu einem ähnlichen Ergebnis, zu dem wir soeben hinsichtlich des probabilistischen Charakters dominant-rezessiver Erbgänge in der Biologie gelangt sind, führen, bei der nicht die Phänotypisierung sprachlicher Elemente probabilistisch erfolgen würde, sondern die Zusammensetzung sprachlicher Elemente im Genotyp.⁵⁴³ Da wir aber zum gegenwärtigen Zeitpunkt weit davon entfernt sind, zu verstehen, welche Faktoren und Parameter den sprachlichen Phänotyp insgesamt determinieren, erscheint es sinnvoll, weiterhin von einem probabilistischen Charakter sprachlicher Phänotypisierungen auszugehen, da sich dies – wie diese Arbeit gezeigt hat – effektiv operationalisieren lässt. Zudem sei erneut darauf hingewiesen, dass das Modell sprachlicher Rezessivität primär dem Zwecke der Veranschaulichung und der Bereitstellung von Erklärungsansätzen dient; es erhebt somit nicht den Anspruch umfassend alle relevanten realen Begebenheiten explizit

⁵⁴² Im Falle von Superposition kann unter einer Phänotypisierungsmöglichkeit dabei auch eine Kombination zweier (oder mehrerer) Phänotypisierungsmöglichkeiten verstanden werden (Phänotypisierungsmöglichkeiten sind also ebenso wie sprachliche Elemente durchaus nicht notwendigerweise unteilbar, sondern können – je nach Forschungsinteresse und Definition – durchaus auch kompositioneller Natur sein).

⁵⁴³ Eine Erweiterung des sprachlichen Genotyps um Faktoren und Parameter, die gemeinhin aufgrund entsprechender Systemdefinitionen als außersprachlich aufgefasst werden, zöge natürlich auch eine Erweiterung dessen, was ein sprachliches Element konstituieren kann bzw. definitorisch ausmacht, nach sich.

wiedergeben zu können, obgleich es dies als ideales Ziel gesetzt haben mag, dem es sich durch weitere Forschungen weiter anzunähern gilt.⁵⁴⁴

⁵⁴⁴ Abschließend zu unseren Ausführungen zu biologischen Bezügen des linguistischen Rezessivitätsmodells sei noch auf einige in der Einleitung bereits knapp erwähnte genetische Sachverhalte eingegangen: der *multiplen Allelie* (Vorhandensein einer Vielzahl von Ausprägungsmöglichkeiten von Allelen für ein Merkmal), der *Polygenie* (Einwirken mehrerer Gene auf ein Merkmal) und der *Pleiotropie* (Beeinflussung mehrerer Merkmale durch ein Gen), die sich im Rahmen dominant-rezessiver Erbgänge beobachten lassen können (s. dazu einführend etwa Graw 2015: 476-485). Es würde in dieser Arbeit zu weit führen, noch eine umfassende Untersuchung zu unternehmen, inwiefern sich vergleichbare Phänomene auch in Sprache nachweisen lassen – hier sind weiterführende Arbeiten wünschenswert. Nichtsdestoweniger sei eine erste Einschätzung, von der aus künftig vielleicht weitergearbeitet werden kann, gewagt: Wenn wir etwa ein biologisches *Merkmal* mit einem *sprachlichen Element* vergleichen, so muss festgestellt werden, dass für letzteres der Fall, dass viele verschiedene Phänotypisierungsmöglichkeiten bestehen, eher die Regel als die Ausnahme ist; diesen Umstand mag man vielleicht mit *multipler Allelie* in Verbindung setzen. Etwas mit *Polygenie* Vergleichbares kann in Sprache wohl am ehesten dort gefunden werden, wo eine Vielzahl an sprachlichen Informationen die Gestalt eines sprachlichen Elements bestimmt (immerhin haben wir den *sprachlichen Genotyp* als Menge aller Phänotypisierungsmöglichkeiten aller sprachlichen Elemente eines Systems definiert und sprachliche Elemente wiederum mit biologischen Merkmalen verglichen); da ein sprachliches Element aber sehr unterschiedlich und dabei etwa als etwas Unteilbares, aber auch als etwas Zusammengesetztes bestimmt werden kann, zeigt sich schon hier, dass auch eine etwaige Anwendung des Polygeniebegriffs auf Sprache flexible Ergebnisse produzieren würde; allerdings wurde bereits darauf aufmerksam gemacht, dass der sprachliche Genotyp nur schwerlich in Bestandteile zerlegbar ist, die man – insbesondere hinsichtlich ihrer Stabilität – mit biologischen *Genen* vergleichen sollte; den Terminus *Polygenie* für Sprache nützlich zu machen, erscheint daher nicht vielversprechend und bedürfte einer neuerlichen Anpassung vorhandener Terminologien. Ähnlich verhält es sich konsequenterweise auch hinsichtlich *Pleiotropie*; würde man etwa ein Merkmal (nach linguistischer Terminologie) als sprachliche Information auffassen und mit einem biologischen Gen vergleichen wollen, so könnte man auf lexikalischer Ebene etwa behaupten, das Merkmal FELLIG beeinflusse mehrere sprachliche Elemente lexikalischer Natur wie die lexikalischen Einheiten zu dt. *Hund*, dt. *Katze* oder dt. *Pelzjacks*; ob der Vergleich von biologischem Gen mit einem linguistischen Merkmal trägt, erscheint aber zweifelhaft. Insgesamt zeigen die Betrachtungen in dieser Fußnote (es ließen sich dabei noch weitere Termini aus der Genetik wie etwa *Kodominanz* heranziehen), dass durchaus weitere Schnittmengen zwischen Sprache und Vererbungslehre bestehen könnten, dass diese aber wiederum sorgsam zu prüfen sind. Anlässlich der hiesigen Beispiele halte ich es für gewagt (hinsichtlich Polygenie und Pleiotropie) oder keinen Mehrwert bringend (hinsichtlich multipler Allelie), die besagten Termini für eine Anwendung in der Linguistik adaptieren zu wollen. Wie man nicht aus dogmatischen Gründen eine Verbindung und einen Vergleich von Linguistik mit anderen Naturwissenschaften ablehnen sollte, sollte man sich aus dogmatischen Gründen ebenso wenig zwanghaft dem Versuch hingeben, überall vermeintliche Vergleichbarkeiten postulieren zu wollen: Es ist stets zu prüfen,

Nachdem nun ausführlich Parallelen und Unterschiede zwischen dem biologischen, dem allgemeinen und dem sprachlichen Rezessivitätsbegriff besprochen wurden, sei abschließend noch kurz auf die in dieser Arbeit unternommenen Bezüge zur Quantenmechanik eingegangen. Die Adaption des Terminus *Superposition*, der in anderer Verwendung als in dieser Arbeit bereits gelegentlich in der Linguistik zur Anwendung kam (s. etwa den Artikel von Gayral et al. 2001, der bereits besprochen wurde), erfolgte aufgrund einer erkannten Schnittmenge zwischen einer Zustandsüberlagerung in quantenmechanischen Systemen und der Überlagerung mehrerer oder aller Phänotypisierungsmöglichkeiten eines sprachlichen Elements sowie der Tatsache, dass sowohl die Quantenmechanik als auch das linguistische Rezessivitätsmodell einen probabilistischen Ansatz zu verfolgen scheinen (ob ein Determinismus zugrunde liegt, ist in beiden Fällen noch zu beweisen bzw. zu widerlegen). Es wurde deutlich gemacht, dass damit keine weiteren Schnittmengen zwischen beiden Disziplinen, die ohne Frage mehr trennt, als sie vereint, behauptet werden. Nichtsdestoweniger macht das Beispiel der (als gelungen bzw. Sinn erfüllend zu bezeichnenden) Einführung des Terminus *Superposition* in das linguistische Rezessivitätsmodell deutlich, wie fruchtbar ein Blick in andere Naturwissenschaften für die Linguistik sein kann und zwar selbst dort, wo auf den ersten Blick zunächst kein Mehrwert zu erwarten scheint. Vielleicht ist auf diese Weise auch Schritt für Schritt ein kleiner Beitrag zu einer synthetischen Vereinigung verschiedener, bisher weitgehend getrennt voneinander arbeitender Wissenschaften zu leisten.

Die Ausführungen des linguistischen Rezessivitätsmodells haben gezeigt, dass Termini anderer Wissenschaften von der Linguistik adaptiert werden können, wenn man ihre Bedeutung prüft, definiert und sie entsprechend an den Untersuchungsgegenstand Sprache anpasst sowie bestehende Schnittmengen, aber auch vorhandene Unterschiede deutlich benennt. Das schlussendlich erarbeitete Modell sprachlicher Rezessivität ist wiederum ein spezifisch linguistisches und kann daher nicht oder zumindest nicht vollständig und ohne Anpassungen auf andere Disziplinen übertragen werden.

Basierend auf zahlreiche linguistische Vorarbeiten integriert sich das Modell, das letztlich vor allem eine Verknüpfung anerkannter Ansätze darstellt, in die linguistische Forschung und wirkt nicht im Widerspruch, sondern ergänzend zu vielen Methoden und Modellen der Linguistik. Mit der Frage nach Rezessivität und (dominant erscheinenden) Phänotypisierungen verbindet es informations- und systemtheoretische Sprachbetrachtungen mit der Pragmatik und erweitert

ob ausreichend Vergleichsmasse besteht und durch den Vergleich ein Nutzen generiert werden kann.

unser Verständnis von Sprache als dynamisches, nicht-hermetisches Informationsverarbeitungssystem auf evolutionsbiologischer und zuletzt physikalischer Basis. Das Rezessivitätsmodell bietet daher vielen Disziplinen der Linguistik – wie der Semantik, Phonologie oder Pragmatik – Unterstützung an; ferner ist es mit dieser Arbeit keineswegs als vollendet zu begreifen: Insbesondere bei der Untersuchung sprachlicher Rezessivität in anderen, hier nicht berücksichtigten Sprachen der Welt, werden Anpassungen des Modells gegebenenfalls nötig sein, infolge derer manche Termini des Modells in ihrer Bedeutung weiter generalisiert oder spezifiziert werden müssen. Insofern weist das Rezessivitätsmodell eine flexible Gestalt auf, die gerade aufgrund dieser Flexibilität eine Anwendung auf zahlreiche Disziplinen ermöglicht.

Künftige Arbeiten werden weitere Beispiele für das Allgemeine Rezessivitätsmuster in Sprache bereitstellen oder sich auf die Suche nach den vermutlich vielfältigen Einflüssen auf Phänotypisierungsmöglichkeiten und deren Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten begeben, um so unser Verständnis von Sprachentwicklung, Sprachvielfalt und zuletzt auch menschlichen Kognitionsprozessen zu erweitern. Auch quantitativ-linguistische Studien zum Umfang rezessiver Information in Sprache könnten ein neues Licht auf das Wesen von Sprache werfen, indem sie einen Eindruck davon vermitteln, wie viel sprachliches Wissen ein Mensch aktiv nutzen kann und wie viel er in seinem Leben mutmaßlich nie nutzen wird, obgleich er darüber verfügt. Darüber hinaus kann umfangreiches Wissen um rezessive Information in unterschiedlichen Einzelsprachen zudem einen Mehrwert für die Sprachtypologie erwirken. Zuletzt mag das Wissen um sprachliche Rezessivität ebenfalls bei der Entwicklung künftiger „künstlicher Intelligenzen“ von Nutzen sein und somit spätestens in diesem Bereich eine Wirkung aus der Theorie auf die Praxis entfalten.⁵⁴⁵ So ist es meiner Überzeugung nach an der

⁵⁴⁵ Das linguistische Rezessivitätsmodell, das auf vielschichtigen Erkenntnissen der bisherigen Forschung verschiedener Disziplinen fußt und sie zusammenzuführen sucht, diesbezüglich durchaus auch in der Linguistik seine Vorbilder findet, kann dabei schwerlich als etwas großes Neues verstanden werden. Vielmehr verneigt es sich in Demut vor der bisherigen Forschung und hofft, einen kleinen Beitrag des Fortschritts leisten zu können. Vielleicht mögen Erkenntnisse des Modells selbst oder Erkenntnisse, die durch das Modell erlangt werden können, einst einen Baustein zur Vereinigung aller Naturwissenschaften unter einem „erweiterten Sprachbegriff“, der Wechselwirkungen jedweder Art als kommunikativen Akt begreift, bilden. Die Größe dieses Bausteins mag fast verschwindend gering sein und wir mögen noch weit von einer derartigen Vereinigung entfernt stehen; dennoch ist nichts falsch am Idealismus eines großen Ziels, das vielleicht das große menschliche Forschungsziel dieses Millenniums sein könnte. Die Sprachwissenschaft darf dabei genauso wenig außer Acht gelassen werden, wie sie sich selbst nicht im Abseits halten sollte. Wie die Biolinguisten bereits eine Vereinigung der Linguistik mit der Biologie suchen, sollten wir uns künftig auch nicht vor anfangs womöglich absurd klingenden und

Zeit, Sprache an ihre Wurzel zu verfolgen, davon zu lernen und schließlich Linguistik nicht mehr bloß als beschreibende Wissenschaft zu betrachten, sondern – z.B. im Bunde mit den Neurowissenschaften und etwa im Sinne der Heilung von Aphasien oder Ähnlichen – eine Erweiterung der Aufgabe von Linguistinnen und Linguisten vorzunehmen: Wie es etwa bereits in der Biologie im Bereich der Genetik der Fall ist, so sollten auch Linguistinnen und Linguisten beginnen, ihr Denken zu ändern: Weg vom bloßen Beschreiben, hin zum „Gestalten“.

vielfach wohl ebenso zunächst zum Scheitern verurteilten Vereinigungsversuchen mit der Physik im Allgemeinen oder der Quanteninformatik scheuen. Gleichsam sollte nicht verschrecken, dass eine derartige Vereinigung von Wissenschaften zwar mitunter zu einer Vereinfachung, insgesamt aber eher zu einer Komplexivierung der Einzeldisziplinen führen wird, was aber angesichts der Vielschichtigkeit unserer Umwelt nicht verwunderlich ist und somit in Kauf genommen werden muss, wenn wir diese Umwelt wirklich umfassender als heute verstehen wollen. Womöglich werden parallel zu einem derartigen Komplexivierungsprozess unserer Wissenschaften auch die Fähigkeiten unserer Computer und KIs in einer Weise steigen, die für uns diese Komplexivierungen zu kompensieren vermögen.

6 – Addendum: Über den Nutzen eines Vergleichs zwischen Rezessivität in Sprache und in biologischen Systemen

Dass das linguistische Rezessivitätsmodell für die Linguistik von großem Nutzen sein kann, wurde bereits ausführlich begründet. Nichtsdestoweniger wollen wir uns ergänzend zur voranstehenden Arbeit der Frage zuwenden, inwiefern nicht nur eine terminologische Adaption eines biologischen Begriffs in die Linguistik sinnvoll erscheint, sondern ferner auch systemtheoretische Betrachtungen von Gegenständen beider Wissenschaften unser Verständnis der Welt verbessern können. Dies sei in Gestalt eines kurzen Exkurses zu der These, Sprache sei ein Organismus, versucht.

Vor allem George van Driem stellte in verschiedenen Arbeiten die These, Sprache sei ein Organismus, befürwortend in den Mittelpunkt (s. dazu etwa Driem 2003, 2008 u. 2015). Er versteht Sprache als memetischen⁵⁴⁶ Organismus,

⁵⁴⁶ Eine Auseinandersetzung mit der Memetik, auf die sich van Driem bei seinen hier heranzitierten Ausführungen stützt, soll hier nur überblicksartig erfolgen: Man mag unterstellen, es bestünden Parallelen zwischen dem linguistischen Rezessivitätsmodell und der Memetik, da in beiden Fällen Informationsweitergabe bzw. -verarbeitung von für gewöhnlich nicht (erkennbar) materialisierter bzw. materialisierbarer Information untersucht wird. Allerdings bemüht sich das linguistische Rezessivitätsmodell um terminologische Klarheit und Neutralität, die die Memetik oft vermissen lässt: So erscheint es sinnvoller, von (nicht (erkennbar) materialisierter bzw. materialisierbarer) *Information* zu sprechen als von sogenannten *Memen*, die in der Memetik ein Pendant zu biologischen *Genen* bilden, und etwa Gedanken, Ideen oder Verhaltensmuster repräsentieren, die die Memetiker als Lebewesen verstehen – und dies wohlgerne in nicht-metaphorischer Weise (vgl. Dawkins 1989: 192). Wir sollten uns hier aus verschiedenen Gründen von der Memetik distanzieren: Erstens stellt sie mit dem Mem eine höchst umstrittene Entität in ihr Zentrum, wogegen das Rezessivitätsmodell den Phänotypisierer, das Individuum, in das Zentrum des Interesses rückt und dessen Bedeutung besonders betont; eine mit einem Mem vergleichbare Einheit wird hier nicht behauptet, die Existenz sprachlicher „Gene“ verneint, weil eine derartige terminologische Adaption aus der Biologie in die Linguistik nicht trägt

(zumindest nicht in einem Umfang, den die Memetik behauptet (s. wiederum Dawkins 1989: 192). Zweitens – und daran anknüpfend – vollzieht das Rezessivitätsmodell den Versuch, seine gesamte Terminologie möglichst präzise zu definieren und dennoch flexibel auf den komplexen Untersuchungsgegenstand „Sprache“ anwendbar zu gestalten, wogegen die Memetik an vielen Stellen insbesondere klare Definitionen vermissen lässt, wie wir es in diesem Kapitel auch für van Driems Arbeiten um die Behauptung, Sprache sei ein Lebewesen, beobachten können, wie es aber der Memetik allgemein des Öfteren vorgeworfen wird (s. neben dem vorliegenden Kapitel dieser Arbeit Benítez-Bribiesca 2001: 29, wobei man dessen umfassende Kritik der Memetik sicher nicht in all ihrer Härte zu teilen hat). Drittens fehlt der Memetik ein zum Konzept um den Allgemeinen Rezessivitätsbegriff Vergleichbares, sodass schon die Zielsetzungen beider Theorien unterschiedlicher Natur sind; zudem bleibt im Rezessivitätsmodell explizit zumindest die Möglichkeit bestehen, dass rezessive Information sich niemals (phänotypisch) äußert – ein Umstand, den die Memetik nicht thematisiert. Ferner versteht sich das linguistische Rezessivitätsmodell als einen Schritt zur Vereinigung der Wissenschaften (insbesondere der Linguistik mit anderen Naturwissenschaften), sieht diesen Prozess aber als einen synthetischen, wogegen die exzessive Übernahme biologischer Termini samt der bereits erwähnten teils unklaren definitonischen Abgrenzungen in der Memetik mitunter den Anschein erweckt, die Forscher auf diesem Gebiet würden ihre Disziplinen der Biologie unterordnen. So begreift das linguistische Rezessivitätsmodell die biologische Evolution etwa als zentrale Rahmenbedingung, innerhalb derer Sprachentwicklung stattfindet, sieht zwischen evolutionsbiologischer und sprachlicher Informationsverarbeitung Parallelen, lehnt aber explizit ab, das Wesen von Sprachgeschichte als evolutionär in einem (evolutions)biologischen Sinne zu verstehen (ähnlich wie hinsichtlich des Allgemeinen Rezessivitätsbegriffs bedarf es hier eines Allgemeinen Informationsverarbeitungsbegriffs, der künftig noch umfassend und sicher noch stärker anhand physikalischer Erkenntnisse zu entwickeln ist). Aus diesen Gründen tut es not, sich von der biologisch überdominierten Memetik, die in ihren Grundlagen nicht interdisziplinär, sondern dezidiert biologisch daherkommt, zu distanzieren, schon weil der diesbezügliche Diskurs teils fragwürdige Formen angenommen hat – die These, Sprache sei ein Organismus, ist nur eine davon –, die auch manchen vielleicht vielversprechenden Ansatz der Memetik zumindest konnotativ seiner Ernsthaftigkeit zu berauben scheinen oder ist – wie es etwa Luis Benítez-Bribiesca behauptet – gar eine Bedrohung für die seriöse Forschung mancher Disziplinen, wie z.B. der Erforschung kultureller Evolution (vgl. Benítez-Bribiesca 2001: 29). Auch ist es erwähnenswert, dass Richard Dawkins, der als Urheber der memetischen Idee gelten kann, der Memetik selbst kritisch gegenübersteht (vgl. etwa Dawkins 1989: 322f (es handelt sich hierbei um Ergänzungen in jener 2. Auflage des entsprechenden Werks, in dem Dawkins den Terminus *Mem* einführte, die in der 1. Auflage noch fehlen) sowie zusammenfassend Sauermost 2002b: 144), was sinnbildlich für den – aus beschriebenen Gründen – zweifelhaften Status der Memetik steht. Das linguistische Rezessivitätsmodell lehnt sich zwar in Teilen an Biologie und Physik an, bleibt aber vor allem in der Linguistik verhaftet; Parallelen mag man daher auch am ehesten zur in der Linguistik inzwischen seriös rezipierten Optimalitätstheorie erkennen, die aus diesem Grunde auch intensiver besprochen wurde.

weist aber auch darauf hin, dass Unterschiede zu biologischen Organismen bestehen, die er im Bereich einer „Neuroanatomie“ von Sprache und in der Natur sprachlicher Bedeutungen verhaftet sieht (vgl. Driem 2003: 1f). Driem sieht Sprache als eine Lebensform an, die zur Selbstreplikation in der Lage sei (vgl. Driem 2003: 2). Ferner sei jedes menschliche Individuum als Symbiom in Form einer symbiotischen Einheit aus Körper und Seele zu verstehen, wobei die Seele als Sitz der Kognition verstanden wird, die in Form von Gedanken, Vorstellungen und Empfindungen direkt oder indirekt durch Sprache, d.h. den Sprachorganismus vermittelt wird (vgl. Driem 2015: 338).

Diese mitunter fast esoterisch anmutenden Annahmen sind aus verschiedenen Gründen kritisch zu betrachten: So streift van Driem die Frage nach der Abgrenzung des „Sprachorganismus“ gegenüber biologischen Organismen lediglich und zwar in einer Weise, die zuletzt eine völlige Unklarheit über ihre Gestalt verursacht. Man muss kein Biologe sein, um spätestens bei einem Blick in Nachschlagewerke der Biologie zu erkennen, dass gravierende neuroanatomische Unterschiede zwischen einem einzelligen Bakterium, einem Pilz und einem Menschen bestehen; wenn van Driem im neuroanatomischen Bereich, von dem er zudem offen lässt, was er im Einzelnen darunter versteht, ein Unterscheidungskriterium zwischen dem von ihm postulierten „Sprachorganismus“ und biologischen Organismen erkennt, so sollte er dies unter Berücksichtigung von Detailfragen und Präzedenzfällen deutlich machen.

Auch mit der Wahl eines Terminus wie *Seele* (s. Driem 2015: 338) schafft van Driem mehr Probleme, als dass er Lösungen anbietet, denn dieser insbesondere religiös stark aufgeladene Begriff verleitet förmlich dazu, van Driems Vorstellungen mit terminologischer Unklarheit zu konterminieren. Zudem bleibt bei seinem Verständnis von Sprache als Vermittlungsinstanz bzw. Medium der „Seele“ die Frage zu stellen, ob Wesen, die nicht über Sprache verfügen demnach auch nicht denken können,⁵⁴⁷ und ob Phänomene wie Reflexe dem Bereich der Seele oder doch eher des Körpers eines Menschen zuzuordnen sind. Auch die Behauptung, Sprache sei zur Selbstreplikation – einen Terminus für den van Driem selbst keine Definition bespricht – in der Lage, ist schwerlich zu beweisen: Freilich kann sich auch ein Einzeller durch Zellteilung nur vermehren, wenn er irgendeine Form von Energie aus der Umwelt beziehen kann – Einzeller sind keine hermetischen Systeme; dass Sprache sich also nur mittels eines – um in van Driems Bild zu bleiben – Wirts replizieren kann, widerspricht der Annahme ihrer Selbstreplikationsfähigkeit noch nicht. Allerdings besteht kein Zweifel daran – wie anhand des Spracherwerbs deutlich wird –, dass Sprache beim *Homo*

⁵⁴⁷ Auf eine Diskussion dieser großen Frage sei hier schon ob des enormen Umfangs, der dafür nötig wäre, verzichtet.

sapiens in sozialen Kontexten vermittelt wird; sie ist dabei also passiv. Wäre sie zur Selbstreplikation fähig, würde man annehmen, dass sie ihren „Wirt“ selbstständig zum Sprachgebrauch motiviert, um sich auf diese Weise verbreiten zu können. Offenbar hat Sprache in der Entwicklungsgeschichte des Menschen einen Vorteil verschafft oder zumindest nicht zu signifikanten Nachteilen geführt, denn der sprechende Mensch hat sich erfolgreich über den gesamten Erdball verbreiten können; aber dies ist durch bloße Selektion erklärbar und bedarf keiner Intention, die von Sprache bzw. einem „Sprachorganismus“ hätte ausgehen müssen. Sprache eine Selbstreplikationsfähigkeit nachzusagen bleibt zuletzt also eine bloße Behauptung, die weder zu beweisen noch zu widerlegen scheint. Darüber hinaus sollte *Selbstreplikation* nicht mit dem Terminus *Autopoiesis*, den wir im Rahmen unserer systemtheoretischen Betrachtungen kennengelernt haben, verwechselt werden: *Autopoiesis* meint zunächst nur die Fähigkeit eines Systems, Relationen zwischen (vorhandenen) Elementen herzustellen und sich so zu reproduzieren; *Selbstreplikation* setzt ferner eine Herstellung bzw. Transmission kopierter Elemente eines Systems voraus. Dies bedeutet, dass sich ein Sprachsystem anhand von sprachlichen Informationen im Mentalen Lexikons eines Individuums mittels *Autopoiesis* herstellen kann; je nach Definition – die van Driem wiederum nicht explizit liefert – wäre dabei dafür, dass von einer *Selbstreplikation* gesprochen werden kann, ferner nötig, dass diese Informationen zunächst auf *Initiation* von Sprache selbst (kopiert und) an einen anderen Ort – etwa ein Mentales Lexikon eines anderen Individuums – übertragen würden.⁵⁴⁸ Die Behauptung, Sprache sei ein Organismus, mag also auf einigen nachvollziehbaren Annahmen fußen, erscheint aber insbesondere in der Gestalt, wie sie von van Driem postuliert wird, mitunter hinsichtlich ihrer Sinnhaftigkeit und inneren Logik zweifelhaft oder zumindest unzureichend definitorisch erläutert und abgegrenzt.

Termini wie *Organismus* oder *Lebewesen* sowie entsprechende Zuschreibungen wie *lebend* oder *denkend*, werden seit einigen Jahren immer häufiger auf unterschiedlichste Untersuchungsgegenstände angewendet: Der Biologe Wolfgang

⁵⁴⁸ Eine Abgrenzung eines lebenden Organismus gegen ein nicht lebendes Objekt auf dieser Grundlage kann nur gelingen, wenn man einem lebenden Organismus einen „freien Willen“ unterstellt, was etwa mit einer deterministischen Weltsicht nicht vereinbar erscheint. Aber selbst wenn man einem Lebewesen wie einem Menschen einen freien Willen abspräche, wäre die dadurch entstehende Parallele zwischen etwas Lebendem und etwas Nicht-Lebendem ohne jede Aussagekraft, da sie eben keine Abgrenzung von beiden ermöglicht. Solange menschlicher Sprache an sich kein freier Wille nachgewiesen werden kann, ist Sprache jedoch auch dann, wenn man Lebewesen gegen Nicht-Lebewesen auf dieser Grundlage abzugrenzen vermag, nicht als Lebewesen begreifbar.

Krumbein und der Philosoph George Levit nennen die Erde ein Lebewesen (s. Krumbein/Levit 1997), während der Quanteninformatiker Seth Lloyd gar das Universum mit einem Quantencomputer vergleicht (s. Lloyd 1997), was wiederum insbesondere in populärwissenschaftlichen Publikationen dazu führte, das Universum als „denkend“ oder explizit als „Gehirn“ zu begreifen und es somit in die Nähe von Lebewesen zu rücken (s. etwa <https://www.sein.de/das-universum-ist-ein-riesiges-gehirn/> (zuletzt abgerufen am 23.11.2017, 18:36 MEZ)).

Mögen manche dieser Publikationen seriöse und differenzierte wissenschaftliche Darstellungen sein, wirken andere gar esoterisch oder sind es tatsächlich; ferner ist jedoch zu vermerken, dass derartige Gedanken – auch in seriösen Naturwissenschaften – keineswegs neu sind: Bereits 1903 behauptete der Physiker Simon Newcomb vielleicht als erster, das Universum sei ein Organismus (vgl. Newcomb 1903: 121), und schon 1808 nannte Friedrich von Schlegel Sprache ein „lebendiges Gewebe“ (Schlegel 1808: 64), wie auch August Schleicher, der die Darwin'sche Evolutionstheorie auf Sprache anzuwenden suchte, menschliche Sprachen als „Naturorganismen“ (Schleicher 1873: 6) und Lebensformen verstand (vgl. Schleicher 1873: 7).⁵⁴⁹ Dass diese Vorstellungen heute wieder im wissenschaftlichen wie gesellschaftlichen Diskurs besprochen werden, mag erstens damit zusammenhängen, dass trotz des zwischenzeitlichen Fortschritts in Forschung und Technologie die Frage nach dem, was „Leben“ eigentlich ist, noch immer nicht zufriedenstellend beantwortet werden konnte, aber die Menschen gleichsam nach wie vor umtreibt, und zweitens liegt ein Grund dafür mit Sicherheit auch darin, dass einige grundsätzliche Annahmen derartiger Thesen eindeutig höchst plausibel sind und Überprüfungen standhalten.

Mit den in der Einleitung dieser Arbeit diskutierten Erkenntnissen der Systemtheorie fällt es nicht schwer, eine mindeste gemeinsame Schnittmenge dieser „Organismen“ – sei es Sprache, die Erde, das Universum oder nur ein einzelnes menschliches Wesen – darin zu erblicken, dass sie alle als Systeme beschrieben werden können, die sich gegen eine Umwelt abgrenzen lassen.⁵⁵⁰ Und so mag man auch problemlos George Levit und Joachim Scholz (2002) folgen, die davon

⁵⁴⁹ Insofern besteht durchaus eine Schnittmenge zwischen dem in dieser Arbeit geäußerten und dem von Schleicher propagierten Verständnis von Sprachentwicklung; allerdings bleibt Schleicher in seinen Ausführungen stets an biologische Beobachtungen geknüpft und versteht Sprache, wie erwähnt, als „Organismus“. Dadurch unterstellt er Sprache bis zu einem gewissen Grade der Biologie, anstatt nach einer gemeinsamen Schnittmenge zwischen Sprache und biologischen Organismen zu suchen, die – wie in dieser Arbeit aufgezeigt wird – etwa in Gestalt eines systemischen Informationsmodells greifbar gemacht werden kann.

⁵⁵⁰ Hinsichtlich des Universums ist diesbezüglich zu vermerken, dass auch die etwaige Annahme, dass es keine äußere Umwelt desselben gibt, eine Abgrenzung gegen eine (eben nicht existente) Umwelt darstellt.

ausgehen, dass jedes lebende System auf der Erde Teil eines globalen Entwicklungs- bzw. Morphoprozesses ist, der nie unterbrochen wird, selbst wenn sich Subsysteme – bzw. Elemente mit Systemcharakter – verändern oder zerfallen (vgl. Levit/Scholz 2002: 367).⁵⁵¹ Von dieser Warte aus, könne es keine „Organismen“ geben, sondern nur mehr oder weniger individualisierte Biosysteme, die jeweils nur einen bestimmten Zeitpunkt in der Entwicklung des globalen Morphoprozesses repräsentieren (vgl. Levit/Scholz 2002: 367).⁵⁵²

Levit und Scholz beschreiben bzw. erklären Individuen also, indem sie sie zu Elementen (mit Systemcharakter) eines größeren Systems reduzieren. Es ist bemerkenswert, dass diese Weltsicht eine ganz ähnliche Verbindung einer Individual- und einer Kollektivebene widerspiegelt, wie sie im Rahmen dieser Arbeit etwa hinsichtlich des Verhältnisses von Mentalen Lexika einzelner Angehöriger einer Sprachgemeinschaft zum (konventionellen) Lexikon der Sprachgemeinschaft selbst beschrieben wurde. So vermag man auch das, was Levit und Scholz als „globalen Morphoprozess“ beschreiben, ohne Weiteres in einen noch größeren systemischen Kontext zu setzen und sie als elementare Subsysteme des Universums, das wiederum ein System darstellt, zu verstehen. Dass nach wie vor keine in vollem Umfang zufriedenstellende bzw. umfassend erklärende und kritischer Überprüfung standhaltende Definition von *Leben* existiert sowie dass alle uns bekannten Systeme – zumindest innerhalb des Universums – nicht-hermetischer Natur sind (andernfalls wären sie uns nicht bekannt, weil nicht wahrnehmbar), sie also stets einer Abgrenzung gegen eine Umwelt bedürfen, die sich aber im Rahmen der Betrachtung eines übergeordneten Systems wiederum in ein einheitliches zu untersuchendes System integrieren ließe, all diese Tatsachen und Feststellungen legen nahe, dass eine über jeden Zweifel erhabene Unterscheidung zwischen lebenden und nicht-lebenden Systemen unter diesen Umständen gegenwärtig als unmöglich zu gelten hat.

Sprache als *Organismus* zu bezeichnen, wie es etwa van Driem tut, erscheint angesichts dessen wenig sinnvoll, obgleich van Driem in einigen seiner zentralen Annahmen diesbezüglich Recht haben mag: Es gibt zweifelsfrei Gemeinsamkeiten zwischen Sprache und biologischen Organismen und seien sie nur systemischer Natur. Dennoch geht van Driem hinsichtlich mancher seiner Ausführungen weiter, als es hinsichtlich der Belegbarkeit sinnvoll erscheint – und so ist

⁵⁵¹ Im englischsprachigen Original heißt es: „Any living system is a part of the global morphoprocess, which is never interrupted even when the subsystems transform or disintegrate“ (Levit/Scholz 2002: 367).

⁵⁵² Im englischsprachigen Original heißt es: „Accordingly, there are no ‘organisms’ from this viewpoint, there are only more or less individualised biosystems representing only the moments in development of the global morphoprocess“ (Levit/Scholz 2002: 367).

ferner auch seine Wahl des Terminus *Organismus* wenig nachvollziehbar. Obgleich er den „Sprachorganismus“ von biologischen Organismen unterscheiden will, gelingt ihm keine definitorisch eindeutige Abgrenzung beider voneinander und es ist auch nicht zu leugnen, dass der Terminus *Organismus* für gewöhnlich in biologischen Kontexten gebraucht wird.⁵⁵³ Anders als hinsichtlich des Rezessivitätsbegriffs erscheint eine Adaption des Organismusbegriffs unnötig:⁵⁵⁴ Das, was van Driem – blendet man Ausführungen mit möglicherweise esoterischem Charakter aus – zu meinen scheint, bezieht sich stets auf Schnittmengen zwischen Sprache und biologischen Organismen auf systemischer Ebene. Aus diesem Grund ist es am sinnvollsten von Driem dahingehend zu folgen, dass Sprache und biologische Organismen Parallelen aufweisen, allerdings sollte man beide als Systeme begreifen, wobei *Organismus* als Bezeichnung eines spezifischen, nämlich eines biologischen Systems dienen kann, wie es gemeinhin (d.h. konventionell (und dies, wie soeben in einer Fußnote dargelegt wurde, in zahlreichen Einzelsprachen)) üblich ist. Analog dazu kann auch van Driems Bezeichnung von Sprache als *Lebensform* („lifeform“) (s. Driem 2003: 2) verworfen werden: Lebewesen und Sprache sind als Systeme begreifbar, sollten jedoch terminologisch nicht weiter miteinander verwirrt werden, schon gar nicht solange sich die Fachwelt noch um eine abschließende Definition von *Leben* streitet.

Was Vergleiche zwischen biologischen und linguistischen Strukturen nun bewirken können, ist eben unser Verständnis für deren Parallelen und Unterschiede zu schärfen. Die Erarbeitung des sprachlichen Rezessivitätsmusters hat anhand eines besonderen Falls von Informationserhaltung bzw. -transmission einen Beitrag dazu geleistet: Es wurden diesbezüglich eindeutige Parallelen zwischen Entwicklung von Lebewesen bzw. Populationen von Lebewesen und Sprachentwicklung herausgearbeitet, aber ebenso auf entscheidende Unterschiede

⁵⁵³ Siehe dazu etwa die Definition von engl. *organism* im „Concise Oxford English Dictionary“: „An individual animal, plant, or single-celled life form [or] a whole with interdependent parts, compared to a living being“ (Stevenson/Waite 2011: 1008). Ähnlich verhält es sich hinsichtlich der terminologischen Entsprechungen in vielen anderen Sprache wie etwa dem Deutschen (*Organismus*) (vgl. Dudenredaktion 2015: 1302) oder Französischen (frz. *organisme*) (vgl. Rey 2001: 2228). Der englische Gebrauch erscheint hierbei am bedeutsamsten, weil die meisten wissenschaftlichen Arbeiten zu diesem Thema auf Englisch verfasst sind (so auch die heranzitierten von van Driem, der dabei eben stets engl. *organism* gebraucht).

⁵⁵⁴ Es wurde diesbezüglich bereits gezeigt, dass die bisherige linguistische Forschung keinen Begriff, der mit dem Terminus *sprachliche Rezessivität* (u.Ä.) vollumfänglich vergleichbar ist (insbesondere hinsichtlich der Betonung der Bedeutung von Wahrnehmung), bereitgestellt hat. Anders als die hier kritisierte Terminologie von van Driem ist der Terminus *sprachliche Rezessivität* (u.Ä.) und dessen Aussagen nicht durch bereits vorhandene Termini des linguistischen Diskurses ersetzbar.

aufmerksam gemacht; sowohl Sprache schlechthin als auch Einzelsprachen sind mit biologischen Systemen dahingehend vergleichbar, dass in all diesen Fällen von dynamischen, nicht-hermetischen Informationsverarbeitungssystemen⁵⁵⁵ gesprochen werden kann. Wir sollten daher Einzelsprachen (bzw. sprachliche Kollektivebenen im Allgemeinen), vor allem aber die Organisation eines einzelnen Mentalen Lexikons durchaus als Systeme begreifen, wie wir auch biologische Organismen, was hier sogenannte „Lebewesen“ meint, genauso wie Ökosysteme als Systeme verstehen sollten. Diese keinesfalls neue Annahme wird also auch durch die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit gefestigt.

Dieser Feststellung systemtheoretischer Natur mögen weiterführende Implikationen innezuwohnen: Sprache als System kann als Teil des Systems eines Menschen verstanden werden, aber ein Mensch besteht aus vielen Systemen (so z.B. auch dem des Blutkreislaufs), die ineinander greifen, und als (systemhafte) Elemente des Gesamtsystems „Mensch“ fungieren. Obgleich ein abschließender Beweis bisher fehlt, deutet vieles darauf hin, dass der *Homo sapiens* nicht der einzige Angehörige der Gattung *Homo* ist, der über Sprache verfügen kann bzw. konnte (s. dazu etwa MacLarnon 2012), und auch die Möglichkeit einer tiefen Homologie von Sprache, die demnach – in ihrem Umfang, ihrer Gestalt und etwaigen phänotypischen Ausprägung unterschiedlich umfangreich – in vielen, auch nur entfernt mit dem Menschen verwandten Spezies vorliegen könnte, wurde bereits angesprochen (s. Fitch 2010). Externe Sprachspeicher zeigen, dass sprachliche Grundlagen extern, d.h. außerhalb eines über Sprachfähigkeit verfügenden Wesens oder „Objekts“ (wie einer KI) gespeichert werden können; allein um phänotypisiert zu werden, bedarf es eines zur Dekodierung der in den Sprachspeichern gespeicherten Informationen fähigen Phänotypisierers (d.h. für gewöhnlich eines *Homo sapiens*).

Angesichts der bisher bereits erzielten Fortschritte in der Entwicklung von KIs spricht nichts dagegen, anzunehmen, dass sich Sprachsysteme, über die bisher nur Menschen vollends verfügen und sich auf deren Grundlage verständigen können, künftig auch auf technologische „Objekte“ wie eben KIs übertragen lassen. Spätestens hieran wird deutlich, dass Sprache als System keinesfalls unabhängig an den Menschen gekoppelt sein muss, sondern dass das System durchaus mit anderen Systemen zu einem größeren System verbunden werden kann, so wie das Sprachsystem im Menschen mit anderen Systemen desselben und

⁵⁵⁵ Der Terminus *Informationsverarbeitungssystem* weist hierbei darauf hin, dass in einem so bezeichneten System Informationen verarbeitet (erhalten, transformiert, transmittiert usw.) werden, soll aber keinesfalls suggerieren, dass diese Systeme allein zum Zwecke einer Informationsverarbeitung bestehen (obgleich dies nicht auszuschließen ist, was jedoch an anderer Stelle zu diskutieren wäre).

auch seiner Umwelt interagiert (so ist etwa der Wahrnehmungsapparat des Menschen für das Gelingen sprachbasierter Kommunikation nötig). Ob man hierbei, wie van Driem es tut, von Symbiomen (s. dazu vor allem Driem 2015) – und von den Subsysteme dementsprechend als Symbionten – sprechen möchte oder nicht, ist zuletzt gar zweitrangig, obgleich angesichts einer ausreichenden systemtheoretischen Terminologie weitere Adaptionen aus der Biologie nicht zwingend notwendig erscheinen.

All diese Erkenntnisse stellen jedes Postulat, demzufolge Sprache ein distinktives Merkmal der Art *Homo sapiens* oder auch nur der Gattung *Homo* sei infrage. Sie mag mit bzw. im Menschen gereift sein und zu ihrer heutigen komplexen Gestalt gefunden haben, eine Untrennbarkeit von Mensch und Sprache scheint aber unwahrscheinlich zu sein: Sprache, wie sie bisher in den Einzelsprachen der Menschheit besteht, kann vielleicht schon bald gänzlich außerhalb des Menschen existieren und sich fortentwickeln und auch die Mutmaßung, dass Menschen ohne Sprache nicht denken, kann inzwischen als widerlegt gelten. Obgleich das linguistische Rezessivitätsmodell weitere Parallelen zwischen biologischen und sprachlichen Systemen deutlich hervorzuheben vermag, kann es bezüglich all dieser soeben angedeuteten Fragen wohl nur einen kleinen Beitrag zu größerer Erkenntnis leisten, doch die Zukunft wird zeigen, ob Behauptungen unabdingbarer Verbindung von Sprache und Mensch noch lange Bestand haben werden und ob – und falls ja (wovon wohl ausgegangen werden darf): inwiefern – der Mensch und die von ihm entwickelten Technologien⁵⁵⁶ Einfluss auf den weiteren Verlauf der Evolution und Sprachrevolution nehmen werden.⁵⁵⁷

⁵⁵⁶ Es sei hierbei an den – bereits in der Einleitung ausführlich besprochenen – erweiterten Phänotyp nach Dawkins (s. Dawkins 1999) erinnert, der auch Technologien umfassen kann.

⁵⁵⁷ Nicht eingegangen wurde in dieser Arbeit auf mögliche Anwendung des linguistischen Rezessivitätsmodells auf Kommunikation bei Tieren oder gar (hypothetischen) außerirdischen Lebensformen; auch diesbezügliche Untersuchungen und Gedankenexperimente mögen jedoch einen Mehrwert haben – und sei es nur, dass sie eine zusätzliche Optimierung des Modells ermöglichen.

Anhang

A.1 – Glossar zum linguistischen Rezessivitätsmodell

Das nachfolgende Glossar beschreibt die zentralen Termini des in der vorliegenden Arbeit entworfenen linguistischen Rezessivitätsmodells. Hinsichtlich ihrer Herleitung und der in diesem Zusammenhang heranzitierten Literatur sind die entsprechenden Kapitel der Arbeit zu konsultieren; selbiges gilt hinsichtlich etwaiger Termini bestimmter linguistischer oder sonstiger Theorien, die mitunter in Bezug auf bestimmte Aspekte mit einem hier präsentierten Terminus verglichen werden können. Auf eine erneute Diskussion all dessen sei aus Gründen der Übersichtlichkeit zum Zwecke eines schnellen Zugriffs im Folgenden verzichtet, sodass sich stattdessen auf zentrale Definitionskriterien beschränkt werden kann. Aufgelistet werden ferner nur zentrale Termini des Modells; keine Berücksichtigung finden etwa Termini wie *Lexikalisierung* oder *Kollektivebene*, die zwar im Rahmen des linguistischen Rezessivitätsmodells von Relevanz sind und in der vorliegenden Arbeit auch in definierter Weise beschrieben wurden, von denen aber auszugehen ist, dass sie – auch trotz kleinerer Anpassungen an die Erfordernisse des hiesigen Modells – keine Verwirrung stiften, da sie primär im Sinne eines bereits vorhandenen konventionellen Sprachgebrauchs innerhalb der Sprachgemeinschaft des Gegenwartsteutschen oder der linguistisch Forschung verwendet werden.

Abbild – Siehe →*Imaging*.

Ausdrucksgenese, inhaltsgetriggerte – Der Prozess, der gemeinhin als *Sprachproduktion* oder *Sprachplanung* bezeichnet wird, wobei dieser dezidiert aus Sicht des →*linguistischen Rezessivitätsmodells* betrachtet wird. Eine Ausdrucksgenese wird als *inhaltsgetriggert* bezeichnet, da ein mit inhaltsseitigen Informationen versehener →*Trigger* den Phänotypisierungsprozess (s. →*Phänotypisierung*) ausdrucksseitiger Information(en) auslöst (mit der Bezeichnung *ausdrucks- und inhaltsseitiger Information(en)* wird dabei auf die Gliederung des bilateralen Zeichens nach de Saussure Bezug

genommen). Die schlussendliche inhaltsseitige Gestalt des generierten bilateralen Zeichens muss nicht vollständig deckungsgleich mit der Gestalt des Triggers sein; der Phänotypisierungsprozess kann sie derivieren. (Siehe demgegenüber auch →*Inhaltsgenese*.)

Dunkles Lexikon oder ***dunkler Teil des Lexikons*** – Teil eines Lexikons der Individual- oder Kollektivebene, der all das sprachliche Wissen bzw. all die sprachl. Information umfasst, die einen primären oder nullgradigen →*Rezessivitätsgrad* aufweist (s. *Allgemeiner* →*Rezessivitätsbegriff*), die also bisher noch nicht einer →*Phänotypisierung* durch den Träger des Lexikons anheimgefallen ist (d.h. sie war weder Teil einer →*Ausdrucksgenese* noch einer →*Inhaltsgenese* besagten Trägers) oder gemäß des *Allgemeinen* →*Rezessivitätsmusters* zwischenzeitlich und dabei zur Zeit, auf die der Terminus *Dunkles Lexikon* angewendet wird, als phänotypisch vollständig geschwunden gelten muss (letzteres ist also nur relevant, wenn – modellhaft zu verstehende – Systeme einer Kollektivebene betrachtet werden). (Für sprachl. Systeme auf Individualebene ist hier mit *Lexikon* das „Mentale Lexikon“ gemeint, worunter wir hier die Gesamtheit der Information im jeweiligen sprachl. System, insbesondere also den →*sprachl. Genotyp*, aber auch sprachl. Metainformation verstehen wollen (es geht also keinesfalls nur um lexikalische Information, wie es bei einem eng gefassten Verständnis des Mentalen Lexikons der Fall ist.)

Element, sprachliches – Grundeinheit einer sprachl. Kategorie im Sinne eines Elements eines sprachl. Systems. Gemäß der Systemtheorie (s. Fagen/Hall 1956) besteht ein System aus Elementen und den Relationen, die zwischen den Elementen bestehen, sowie den Eigenschaften, die den Elementen innewohnen. Ein sprachl. Element ist somit Teil des Sprachsystems und Teil von dessen Konstitution. Je nach Untersuchungsinteresse (entspricht dem Zuschneiden eines zu betrachtenden Systems) kann ein sprachl. Element etwa ein Phonem im Allgemeinen oder ein Lexem im Allgemeinen sein, aber auch ein ganz bestimmtes Phonem oder ein bestimmtes Lexem, definiert durch dessen Eigenschaften und/oder relationaler Verbindung zu anderen sprachl. Elementen; ein sprachl. Element wird in seiner Funktion als Element betrachtet, als sei es unteilbar; nichtsdestoweniger können sprachl. Elemente auch durch Komposition kleinerer Bestandteile generiert sein (d.h. die Informationsmenge, die ein sprachl. Element auszeichnet, kann unterschiedlich groß sein). Sprachl. Elemente sind also als Teil

des in dieser Arbeit vorgestellten Beschreibungsmodells als veranschaulichend, abstrakt und modellhaft zu begreifen; sie sollten nicht für real existierende Entitäten gehalten werden.

Aufgrund der bilateralen Gestalt sprachl. Zeichen ist jeweils zu prüfen, ob das gesamte Zeichen (etwa eine lexikalische Einheit) oder lediglich deren Ausdrucks- oder Inhaltsseite oder gar nur ein einzelner Aspekt der Ausdrucksseite (etwa ein Phonem eines lexikalischen Ausdrucks) oder Inhaltsseite (etwa das Denotat oder ein Merkmal) als sprachl. Element zu gelten hat. Außerhalb einer tatsächlichen \rightarrow Phänotypisierung eines sprachl. Elements ist es hinsichtlich seiner Gestalt als schwankend bzw. instabil, d.h. unbestimmt zu betrachten: Alle \rightarrow Phänotypisierungsmöglichkeiten des Elements müssen als gemäß ihrer jeweiligen \rightarrow Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten als gleichermaßen präsent gelten – es liegt also \rightarrow Superposition vor. Im derartigen Zustand werden sprachliche Elemente sinnvollerweise zwischen zwei \sim notiert ($\sim\dots\sim$), um zu verdeutlichen, dass das (nicht-phänotypische) sprachliche Element hinsichtlich aller oder zumindest vieler seiner Phänotypisierungsmöglichkeiten betrachtet wird.

Unter bestimmten Umständen – etwa bei der Wahrnehmung mehrerer Bedeutungsmöglichkeiten eines (konventionell) ambigen sprachl. Zeichens – kann Superposition auch im Falle einer Phänotypisierung des sprachl. Elements noch teilweise vorliegen. Aufgrund der Unbestimmtheit außerhalb einer Phänotypisierung kann die Gestalt eines sprachl. Elements, d.h. ihr \rightarrow Wert, auch in Form einer \rightarrow Variablen angegeben werden.

Dass nicht nur sprachl. Elemente, die ein bilaterales Zeichen darstellen, außerhalb von Phänotypisierungen unbestimmt sind, ist damit zu begründen, dass auch bloße inhaltsseitige Informationen (wie ein Denotat, von dem wiederum weitere Informationen wie etwa Merkmale abhängen) im Kontext einer Phänotypisierung durch die situative Aspekte oder die sprachl. Zeichen mit denen es gemeinsam auftritt, näher bestimmt wird. Die Betrachtung einer Bedeutung unabhängig von einem ihr zugeordneten Ausdruck ist daher als praxisfern zu beurteilen und stellt künstlich eine Stabilität her, die außerhalb von Phänotypisierungen nicht gegeben ist bzw. stellt ihrerseits eine Phänotypisierung dar, die Stabilität schafft. Da etwa die lautliche Umgebung, in der ein lautlicher Ausdruck auftritt, diesen ebenso in seiner Gestalt beeinflussen kann (man denke an Sandhi oder Umlaute), kann auch ein bloßer Ausdruck außerhalb einer Phänoty-

pisierung nicht als stabil betrachtet werden (unterschiedliche Schreibweisen eines schriftlichen Ausdrucks durch denselben Schreiber im selben Text bezeugen diese Instabilität ebenfalls im Bereich der Graphematik).

Externer Sprachspeicher – Speicherort sprachl. Wissens (also insbesondere sprachl. \rightarrow Elemente), der außerhalb sprachverarbeitender Systeme (sowohl solchen auf Individual- als auch solchen auf Kollektivebenen) und somit auch stets außerhalb potenzieller \rightarrow Phänotypisierer zu lokalisieren ist. Externe Sprachspeicher treten hierbei insbesondere als Metainformation zu sprachlichen Elementen transmittierend auf, sodass sie Einfluss auf die Phänotypisierungswahrscheinlichkeitsdistribuitionen (s. \rightarrow Phänotypisierungswahrscheinlichkeit) sprachlicher Systeme nehmen können.

Genotyp von Sprache oder **sprachlicher Genotyp** – Menge aller (miteinander superponierenden (s. \rightarrow Superposition) und dabei somit direkt abrufbar vorliegenden) \rightarrow Phänotypisierungsmöglichkeiten aller sprachl. \rightarrow Elemente innerhalb eines (in einer Individualebene) verankerten Sprachsystems (alles, was dem sprachlichen Phänotyp zugehörig ist, ist also auch dem sprachlichen Genotyp zugehörig, was jedoch nicht umgekehrt gilt). Der Genotyp ist stets eine Obermenge des sprachl. \rightarrow Phänotyps und ist dabei mit Metainformation wie den jeweiligen Wahrscheinlichkeitsverteilungen der Phänotypisierungsmöglichkeiten (s. \rightarrow Phänotypisierungswahrscheinlichkeit) der sprachl. Elemente verbunden, insofern diese Wahrscheinlichkeitsverteilungen auch Aussagen probabilistischer Natur über die mögliche Gestalt eines Phänotyps machen. Fassen wir den sprachl. Genotyp als Menge G auf, den sprachl. Phänotyp als Menge P und ferner alle rezessiven Phänotypisierungsmöglichkeiten als Elemente einer Menge R (s. *Allgemeiner \rightarrow Rezessivitätsbegriff*), so sind P und R elementfremd und es gilt:

$$G = P \dot{\cup} R$$

Wird der sprachl. Genotyp einer Individualebene betrachtet, so verfügt das untersuchte System für gewöhnlich (etwa bei einer menschlichen Individualebene) über einen einzigen Phänotypisierungskanal.

Gemäß der \rightarrow Single Sign Theory wird der sprachl. Genotyp als konstante und für alle Sprachsysteme auf Individualebene identische Menge begriffen, von der im Rahmen einer \rightarrow Phänotypisierung unter Einfluss des Zustands des Sprachsystems auf Individualebene des jeweiligen \rightarrow Phänotypisierers zum Phänotypisierungszeitpunkt eine Untermenge in den sprachl. Phänotyp überführt wird. Auf Kollektivebene kann der Begriff

des Genotyps nur im übertragenden Sinne gebraucht werden, da Kollektivebenen abstrakte und modellhafte Simplifizierungen sind, die sich – in konsequenter Anwendung des Synchronisierungsmodells nach Herrgen/Schmidt 2011 – nur durch tatsächlich stattfindende bzw. stattgefundenene Phänotypisierungen speisen können (s. ferner auch →*Imaging*). Da sprachliche Systeme auf Kollektivebene immer beschränkte, nicht unabhängige und nicht vollständig funktionsfähige Sprachsysteme sind, findet sich dort auch kein Genotyp im eigentlichen Sinne, sodass hiervon nur zur Veranschaulichung und simplifizierend gesprochen werden kann.

Image – Siehe →*Imaging*.

Imaging – Prozess der Herstellung eines Abbildes (*Image*) einer durch Synchronisierung (s. Herrgen/Schmidt 2011) zweier (oder mehr) sprachverarbeitenden Systeme auf Individualebene generierten Kollektivebene bzw. eines auf dieser zu verortenden sprachl. Systems (dabei ist eine Kollektivebene stets als etwas Abstraktes, Modellhaftes und Simplifizierendes zu verstehen); der Terminus ist angelehnt an einen entsprechenden aus dem Sprachgebrauch der IT. Gemäß des hier entwickelten linguistischen Rezessivitätsmodells ist ein durch Imaging entstandenes Abbild auf einem physischen Speicher (etwa einem Gehirn oder Hardware) Voraussetzung für die Entstehung von sogenannten „Sprachgemeinschaften“, weil es Information um (im Synchronisierungsprozess ermittelte) Konventionen umfasst (die entsprechende Information kann ferner auch ableitbare rezessive Information (s. *Allgemeiner* →*Rezessivitätsbegriff*) umfassen). Die Information eines Images kann auf diese Weise über Generationen – bei wechselndem Speicherort (d.h. in wechselnden Systemen auf Individualebene) – erhalten bleiben und wird durch Synchronisierungen von einem System auf Individualebene über eine dabei stets neuerlich zu generierende Kollektivebene auf ein anderes System auf Individualebene übertragen. Images als Teil des Sprachsystems einer Individualebene sind der einzige tatsächlich fassbare (d.h. nicht modellhafte oder abstrakte) Aspekt von Kollektivebenen.

Ein Image beinhaltet viel eher sprachliche Metainformation (etwa bezüglich Phänotypisierungswahrscheinlichkeitsdistributen (s. →*Phänotypisierungswahrscheinlichkeit*)) als sprachliche Information selbst und ist insbesondere als Speichereinheit sprachlicher Konventionen, die in Synchronisierungsprozessen und infolge von Phänotypisierungen, die im

Rahmen dieser Synchronisierungsprozesse stattfinden, ermittelt werden, zu verstehen.

Inhaltsgenese, ausdrucksgetriggerte – Der Prozess, der gemeinhin als *Sprachverstehen* oder *Sprachverständnis* bezeichnet wird, wobei dieser dezidiert aus Sicht des \rightarrow linguistischen Rezessivitätsmodells betrachtet wird. Eine Inhaltsgenese wird als ausdrucksgetriggert bezeichnet, da ein mit ausdrucksseitigen Informationen versehener \rightarrow Trigger den Phänotypisierungsprozess (s. \rightarrow Phänotypisierung) inhaltsseitiger Information(en) auslöst (mit der Bezeichnung *ausdrucks- und inhaltsseitiger Information(en)* wird dabei auf die Gliederung des bilateralen Zeichens nach de Saussure Bezug genommen). (Siehe demgegenüber auch \rightarrow Ausdrucksgenese.)

Phänotyp von Sprache oder **sprachlicher Phänotyp** – Gesamtheit all dessen, was sich an Sprache für einen potenziellen \rightarrow Phänotypisierer oder eine Menge von Phänotypisierern als wahrnehmbar äußert und von einem solchen oder einer solchen Menge wahrgenommen wird (z.B. lautliche, morphologische, lexikalische oder syntaktische Information). Fassen wir den sprachl. Phänotyp als Menge P auf, alle rezessiven \rightarrow Phänotypisierungsmöglichkeiten als Elemente einer Menge R (s. Allgemeiner \rightarrow Rezessivitätsbegriff) und ferner den \rightarrow Genotyp von Sprache als Menge G , so sind P und R elementfremd, P ist Untermenge von G und es gilt:

$$G = P \dot{\cup} R$$

Die Menge P wird im Rahmen einer \rightarrow Phänotypisierung, die als Funktion (f) zu begreifen ist, als eine Untermenge von G unter Berücksichtigung des konkreten Zustands des Sprachsystems auf Individualebene des Phänotypisierers (S) und des konkreten Zustands des Trägersystems (des Phänotypisierers) selbst C zu einem bestimmten Zeitpunkt (t) definiert. Es gilt also:

$$P = f(G, S_t, C_t)$$

Ein sprachl. Phänotyp muss sowohl von einem „Sender“ als auch einem „Empfänger“ in einem kommunikativen Akt generiert werden, wenn er tatsächlich als Kommunikation gelten kann (d.h. beide treten als Phänotypisierer auf). Phänotypisierungen sind sowohl für \rightarrow Ausdrucksgenesen („Sprachproduktion“) als auch \rightarrow Inhaltsgenesen („Sprachverstehen“) erforderlich.

Phänotypisierer – Individuum oder Medium bzw. System, das eine \rightarrow Phänotypisierung vollzieht und das dementsprechend auch über sprachl. Wissen

verfügt bzw. selbst ein zur Sprachverarbeitung befähigtes System darstellt; dies ist gemeinhin ein *Homo sapiens*, infrage kommen aber grundsätzlich auch Vertreter anderer Spezies (wie etwa eine andere Art der Gattung *Homo*) oder potentiell ebenso eine KI. Unter Heranziehung von Kommunikationsmodellen wie dem von K. Bühler (s. Bühler 1999) können und müssen sowohl das, was dort als ein *Sender*, als auch das, was dort als ein *Empfänger*, bezeichnet wird, als Phänotypisierer auftreten, denn Phänotypisierungen sind grundlegend für \rightarrow *Ausdrucksgenese* („Sprachproduktion“) und \rightarrow *Inhaltsgenese* („Sprachverstehen“).

Phänotypisierung sprachlicher Elemente – (1.) Prozess, der ein oder mehrere *sprachl. \rightarrow Element(e)* zum Teil des \rightarrow *Phänotyps von Sprache* werden lässt, d.h. Prozess des Wahrnehmbarwerdens und Wahrgenommenwerdens eines sprachl. Elements durch einen \rightarrow *Phänotypisierer*. Letzterer ist selbst also außersprachl., d.h. er gehört zur Umwelt des jeweiligen Sprachsystems. Eine Phänotypisierung ist formal als Funktion (f) zu begreifen, die eine Untermenge (P) aus dem \rightarrow *Genotyp von Sprache* (G) unter Berücksichtigung des konkreten Zustands des Sprachsystems auf Individual-ebene des \rightarrow *Phänotypisierers* (S) und des konkreten Zustands des Trägersystems (des Phänotypisierers) selbst C zu einem bestimmten Zeitpunkt (t) definiert. Es gilt also:

$$P = f(G, S, C_t)$$

Ferner kann Phänotypisierung auch (2.) das Ergebnis des soeben beschriebenen Prozesses meinen. Eine Phänotypisierung ist nicht mit einem *Spell-Out*, wie er im Minimalistischen Programm beschrieben wird, gleichzusetzen.

Phänotypisierungsmöglichkeit eines sprachlichen Elements – Mögliche Gestalt, die ein *sprachl. \rightarrow Element* im Rahmen einer \rightarrow *Phänotypisierung* annehmen kann. In Abhängigkeit von Parametern wie Kommunikationssituation, Kontext, individueller Organisation und Gestalt des Mentalen Lexikons des \rightarrow *Phänotypisierers* o.Ä. können die einzelnen Phänotypisierungsmöglichkeiten eines sprachl. Elements mit unterschiedlicher \rightarrow *Phänotypisierungswahrscheinlichkeit* auftreten. Außerhalb einer tatsächlichen Phänotypisierung superponieren alle Phänotypisierungsmöglichkeiten eines sprachl. Elements (im Verhältnis ihrer Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten) miteinander (s. \rightarrow *Superposition*). Phänotypisierungsmöglichkeiten können bereits in der Vergangenheit phänotypisiert wor-

den sein oder das in Zukunft werden, müssen es jedoch nicht notwendigerweise (sie können auch – entsprechend der Phänotypisierungswahrscheinlichkeit – über große Zeiträume hinweg rezessiv (s. *Allgemeiner* →*Rezessivitätsbegriff*) bleiben – sie könnten sogar immer rezessiv sein, wenn dies auch nur theoretisch gelten mag). Je nach Definition des sprachl. Elements, dessen Phänotypisierungsmöglichkeiten betrachtet werden, kann eine Phänotypisierungsmöglichkeit im gleichen Maße wie dieses sprachl. Element als kompositionell bzw. mehrgliedrig (also eine bestimmte Informationsmenge umfassend) oder nicht-kompositionell bzw. unteilbar (d.h. eingliedrig) (nur eine Information umfassend) beschrieben werden.

Phänotypisierungswahrscheinlichkeit einer Phänotypisierungsmöglichkeit eines sprachlichen Elements – Wahrscheinlichkeit mit der im Falle einer →*Phänotypisierung* eines sprachl. →*Elements* eine bestimmte →*Phänotypisierungsmöglichkeit* dieses Elements phänotypisiert wird. Unterschiedliche Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten bestehender Phänotypisierungsmöglichkeiten ergeben sich jeweils in Abhängigkeit von Parametern wie Kommunikationssituation, Kontext (Phänotypisierungen anderer sprachl. Elemente, die mit dem fraglichen Element verbunden – etwa im gleichen Ausdruck, Satz oder Text, womöglich gar Diskurs – phänotypisiert werden; auch die Phänotypisierungswahrscheinlichkeitsverteilung begleitender sprachl. Elemente hat demnach Einfluss auf die zu untersuchende Phänotypisierungswahrscheinlichkeit), individueller Organisation und Gestalt des Mentalen Lexikons des →*Phänotypisierers* (Sender und/oder Empfänger), dessen allgemeiner Sprachfähigkeit o.Ä. Wenn man die absolute Phänotypisierungswahrscheinlichkeit einer Phänotypisierungsmöglichkeit eines sprachlichen Elements in einem Sprachsystem untersuchen will, ist ferner die grundsätzliche Phänotypisierungswahrscheinlichkeit des jeweiligen sprachlichen Elements an sich im jeweiligen Sprachsystem zu berücksichtigen, die ebenfalls vom situativen wie sprachl. Kontext usw. abhängig ist. (Siehe ferner auch →*Rezessivitätsgrad*.)

Rezessivitätsbegriff, Allgemeiner oder ***Rezessivität, Allgemeine*** – Terminus zur Beschreibung jeder Form von Information, die nicht als phänotypisch wahrnehmbar gelten kann (s. →*Phänotypisierung*), wobei die Anwendung des Allgemeinen Rezessivitätsbegriffs in unterschiedlichen Wissenschaften und auf unterschiedliche Untersuchungsgegenstände jeweils

eine Definition eines Genotyps und eines Phänotyp nötig macht (s. für die Linguistik *sprachl. →Genotyp* und *sprachl. →Phänotyp*); als entsprechendes Adjektiv kann kurz *rezessiv* verwendet werden. *Rezessive Information* beschreibt somit eine bestimmte Information oder die Gesamtheit an Informationen, die jeweils nicht phänotypisiert vorliegt. Eine qualitative Unterscheidung rezessiver Informationen kann hierbei anhand des *→Rezessivitätsgrades* erfolgen.

Fassen wir in Bezug auf Sprache die Gesamtheit der *→Phänotypisierungsmöglichkeiten* aller *sprachl. →Elemente* eines Untersuchungssprachsystems, die gemäß dem Allgemeinen Rezessivitätsbegriff als rezessiv zu gelten haben, als Menge *R* auf, den sprachl. Phänotyp des Untersuchungssprachsystems als Menge *P* sowie ferner den *→Genotyp von Sprache* des Untersuchungssprachsystems als Menge *G*, so sind *R* und *P* elementfremd und es gilt: $R \subseteq G$ sowie $G = P \dot{\cup} R$.

Rezessivitätsgrad einer Phänotypisierungsmöglichkeit – Angabe, die auf die Anzahl nötiger Zwischenschritte schließen lässt, die für die *→Phänotypisierung* einer *→Phänotypisierungsmöglichkeit* eines *sprachl. →Elements* bzw. zur Genese einer solchen Phänotypisierungsmöglichkeit nötig sind. Primäre Rezessivität bzw. Rezessivität ersten Grades liegt vor, wenn eine Phänotypisierung der entsprechenden Phänotypisierungsmöglichkeiten jederzeit möglich ist, die Phänotypisierungsmöglichkeit also bereits vollständig rezessiv vorliegt; von sekundärer Rezessivität bzw. Rezessivität zweiten Grades wird gesprochen, wenn genau ein Zwischenschritt erforderlich ist, sind es zwei, liegt tertiäre Rezessivität bzw. Rezessivität dritten Grades vor – und so lässt sich das Schema mit ganzen, natürlichen Zahlen theoretisch bis in die Unendlichkeit fortsetzen. Hat ein Phänotypisierer eine rezessive Information in der Vergangenheit bereits phänotypisiert, kann von 0-gradiger Rezessivität gesprochen werden. Der Rezessivitätsgrad macht noch keine Aussage über eine Rangfolge der absoluten *→Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten* (so kann die absolute Phänotypisierungswahrscheinlichkeit einer sekundär rezessiven Phänotypisierungsmöglichkeit durchaus höher sein als die einer primär rezessiven). (Siehe auch *Allgemeiner →Rezessivitätsbegriff*.)

Rezessivitätsmodell, linguistisches – Modell zur Darstellung, Beschreibung und Analyse von (menschlicher oder nicht-menschlicher, natürlicher oder nicht-natürlicher) Sprache, dessen zentrales Element die Annahme einer Unterteilbarkeit von Sprache in einen *sprachl. →Genotyp* und einen

sprachl. → *Phänotyp* (der dabei stets eine Untermenge des sprachl. Genotyps ist) darstellt, aus dem wiederum eine Theorie rezessiver Information in Sprache (s. *Allgemeiner* → *Rezessivitätsbegriff*) abzuleiten ist, die dem Modell seinen Namen gibt. In diesem Zusammenhang kommt im linguistischen Rezessivitätsmodell der Wahrnehmung und vor allem dem wahrnehmenden Individuum (s. → *Phänotypisierer*) eine entscheidende Rolle als Konstrukteur der sprachl. Wirklichkeit zu. Weiterhin sind die probabilistische Ausrichtung (s. → *Phänotypisierungswahrscheinlichkeit*) und die Annahme von → *Superposition* in Sprache bedeutende Anliegen des Modells; auch für Sprachproduktion (s. → *Ausdrucksgenese*) und Sprachverstehen (s. → *Inhaltsgenese*) weist das Modell Implikationen auf.

Das linguistische Rezessivitätsmodell ist linguistisch (d.h. es ist ein Modell der Linguistik und für die Anwendung auf Sprache erarbeitet) sowie informations- und systemtheoretisch angelegt; seine Genese ist durchaus interdisziplinär zu verstehen, es selbst sollte jedoch weder als ein Modell der Genetik oder der Biologie und auch nicht der Biolinguistik verstanden werden; das Modell bezieht Position für die Etablierung der Informations- und Systemlinguistik als eigenständige Disziplin innerhalb der Linguistik.

Rezessivitätsmuster, Allgemeines – Beschreibt das Muster der Wieder- bzw. Rückkehr einer einst phänotypisch wahrnehmbaren (s. → *Phänotypisierung*), also zwischenzeitlich rezessiven (s. *Allgemeiner* → *Rezessivitätsbegriff*) Information in den Phänotyp (s. *sprachl.* → *Phänotyp*). Dabei ergeben sich für dieses Muster folgende Kriterien: (1.) Wahrnehmbare (sich im Phänotyp äußernde) Information, die zeitlich gesehen in A bereits vorhanden war, ehe B, das – zumindest teilweise – aus A hervorging, existierte, (2.) ist in B nicht wahrnehmbar, (3.) doch erscheint in C, das – zumindest teilweise – aus B hervorging, wieder als wahrnehmbare Information (4.a) und zwar unter Ausschluss der Möglichkeit, dass C besagte Information von einem anderen als B übermittelt bekommen haben könnte, (4.b) wohl aber mit der Möglichkeit, dass ein anderer als B positiven Einfluss auf die neuerliche Wahrnehmbarkeit besagter Information ausgeübt hat. (A, B und C können dabei z.B. dasselbe Trägersystem eines linguistischen Systems zu drei unterschiedlichen Zeitpunkten bezeichnen; die zugrundeliegende Annahme hierbei wäre ein ständiger Wandel des Systems, der seine Ursache in Wechselwirkung zwischen dem System und seiner Umwelt hat.) (5.) Dabei sind die Bedingungen 3 sowie 4.a und 4.b primär als Garanten für die These, dass Information in B rezessiv gespeichert – und somit erhalten – bleibt, zu verstehen und haben somit zuletzt einen

optionalen Charakter, da auch Information, die rezessiv gespeichert ist und sich (noch) nicht wieder phänotypisch wahrnehmbar äußert, als rezessiv zu bewerten ist; gleichsam wäre es auch denkbar, dass Information, die bisher noch nie phänotypisch wahrnehmbar war – also seit jeher rezessiv ist und so veranlagt blieb (also nicht 0-gradig rezessiv oder phänotypisch ist) –, plötzlich phänotypisch wahrnehmbar wird (somit ist 6 als Einschränkung von Bedingung 1 zu betrachten). Auch eine Kombination der Varianten 5 und 6 wäre denkbar, wobei die rezessiv gespeicherte Information demzufolge noch nie – weder in Vergangenheit noch in Gegenwart – phänotypisch wahrnehmbar gewesen wäre (es läge zumindest hierbei also definitiv keine Rezessivität nullten Grades vor (s. →*Rezessivitätsgrad*); allerdings bestünde hierbei ausdrücklich die Möglichkeit, dass diese Information sich in Zukunft noch phänotypisch wahrnehmbar äußern wird.

Single Sign Theory – Abgekürzt als *SST*; Theorie nach der der *sprachl.* →*Genotyp* als eine konstante Menge zu verstehen ist, die den Kern eines jeden Sprachsystems – ob auf Individual- oder Kollektivebene – ausmacht. Der sprachliche Genotyp ist demnach für jedes Sprachsystem identisch und wird bei jeder →*Phänotypisierung* temporär auf eine (schließlich phänotypisierte) Untermenge „reduziert“ (d.h. der *sprachl.* →*Phänotyp* ist stets eine Untermenge des sprachl. Genotyps). Die Gestalt dieser Untermenge ist abhängig von der Gestalt des Sprachsystems auf Individualebene des →*Phänotypisierers* zum jeweiligen Phänotypisierungszeitpunkt.

Superposition – Aus der Physik entlehnter Terminus zur Bezeichnung einer Überlagerung mehrerer Zustände. Insbesondere außerhalb einer →*Phänotypisierung* eines *sprachl.* →*Elements* ist dieses hinsichtlich seiner Gestalt als unbestimmt zu betrachten: Alle →*Phänotypisierungsmöglichkeiten* desselbigen liegen im Verhältnis ihrer jeweiligen →*Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten* parallel vor, sie superponieren miteinander. Unter bestimmten Umständen kann Superposition auch im Falle einer Phänotypisierung eines sprachl. Elements noch teilweise vorliegen (d.h. eine Anzahl der Phänotypisierungsmöglichkeiten, die kleiner als ihre Gesamtzahl und größer als 1 ist, wird parallel phänotypisiert).

Trigger einer Phänotypisierung – Auslöser eines Phänotypisierungsprozesses (s. →*Phänotypisierung*). Indem die Information des Triggers vom →*Phänotypisierer* verarbeitet wird, wird der weitere Phänotypisierungsprozess

in Gang gesetzt. Hierbei ist zwischen den Vorgängen (*inhaltsgetriggerte*) →*Ausdrucksgenese* und (*ausdrucksgetriggerte*) →*Inhaltsgenese* zu unterscheiden: Während bei der Ausdrucksgenese der Trigger inhaltsseitige Information(en) in sich trägt, die vom Phänotypisierer nach ausdrucksseitiger Ergänzung verlangen, trägt der Trigger einer Inhaltsgenese ausdrucksseitige Information(en) in sich, die es inhaltsseitig zu ergänzen gilt (mit der Bezeichnung *ausdrucks-* und *inhaltsseitiger Information(en)* wird dabei auf die Gliederung des bilateralen Zeichens nach de Saussure Bezug genommen). Diese Ergänzungen erfolgen im jeweiligen Phänotypisierungsprozess durch den Phänotypisierer (wobei nicht notwendigerweise eine bewusste Steuerung durch diesen stattfindet). (Obwohl sowohl die Inhalts- als auch die Ausdrucksgenese ein bestimmtes Ziel – nämlich die Generierung eines Inhalts bzw. eine Ausdrucks zur Information des jeweiligen Triggers – verfolgen, bedeutet dies nicht, dass im Rahmen eines Phänotypisierungsprozesses der Inhaltsgenese nicht auch zusätzliche ausdrucksseitige Information ergänzt werden kann und umgekehrt; die Information eines Triggers umfasst nicht notwendigerweise ein vollständiges Paket an ausdrucks- oder inhaltsseitiger Information.)

Variable als Wert eines sprachlichen Elements – Abstrakter Platzhalter, der zunächst die Gesamtheit der Möglichkeitsmenge des betreffenden *sprachl. →Elements* meint und für den eine oder mehrere →*Phänotypisierungsmöglichkeit(en)* der entsprechenden Möglichkeitsmenge des betreffenden *sprachl. Elements* eingesetzt werden können. Die Möglichkeitsmenge umfasst dabei die Gesamtheit aller Möglichkeiten der Gestalt, in der das betreffende *sprachl. Element* im fraglichen Kontext phänotypisiert werden könnte; jede dieser Möglichkeiten entspricht einem möglichen →*Wert* des *sprachl. Elements*, der hierbei auch von der Variablen abgedeckt wird (dieser Wert ist also veränderlich bzw. instabil). Im Falle von →*Superposition* sind für eine Variable mehrere Werte parallel als gültig anzunehmen, wobei eine Abstufung gemäß der jeweiligen →*Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten* der jeweiligen Phänotypisierungsmöglichkeiten zu berücksichtigen ist.

Wert eines sprachlichen Elements – Bezeichnung für die Gestalt eines *sprachl. →Elements*, der durch eine konkrete →*Phänotypisierungsmöglichkeit* bzw. (etwa bei →*Superposition*) mehrere konkrete Phänotypisierungsmöglichkeiten oder eine Variable (s. →*Variable als Wert eines sprachlichen Elements*) angegeben werden kann.

A.2 – English Glossary

This glossary contains concise definitions of the fundamental terms of the linguistic model of recessivity. It makes it easy and fast to look them up and aims on providing an easily accessible support in getting familiar with the introduced model.

Dark lexicon or dark part of the lexicon [in German *dunkles Lexikon* or *dunkler Teil des Lexikons*] – The part of a lexicon on an individual or a collective level that consists of all linguistic information that have not yet been phenotypified (see \rightarrow *phenotypification*) by the carrier of the lexicon; this means these information have never been part of the products of a \rightarrow *genesis of a signifier* or the \rightarrow *genesis of a signified* the carrier has experienced. If we talk about a dark lexicon on a collective level it could also refer to information that is considered to be temporarily “lost” in accordance to the \rightarrow *general pattern of recessivity*. (Regarding linguistic systems on individual level the term lexicon shall be understood as the “mental lexicon” by which we mean all the information within the linguistic system (not only lexical information), i.e. especially the \rightarrow *genotype of language*, but also some linguistic metainformation. Regarding linguistic systems on collective levels we have to keep in mind that those levels are generated during processes of synchronization (see Herrgen/Schmidt 2011), which depend on phenotypifications. This means that the dark lexicon on collective levels consists of recessive information derived from the phenotypifications that built the lexicon on collective level.)

External linguistic store [in German *externer Sprachspeicher*] – A location \rightarrow *linguistic elements* get stored in that is not part of a linguistic system itself or its carrying system (an external linguistic store could e.g. be a written text on a piece of paper or a digital audio recording of a speech). Thus, external linguistic stores do never (systematically) belong to a (possible) \rightarrow *phenotypicator*. External linguistic stores are especially relevant as they might transmit or transform linguistic metainformation regarding linguistic elements they store when they get in contact with a phenotypicator (e.g. if a phenotypicator reads a text (that might have been written two thousand years ago)). In such a case, external linguistic stores can influence the probability distributions (regarding \rightarrow *probabilities of phenotypification*) of the linguistic system the phenotypicator carries.

General definition of recessivity [in German *Allgemeiner Rezessivitätsbegriff*]

– This term describes any information that is not perceivable in a phenotype (see \rightarrow *phenotypification*). To apply the general definition of recessivity to a certain science, a definition of both a genotype and a phenotype in accordance to the demands of the science is necessary (i.e. the definition of the \rightarrow *phenotype of language* could never be identical with the definition of phenotype in genetics). The adjective corresponding to the general definition of recessivity is *recessive*. Thus, *recessive information* is information that does (currently) not belong to the phenotype. Recessive information might be distinguished in a qualitative way by applying the concept of \rightarrow *levels of recessivity*.

Regarding recessivity in linguistics we can define all the \rightarrow *possibilities of phenotypification* of all \rightarrow *linguistic elements* that are defined as recessive according to the general definition of recessivity as a set R . We can also define a set P representing all possibilities of phenotypification of all linguistic elements that belong to the phenotype of language and a set G being the genotype of language. Applying this, for example, to a certain linguistic system on individual level, we can then conclude that, with regards to this system, R and P are disjoint and both R and P are subsets of G , and finally:

$$G = P \dot{\cup} R$$

General pattern of recessivity [in German *Allgemeines Rezessivitätsmuster*] –

This pattern describes the return of a once phenotypified (see \rightarrow *phenotypification*) and temporarily recessive (see \rightarrow *general definition of recessivity*) information into the phenotype. To apply the general pattern of recessivity to a certain science, a definition of both a genotype and a phenotype in accordance to the demands of the science is necessary (see e.g. the \rightarrow *genotype of language* and the \rightarrow *phenotype of language*). The general pattern of recessivity is defined by the following criteria: (1.) Information that was part of the phenotype of A and which is older than B (which is – at least to some degree – descendent of A) is (2.) recessive in B, but (3.) returns in the phenotype of C (which is – at least to some degree – descendent of B); we can also (4.a) rule out the possibility that C got the information in question from any other source than B, but (4.b) it is, however, possible that something else than B had a positive influence on the phenotypification of the information in question in C. (We could, for example, define A, B, C to represent the same carrier system of a linguistic

system at three different points in time assuming constant change of the system caused by interaction with its environment.)

Note that the general pattern of recessivity does not necessarily apply to all recessive information: It is also possible that information that once was phenotypic becomes recessive for the rest of the time that the system the information is part of exists, or that there is recessive information that was never phenotypified.

Genesis of a signified (triggered by a signifier) [in German (*ausdrucksgetriggerte Inhaltsgenese*)] – The process commonly known as *language perception* as it is described in the \rightarrow *linguistic model of recessivity*. A genesis of a signified is considered to be triggered by the physical stimulus of a signifier and marks the starting point of a process of \rightarrow *phenotypification* of information that belongs to a signified (the terms “signifier” and “information belonging to a signified” refer to the bilateral Saussurean sign). (See also the opposing term \rightarrow *genesis of a signifier*.)

Genesis of a signifier (triggered by a signified) [in German (*inhaltsgetriggerte Ausdrucks-genese*)] – The process commonly known as *language production* or *natural language generation* as it is described in the \rightarrow *linguistic model of recessivity*. A genesis of a signifier is considered to be triggered by a signified as a \rightarrow *trigger* containing information that belongs to a signified marks the starting point of a process of \rightarrow *phenotypification* of information that belongs to a signifier (the paraphrases “information belonging to a signifier” and “information belonging to a signified” refer to the bilateral Saussurean sign). The signified of the final bilateral sign created is not necessarily identical to the signified that worked as trigger; the process of phenotypification can lead to a modification of the trigger’s information. (See also the opposing term \rightarrow *genesis of a signified*.)

Genotype of language or linguistic genotype [in German *Genotyp von Sprache* or *sprachlicher Genotyp*] – The Set of all (superposing (see \rightarrow *superposition*)) \rightarrow *possibilities of phenotypification* of all \rightarrow *linguistic elements* within a linguistic system (on individual level). The genotype of language is always a superset of the \rightarrow *phenotype of language* and it is related to linguistic Metainformation containing probability distributions of the possibilities of phenotypification (see \rightarrow *probability of phenotypification*) for every linguistic element. We can define the genotype of language as a set

G and the phenotype of language as a set P as well as all recessive possibilities of phenotypification as elements of a set R (see \rightarrow *general definition of recessivity*); then P and R are disjoint and we can conclude:

$$G = P \dot{\cup} R$$

If we take a look at the genotype of language on an individual level, the prevailing system usually provides a single channel to phenotypificate (i.e. a *homo sapiens*, for example, can only execute one phenotypification at a time; this restriction is not necessarily true for all linguistic systems and their carriers; an AI in future might execute many phenotypifications at the same time using multiple channels to phenotypificate and output linguistic information).

According to the \rightarrow *single sign theory* the genotype of language G is defined as a constant set (i.e. the genotype of language of every linguistic system – at least on individual level – contains the same elements). A process of phenotypification leads to the phenotypification of a subset of G , which becomes equal to P .

With respect to collective levels, the term “genotype of language” can only be used in a figurative sense because collective levels are always considered to be abstract, model-like simplifications. They always depend on actually executed phenotypifications and corresponding synchronizations (see the concept of synchronizations introduced by Herrgen/Schmidt 2011; see also the term \rightarrow *imaging*). Since linguistic systems on collective level are always limited and not fully functional systems on their own, there is no actual genotype on collective level as well.

Image – See \rightarrow *imaging*.

Imaging – The process generating an *image* of a linguistic system on collective level (which is generated by a synchronization of two (or more) linguistic systems on individual level (see the concept of synchronizations introduced by Herrgen/Schmidt 2011)). Such a system on collective level is normally considered to be abstract and model-like, but images are the only way we can get hold of them as images are assumed to be always part of linguistic systems on individual level and thus physically saved in the same way the other information within these systems is saved. According to the \rightarrow *linguistic model of recessivity* the existence of images on a physical memory (this could be e.g. structures in a human brain as well as technical hardware) is a prerequisite for the genesis of a speech community because upcoming communicative acts with the synchronizations

they will trigger allow the spreading of the results of previous synchronizations (i.e. the information of already existing images might become part of newly generated images in upcoming synchronizations; thus, they can be “saved” in linguistic systems on individual level, in which they were not saved before). An image rather contains linguistic metainformation (e.g. probability distributions regarding \rightarrow *probabilities of phenotypifications*) than linguistic information itself. It can be understood as a memory unit for linguistic conventions/norms, which are evaluated and established during synchronization processes.

Linguistic element [in German *sprachliches Element*] – Basic unit of a linguistic category in the sense of an element of a linguistic system. According to systems theory (see e.g. Fagen/Hall 1956) a system consists of elements and the relations between those elements as well as the properties/attributes the elements have. Thus, a linguistic element is considered to be a part of a linguistic system and its constitution. Depending on how we define the linguistic system and its environment a linguistic element might be a phoneme in general or a lexeme in general, but it could also be a certain phoneme or lexeme defined by its properties and/or relation to other linguistic elements. A linguistic element as an “element” is defined as being indivisible; it can, however, in some cases be considered to be generated by smaller components (so the amount of information a linguistic element consists of can be different). This means that a linguistic element is rather an abstract part of the introduced model than a real entity in the world.

Because of the bilateral character of the linguistic sign (according to Saussure), we have to always make clear whether a linguistic element we work with is considered to be a whole sign, or only the signifier or the signified of a sign, or even only a certain aspect of a signifier (e.g. a certain phoneme) or a signified (e.g. a certain connotation). When not being phenotypified (see \rightarrow *phenotypification*) a linguistic element is fluctuating and instable – i.e. it is not defined in its concrete form. This means that we have to consider all \rightarrow *possibilities of phenotypification* of this element being present at the same time and corresponding to their \rightarrow *probabilities of phenotypification*. In the \rightarrow *linguistic model of recessivity* we call this phenomenon \rightarrow *superposition*. If we work with a linguistic element in a state of superposition we write it between two ~ (e.g. if we look at German /e/ we might define – at least – /e:/, /ɛ:/, /ɐ:/, /ɛ:/, /ə:/, /ø:/ as parts (i.e. possibilities of phenotypification) of the linguistic element ~/e/-); this notation

makes it clear that we have look at a linguistic element that is not phenotypified and, therefore, actually consists of all of its possibilities of phenotypification.

In some circumstances – e.g. regarding the perception of more than one possible meaning of an ambiguous linguistic sign – (limited) superposition might also appear in the product of a phenotypification of a linguistic element (i.e. not all possibilities of phenotypification superpose anymore, but some do). Because of the fact that linguistic signs are undefined as long as they are not phenotypified, we can describe them, or rather their \rightarrow value, by using a variable.

The assumption that linguistic elements that represent a bilateral sign are undefined as long as they are not phenotypified, is justified by the fact that even information that seems to only belong to a signified (as e.g. a denotation or connotation) depends on the context this information occurs and on non-linguistic circumstances like the situation a communication takes place. Those contexts and circumstances will define its actual form in the process of a phenotypification. The possibility to look at a certain meaning that is considered not to be phenotypified is an advantage of the introduced model providing further opportunities for research and formalizing language. Because of the fact that the co-occurring phonemes of a certain phoneme affect its realization (see e.g. sandhi or umlaut), we cannot assume a signifier to be stable when it is not phenotypified as well.

Linguistic model of recessivity [in German *linguistisches Rezessivitätsmodell*]

– A model to represent, describe, and analyze (natural or artificial, human or non-human) language. The fundamental part of this model is the assumption that the informational basis of language is a \rightarrow genotype of language of which a subset, the \rightarrow phenotype of language, can be “perceived” by a \rightarrow phenotypicator. This leads to a theory of recessive information in language (see \rightarrow general definition of recessivity). In this context, perception and the perceiving individual (the phenotypicator) play an essential role in constructing a linguistic reality. Furthermore, the probabilistic approaches (see \rightarrow probability of phenotypification) and the concept of linguistic \rightarrow superposition are central aspects of the model that also implicates that certain re-interpretations of language production (see \rightarrow genesis of a signifier) and language perception (see \rightarrow genesis of a signified) are necessary.

The linguistic model of recessivity is linguistic (i.e. it is a model of linguistics and developed to be applied on language) as well as it has an information theoretical and systems theoretical foundation. Its genesis can be considered to have been interdisciplinary; nevertheless it is neither a model of genetics or biology nor a model of biolinguistics. The linguistic model of recessivity stands for the establishment of an informational linguistics and systems linguistics.

Phenotype of language or **linguistic phenotype** [in German *Phänotyp von Sprache* or *sprachlicher Phänotyp*] – The set of all linguistic information that is perceivable and actually perceived by a \rightarrow phenotypificator (i.e. all linguistic information that is phenotypified (see \rightarrow phenotypification), e.g. phonological, morphological, lexical, or syntactical information). We can define the phenotype of language as a set P , all recessive \rightarrow possibilities of phenotypifications as elements of a set R (see \rightarrow general definition of recessivity) as well as the \rightarrow genotype of language as a set G ; so P and R are disjoint, both P and R are subsets of G , and we can conclude:

$$G = P \dot{\cup} R$$

P is defined by a function (f) representing the process of phenotypification. This function can be interpreted as a “select operation” selecting a subset of G depending on the actual state of the linguistic system of the phenotypificator (S) as well as the actual state of the carrier system of the linguistic system (i.e. the phenotypificator as a system or a system “within” the phenotypificator) (C) at a certain point in time (t). So we can conclude:

$$P = f(G, S_t, C_t)$$

A phenotype of language needs to be generated by both a sender and a receiver in a communication; it is essential for both the \rightarrow genesis of a signifier (commonly known as *language production*) and the \rightarrow genesis of a signified (commonly known as *language perception*).

Phenotypification of linguistic elements [in German *Phänotypisierung sprachlicher Elemente*] – It refers to one of two different concepts. (1.) The process that selects (one or more) elements from the \rightarrow genotype of language in order to transfer them to the \rightarrow phenotype of language, i.e. the process that makes linguistic elements perceivable and perceived by a \rightarrow phenotypificator. The phenotypificator is not part of the linguistic system that is involved in the phenotypification, but of the environment of this linguistic system; the phenotypificator is also “carrying” the linguistic

system (i.e. the physical memory the linguistic system is “saved” in belongs to the phenotypificator (for example, the phenotypificator could be a *homo sapiens* and the physical memory than would be the structures of a human brain)). A phenotypification can be formalized as a function (f) that defines a subset (P) of the genotype of language G depending on the current state of the linguistic system on individual level (i.e. the linguistic system belonging to / carried by the phenotypificator) (S) and the current state of the carrier system (i.e. of the phenotypificator) itself at a certain point in time (t):

$$P = f(G, S_t, C_t)$$

Furthermore, a phenotypification may refer (2.) to the result of the process just described above. A phenotypification shall not be confused with a *Spell-Out* as it is described by the minimalist program.

Phenotypificator [in German *Phänotypisierer*] – The individual or medium that executes a \rightarrow *phenotypification*; therefore, it has to have linguistic information available in a linguistic system available and has to be able to process this information. A phenotypificator is usually considered to be a *homo sapiens*, but this is not a restriction: Also individuals of other species or even an AI (artificial intelligence) might be linguistic phenotypificators. With regard to a communication model like the one of K. Bühler (see Bühler 1999) both a *sender* and a *receiver* have to act as phenotypificators for a phenotypification is essential for the processes of \rightarrow *genesis of a signifier* (“language production”) and \rightarrow *genesis of a signified* (“language perception”).

Possibility of phenotypification of a linguistic element [in German *Phänotypisierungsmöglichkeit eines sprachlichen Elements*] – The possible form a \rightarrow *linguistic element* may take as result of a \rightarrow *phenotypification*. The possibilities of phenotypification of a linguistic element occur with different \rightarrow *probabilities of phenotypification* depending on parameters like the situation, the context, the individual constitution of the linguistic system a \rightarrow *phenotypificator* carries etc. As long as a linguistic element is not phenotypified all possibilities of phenotypification of this element are superposing (see \rightarrow *superposition*) relatively to their probabilities of phenotypification. Possibilities of phenotypification might have been phenotypified in the past or will be phenotypified in the future – but this has not necessarily to be the case (they might be recessive (see \rightarrow *general definition of recessivity*) for a long time or – at least theoretically – forever).

Depending on the definition of the linguistic element in question it is possible to define a possibility of phenotypification to be as compositionally or non-compositionally generated as the linguistic element itself (so the amount of information a possibility of phenotypification consists of can be different).

Probability of phenotypification (of a possibility of phenotypification of a linguistic element) [in German *Phänotypisierungswahrscheinlichkeit (einer Phänotypisierungsmöglichkeit eines sprachlichen Elements)*] – The probability of a certain \rightarrow possibility of phenotypification to be phenotypified in the case of a \rightarrow phenotypification of the \rightarrow linguistic element the possibility of phenotypification belongs to. Differences regarding those probabilities are caused by parameters such as the situation or the context (e.g. phenotypifications of other linguistic elements in connection to the phenotypification of the element in question) a phenotypification takes place as well as past phenotypifications that might have left an image (see \rightarrow imaging) in the phenotypificators linguistic system.

Single Sign Theory – Abbreviated as SST. The theory that argues that the \rightarrow genotype of language is defined as a constant set being the core of every linguistic system. The genotype of language then is identical in every linguistic system and the \rightarrow phenotype of language is a subset of the genotype that is generated during a \rightarrow phenotypification. The actual form of the phenotype depends on the state of the linguistic system in question and the state of the carrying system (of the \rightarrow phenotypicator) at the time of phenotypification.

Superposition – A term borrowed from physics to describe the overlapping of different states. Especially a non-phenotypified (i.e. recessive) \rightarrow linguistic element is considered to be undefined and instable: All \rightarrow possibilities of phenotypification of this element are overlapping corresponding to their \rightarrow probabilities of phenotypification – they are superposing. In certain circumstances such a superposition might also occur in the case of a phenotypification to some degree (i.e. a number of possibilities of phenotypification that is greater than 1 and smaller than the total number of possibilities of phenotypification get phenotypified in parallel).

Trigger of a phenotypification [in German *Trigger einer Phänotypisierung*] –

The trigger of a process of \rightarrow phenotypification. By processing the information of the trigger by the \rightarrow phenotypicator a phenotypification gets started. Regarding this, we have to distinguish between \rightarrow genesis of a signifier (triggered by a signified / information of a signified) and \rightarrow genesis of a signified (triggered by a signifier / information of a signifier): In the case of a genesis of a signifier the trigger contains information related to a signified for which corresponding information of a signifier needs to be generated during the process of a phenotypification; in the case of a genesis of a signified the trigger contains information related to a signifier for which corresponding information of a signified needs to be generated. Those “completions” of the Saussurean sign take place during the phenotypification process depending on the state of the linguistic system the phenotypicator carries and the state of the carrying system itself. (Although there is a certain “goal” in both cases we have just described, this does not mean that a phenotypicator could not also add information of a signifier during a genesis of a signifier or information of a signified during a genesis of a signified – but such “completions” are only by-products; a trigger does not necessarily contain a “full package” of information of a signifier or a signified.)

Value of a linguistic element [in German *Wert eines sprachlichen Elements*] –

A term to refer to the form of a \rightarrow linguistic element. The value can be declared as a certain \rightarrow possibility of phenotypification, or (e.g. regarding \rightarrow superposition) as a set of several possibilities of phenotypification of the linguistic element, or as a variable (see \rightarrow variable as a value of a linguistic element).

Variable as a value of a linguistic element [in German *Variable als Wert eines sprachlichen Elements*] –

An abstract placeholder that refers to the set of \rightarrow possibilities of phenotypification (of a certain \rightarrow linguistic element). Every possibility of phenotypification in this set could be assigned to the variable as an actual value. The set contains all possibilities of phenotypification that might be phenotypified as value of the linguistic element (e.g. in the context of a certain \rightarrow phenotypification); every element of this set is a potential actual value of the linguistic element in question – and they are all represented by the variable.

A.3 – Formalisierung einiger Grundgedanken zum sprachlichen Genotyp und dessen Ausprägungen

Betrachten wir die Erkenntnisse dieser Arbeit aufbauend auf der erarbeiteten Terminologie abschließend noch knapp in formalisierter Weise, um sie gegebenenfalls für Interessierte einiger anderer Disziplinen leichter einsichtig zu machen, aber auch um manche Sachverhalte deutlicher herauszuarbeiten. Es sei dabei wiederum auf das voranstehende Glossar verwiesen, in dem die Terminologie kompakt zusammengefasst präsentiert wird.

Es stehe G für den sprachlichen Genotyp und somit für die Menge der Phänotypisierungsmöglichkeiten, die für das jeweils beschriebene Objekt bestehen (d.h. jede Phänotypisierungsmöglichkeit ist ein Element (\in) der Menge G). Wir haben den sprachlichen Genotyp in dieser Arbeit für gewöhnlich als Genotyp eines Sprachsystems (L) definiert; allerdings lässt sich – wie vereinzelt schon deutlich wurde – natürlich auch ein Genotyp eines sprachlichen Elementes E beschreiben, wobei stets gilt:

$$G_E \subset G_L$$

Wir können auf diese Weise also etwaige Unterschiede zwischen den Elementen der genotypischen, der phänotypischen und der rezessiven Menge eines sprachlichen Elementes E , wie z.B. einem Wort, beschreiben; dabei werden all diese Mengen immer als Untermenge der Menge des Genotyps bzw. Phänotyps bzw. der rezessiven Elemente eines vollständigen Sprachsystems L angenommen.

Definieren wir ferner P als die Menge der phänotypisierten Phänotypisierungsmöglichkeiten von G und R als die Menge der nicht-phänotypisierten, d.h. rezessiven Phänotypisierungsmöglichkeiten von G . Angesichts unserer bereits gewonnenen Erkenntnisse bezüglich des sprachlichen Genotyps und des sprachlichen Phänotyps muss also gelten:

$$|P| \leq |G| \geq |R|$$

und

$$\forall x \in P: x \in G \Leftrightarrow P \subseteq G$$

sowie

Anhang

$$\forall x \in R: x \in G \Leftrightarrow R \subseteq G$$

Dabei ist theoretisch denkbar, dass hinsichtlich der Kardinalität der Mengen (d.h. der jeweiligen Anzahl an Elementen) gilt:

$$|P| \geq |R|$$

Dennoch ist üblicherweise – insbesondere dann, wenn G über eine Vielzahl von Elementen verfügt, d.h. wenn viele Phänotypisierungsmöglichkeiten für das jeweils beschriebene Objekt vorliegen – davon auszugehen, dass eher gilt:

$$|P| < |R|$$

bzw.

$$|G| \geq |R| > |P|$$

In jedem Fall gilt ferner aber, dass P und R elementfremd sind:

$$\forall x \in P: x \notin R \Leftrightarrow \forall x \in R: x \notin P$$

bzw.

$$P \cap R = \emptyset$$

Daher muss darüber hinaus natürlich gelten:

$$G = P \dot{\cup} R$$

Übertragen wir Letzteres auf ein konkretes Beschreibungsobjekt wie z.B. ein sprachliches Element E , so gilt selbstverständlich:

$$G_E = P_E \dot{\cup} R_E$$

Daher sehen wir also, dass logisch gilt

$$P_E = \emptyset \wedge G_E \neq \emptyset \Rightarrow G_E = R_E$$

sodass dabei E definiert ist durch die Menge, deren Elemente – gemäß der vorgeschlagenen Terminologie – allesamt als miteinander superponierend zu beschreiben sind. So gilt aber im Falle einer Phänotypisierung von E gleichsam für die Anzahl der Elemente von P_E , die wir als n beschreiben, dass

$$n \geq 1, n \in \mathbb{N}$$

D.h. im Falle einer Phänotypisierung von E gilt gleichsam:

$$P_E \neq \emptyset$$

Wird etwa der Ausdruck *dt. sowie* hinsichtlich seines Denotats als ‚und‘ wahrgenommen, d.h. in dieser Weise phänotypisiert, so gilt für das sprachliche Element $E_{\text{Denotat von dt. sowie}}$:

$$P_{E_{\text{Denotat von dt. sowie}}} = \{\text{'und'}\}$$

Daher gilt hier für die Kardinalität von $P_{E_{\text{Denotat von dt. sowie}}}$:

$$|P_{E_{\text{Denotat von dt. sowie}}}| = 1$$

Erinnern wir uns an das bereits heranzitierte Beispiel von Gayral et al. (2001): frz. *J'ai déposé l'examen de mercredi prochain sur ton bureau* (Gayral et al. 2001: 61). Nimmt ein Phänotypisierer dieses Satzes frz. *examen* also, wie es von Gayral et al. zurecht als wahrscheinlich angenommen wird (vgl. Gayral et al. 2001: 60f), sowohl als physikalisches Objekt (Merkmal: PHYSIKALISCHES OBJEKT) als auch als Ereignis (Merkmal: EREIGNIS) wahr, so gilt für die Kardinalität von $P_{E_{\text{Merkmal von frz. examen}}}$:

$$|P_{E_{\text{Merkmal von frz. examen}}}| = 2$$

Dies gilt, da mindestens PHYSIKALISCHES OBJEKT und EREIGNIS Elemente von $P_{E_{\text{Merkmal von frz. examen}}}$ sind, obgleich sich beide Merkmale wesentlich unterscheiden und sich zunächst widersprüchlich zueinander zu verhalten scheinen; es liegt also im Phänotyp von $E_{\text{Merkmal von frz. examen}}$ Superposition vor.

Anhang

Erweitern wir den Blick, den wir bis hierher auf sprachliche Elemente gerichtet haben, nun weiter auf ein vollwertiges Sprachsystem L , so ist gemäß dessen, was in dieser Arbeit an Erkenntnissen gewonnen wurde, festzustellen, dass gilt:

$$G_L = G_{E_1} \dot{\cup} G_{E_2} \dot{\cup} \dots \dot{\cup} G_{E_n}, \quad n \geq 1, \quad n \in \mathbb{N} \Rightarrow \forall x \in G_{E_i}: x \in G_L, \quad n \geq i \geq 1, \quad i \in \mathbb{N}$$

Da stets gilt

$$G = P \dot{\cup} R$$

gilt ebenso

$$P_L = P_{E_1} \dot{\cup} P_{E_2} \dot{\cup} \dots \dot{\cup} P_{E_n}, \quad n \geq 1, \quad n \in \mathbb{N} \Rightarrow \forall x \in P_{E_i}: x \in G_L, \quad n \geq i \geq 1, \quad i \in \mathbb{N}$$

sowie

$$R_L = R_{E_1} \dot{\cup} R_{E_2} \dot{\cup} \dots \dot{\cup} R_{E_n}, \quad n \geq 1, \quad n \in \mathbb{N} \Rightarrow \forall x \in R_{E_i}: x \in G_L, \quad n \geq i \geq 1, \quad i \in \mathbb{N}$$

Eine Phänotypisierung ist somit – gemäß der beiden erarbeiteten Definitionen (s. Glossar) – als eine Funktion, die G zu P reduziert (wobei eben gilt: $P \subseteq G$), indem sie Verknüpfungen zwischen verschiedenen Elementen aus G herstellt und die unverknüpften (die somit in R verbleiben (wobei ja gilt: $R \subseteq G$)) ausblendet, zu verstehen. Entsprechend sind Phänotypisierungsmöglichkeiten stets Elemente von G sowie zugleich entweder von P oder von R :

$$\forall x \in G: x \in P \dot{\vee} x \in R$$

Wollen wir ein bilaterales sprachliches Zeichen (im Sinne de Saussures) – z.B. ein Lexem – als sprachliches Element beschreiben, gilt selbstverständlich stets

$$G_{E_{\text{Zeichen}}} = P_{E_{\text{Zeichen}}} \dot{\cup} R_{E_{\text{Zeichen}}}$$

was wiederum weiter differenziert werden kann, so etwa als

$$G_{E_{\text{Zeichen}}} = G_{E_{\text{Signifiant von Zeichen}}} \dot{\cup} G_{E_{\text{Signifié von Zeichen}}}$$

bzw.

$$G_{E_{\text{Zeichen}}} = P_{E_{\text{Signifiant von Zeichen}}} \dot{\cup} R_{E_{\text{Signifié von Zeichen}}} \dot{\cup} P_{E_{\text{Signifiant von Zeichen}}} \dot{\cup} R_{E_{\text{Signifié von Zeichen}}}$$

Ferner ist insbesondere die Inhaltsseite weiter differenzierbar, sodass etwa formuliert werden kann

$$G_{E_{\text{Signifié}}} = G_{E_{\text{Merkmale von Signifié}}} \dot{\cup} G_{E_{\text{Denotat von Signifié}}} \dot{\cup} G_{E_{\text{Konnotat von Signifié}}} \dot{\cup} G_{E_{\text{Assoziationen zu Signifié}}} \dot{\cup} G_{E_{\text{Assoziationen zu Signifiantt}}} \dot{\cup} G_{E_x \text{ von Signifié}}$$

wobei wir x als übrigen Teil (eine Untermenge) der Menge $G_{E_{\text{Signifié}}}$ verstehen wollen, der also grammatische Informationen, Informationen über semantische Relationen, Zugehörigkeit zu Frames oder Skripts sowie Informationen hinsichtlich Wortbildungsoptionen des Zeichens, aber auch Weiteres beinhalten kann (so können etwa bestehende Ausdrucksrelationen des Signifiants indirekt Einfluss auf die Gestalt des Signifiés ausüben). Es sei jedoch erneut auf die Modellhaftigkeit des bilateralen Zeichens und seine faktische Instabilität, wie sie in dieser Arbeit beschrieben wurde, hingewiesen.

Grundsätzlich gilt für Phänotypisierungen, dass die Menge P im Rahmen einer Phänotypisierung, die als Funktion (f) zu begreifen ist, als eine Untermenge von G unter Berücksichtigung des konkreten Zustands des Sprachsystems auf Individualebene des Phänotypisierers (S) und des konkreten Zustands des Trägersystems (des Phänotypisierers) selbst C zu einem bestimmten Zeitpunkt (t) definiert ist. Es gilt also:

$$P = f(G, S_t, C_t)$$

A.4 – Anmerkungen zur empirischen Studie aus Kapitel 3.3

Im Folgenden wollen wir die in Kapitel 3.3 erwähnte und belegenderweise herangezogene empirische Studie zu einer Anwendung eines Dativus absolutus im Gegenwartsdeutschen näher aufschlüsseln; dabei werden die hiesigen Ausführungen als ergänzend zu jenen in besagtem Kapitel begriffen, sodass die dortigen hier nicht notwendigerweise wiederholt werden.

Die 12 Probandinnen und 11 Probanden, von denen die jüngste Person zum Zeitpunkt der Befragung nach eigenen Angaben 21, die älteste 61 Jahre alt war, wurden in schriftlicher Form mit folgender Aufgabenstellung konfrontiert:

„Sie erhalten nun mehrere Sätze, die Sie bitte gründlich lesen, weil sie etwas altertümlich anmuten. Formulieren Sie anschließend die **fett-markierten** Sätze

so um, wie Sie sie selbst ausdrücken würden bzw. wie Sie sie selbst leichter verständlich finden.“

Die besagten Sätze lauten:

- 1.) **Das Mädchen, erhaltener Lampe, macht sich ohne Zögern auf den Weg.**
- 2.) **Bei Stalingrad besiegtm Heer der Deutschen, fürchteten die Russen noch immer eine Niederlage.**
- 3.) **Nun wollte der General, unterworfenem Österreich, Herrscher von Frankreich werden.**
- 4.) **Zugehörtem Märchen gingen die Jungen nach Hause.**
- 5.) Seine Eltern fuhren jährlich mit ihm zu den Feierlichkeiten und gingen auf den heiligen Berg. **Doch in einem Jahr blieb der Junge – ihnen gemäß des Brauchs aufgestiegenen – dort oben, als die Eltern heimkehrten.**

Die Sätze sind an belegte althochdeutsche oder lateinische Sätze mit Dativus absolutus bzw. Ablativus absolutus angelehnt (so stellt etwa der letzte Satz eine Umgestaltung der zur Erläuterung des Dativus absolutus im Ahd. bereits heranzitierten Stelle aus Tat. 12,2 dar). Bei 23 Befragten, die je 5 Sätze zu bearbeiten hatten, ergeben sich somit insgesamt 115 abgeprüfte Dativus absolutus-Konstruktionen, die gemäß ihres (als zumindest teilweise konventionell anzunehmenden) Gebrauchs im Ahd. verstanden oder eben nicht verstanden werden konnten. Die Befragten sollten ferner angeben, in welchen Sprachen sie mindestens über Grundkenntnisse verfügen. Dabei gaben 11 Befragte unter anderem mindestens eine Sprache an, die über absolute Kasuskonstruktionen verfügt (meist Latein), 12 hingegen gaben keine Kenntnisse einer derartigen Sprache an.

Insgesamt wurden die Konstruktionen in 76 Fällen entsprechend korrekt – im Sinne einer für absolute Kasuskonstruktionen üblichen Inhaltsauslegung – verstanden,⁵⁵⁸ was 66,09% der Gesamtzahl entspricht. Zu beachten ist hierbei insbesondere die Verteilung auf die jeweiligen Sätze: So wurde die Sätze 3.) und 4).

⁵⁵⁸ Hierbei konnten natürlich nur die von den Probanden aufgeschriebenen Sätze aufgrund konventioneller Ausdrucks-Inhalts-Beziehungen des Gegenwartsdeutschen interpretiert und mit (konventionellen) Ausdrucks-Inhalts-Beziehungen absoluter Kasuskonstruktionen, die etwa aus dem Althochdeutschen bzw. Lateinischen hergeleitet und auf die vorgegebenen fett-markierten Sätze übertragen wurden, verglichen werden. Insofern sind Abweichungen besagter Interpretation und dem, was die Probanden jeweils tatsächlich meinten, möglich, obgleich die Wahrscheinlichkeit für derartige Abweichungen möglichst gering gehalten ist.

Die Sätze galten jeweils als verstanden, wenn die aufgrund der Ausdrücke (und der Art wie diese verknüpft wurden) ablesbaren Inhalte der jeweiligen Formulierungen der Probanden eine signifikante Schnittmenge mit den Inhalten, die aufgrund der

mit 91,3% bzw. 95,65% überdurchschnittlich oft verstanden, wogegen Satz 2.) mit 65,22% nah am insgesamten Durchschnittswert liegt, Satz 1.) mit 47,83% nur von knapp der Hälfte der Befragten verstanden wurde und Satz 5.) mit 30,43% deutlich unter dem Durchschnitt liegt. In keinem dieser Fälle ließ sich eine signifikante Differenz zwischen den Ergebnissen weiblicher und männlicher Befragter beobachten.

Es wurde in Kapitel 3.3 bereits erwähnt, dass Probandinnen und Probanden, die Kenntnisse in Sprachen, die über absolute Kasuskonstruktionen verfügen, besitzen, insgesamt etwas besser abgeschnitten haben als die übrigen Befragten. Hinsichtlich der einzelnen Sätze ist dabei zu vermerken, dass der Unterschied in der Verstehensanzahl tatsächlich in den beiden Sätzen am größten ist, die insgesamt die schlechtesten Verstehenswerte erreicht haben: So wurde Satz 5.) von 36,36% der Befragten mit Kenntnissen von Sprachen, die über absolute Kasuskonstruktionen verfügen, verstanden, wogegen das nur 25% der übrigen Befragten taten. Bei Satz 1.) ist der Unterschied noch gravierender, hier kehrt sich das Ergebnis förmlich um: Von den Befragten mit besagten Sprachkenntnissen wurde er in 63,64% der Fälle verstanden, in 36,36% hingegen nicht; die übrigen Befragten verstanden ihn in nur 33,33% der Fälle, nicht hingegen in 66,67%. In den weiteren Sätzen lagen die Befragten mit und ohne besagten Sprachkenntnissen in ihren Ergebnissen fast gleichauf, wobei auch hier meist erstere Gruppe geringfügig bessere Ergebnisse erzielte.

Die Ergebnisse zeigen, dass der Dativus absolutus im Gegenwartsdeutschen noch immer primär rezessiv vorliegt und jederzeit phänotypisiert, langfristig gar wieder konventionalisiert werden könnte. Mag ein Satz wie 4.), der überdurchschnittlich oft verstanden wurde, auch weniger aufgrund der grammatischen Konstruktion als vielmehr durch die Semantik seiner Bestandteile und den Kontext verstanden werden, so liegt damit kein Widerspruch zu unserer Annahme vor: Die Bedeutung des Satzes mit Dativus absolutus wurde erkannt, wie es üblicherweise bei einem solchen Satz mit absoluter Kasuskonstruktion in einer Sprache, die diese konventionell führt, der Fall wäre. Im Rahmen einer ansteigenden Phänotypisierungshäufigkeit derartiger Konstruktionen könnte der Dativus absolutus, dessen Bedeutung etwa über den jeweiligen Kontext erschlossen wird, sich (erneut) zu einer grammatisch-semantischen Konstruktion mit Satzentsprechungscharakter entwickeln, also über durch den Kontext erklärbare Einzelfälle eine eigene Semantik als grammatische Konstruktion wiedererlangen (bzw. die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit dafür signifikant erhöhen); dann

verwendeten Ausdrücke (und der Art wie diese verknüpft wurden) der jeweils vorgegebenen Sätze abzuleiten ist, aufwies bzw. die ablesbaren Inhalte in beiden Fällen als identisch anzunehmen sind.

ist auch zu erwarten, dass selbst Sätze wie 1.) oder 5.), aus denen die Bedeutung nicht so leicht anhand ihrer Bestandteile und des Kontexts hergeleitet werden kann, problemlos verstanden würden, weil der Dativus absolutus nun für sich selbst spräche, wie es absolute Kasuskonstruktionen offenbar in vielen älteren ide. Sprachen wie dem Lat., dem Altgriechischen oder Sanskrit zu tun pflegten.⁵⁵⁹

A.5 – Abkürzungsverzeichnis

Das nachfolgende Abkürzungsverzeichnis listet alle in der vorliegenden Arbeit verwendeten Abkürzungen, die dabei vielfach auf bestehenden Konventionen fußen, in alphabetischer Folge und löst sie auf. Diesbezüglich ist zu beachten, dass gelistete Abkürzungen, die hier als Substantive aufgelöst werden, in der Arbeit auch in adjektivischer Verwendung gebraucht sein können; ebenso können umgekehrt auch als Adjektive aufgelöste Abkürzungen mitunter substantivisch gebraucht sein; dabei sind jene verwendeten Abkürzungen, die adjektivisch gebraucht werden, stets klein- und jene, die substantivisch gebraucht werden, stets großgeschrieben (Ausnahmen von dieser Regel bestehen nur bei sprachlichen Glossierungsangaben, die generell in Gestalt von (meist tiefgestellten) Kapitälchen erscheinen). Alle dargebotenen Abkürzungsaufösungen können innerhalb der Arbeit auch in flektierter Form bzw. einem „flektierten Sinne“ gebraucht worden sein. Eine – etwa thematische – Untergliederung der Abkürzungen erfolgt zum Zwecke einer leichteren Auffindbarkeit in der nachfolgenden Liste nicht.

⁵⁵⁹ Es mag eingewendet werden, dass bei manchen der vorgegebenen Sätze der Dativus absolutus durch entsprechende Satzzeichen (wie etwa Kommata) als Einheit zu erkennen gegeben wurde, die einen zumindest teilweise abgeschlossenen Teil des jeweiligen Satzes repräsentiert, und dass dadurch die Verstehenswahrscheinlichkeit unlauter oder signifikant erhöht wurde. Dem ist zum einen gegenzuhalten, dass derartige Satzzeichenverwendungen an denen, die konventionell im gegenwartsdeutschen Schriftsprachgebrauch üblich sind, orientiert sind, und zum anderen – was viel entscheidender ist –, dass dies nichts an der Tatsache ändert, dass eine konventionell nicht gebrauchte Konstruktion, die hier für das Gegenwartsdeutsche nachgebildet wurde, verstanden wurde. Die Zeichensetzung mag unterstützend wirken, um Sinnabschnitte zu erkennen, allerdings nicht um alleine aufgrund der Zeichensetzung auf semantische Inhalte zu schließen; zudem ist zu bemerken, dass die Kongruenz der beiden Konstituenten des Dativus absolutus ohnehin eine Zusammengehörigkeit nach innen bzw. Abgrenzung nach außen, d.h. gegen andere Teile des jeweiligen Satzes, zu erkennen gibt (die Zeichensetzung wirkt also bestenfalls unterstützend, bringt aber wohl keine völlig neuen Erkenntnisse für einen Leser hervor).

A.6 – Literaturverzeichnis

Das nachfolgende Literaturverzeichnis ist zum Zwecke einer leichteren Auffindbarkeit der in der Arbeit zitierten Titel nicht weiter untergliedert und wird in folgender Reihenfolge der Titel dargeboten: zunächst alphabetisch nach Nachnamen der Verfasser, dann deren Vornamen, schließlich nach Erscheinungsjahren in chronologischer Folge (beginnend mit dem ältesten), welche im Zweifelsfall durch Anfügung eines Buchstabens ausdifferenziert wurden. Die Jahresangaben beziehen sich jeweils auf das tatsächliche Erscheinungsjahr der jeweils für diese Arbeit herangezogenen Auflage (und nicht etwa stets auf eine Erstauflage); handelt es sich nicht um eine Erstauflage, so wird die Auflagennummer in hochgestellter Weise der jeweiligen Jahreszahl vorangestellt (sie findet hinsichtlich der Listungsreihenfolge der Titel jedoch keine Berücksichtigung). Hinsichtlich der Nachnamen der Verfasser ist zu beachten, dass etwaige (historische) Namenszusätze wie *von*, *van* oder *de* aufgeführt sind, die jeweiligen Autoren aber unter den Buchstaben zu finden sind, mit denen der tatsächliche Nachname anlautet.

- Adelung, Johann Christoph (1806): *Aelteste Geschichte der Deutschen, ihrer Sprache und Litteratur, bis zur Voelkerwanderung*, Leipzig.
- Agbaria, Evelyn / Dawson, Ian / Dralle, Anette / Finck, Monika & Wirth, Christiane (2014): *PONS Großwörterbuch Englisch. Mit Online-Wörterbuch und E-Book. Englisch-Deutsch. Deutsch-Englisch*, Stuttgart.
- Aitchison, Jean (⁴2012): *Words in the Mind. An Introduction to the Mental Lexicon*, Chichester u.a.
- Allport, D. A. & Funnell, Elaine (1981): „Components of the mental lexicon“, in: *Philosophical Transactions of the Royal Society of London. Series B, Biological Sciences 295 (1077): The Psychological Mechanisms of Language*, S. 397-410.
- Anand, Pranav & Nevins, Andrew (2006): „The Locus of Ergative Case Assignment: Evidence from Scope“, in: Johns, Alana / Massam, Diane & Ndayiragije, Juvenal (Hrsg.): *Ergativity. Emerging Issues*, Dordrecht.
- Andersen, Henning (1986): „Introduction: Sandhi“, in: Andersen, Henning (Hrsg.): *Sandhi Phenomena in the Languages of Europe*, Berlin u.a., S. 1-8.
- Anderson, Robert R. / Goebel, Ulrich & Reichmann, Oskar (Hrsg.) (1989): *Frühneuhochdeutsches Wörterbuch. Band 1. Einführung. a – äpfelkern*, Berlin & New York.

Anhang

- Anderson, Stephen R. & Lightfoot, David W. (2000): „The Human Language Faculty as an Organ“, in: *Annual Review of Physiology* 62, S. 697-722.
- Arbib, Michael A. & Bickerton, Derek (Hrsg.) (2010): *The Emergence of Protolanguage. Holophrasis vs compositionality*, Amsterdam & Philadelphia.
- Armstrong, David F. (1999): *Original Signs. Gesture, Sign, and the Sources of Language*, Washington, D.C.
- Assmann, Jan (1988): „Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität“, in: Assmann, Jan & Hölscher, Tonio (Hrsg.): *Kultur und Gedächtnis*, Frankfurt a.M., S. 9-19.
- Assmann, Jan (2006): *Thomas Mann und Ägypten. Mythos und Monotheismus in den Josephsromanen*, München.
- Assmann, Jan (2007): *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München.
- Auer, Edward T. (Jr.) & Luce, Paul A. (2005): „Probabilistic Phonotactics in Spoken Word Recognition“, in: Pisoni, David B. & Remez, Robert E. (Hrsg.): *The Handbook of Speech Perception*, Malden (Massachusetts) u.a., S. 610-630.
- Baayen, R. Harald (2003): „Probabilistic Approaches to Morphology“, in: Bod, Rens / Hay, Jennifer & Jannedy, Stefanie (Hrsg.): *Probabilistic Linguistics*, Cambridge (Massachusetts) & London, S. 229-287.
- Badenheuer, Konrad & Euler, Wolfram (2009): *Sprache und Herkunft der Germanen*, Hamburg & London.
- Baetke, Walter (2005): *Wörterbuch zur altnordischen Prosaliteratur*, Berlin.
- Baier, Katharina & Schäfke, Werner (2012): *Altnordisch. Eine Einführung*, Tübingen.
- Baier, Thomas (Hrsg.) (2013a): *Der neue Georges. Ausführliches lateinisch-deutsches Handwörterbuch. Aus den Quellen zusammengetragen und mit besonderer Bezugnahme auf Synonymik und Antiquitäten unter Berücksichtigung der besten Hilfsmittel zusammengestellt von Karl-Ernst Georges. Erster Band. A - H*, Darmstadt.
- Baier, Thomas (Hrsg.) (2013b): *Der neue Georges. Ausführliches lateinisch-deutsches Handwörterbuch. Aus den Quellen zusammengetragen und mit besonderer Bezugnahme auf Synonymik und Antiquitäten unter Berücksichtigung der besten Hilfsmittel zusammengestellt von Karl-Ernst Georges. Zweiter Band. I - Z*, Darmstadt.
- Ball, Douglas (2007): „On Ergativity and Accusativity in Proto-Polynesian and Proto-Central Pacific“, in: *Oceanic Linguistics* 46 (1), S. 128-153.
- Bär, Jochen A. (2015): *Hermeneutische Linguistik. Theorie und Praxis grammatisch-semanticischer Interpretation*, Berlin u.a.

- Bär, Jochen A. (2017): „Dorthin und wieder zurück. Wörter in der Fremde“, in: *Der Sprachdienst* 2/2017, S. 61-92.
- Barnard, Alan (2016): *Language in Prehistory*, Cambridge.
- Barnes, Michael P. (2015): „Two Recent Runic Finds from Orkney“, in: *Futhark* 6, S. 143.
- Bavant, Marc (2008): „Proto-Indo-European Ergativity... Still to be discussed“, in: *Poznań Studies in Contemporary Linguistics* 44(4), S. 433-447.
- Bayer, Klaus (1994): *Evolution – Kultur – Sprache. Eine Einführung*, Bochum.
- Behaghel, Otto (Hrsg.) (1882): *Heliand*, Halle.
- Behaghel, Otto (1923): *Deutsche Syntax. Eine geschichtliche Darstellung. Band I: Die Wortklassen und Wortformen. A. Nomen, Pronomen*, Heidelberg.
- Behaghel, Otto (1924): *Deutsche Syntax. Eine geschichtliche Darstellung. Band II: Die Wortklassen und Wortformen. B. Adverbium. C. Verbum*, Heidelberg.
- Benecke, Georg Friedrich / Müller, Wilhelm & Zarncke, Friedrich (Hrsg.) (1990a): *Mittelhochdeutsches Wörterbuch. Bd. 1. A - L*, Stuttgart.
- Benecke, Georg Friedrich / Müller, Wilhelm & Zarncke, Friedrich (Hrsg.) (1990b): *Mittelhochdeutsches Wörterbuch. Bd. 2, Abt. 1. M - R*, Stuttgart.
- Benítez-Bribiesca, Luis (2001): „Memetics: A Dangerous Idea“, in: *Interciencia* 26 (1), S. 29-31.
- Bergmann, Martin (Hrsg.) (2003): *Schülerduden Biologie*, Mannheim u.a.
- Bergmann, Rolf / Moulin, Claudine & Ruge, Nikolaus (2016): *Alt- und Mittelhochdeutsch. Arbeitsbuch zur Grammatik der älteren deutschen Sprachstufen und zur deutschen Sprachgeschichte*, Göttingen.
- Bernecker, Roland (1994): „Etymologie“, in: Ueding, Gert (Hrsg.): *Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Bd. 2*, Darmstadt, S. 1543-1556.
- Betz, Werner (1944): „Die Lehnbildungen und der abendländische Sprachenausgleich“, in: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 67, S. 275-302.
- Betz, Werner (1949): *Deutsch und Lateinisch. Die Lehnbildungen der althochdeutschen Benediktinerregel*, Bonn.
- Betz, Werner (1974): „Lehnwörter und Lehnprägungen im Vor- und Frühdeutschen“, in: Maurer, Friedrich & Rupp, Heinz (Hrsg.): *Deutsche Wortgeschichte. Band 1*, Berlin, S. 135-164.
- Bjørnskau, Kjell (1978): *Langenscheidts Universal-Wörterbuch Norwegisch (Bokmål). Norwegisch-Deutsch. Deutsch-Norwegisch*, Berlin u.a.
- Blank, Andreas (1997): *Prinzipien des lexikalischen Bedeutungswandels am Beispiel der romanischen Sprachen*, Tübingen.
- Bod, Rens (2003): „Introduction to Elementary Probability Theory and Formal Stochastic Language Theory“, in: Bod, Rens / Hay, Jennifer & Jannedy,

- Stefanie (Hrsg.): *Probabilistic Linguistics*, Cambridge (Massachusetts) & London, S. 11-37.
- Bod, Rens / Hay, Jennifer & Jannedy, Stefanie (2003a): „Introduction“, in: Bod, Rens / Hay, Jennifer & Jannedy, Stefanie (Hrsg.): *Probabilistic Linguistics*, Cambridge (Massachusetts) & London, S. 1-10.
- Bod, Rens / Hay, Jennifer & Jannedy, Stefanie (Hrsg.) (2003b): *Probabilistic Linguistics*, Cambridge (Massachusetts) & London.
- Boeckx, Cedric (2012): „The emergence of language, from a biolinguistic point of view“, in: Tallerman, Maggie & Gibson, Kathleen R. (Hrsg.): *The Oxford Handbook of Language Evolution*, New York, S. 492-504.
- Boeckx, Cedric & Kleanthes K. Grohmann (Hrsg.) (2013a): *The Cambridge Handbook of Biolinguistics*, Cambridge u.a.
- Boeckx, Cedric & Kleanthes K. Grohmann (2013b): „Introducing the volume“, in: Boeckx, Cedric & Kleanthes K. Grohmann (Hrsg.): *The Cambridge Handbook of Biolinguistics*, Cambridge u.a., S. 1-3.
- Bomhard, Allan R. & Kerns, John C. (1994): *The Nostratic Macrofamily. A Study in Distant Linguistic Relationship*, Berlin & New York.
- Bornkessel-Schlesewsky, Ina / Roehm, Dietmar / Rösler, Frank & Schlesewsky, Matthias (2007): „To Predict or Not to Predict: Influences of Task and Strategy on the Processing of Semantic Relations“, in: *Journal of Cognitive Neuroscience*, S. 1259-1274.
- Bosworth, Joseph (1964): *An Anglo-Saxon Dictionary*, London.
- de Bot, Kees (2014): „DST: Do We Really Need a New Theory of Second Language Development?“, in: Bátyi, Szilvia / Navracscics, Judit & Vigh-Szabó, Melinda (Hrsg.): *Papers in Language Acquisition, Language Learning and Speech Research*, S. 137-147.
- Braune, Wilhelm & Ebbinghaus, Ernst A. (¹⁷1994): *Althochdeutsches Lesebuch*, Tübingen.
- Braune, Wilhelm & Heidermanns, Frank (²⁰2004): *Gotische Grammatik. Mit Lese- stücken und Wörterverzeichnis*, Tübingen.
- Braune, Wilhelm & Reiffenstein, Ingo (¹⁵2004): *Althochdeutsche Grammatik I. Laut- und Formenlehre*, Tübingen.
- Bridger, Emma / Kriukova, Olga / Mecklinger, Axel (2013): „Semantic relations differentially impact associative recognition memory: electrophysiological evidence“, in: *Brain and Cognition* 83 (1), S. 93-103.
- Briegleb, Klaus (Hrsg.) (1997): *Heinrich Heine. Sämtliche Gedichte in zeitlicher Folge*, Frankfurt a.M. & Leipzig.
- Buccini, Anthony F. (2003): „‘Ab Errore Liberato’. The Northern Expansion of Frankish Power in the Merovingian Period and the Genesis of the Dutch

- Language“, in: Pijnenburg, Willy / Quak, Arend & Schoonheim, Tanneke (Hrsg.): *Quod Vulgo Dicitur: Studien zum Altniederländischen*, Amsterdam u.a., S. 183-220.
- Bühler, Karl (³1999): *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*, Stuttgart.
- Bülow, Lars (2017): *Sprachdynamik im Lichte der Evolutionstheorie – Für ein integratives Sprachwandelmodell*, Stuttgart.
- Burenhult, Göran (Hrsg.) (2000): *Naturvölker heute. Beständigkeit und Wandel in der modernen Welt*, Augsburg.
- Burger, Harald / Dobrovol'skij, Dmitrij / Kühn, Peter & Norrick, Neal R. (2007): „Phraseologie: Objektbereich, Terminologie und Forschungsschwerpunkte“, in: Burger, Harald / Dobrovol'skij, Dmitrij / Kühn, Peter & Norrick, Neal R. (Hrsg.): *Phraseologie / Phraseology. Ein internationales Handbuch der zeitgenössischen Forschung / An International Handbook of Contemporary Research. 1. Halbband / Volume 1*, Berlin & New York, S. 1-10.
- Burger, Harald (⁵2015): *Phraseologie. Eine Einführung am Beispiel des Deutschen*, Berlin.
- Businger, Martin (⁶2012): „Optimalitätstheorie“, in: Dürscheid, Christa: *Syntax. Grundlagen und Theorien*, Göttingen, S. 153-172.
- Busse, Dietrich (2009): *Semantik*, Paderborn.
- Butters, Ronald R. (2001): „Chance as Cause of Language Variation and Change“, in: *Journal of English Linguistics* 29 (3), S. 201-213.
- Cap, Piotr & Dynel, Marta (2017): „Implicitness: Familiar terra incognita in pragmatics“, in: Cap, Piotr & Dynel, Marta (Hrsg.): *Implicitness. From lexis to discourse*, Amsterdam & Philadelphia, S. 1-14.
- Carstairs-McCarthy, Andrew (1997): „Review: The origin of language: Tracing the evolution of the mother tongue. By Merritt Ruhlen“, in: *Language* 73 (3), S. 611-614.
- Carstensen, Kai-Uwe / Ebert, Christian / Ebert, Cornelia / Jekat, Susanne / Klambunde, Ralf & Langer, Hagen (Hrsg.) (³2010): *Computerlinguistik und Sprachtechnologie. Eine Einführung*, Heidelberg.
- Cavalli-Sforza, Luigi Luca & Feldman, Marcus W. (1981): *Cultural Transmission and Evolution: A Quantitative Approach*, Princeton.
- Chater, Nick / Hsu, Anne S. & Vitányi, Paul M. B. (2011): „The probabilistic analysis of language acquisition: Theoretical, computational, and experimental analysis“, in: *Cognition* 120, S. 380-390.
- Christmann, Ernst / Krämer, Julius / Post, Rudolf (1986): *Pfälzisches Wörterbuch. Band IV. K. L. M.*, Stuttgart.

- Chomsky, Noam (1969): „Quine’s empirical assumptions“, in: Davidson, Donald & Hintikka, Jaakko (Hrsg.): *Words and Objections. Essays on the Work of W. V. Quine*, Boston & Dordrecht, S. 53-68.
- Chomsky, Noam (2015): *The Minimalist Program. 20th Anniversary Edition*, Cambridge (Massachusetts) & London.
- Cohen, Ariel (2009): „Probability in Semantics“, in: *Language and Linguistics Compass* 3/1, S. 265-281.
- Coleman, Evelyn Scherabon (1965): „Zur Bestimmung und Klassifikation der Wortentlehnungen im Althochdeutschen“, in: *Zeitschrift für Deutsche Sprache. Fortführung der von Friedrich Kluge begründeten Zeitschrift für Deutsche Wortforschung. Band 21*, S. 69-83.
- Collins, Harry (2012): „Drei Arten impliziten Wissens“, in: Loenhoff, Jens (Hrsg.): *Implizites Wissen. Epistemologische und handlungstheoretische Perspektiven*, Weilerwist, S. 91-107.
- Corballis, Michael C. (2012): „The origins of language in manual gestures“, in: Tallerman, Maggie & Gibson, Kathleen R. (Hrsg.): *The Oxford Handbook of Language Evolution*, New York, S. 382-386.
- Cosmides, Leda & Tooby, John (1995a): „The Psychological Foundations of Culture“, in: Barkow, Jerome H. / Cosmides, Leda & Tooby, John (Hrsg.): *The Adapted Mind. Evolutionary Psychology and the Generation of Culture*, New York & Oxford, S. 19-136.
- Cosmides, Leda & Tooby, John (1995b): „Cognitive Adaptions for Social Exchange“, in: Barkow, Jerome H. / Cosmides, Leda & Tooby, John (Hrsg.): *The Adapted Mind. Evolutionary Psychology and the Generation of Culture*, New York & Oxford, S. 163-228.
- Croft, William & Cruse, David Alan (2004): *Cognitive Linguistics*, Cambridge.
- Cruse, David Allan (1986): *Lexical Semantics*, Cambridge u.a.
- Czicza, Dániel (2014): *Das es-Gesamtsystem im Neuhochdeutschen. Ein Beitrag zu Valenztheorie und Konstruktionsgrammatik*, Berlin & Boston.
- Dal, Ingerid (1967): „Über den i-Umlaut im Deutschen“, in: *Neuphilologische Mitteilungen* 68 (1), S. 47-67.
- Dawkins, Richard (²1989): *The Selfish Gene*, Oxford & New York.
- Dawkins, Richard (²1999): *The Extended Phenotype. The Long Reach of the Gene*, Oxford u.a.
- Decker, Eike Uwe (2016): *Die Wortbildungen zu (spätur)germanisch *ber- im Althochdeutschen. Ein Gliederungsversuch unter Berücksichtigung von Etymologie, Semantik und der formalen Entsprechungen in anderen germanischen Sprachen*, unveröffentlichte Examensarbeit (Wissenschaftliche Arbeit im Rahmen der ersten Staatsprüfung für das Lehramt an Gymnasien im Fach

- Deutsch), eingereicht und angenommen an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg.
- Dediu, Dan & Levinson, Stephen C. (2013): „On the antiquity of language. The reinterpretation of Neandertal linguistic capacities and its consequences“, in: *Frontiers in Psychology* 4 (397), S. 1-17.
- Delbrück, Berthold (1897): *Vergleichende Syntax der indogermanischen Sprachen. Zweiter Theil*, Straßburg.
- Deutscher, Guy (2000): *Syntactic Change in Akkadian. The Evolution of Sentential Complementation*, Oxford.
- Dietrich, Rainer & Gerwien, Johannes (32017): *Psycholinguistik. Eine Einführung*, Stuttgart.
- Diewald, Gabriele & Habermann, Mechthild (2005): „Die Entwicklung von werden + Infinitiv als Futurgrammem. Ein Beispiel für das Zusammenwirken von Grammatikalisierung, Sprachkontakt und soziokulturellen Faktoren“, in: Grootd, Sarah / Leuschner, Torsten & Mortelmans, Tanja (Hrsg.): *Grammatikalisierung im Deutschen*, Berlin u.a., S. 229-250.
- Dixon, Robert Malcolm Ward (1972): *The Dyrbal Language of North Queensland*, Cambridge.
- Dixon, Robert Malcolm Ward (1994): *Ergativity*, Cambridge.
- Dolgopolsky, Aharon (1998): *The Nostratic Macrofamily and Linguistic Palaeontology*, Cambridge.
- Dralle, Anette & Wirth, Christiane (2015): *PONS Großwörterbuch Französisch. Französisch-Deutsch. Deutsch-Französisch. Mit Online-Wörterbuch und E-Book. 300.000 Stichwörter und Wendungen*, Stuttgart.
- van Driem, George (2003): „The Language Organism. The Leiden theory of language“, in: Hajičová, Eva / Kotěšovcová, Anna & Mírovský, Jiří (Hrsg.): *Proceedings of the XVIIIth International Congress of Linguistics, Prague, July 24-29, Prag*, online abgerufen (Stand 15.11.2017, 16:02 MEZ: http://www.isw.unibe.ch/ueber_uns/e41180/e523709/e547026/2003h_ger.pdf).
- van Driem, George (2008): „The origin of language. Symbiosism and symbiommism“, in: Bengtson, John D. (Hrsg.): *In Hot Pursuit of Language in Prehistory. Essays in the four fields of anthropology. In honor of Harold Crane Fleming*, Amsterdam & Philadelphia, S. 381-400.
- van Driem, George (2015): „Symbiosism, Symbiomism and the perils of memetic management“, in: Delancey, Scott / Morey, Stephen & Post, Mark (Hrsg.): *Language and Culture in Northeast India and Beyond*, Canberra, S. 327-347.
- Dudenredaktion (Hrsg.) (161967): *Duden. Rechtschreibung der deutschen Sprache und der Fremdwörter. Der Große Duden. Band 1*, Mannheim u.a.

Anhang

- Dudenredaktion (Hrsg.) (¹⁷1973): *Duden. Rechtschreibung der deutschen Sprache und der Fremdwörter. Der Große Duden. Band 1*, Mannheim u.a.
- Dudenredaktion (Hrsg.) (⁴2010): *Duden. Das Bedeutungswörterbuch*, Mannheim u.a.
- Dudenredaktion (Hrsg.) (⁸2015): *Duden. Deutsches Universalwörterbuch*, Berlin.
- Dudenredaktion (Hrsg.) (²⁷2017): *Duden. Die deutsche Rechtschreibung. Das umfassende Standardwerk auf der Grundlage der amtlichen Regeln*, Berlin.
- Durkin, Philip (2014): *Borrowed Words. A History of Loanwords in English*, Oxford.
- Dürscheid, Christa (⁴2007): *Syntax. Grundlagen und Theorien*, Göttingen.
- Ebert, Robert Peter (1978): *Historische Syntax des Deutschen*, Stuttgart.
- Euler, Wolfram (2013): *Das Westgermanische. Von der Herausbildung im 3. bis zur Aufgliederung im 7. Jahrhundert – Analyse und Rekonstruktion*, Berlin & London.
- Euler, Wolfram (2016): *Sprachenvielfalt der Indogermania im Wandel der Geschichte. Sprachaufgliederung, Sprachwandel, Sprachbeeinflussung und Sprachkonvergenz*, Wien.
- Everett, Daniel Leonard (2005): „Cultural constraints on grammar and cognition in Pirahã. Another look at the design features of human language“, in: *Current Anthropology* 76 (4), S. 621-646.
- Everett, Daniel Leonard (2009): *Don't sleep, there are snakes. Life and Language in the Amazonian Jungle*, London.
- Fagen, Robert E. & Hall, Arthur David (1956): „Definition of System“, in: *General Systems* 1, S. 18-28.
- Fenn, Kimberly M. / Genter, Timothy Q. / Margoliash, Daniel & Nusbaum, Howard C. (2006): „Recursive syntactic pattern learning by songbirds“, in: *Nature* 440 (7088), S. 1204-1207.
- Fillmore, Charles John (1968): „The Case for Case“, in: Bach, Emmon & Harms, Robert T. (Hrsg.): *Universals in Linguistic Theory*, New York, S. 1-88.
- Fillmore, Charles John (1971): „Some Problems for Case Grammar“, in: O'Brien, Richard J. (Hrsg.): *Linguistics: Developments of the Sixties – Viewpoints of the Seventies*, Washington D.C., S. 35-56.
- Fitch, W. Tecumseh (2010): „‘Deep Homology’ in the Biology and Evolution of Language“, in: Boeckx, Cedric & Di Sciullo, Anna Maria (Hrsg.): *The Biolinguistic Enterprise. New Perspectives on the Evolution and Nature of the Human Language*, New York, S. 135-166.
- Fleischer, Jürg & Schallert, Oliver (2011): *Historische Syntax des Deutschen. Eine Einführung*, Tübingen.

- Foraker, Stephani / Khetarpal, Naveen / Perfors, Amy / Regier, Terry & Tenenbaum, Joshua (2009): „Indirect Evidence and the Poverty of the Stimulus: The Case of Anaphoric *One*“, in: *Cognitive Science* 33, S. 287-300.
- Freud, Sigmund (1925): „Notiz über den ‚Wunderblock‘“, in: *Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse* 11 (1), S. 1-5.
- Fricke, Harald (Hrsg.) (2000): *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte. Band II. H – O*, Berlin & New York.
- Frings, Theodor & Karg-Gasterstädt, Elisabeth (Hrsg.) (1968): *Althochdeutsches Wörterbuch. Band I: A und B*, Berlin.
- Fritz, Gerd (2006): *Historische Semantik*, Stuttgart & Weimar.
- Fuhrhop, Nanna & Peters, Jörg (2013): *Einführung in die Phonologie und Graphematik*, Stuttgart & Weimar.
- Galimberti Jarman, Beatriz & Russell, Roy (Hrsg.) (2008): *The Oxford Spanish Dictionary. Spanish-English. English-Spanish*, Oxford u.a.
- Gallée, Johan Hendrik (31993): *Altsächsische Grammatik*, Tübingen.
- Gardt, Andreas (2019): „Sprachsystem und Sprachgeschichtsschreibung (eine Bilanz)“, in: Bär, Jochen A. / Lobenstein-Reichmann, Anja & Riecke, Jörg (Hrsg.): *Handbuch Sprache in der Geschichte*.
- Gärtner, Kurt / Grubmüller, Klaus / Haustein, Jens & Stackmann, Karl (Hrsg.) (2016): *Mittelhochdeutsches Wörterbuch. Band 2. Doppellieferung 3/4. Lieferung 3: gevatere – grimmiclich. Lieferung 4: grimmigære – hanken*, Stuttgart.
- Gauger, Hans-Martin (1971): *Durchsichtige Wörter. Zur Theorie der Wortbildung*, Heidelberg.
- Gayral, Françoise / Kayser, Daniel & Pernelle, Nathalie (2001): „In Search of the Semantic Value of an Occurrence: An Example and a Framework“, in: Bunt, Harry / Muskens, Reinhard & Thijsse, Elias (Hrsg.): *Computing Meaning. Volume 2*, Dordrecht u.a., S. 53-69.
- Gerth, Bernhard & Kühner, Raphael (31904): *Ausführliche Grammatik der griechischen Sprache. Zweiter Teil: Satzlehre. Zweiter Band*, Hannover & Leipzig.
- Gévaudan, Paul (2007): *Typologie des lexikalischen Wandels. Bedeutungswandel, Wortbildung und Entlehnung am Beispiel der romanischen Sprachen. Mit einer Zusammenfassung in französischer Sprache*, Tübingen.
- Giacoma, Luisa & Kolb, Susanne (Hrsg.) (32014): *Il nuovo dizionario di tedesco. Dizionario tedesco-italiano, italiano-tedesco. Großwörterbuch deutsch-italienisch, italienisch-deutsch*, Bologna & Stuttgart.

- Gil, David (2009): „How much grammar does it take to sail a boat?“, in: Gil, David / Sampson, Geoffrey & Trudgil, Peter (Hrsg.): *Language Complexity as an Evolving Variable*, Oxford, S. 19-33.
- Gil, David / Sampson, Geoffrey & Trudgil, Peter (Hrsg.) (2009): *Language Complexity as an Evolving Variable*, Oxford.
- Glück, Helmut (Hrsg.) (42010): *Metzler Lexikon Sprache*, Stuttgart & Weimar.
- Goebel, Ulrich / Lobenstein-Reichmann, Anja & Reichmann, Oskar (2016): *Frühneuhochdeutsches Wörterbuch. Band 9. Lieferung 6. mindernis – münzschauber*, Berlin & Boston.
- Graw, Jochen (62015): *Genetik*, Berlin & Heidelberg.
- Greenbaum, Sidney (1996): *The Oxford English Grammar*, Oxford.
- Grewendorf, Günther (1989): *Ergativity in German*, Dordrecht & Providence.
- Grewendorf, Günther (2002): *Minimalistische Syntax*, Basel & Tübingen.
- Große, Rudolf (Hrsg.) (1985): *Althochdeutsches Wörterbuch. Band III: E und F*, Berlin.
- Große, Rudolf (Hrsg.) (2002): *Althochdeutsches Wörterbuch. Band IV: G - J*, Berlin.
- Härtl, Holden (2008): *Implizite Informationen. Sprachliche Ökonomie und interpretative Komplexität bei Verben*, Berlin.
- Haugen, Einar (1953): *The Norwegian Language in America. A Study in Bilingual Behavior. Vol. II. The American Dialects of Norwegian*, Philadelphia.
- Haugen, Einar (1976): *The Scandinavian Languages. An Introduction to their History*, London.
- Heine, Bernd & Kuteva, Tania (2005): *Language Contact and Grammatical Change*, Cambridge u.a.
- Hennings, Thordis (32012): *Einführung in das Mittelhochdeutsche*, Berlin u.a.
- Herrgen, Joachim & Schmidt, Jürgen Erich (2011): *Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung*, Berlin.
- Hirt, Herman (1931): *Handbuch des Urgermanischen. Band 1. Laut- und Akzentlehre*, Heidelberg.
- Höfler, Otto (1956): „Stammbaumtheorie, Wellentheorie, Entfaltungstheorie (Fortsetzung)“, in: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 78, S. 1-44.
- Hofmann, Dietrich & Popkema, Anne Tjerk (2008): *Altfriesisches Handwörterbuch*, Heidelberg.
- Hofmann, Dietrich & Ranke, Friedrich (51988): *Altnordisches Elementarbuch. Einführung, Grammatik, Texte (zum Teil mit Übersetzung) und Wörterbuch*, Berlin u.a.
- Hofmann, J. B. & Rubenbauer, Hans (121995): *Lateinische Grammatik*, Bamberg & München.

- Hofmannsthal, Hugo von (1950): *Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Prosa 1*, Frankfurt a.M.
- Höttsch, Otto & Penzler, Johannes (1907): *Fürst Bülow's Reden nebst urkundlichen Beiträgen zu seiner Politik. 1. Band. 1897-1903*, Berlin.
- Huber, Walter & Kummer, Werner (1974): *Transformationelle Syntax des Deutschen I*, München.
- Jacobson, Pauline (2014): *Compositional Semantics. An Introduction to the Syntax/Semantics Interface*, Oxford.
- Jakobson, Roman Osipovich (1960): „Closing Statement: Linguistics and Poetics“, in: Sebeok, Thomas Albert (Hrsg.): *Style in language*, Cambridge (Massachusetts), S. 350-377.
- Jäncke, Lutz (2013): *Lehrbuch Kognitive Neurowissenschaften*, Bern.
- Jarosch, Josef J. (1995): *Rekonstruktion und etymologisches Wörterbuch der germanischen starken Verben. Bd. I. A - E*, Weiden.
- Jenkins, Lyle (1979): „The Genetics of Language“, in: *Linguistics and Philosophy* 3, S. 105-119.
- Jeßing, Benedikt & Köhnen, Ralph (³2012): *Einführung in die Neuere deutsche Literaturwissenschaft*, Stuttgart & Weimar.
- Johnson, Mark & Lakoff, George (1980): *Metaphors We Live By*, Chicago & London.
- Jónsson, Baldur (1994): „Um orðið tölva“, in: Sigurðsson, Gísli (Hrsg.): *Sagnaþingi helguðu Jónasi Kristjánssyni sjötugum 10. apríl 1994. I*, Reykjavík, S. 33-44.
- Jurafsky, Dan (2003): „Probabilistic Modeling in Psycholinguistics: Linguistic Comprehension and Production“, in: Bod, Rens / Hay, Jennifer & Jannedy, Stefanie (Hrsg.): *Probabilistic Linguistics*, Cambridge (Massachusetts) & London, S. 39-95.
- Karimi, Yadgar (2012): „The Evolution of Ergativity in Iranian Languages“, in: *Acta Linguistica Asiatica* 2 (1), S. 23-43.
- Karlsson, Fred (²1995): *Finnische Grammatik. Autorisierte Übertragung aus dem Finnischen von Karl-Heinz Rabe*, Hamburg.
- Kary, Michael & Mahner, Martin (2001): „Information“, in: Sauermost, Rolf (Hrsg.): *Lexikon der Biologie. Bd. 7. H bis Kapitatum*, Heidelberg, S. 368-372.
- Kausen, Ernst (2013): *Die Sprachfamilien der Welt. Teil 1: Europas und Asien*, Hamburg.
- Kausen, Ernst (2014): *Die Sprachfamilien der Welt. Teil 2: Afrika – Indopazifik – Australien – Amerika*, Hamburg.
- Kemper, Börries (¹⁰2017): „Viren“, in: Fuchs, Georg (Hrsg.): *Allgemeine Mikrobiologie*, New York & Stuttgart, S. 112-139.

Anhang

- Keydana, Götz (1997): *Absolute Konstruktionen in altindogermanischen Sprachen*, Göttingen.
- Kilian, Ulrich & Weber, Christine (2000): *Lexikon der Physik in sechs Bänden. Fünfter Band. Sc bis Zz*, Berlin & Heidelberg.
- Kirby, Simon (2012): „Language is an adaptive system: the role of cultural evolution in the origins of structure“, in: Tallerman, Maggie & Gibson, Kathleen R. (Hrsg.): *The Oxford Handbook of Language Evolution*, New York, S. 589-604.
- Klein, Ernest (⁸2003): *A Comprehensive Etymological Dictionary of the English Language. Dealing with the origin of words and their sense development thus illustrating the history of civilization and culture*, Amsterdam u.a.
- Klein, Thomas B. (2000): *›Umlaut‹ in Optimality Theory. A comparative analysis of German and Chamorro*, Tübingen.
- Kleiner, Mathilde (1925): *Zur Entwicklung der Futur-Umschreibung werden mit Infinitiv*, Berkeley.
- Klenk, Ursula (2003): *Generative Syntax*, Tübingen.
- Kluge, Friedrich (²⁵2011): *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, Berlin.
- Köbler, Gerhard (1989): *Gotisches Wörterbuch*, Köln & Leiden.
- Koch, Peter & Oesterreicher, Wulf (1996): „Sprachwandel und expressive Mündlichkeit“, in: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 102, S. 64-96.
- Kogge, Werner (2012): „Empeiria. Vom Verlust der Erfahrungshaltigkeit des ‚Wissens‘ und vom Versuch, sie als ‚implizites Wissen‘ wiederzugewinnen“, in: Loenhoff, Jens (Hrsg.): *Implizites Wissen. Epistemologische und handlungstheoretische Perspektiven*, Weilerwist, S. 31-48.
- Köller, Wilhelm (2004): *Perspektivität und Sprache. Zur Struktur von Objektivierungsformen in Bildern, im Denken und in der Sprache*, Berlin.
- Köller, Wilhelm (2012): *Sinnbilder für Sprache. Metaphorische Alternativen zur begrifflichen Erschließung von Sprache*, Berlin & Boston.
- Kotin, Michail L. (2012): *Gotisch. Im (diachronischen und typologischen) Vergleich*, Heidelberg.
- Kowallik, Sabine (1993): „Zur Typologie französischer Lehnübersetzungen im Deutschen“, in: Dahmen, Wolfgang / Holtus, Günter / Kramer, Johannes / Metzeltin, Michael & Winkelmann, Otto (Hrsg.): *Das Französische in den deutschsprachigen Ländern. Romanistisches Kolloquium VII*, Tübingen, S. 18-24.

- Kroch, Anthony (1989): „Functional Grammar in the History of English Periphrastic *do*“, in: Fasold, Ralph W. & Schiffrin, Deborah (Hrsg.): *Language Change and Variation*, Philadelphia, S. 133-172.
- Kroonen, Guus (2013): *Etymological dictionary of Proto-Germanic*, Boston & Leiden.
- Krumbein, Wolfgang E. & Levit, George (1997): „Die Erde – ein Lebewesen?“, in: *Einblicke* 25, online abgerufen (Stand 15.11.2017, 12:49 MEZ: <http://www.presse.uni-oldenburg.de/f-aktuell/9714ebkr.htm>).
- Labov, William (1972): *Sociolinguistic Patterns*, Philadelphia.
- Labov, William (1994): *Principles of Linguistic Change. Volume 1: Internal Factors*, Cambridge (Massachusetts).
- Labov, William (2006): „A sociolinguistic perspective on sociophonetic research“, in: *Journal of Phonetics* 34, Cambridge (Massachusetts), S. 500-515.
- Laca, Brenda (1986): *Die Wortbildung als Grammatik des Wortschatzes. Untersuchungen zur spanischen Subjektnominalisierung*, Tübingen.
- Langacker, Ronald W. (1987): *Foundations of cognitive grammar. Volume 1. Theoretical Prerequisites*, Stanford (Kalifornien).
- Langenscheidt-Redaktion (Hrsg.) (2001): *Taschenwörterbuch Portugiesisch. Portugiesisch-Deutsch. Deutsch-Portugiesisch*, Berlin u.a.
- Langenscheidt-Redaktion (Hrsg.) (2003): *Prisma Handwörterbuch. Schwedisch-Deutsch*, Berlin u.a.
- Langenscheidt-Redaktion (Hrsg.) (2015): *Russisch. Russisch – Deutsch. Deutsch – Russisch*, München & Wien.
- Lappin, Shalom / Levine, Robert D. & Johnson, David E. (2001): „The Revolution Maximally Confused“, in: *Natural Language & Linguistic Theory* 19 (4), S. 901-919.
- Lass, Roger (1980): *On Explaining Language Change*, Cambridge.
- Lass, Roger (1994): *Old English. A historical linguistic companion*, Cambridge.
- Lehmann, Winfrid P. (1974): *Proto-Indo-European syntax*, Austin (Texas) & London.
- Lehnert, Martin (1990): *Altenglisches Elementarbuch. Einführung, Grammatik, Texte mit Übersetzung und Wörterbuch*, Berlin & New York.
- Leiss, Elisabeth (1985): „Zur Entstehung des neuhochdeutschen analytischen Futurs“, in: *Sprachwissenschaft* 10, S. 250-273.
- Leopold, Edda (2005): „Das Piotrowski-Gesetz“, in: Altmann, Gabriel / Köhler, Reinhard & Piotrowski, Rajmund G. (Hrsg.): *Quantitative Linguistik / Quantitative Linguistics. Ein internationales Handbuch / An International Handbook*, Berlin & New York, S. 627-633.

Anhang

- Levit, George & Scholz, Joachim (2002): „The biosphere as a morphoprocess and a new look at the concepts of organism and individuality“, in: *Senckenbergiana lethaea* 82 (1), S. 367-372.
- Lexer, Matthias (1878): *Mittelhochdeutsches Handwörterbuch. Dritter Band. VF – Z. Nachträge*, Leipzig.
- Lightfoot, David W. (1982): *The Language Lottery: Toward a Biology of Grammars*, Cambridge (Massachusetts).
- Link, Godehard (1979): *Montague-Grammatik. Die logischen Grundlagen*, München.
- Linke, Angelika / Nussbaumer, Markus & Portmann, Paul R. (52004): *Studienbuch Linguistik*, Tübingen.
- Lipka, Leonhard (1994): „Wortbildung, Metapher und Metonymie – Prozesse, Resultate und ihre Beschreibung“, in: Staib, Bruno (Hrsg.): *Wortbildungslehre*, Hamburg & Münster, S. 1-15.
- Lloyd, Albert Larry & Springer, Otto (Hrsg.) (1988): *Etymologisches Wörterbuch des Althochdeutschen. Bd. 1. a - bezzisto*, Göttingen.
- Lloyd, Seth (1997): „Universe as Quantum Computer. How decoherence leads to complexity“, in: *Complexity* 3 (1), S. 32-35.
- Loenhoff, Jens (2012): „Einleitung“, in: Loenhoff, Jens (Hrsg.): *Implizites Wissen. Epistemologische und handlungstheoretische Perspektiven*, Weilerwist, S. 7-30.
- Lorenz, Inge (1989): „Annäherung“, in: Matthias Bleyl (Hrsg.): *Joseph Beuys. Der erweiterte Kunstbegriff. Texte und Bilder zum Beuys-Block im Hessischen Landesmuseum Darmstadt*, Darmstadt, S. 13-18.
- Luhmann, Niklas (1987): *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*, Frankfurt a.M.
- Lühr, Rosemarie (Hrsg.) (1998): *Etymologisches Wörterbuch des Althochdeutschen. Bd. II. bî - ezso*, Göttingen.
- Lühr, Rosemarie (Hrsg.) (2017): *Etymologisches Wörterbuch des Althochdeutschen. Bd. VI. mâda – pûzza*, Göttingen.
- Luong, Minh-Thang / Manning, Christopher D. & Socher, Richard (2013): „Better Word Representations with Recursive Neural Networks for Morphology“, online abgerufen (Stand 12.09.2018, 19:44 MEZ: http://nlp.stanford.edu/~lmthang/data/papers/conll13_morpho.pdf).
- Lyons, John (1968): *Introduction to Theoretical Linguistics*, Cambridge.
- MacLarnon, Ann (2012): „The anatomical and physiological basis of human speech production: adaptations and exaptations“, in: Gibson, Kathleen R. & Tallerman, Maggie (Hrsg.): *The Oxford Handbook of Language Evolution*, New York, S. 224-238.

- Manning, Christopher D. (2003): „Probabilistic Syntax“, in: Bod, Rens / Hay, Jennifer & Jannedy, Stefanie (Hrsg.): *Probabilistic Linguistics*, Cambridge (Massachusetts) & London, S. 289-341.
- Manning, Christopher D. / Pennington, Jeffrey & Socher, Richard (2014): „GloVe: Global Vectors for Word Representation“, online abgerufen (Stand 13.09.2018, 14:10 MEZ: <https://nlp.stanford.edu/pubs/glove.pdf>).
- März, Christoph (2003): „Stabreim“, in: Müller, Jan-Dirk (Hrsg.): *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte. Band III. P-Z*, Berlin & New York, S. 489-491.
- Masser, Achim (Hrsg.) (1994): *Die lateinisch-althochdeutsche Tatianbilingue Stiftsbibliothek St. Gallen Cod. 56*, Göttingen.
- Maturana, Humberto Romesín & Varela, Francisco Javier (1987): *The tree of knowledge: The biological roots of human understanding*, Boston.
- Matzke, Brigitte & Römer, Christine (²2005): *Lexikologie des Deutschen. Eine Einführung*, Tübingen.
- Matzke, Brigitte & Römer, Christine (2010): *Der deutsche Wortschatz. Struktur, Regeln und Merkmale*, Tübingen.
- McGregor, William B. (2009): „Typology of Ergativity“, in: *Language and Linguistics Compass* 3/1, S. 480-508.
- McMahon, April M. S. & McMahon, Robert (1995): „Linguistics, Genetics and Archaeology: Internal and External Evidence in the Amerind Controversy“, in: *Transactions of the Philological Society* 93, S. 125-225.
- Meier-Brügger, Michael (⁹2010): *Indogermanische Sprachwissenschaft*, Berlin & New York.
- Mendel, Gregor (1866): *Versuche über Pflanzen-Hybride. Verhandlungen des naturforschenden Vereines, Bd. IV*, Brünn/Brno.
- Mendoza-Denton, Norma / Hay, Jennifer & Jannedy, Stefanie (2003): „Probabilistic Sociolinguistics: Beyond Variable Rules“, in: Bod, Rens / Hay, Jennifer & Jannedy, Stefanie (Hrsg.): *Probabilistic Linguistics*, Cambridge (Massachusetts) & London, S. 97-138.
- Meschede, Dieter (Hrsg.) (²⁴2010): *Gerthsen Physik*, Heidelberg u.a.
- Mirdehghan, Mahinnaz (2013): „Ergative Case & Agreement Marking: Similarities and Variations in Hindi/Urdu, Pashto and Balochi Languages“, in: *Dialectologia* 10, S. 59-86.
- Mitchell, Bruce & Robinson, Fred C. (⁷2007): *A Guide to Old English*, Oxford u.a.
- Montague, Richard (1970): „Universal Grammar“, in: *Theoria* 36, S. 373-398.
- Montague, Richard (1973): „The Proper Treatment of Quantification in Ordinary English“, in: Hintikka, Jaakko / Moravcsik, Julius M. E. & Suppes, Patrick

- (Hrsg.): *Approaches to Natural Language. Proceedings of the 1970 Stanford Workshop on Grammar and Semantics*, Dordrecht, S. 221-242.
- Moser, Hugo (1984): *Studien zur Deutschen Dichtung des Mittelalters und der Romantik*, Berlin.
- Müller, Gereon (2000): *Elemente der Optimalitätstheoretischen Syntax*, Tübingen.
- Müller, Horst M. (2003): „Neurobiologische Grundlagen der Sprachfähigkeit“, in: Deutsch, Werner / Herrmann, Theo & Rickheit, Gert (Hrsg.): *Psycholinguistik / Psycholinguistics. Ein internationales Handbuch / An International Handbook*, Berlin & New York, S. 57-80.
- Musil, Robert (1978): *Der Mann ohne Eigenschaften*, Reinbek.
- Newcomb, Simon (1903): „The Universe as an Organism“, in: *Science* 17 (421), S. 121-129.
- Nichols, Johanna (1993): „Ergativity and linguistic geography“, in: *Australian Journal of Linguistics* 13 (1), S. 39-89.
- Nichols, Johanna (2012): „Monogenesis or polygenesis: a single ancestral language for all humanity?“, in: Gibson, Kathleen R. & Tallerman, Maggie (Hrsg.): *The Oxford Handbook of Language Evolution*, New York, S. 558-572.
- Nielsen, Hans F. (1981): *Old English and the Continental Germanic Languages. A Survey of Morphological and Phonological Interrelations*, Innsbruck.
- Niyogi, Partha (2004): *The Computational Nature of Language Learning and Evolution*, Chicago.
- Noreen, Adolf (⁴1923): *Altnordische Grammatik I. Altisländische und altnorwegische Grammatik (Laut- und Flexionslehre) unter Berücksichtigung des Urnordischen*, Halle (Saale).
- van Norren, Donna I. (¹⁵1993): *Wolters' Handwoordenboek. Nederlands-Duits*, Groningen.
- Nübling, Damaris (2000): *Prinzipien der Irregularisierung. Eine kontrastive Analyse von zehn Verben in zehn germanischen Sprachen*, Tübingen.
- Nübling, Damaris & Schrambke, Renate (2004): „Silben- versus akzentsprachliche Züge in germanischen Sprachen und im Alemannischen“, in: Glaser, Elvira (Hrsg.): *Alemannisch im Sprachvergleich*, Stuttgart, S. 281-320.
- Nübling, Damaris / Dammel, Antje / Duke, Janet & Szczepaniak, Renata (2006): *Historische Sprachwissenschaft des Deutschen. Eine Einführung in die Prinzipien des Sprachwandels*, Tübingen.
- van Os, Charles (1989): *Aspekte der Intensivierung im Deutschen*, Tübingen.
- Pääbo, Svante / Alkan, Can / Briggs, Adrian W. / Derevianko, Anatoli P. / Durand, Eric Y. / Eichler, Evan E. / Fu, Qiaomei / Good, Jeffrey M. / Green, Richard E. / Hublin, Jean-Jacques / Johnson, Philip L. F. / Kelso, Janet / Kircher,

- Martin / Krause, Johannes / Li, Heng / Mallick, Swapan / Maricic, Tomislav / Marques-Bonet, Tomas / Meyer, Matthias / Patterson, Nick / Reich, David / Richards, Michael / Shunkov, Michael V. / Slatkin, Montgomery / Stenzel, Udo / Stoneking, Mark / Talamo, Sahra & Viola, Bence (2010): „Genetic history of an archaic hominin group from Denisova Cave in Siberia“, in: *Nature* 468, S. 1053-1060.
- Palm, Christine (²1997): *Phraseologie. Eine Einführung*, Tübingen.
- Paraschkewow, Boris D. (2004): *Wörter und Namen gleicher Herkunft und Struktur. Lexikon etymologischer Dubletten im Deutschen*, Berlin u.a.
- Partee, Barbara H. (2004): „Compositionality“, in: Partee, Barbara H. (Hrsg.): *Compositionality in Formal Semantics. Selected Papers by Barbara H. Partee*, Malden (Massachusetts), S. 153-181.
- Paul, Hermann (²⁵2007): *Mittelhochdeutsche Grammatik*, Tübingen.
- Penzl, Herbert (1969): *Geschichtliche deutsche Lautlehre*, München.
- Penzl, Herbert (1975): *Vom Urgermanischen zum Neuhochdeutschen. Eine historische Phonologie*, Berlin.
- Philippa, Marlies (Hrsg.) (²2004): *Etymologisch woordenboek van het Nederlands. A - E*, Amsterdam.
- Philippi, Jule (2008): *Einführung in die generative Grammatik*, Göttingen.
- Pierrehumbert, Janet B. (2003): „Probabilistic Phonology: Discrimination and Robustness“, in: Bod, Rens / Hay, Jennifer & Jannedy, Stefanie (Hrsg.): *Probabilistic Linguistics*, Cambridge (Massachusetts) & London, S. 177-228.
- Pinker, Steven (1984): „Visual cognition: An introduction“, in: *Cognition* 18 (1), S. 1-63.
- Platz-Schliebs, Anja / Claros, Emilia Merino / Müller, Natascha & Schmitz, Katrin (2012): *Einführung in die Romanische Sprachwissenschaft. Französisch, Italienisch, Spanisch*, Tübingen.
- Pokorny, Julius (1959): *Indogermanisches etymologisches Wörterbuch. Bd. I*, Bern & Tübingen.
- Pollick, Amy S. & de Waal, Frans B. M. (2012): „Gestures as the most flexible modality of primate communication“, in: Tallerman, Maggie & Gibson, Kathleen R. (Hrsg.): *The Oxford Handbook of Language Evolution*, New York, S. 82-89.
- Povh, Bogdan / Rith, Klaus / Rodejohann, Werner / Scholz, Christoph & Zetsche, Frank (Hrsg.) (⁸2009): *Teilchen und Kerne. Eine Einführung in die physikalischen Konzepte*, Berlin & Heidelberg.
- Quillian, M. Ross (1967): „Word concepts: A theory and simulation of some basic semantic capabilities“, in: *Behavioral Science* 12, S. 410-430.

- Quillian, M. Ross (1968): „Semantic memory“, in: Minsky, Marvin (Hrsg.): *Semantic Information Processing*, Cambridge (Massachusetts), S. 227-270.
- Quillian, M. Ross (1969): „The teachable language comprehender“, in: *Communications of the ACM* 12, S. 459-476.
- Reichmann, Oskar & Wegera, Klaus-Peter (1993): „Schreibung und Lautung“, in: Reichmann, Oskar & Wegera, Klaus-Peter (Hrsg.): *Frühneuhochdeutsche Grammatik*, Tübingen, S. 13-163.
- Rey, Alain (Hrsg.) (2001): *Le grand Robert de la langue française. Dictionnaire alphabétique et analogique de la langue française. Vol. 4. Inco - Orga*, Paris.
- Rey, Günter Daniel & Wender, Karl F. (2011): *Neuronale Netze. Eine Einführung in die Grundlagen, Anwendungen und Datenauswertung*, Bern.
- Rickheit, Gert / Sichelschmidt, Lorenz & Strohner, Hans (2002): *Psycholinguistik*, Tübingen.
- Riecke, Jörg (2016): *Geschichte der deutschen Sprache. Eine Einführung*, Stuttgart.
- Ringe, Donald A. (2006): *From Proto-Indo-European to Proto-Germanic. A Linguistic History of English. Volume 1*, Oxford u.a.
- Rolf, Eckard (2005): *Metaphertheorien. Typologie. Darstellung. Bibliographie*, Berlin & New York.
- Roth, Gerhard (1999): „Bewußtsein“, in: Sauermost, Rolf (Hrsg.): *Lexikon der Biologie. Bd. 2. Arktis bis Blast-Zellen*, Heidelberg, S. 345-348.
- Ruhlen, Merritt (1994): *The Origin of Language. Tracing the Evolution of the Mother Tongue*, New York u.a.
- Ruhlen, Merritt (1998): „The Origin of Na-Dene“, in: *Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America* 95 (23), S. 13994-13996.
- Rumsey, Alan (1987): „The Chimera of Proto-Indo-European Ergativity. Lessons for Historical Syntax“, in: *Lingua* 71, S. 297-318.
- Sakel, Jeanette & Stapert, Eugenie (2010): „Pirahã – in need of recursive syntax?“, in: van der Hulst, Harry (Hrsg.): *Recursion and Human Language*, Berlin u.a., S. 3-16.
- Saltveit, Laurits (1957): „Einige Bemerkungen zum deutschen Futur“, in: *Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur* 87, S. 213-228.
- Saltveit, Laurits (1962): *Studien zum deutschen Futur*, Bergen & Oslo.
- Sapir, Edward (1921): *Language. An Introduction to the Study of Speech*, New York.
- Sauermost, Rolf (Hrsg.) (1999): *Lexikon der Biologie. Bd. 2. Arktis bis Blast-Zellen*, Heidelberg.
- Sauermost, Rolf (Hrsg.) (2000): *Lexikon der Biologie. Bd. 4. Citation-Index bis Elefantenzahn*, Heidelberg.
- Sauermost, Rolf (Hrsg.) (2001): *Lexikon der Biologie. Bd. 6. Flocculus bis Gzhelian-Stufe*, Heidelberg.

- Sauermost, Rolf (Hrsg.) (2002a): *Lexikon der Biologie. Bd. 8. Kapkastanie bis Lynx*, Heidelberg.
- Sauermost, Rolf (Hrsg.) (2002b): *Lexikon der Biologie. Bd. 9. Lyolyse bis Nautococcus*, Heidelberg.
- Sauermost, Rolf (Hrsg.) (2003a): *Lexikon der Biologie. Bd. 11. Phallaceae bis Resistenzzüchtung*, Heidelberg.
- Sauermost, Rolf (Hrsg.) (2003b): *Lexikon der Biologie. Bd. 12. Resolvase bis Simvastatin*, Heidelberg.
- Sauermost, Rolf (Hrsg.) (2004a): *Lexikon der Biologie. Bd. 13. Sinalbin bis Tractus*, Heidelberg.
- Sauermost, Rolf (Hrsg.) (2004b): *Lexikon der Biologie. Bd. 14. Trade off bis Zythos*, Heidelberg.
- Šaumjan, Sebastian Konstantinovich (1971a): *Principles of Structural Linguistics. Translation by James Miller*, Den Haag & Paris.
- Šaumjan, Sebastian Konstantinovich (1971b): *Strukturelle Linguistik. Hrsg., übersetzt sowie mit einem Vor- und einem Nachwort versehen von Wolfgang Girke und Helmut Jachnow. Mit einem Schriftenverzeichnis des Verfassers*, München.
- de Saussure, Ferdinand (32001): *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*, Berlin & New York.
- Schedl, Sieglinde (1990): *Lautstand und Lautwandel in der sprachgeschichtlichen Forschung. Eine Untersuchung anhand der Großen Englischen Langvokalverschiebung*, Frankfurt a.M. u.a.
- von Schlegel, Friedrich (1808): *Ueber die Sprache und Weisheit der Indier: Ein Beitrag zur Begründung der Alterthumskunde, nebst metrischen Uebersetzungen indischer Gedichte*, Heidelberg.
- Schleicher, August (31873): *Die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft. Offenes Sendschreiben an Herrn Dr. Ernst Haeckel, o. Professor der Zoologie und Director des zoologischen Museums an der Universität Jena*, Weimar.
- Schmid, Hans-Jörg (1993): *Cottage & Co, idea, start vs. begin. Die Kategorisierung als Grundprinzip einer differenzierten Bedeutungsverschiebung*, Tübingen.
- Schmid, Hans Ulrich (2000): „Die Ausbildung des werden-Futurs“, in: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 57, S. 6-27.
- Schmid, Hans Ulrich (Hrsg.) (2015): *Althochdeutsches Wörterbuch. Bd. VI. M und N*, Berlin u.a.
- Schmid, Hans Ulrich (Hrsg.) (2016): *Althochdeutsches Wörterbuch. Bd. VII. O - R. 3/4 Lieferung*, Berlin u.a.

- Schmidt, Jürgen Erich (2010): „Language and space: The linguistic dynamics approach“, in: Schmidt, Jürgen Erich (Hrsg.): *Language and Space. An International Handbook of Linguistic Variation*, Berlin & New York, S. 201-225.
- Schöne, Albrecht (Hrsg.): *Johann Wolfgang Goethe. Faust. Texte*, Frankfurt a.M.
- Schrödinger, Erwin (1935a): „Die gegenwärtige Situation in der Quantenmechanik“ (1. Teil), in: *Die Naturwissenschaften* 23 (48), S. 807-812.
- Schrödinger, Erwin (1935b): „Die gegenwärtige Situation in der Quantenmechanik“ (2. Teil), in: *Die Naturwissenschaften* 23 (49), S. 824-828.
- Schrodt, Richard (2004): *Althochdeutsche Grammatik II. Syntax*, Tübingen.
- Schulz von Thun, Friedemann (⁴⁴2006): *Miteinander reden 1. Störungen und Klärungen. Allgemeine Psychologie der Kommunikation*, Reinbek.
- Schulze, Ursula (1993): „Minne“, in: Angermann, Norbert et. al. (Hrsg.): *Lexikon des Mittelalters VI. Lukasbilder bis Plantagenêt*, München & Zürich, S. 639-642.
- Schützeichel, Rudolf (²1976): *Die Grundlagen des westlichen Mitteldeutschen. Studien zur historischen Sprachgeographie*, Tübingen.
- Schützeichel, Rudolf (⁷2012): *Althochdeutsches Wörterbuch*, Berlin.
- Schwabl, Franz (⁷2007): *Quantenmechanik (QM I). Eine Einführung*, Berlin u.a.
- Schwarz, Monika (³2008): *Einführung in die Kognitive Linguistik*, Basel & Tübingen.
- Schwarz, Monika (⁶2014): „Semantik, das Fenster zum Geist“, in: Chur, Jeannette & Schwarz, Monika: *Semantik. Ein Arbeitsbuch*, Tübingen, S. 13-124.
- Schwarz-Friesel, Monika (²2013): *Sprache und Emotion*, Tübingen.
- Schweizer, Harro (1979): *Sprache und Systemtheorie. Zur modelltheoretischen Anwendung der kybernetischen Systemtheorie in der Linguistik*, Tübingen.
- Seebold, Elmar (1970): *Vergleichendes und etymologisches Wörterbuch der germanischen starken Verben*, Den Haag.
- Shinohara, Sara (2016): „Der konjunktionale Gebrauch von *auch* im Siebenbürgisch-Sächsischen“, in: Japanische Gesellschaft für Germanistik (Hrsg.): *Beiträge zur Dialektologie*, München, S. 58-75.
- Sigorskiy, Alexander A. (2015): „Evolution of ergativity in the Western Hindi“, in: *Lingua Posaniensis LVII* (2), S. 41-58.
- Simmons, Robert (1972): „Some semantic structures for representing English meanings“, in: Carroll, John B. & Freedle, Roy O. (Hrsg.): *Language Comprehension and the Acquisition of Knowledge*, Washington (D.C.), S. 71-97.
- Simmons, Robert (1973): „Semantic networks: Their computation and use for understanding English sentences“, in: Schank, Roger C. & Kenneth Mark Colby (Hrsg.): *Computer Models of Thought and Language*, San Francisco, S. 63-113.

- Smirnova, Elena (2007): „Rekonstruktion eines Grammatikalisierungsprozesses: Entwicklung der Konstruktion würde + Infinitiv zum Konjunktiv II-Grammem“, in: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik LXXIV-1*, S. 20-37.
- Sokolowsky, Rudolf (1906): *Der altdeutsche Minnesang im Zeitalter der deutschen Klassiker und Romantiker*, Dortmund.
- Sperber, Dan & Wilson, Deirdre (1986): „Loose Talk“, in: *Proceedings of the Aristotelian Society, New Series 86*, S. 153-171.
- Speyer, Augustin (2007): *Germanische Sprachen. Ein historischer Vergleich. Mit 10 Abbildungen und 12 Tabellen*, Göttingen.
- Springer, Matthias (²2006): „Völkerwanderung“, in: Beck, Heinrich / Geuenich, Dieter & Steuer, Heiko (Hrsg.): *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde. Band 32. Vā - Vulgarrecht*, Berlin & New York, S. 509-517.
- Stetter, Christian (2012): „Implizites Sprachwissen. Zum linguistischen Konzept der Sprachkompetenz“, in: Loenhoff, Jens (Hrsg.): *Implizites Wissen. Epistemologische und handlungstheoretische Perspektiven*, Weilerwist, S. 177-197.
- Stevenson, Angus (Hrsg.) (³2010): *Oxford Dictionary of English*, Oxford u.a.
- Stevenson, Angus & Waite, Maurice (Hrsg.) (¹²2011): *Concise Oxford English Dictionary*, New York.
- Strang, Barbara M. H. (1970): *A History of English*, Colchester & London.
- Stumpf, Sören (2015): „Phraseologie und Valenztheorie. Status quo, Forschungsprobleme und (korpusanalytische) Perspektiven“, in: *Yearbook of Phraseology 6 (1)*, S. 3-34.
- Szagon, Gisela (²2008): *Sprachentwicklung beim Kind*, Basel & Weinheim.
- Szczepaniak, Renata (2007): *Der phonologisch-typologische Wandel des Deutschen von einer Silben- zu einer Wortsprache*, Berlin.
- Szczepaniak, Renata (²2011): *Grammatikalisierung im Deutschen. Eine Einführung*, Tübingen.
- Tannen, Deborah (1990): *You just don't understand. Women and Men in Conversation*, New York.
- Thumb, Albert (³1959): *Handbuch des Sanskrit. Mit Texten und Glossar. Eine Einführung in das sprachwissenschaftliche Studium des Altindischen. II. Teil: Formenlehre*, Heidelberg.
- Tiefenbach, Heinrich (2010): *Altsächsisches Handwörterbuch. A concise old Saxon dictionary*, Berlin.
- Tomasello, Michael (1999): *The cultural origins of human cognition*, Cambridge (Massachusetts).
- Tomasello, Michael (2001): „Perceiving intentions and learning words in the second year of life“, in: Bowerman, Melissa & Levinson, Stephen C. (Hrsg.):

- Language acquisition and conceptual development*, Cambridge u.a., S. 132-158.
- Uhlenbeck, Christianus C. (1901): „Agens und Patiens im Kasussystem der indogermanischen Sprachen“, in: *Indogermanische Forschungen* 12, S. 170f.
- Ullmann, Stephen (²1964): *Semantics. An Introduction to the Science of Meaning*, Oxford.
- de Vaan, Michiel (2008): *Etymological Dictionary of Latin and the other Italic Languages*, Boston & Leiden.
- Villar, Francisco (1984): „Ergativity and animate/inanimate gender in Indo-European“, in: *Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung*, 97. Bd., 2. H., S. 167-196.
- Watt, William C. (1979): „Against Evolution (an Addendum to Sampson and Jenkins)“, in: *Linguistics and Philosophy* 3, S. 121-137.
- Weigel, Sigrid (2006): *Genea-Logik. Generation, Tradition und Evolution zwischen Kultur- und Naturwissenschaften*, München.
- Weinhold, Karl (1883): *Mittelhochdeutsche Grammatik*, Breslau.
- Wells, Christopher J. (1990): *Deutsch: eine Sprachgeschichte bis 1945*, Tübingen.
- Wells, John C. (1990): *Althochdeutsches Glossenwörterbuch. Einschließlich des von Prof. Dr. Taylor Starck begonnenen Glossenindexes*, Heidelberg.
- Westvik, Olaf Jansen (2000): „Über Herkunft und Geschichte des werden-Futurs. Eine Auseinandersetzung mit neuerer und neuester Forschung“, in: Richter, Gerd & Riecke, Jörg (Hrsg.): *Raum, Zeit, Medium – Sprache und ihre Determinanten. Festschrift für Hans Ramge zum 60. Geburtstag*, Darmstadt, S. 235-261.
- Wettler, Manfred (1980): *Sprache. Gedächtnis. Verstehen*, Berlin & New York.
- Whorf, Benjamin Lee (²⁵2008): „Linguistische Betrachtungen über das Denken in primitiven Gemeinschaften“, in: Krausser, Peter (Hrsg.): *Sprache – Denken – Wirklichkeit. Beiträge zur Metalinguistik und Sprachphilosophie*, Reinbek, S. 110-132.
- Whorf, Benjamin Lee (²2012): „Science and Linguistics (1940)“, in: Carroll, John B. / Lee, Penny & Levinson, Stephen C. (Hrsg.): *Language, Thought, and Reality. Selected Writings of Benjamin Lee Whorf*, Cambridge (Massachusetts) & London, S. 265-280.
- Wilmanns, Wilhelm (1906): *Deutsche Grammatik. Gotisch, Alt-, Mittel- und Neuhochdeutsch. Dritte Abteilung: Flexion. 1. Hälfte: Verbum*, Straßburg.
- Wuketits, Franz M. (2000): „Denken“, in: Sauermost, Rolf (Hrsg.): *Lexikon der Biologie. Bd. 4. Citation-Index bis Elefantenzahn*, Heidelberg, S. 215-217.
- Zifonun, Gisela / Hoffmann, Ludger & Strecker, Bruno (Hrsg.) (1997a): *Grammatik der deutschen Sprache. Band 1*, Berlin u.a.

- Zifonun, Gisela / Hoffmann, Ludger & Strecker, Bruno (Hrsg.) (1997b): *Grammatik der deutschen Sprache. Band 2*, Berlin u.a.
- Zifonun, Gisela / Hoffmann, Ludger & Strecker, Bruno (Hrsg.) (1997c): *Grammatik der deutschen Sprache. Band 3*, Berlin u.a.
- Zoëga, Geir T. (2004): *A Concise Dictionary of Old Icelandic*, Toronto u.a.
- Zuraw, Kie (2003): „Probability in Language Change“, in: Bod, Rens / Hay, Jennifer & Jannedy, Stefanie (Hrsg.): *Probabilistic Linguistics*, Cambridge (Massachusetts) & London, S. 139-176.
- Zwahr, Annette (Hrsg.) (²¹2006a): *Brockhaus-Enzyklopädie. In 30 Bänden. Band 3. Ausw-Bhar*, Leipzig & Mannheim.
- Zwahr, Annette (Hrsg.) (²¹2006b): *Brockhaus-Enzyklopädie. In 30 Bänden. Band 4. Bhas-Buch*, Leipzig & Mannheim.
- Zwahr, Annette (Hrsg.) (²¹2006c): *Brockhaus-Enzyklopädie. In 30 Bänden. Band 5. Buci-Come*, Leipzig & Mannheim.
- Zwahr, Annette (Hrsg.) (²¹2006d): *Brockhaus-Enzyklopädie. In 30 Bänden. Band 6. Comf-Diet*, Leipzig & Mannheim.
- Zwahr, Annette (Hrsg.) (²¹2006e): *Brockhaus-Enzyklopädie. In 30 Bänden. Band 10. Fries-Glar*, Leipzig & Mannheim.
- Zwahr, Annette (Hrsg.) (²¹2006f): *Brockhaus-Enzyklopädie. In 30 Bänden. Band 25. Sele-Spos*, Leipzig & Mannheim.
- Zwahr, Annette (Hrsg.) (²¹2006g): *Brockhaus-Enzyklopädie. In 30 Bänden. Band 29. Verti-Wety*, Leipzig & Mannheim.

»Recessive« Information in Language –

A Probabilistic Information Model as the Basis
of Informational Linguistics and Systems Linguistics

Die Arbeit stellt ein Sprachmodell vor, das auf informations- und systemtheoretischen Analysen fußt. Sprache wird als informationsverarbeitendes System begriffen, dessen Elemente in gewichteter Relation zueinander stehen. Die Relationen sind, insbesondere im Austausch des Systems mit seiner Umwelt, veränderlich und erlauben es, sprachliche Äußerungen wahrscheinlichkeitstheoretisch zu bestimmen bzw. vorherzusagen. Insofern lässt sich auf Grundlage des Modells Sprache darstellen und neue Sprachtechnologie entwickeln, wobei eine Unterscheidung wahrgenommener Information (»sprachlicher Phänotyp«) und nicht wahrgenommener Information (»rezessive Information«) Flexibilität und Erfolg verspricht.



UNIVERSITÄT
HEIDELBERG
ZUKUNFT
SEIT 1386

ISBN 978-3-948083-22-9



9 783948 083229